# *Nord und Süd*

Paul Lindau, Ludwig Stein

Digitized by Google

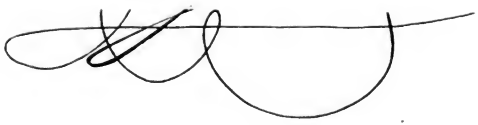
~~LK 1029 A. 17~~
B. Per.

Digitized by Google

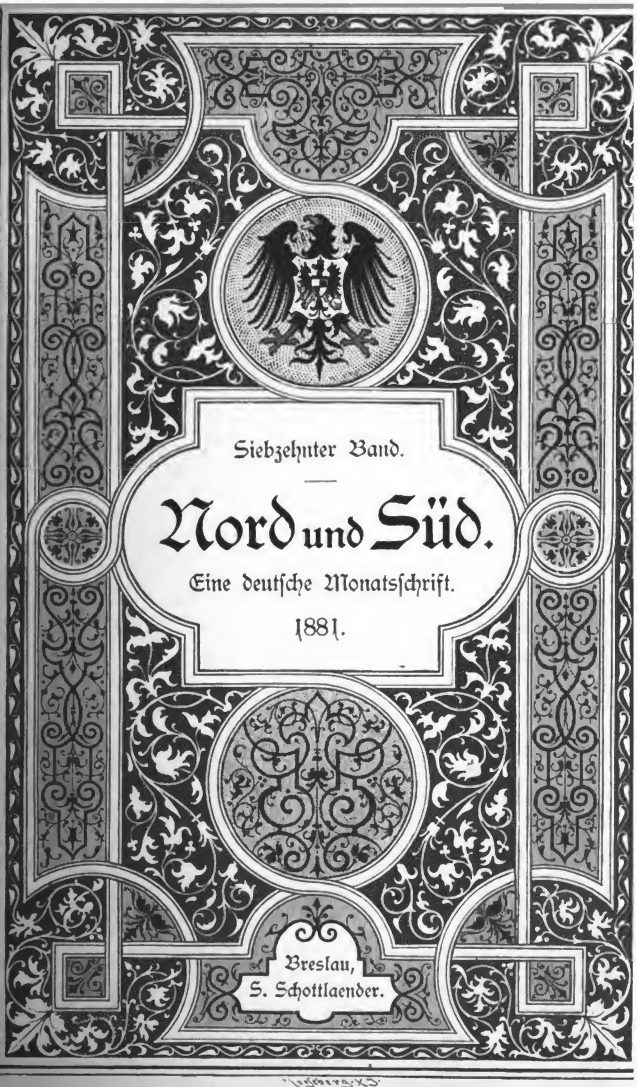
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google


Siebzehnter Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1881.
Breslau,
S. Schottlaender.

Digitized by Google

# Nord und Süd.

## Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

**Paul Lindau.**

Siebzehnter Band.

(Mit den Porträts von Kaiser Wilhelm, Paul Meyerheim und Felix Dahn.)

Breslau 1881.

Verlag von S. Schottlaender.

Digitized by Google

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
- 5 JUL 1968
OF OXFORD
LIBRARY

Digitized by Google

# Inhalt des 17. Bandes.

## April — Mai — Juni.

## 1881.


Seite

**L. Anzengruber** in Wien.
Der Einsam'. Erzählung. ..... 141

**Adolf Boetticher** in Berlin.
Die Stadt des Tantalos ..... 96

**Heinrich Breitinger** in Zürich.
Der heutige Roman Italiens ..... 175

**Moritz Carriere** in München.
Calderons Arzt seiner Ehre und Shakespeares Othello. ..... 235

**Felix Dahn** in Königsberg.
Gedicht zu einem Bilde Kaiser Wilhelms ..... 1
Mit dem Porträt Kaiser Wilhelms. Radirung von D. Raab in München.
Friedrich Rückert (mit ungedruckten Briefen und Versen des Dichters) 306
Mit dem Porträt Felix Dahns. Radirung von W. Rohr in München.

**Kuno Fischer** in Heidelberg.
Die hundertjährige Gedächtnißfeier der „Kritik der reinen Vernunft" 320

**C. Freiherr v. d. Goltz** in Berlin.
Skizzen aus der Kriegführung der Gegenwart ..... 81

**Franz von Holtzendorff** in München.
Socialpolitische Reiseskizzen aus Schottland. V., VI. u. VII. (Schluß) 104. 253


Digitized by Google

R. von Jhering in Göttingen. Seite
Die Sitte im Munde der Sprache ..... 67
Karl Koberstein in Dresden.
Der Dichter des Frühlings ..... 48
Ludwig Leistner in München.
Der geraubte Spielmann. Novelle ..... 275
Paul Lindau in Berlin.
Richard Wagners „Ring des Nibelungen" in Berlin ..... 365
Ludwig Pietsch in Berlin.
Paul Meyerheim ..... 198
Mit dem Porträt Paul Meyerheims. Radirung von W. Krauskopf in München.
Otto Roquette in Darmstadt.
Der Dachreiter. Novelle ..... 4
Naturstimmen ..... 357
R. Schoener in Rom.
Die neue Pompeji-Forschung ..... 212. 337
Karl Stieler in München.
Ludwig der Baier. Eine Jagdfahrt im Ammergau ..... 226
Bibliographie ..... 124. 265. 396

Digitized by Google

# Nord und Süd.

## Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

**Paul Lindau.**

XVII. Band. — April 1881. — 49. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Kaiser Wilhelm.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Digitized by Google

# Zu einem Bilde Kaiser Wilhelms.

Ja, das ist unsres ehrfurchtwürd'gen Kaisers,
Ist unsres „Barbablanca" theures Antlitz. — —

Wohl mag der Fremdling bei dem Anblick fragen:
„Wie? — Diese Züge, mild und väterlich,
Sie sind des fürchterlich Gewaffneten,
Des Kämpfers Bild, den zwanzig Siegesschlachten
Erwiesen als Europas stärksten Mann?
Des Recken, der in blitzgeschwinden Schlägen,
Als trüg' er Donars Hammer in der Hand,
Der niemals fehlt und stets zur Faust zurückfliegt,
Das kriegsgewalt'ge Frankreich niederwarf
Vom Wasgen-Wald bis an den Ocean?
Des Schrecklichen, auf dessen Machtgebot
Der Erdball zittert unter ehrnem Schritt
Zehnhunderttausend reisiger Germanen?"

Der ist es, Fremdling: — — doch ein Andrer noch,
Den ihr nicht kennt, wie wir ihn, segnend, kennen:



Digitized by Google

Das iſt der Sohn der Königin Louiſe,
Der Dulderin, der ihres Volkes Weh
Das edle Herz zerknickte: — jener Frau,
Die wir gleich einer Schutzgöttin verehren.
Das iſt der Bruder, welcher einfach, ſchlicht,
Ein Mann war in ſehr männerarmer Zeit,
Nicht eitel träumte, doch auch nicht verzagte,
Und ſeine Pflicht that, treu wie ein Soldat. — —

Der, als des Herrſchers höchſtes Glück ihm ward,
Erleſne Diener, unvergleichliche,
Für Rath und Schlacht in ſeinem Volk zu finden,
Dies Glück verdiente, weil er ſie erkannt
Und dicht an ſeinen Thron berufen hat,
Sich ihres Ruhmes freuend, ohne Neid. — —

Das iſt der Fürſt, den, als der Gott des Siegs
Mit unerhörtem Lorber ihm das Haupt
Faſt überwält'gend krönte, doch der Duft,
Der höchſt gefährliche, dämoniſche,
Der jenem Blatt entſtrömet, nicht berauſcht hat,
Der friedlicher nach jedem Siege ward,
Und der das ſtärkſte Kaiſerſchwert der Welt
Zum Schutz des Friedens nur gegürtet trägt. —

Berauſcht hat ihn auch nicht des Volkes Jubel,
Das er aus ſiebenhundertjähr'ger Schmach,
Aus ſeiner Zwietracht Elend und Verzweiflung
Erlöſt hat und vereint: er blieb beſcheiden:
In kindlich-frommem Sinn, den auch die Männer
Die ihn nicht theilen können, ernſt verehren,
Gab er die Ehre ſeiner Siege: Gott. — —

Jedoch das Rührendſte — noch nannt' ich's nicht,
Darum ſo warm dies Angeſicht wir lieben. — —

Digitized by Google

Wie würde Mancher, der nicht Krone trägt,
In Haß, nein: in Verachtung längst der Menschen
Versteinert sein, nur stolz der Pflicht noch dienend,
Doch alle Liebe tödtend in der Brust,
Der nur den kleinsten Theil der Niedertracht,
Des Undanks und der mörderischen Bosheit
An sich erfahren, welche dieses Haupt
Seit vier Jahrzehnten wechselvoll erlitt:

Wer dürft' ihn schelten, hätte kalter Ekel
Ihn längst erfaßt an allem Menschlichen? — —

Nun schau' es an, dies Antlitz voller Güte,
Die menschen-freund'ge Milde dieses Blicks! — —

Entweiht hat Schmeichelei gar oft den Namen,
Den heiligsten, den Menschenlippen sprechen,
Den Vater-Namen, Fürst und Volk belügend:
Doch jener Greis mit seinem warmen Herzen
Für dieses Volk voll Undanks und voll Thorheit, —
Dem Vater gleicht er, der der Söhne Schuld
Mit ungeschwächter Lieb' und Treue lohnt. — —

Dies ist das Bildniß unsrers Vaters Wilhelm:
Du weißt nun, Fremdling, wie wir ihn verehren: —
Es hat kein ander' Volk ein gleiches Haupt. — —

**Felix Dahn.**

TAYLOR INST. OXFORD

Digitized by Google

# Der Dachreiter.

Novelle

von

**Otto Roquette.**

— Darmstadt. —

Das Gewitter, welches langsam herangedroht hatte, begann sich über den Bergen zu entladen. Gewaltige Windwogen fuhren durch die Wipfel des Waldes, und den ersten großen Tropfen folgte der prasselnde Regenschauer. Die beiden jungen Mädchen, welche, am Waldesabhang mit Blumensammeln und eifrigem Gespräch beschäftigt, das Wetter nicht beobachtet hatten, fuhren überrascht auf und blickten halb erschreckt, halb rathlos lachend um sich. Sie waren zu weit vom Herrenhause und vom Dorfe entfernt, um auf baldigen Schutz vor dem Regen hoffen zu können.

„Was fangen wir an?“ rief die größere und schlankere von Beiden. „Und wo ist Karl?“

„Hinauf in die Felsenhöhle! Geschwind!“ entgegnete die Andre. „Hier, Hildegart! Es geht steil hinauf, aber wir finden dort ein Unterkommen“.

„Nicht ohne Karl!“ wendete Hildegart beängstigt ein. „Wo ist er denn nur? Der Knabe darf nicht naß werden! Was wird die Tante sagen, wenn ich ihn durchnäßt nach Hause bringe?“

„Da ist nun nicht mehr zu helfen“, sagte die Freundin halb belustigt. „Laß uns rufen!“ Mit vereinten Kräften ließen die Mädchen den Namen des Knaben erschallen, und nach einer Weile erhielten sie Antwort, noch ziemlich aus der Tiefe des engen Mühlenthals, durch welches der Bach rauschte.

„So weit entfernt! Und wer weiß, was ihm zugestoßen ist; Rosa, steige Du allein hinauf, ich eile hinunter, nach Karl zu suchen“.

„Aber wie kann man um den Jungen so ängstlich sein?“ entgegnete Rosa. „Komm nur, komm! Wir rufen unterwegs weiter nach ihm, und da er uns hört, wird er uns schon nachkommen“.

Digitized by Google

Sie lockte die Freundin, welche öfter stehen blieb, nach sich, und bald wurde auch der Knabe sichtbar, welcher, den Arm voll gelber Wasserlilien, die er vom Bache geholt, hastig heraufkletterte. Sie waren auf dem breiteren Wege angelangt, der sich in der halben Höhe des Berges entlang zog, und setzten sich in Geschwindlauf nach der nicht mehr entfernten Felsenhöhle. Als sie sich hier geborgen fühlten und Athem schöpften, brach Rosa in ein schallendes Gelächter aus, in welches Karl einstimmte. Er war bis an die Kniee schwarz vom Sumpfwasser, und die feine leinene Sommerkleidung triefte von Regen. Hildegart aber betrachtete ihn mit besorgten Augen.

„Wenn Du Dich nur nicht erkältet hast, Karl!“ sagte sie. „Du bist naß bis auf die Haut“.

Der Knabe aber, welcher in der That sehr zart und schmalwangig aussah, richtete seine großen Augen fast zornig auf die Schwester und rief in heftigem Tone:

„Immer ich, und immer ich! Ihr Beide seid eben so naß; Du aber bist, wenn Du es der Tante nachthust, eben so unausstehlich wie die!“

Hildegart wollte mit einem Vorwurf entgegnen, aber der Schreck erstickte das Wort auf ihren Lippen, denn ein Donnerschlag machte das Gebirg so gewaltig erdröhnen, daß selbst die muthigere Freundin hastig tiefer in die Höhle zurück floh.

Diese Höhle, von der Natur selbst durch massig über einander gelagerte Felsstücke gebildet, über welchen sich die schönsten Buchenstämme erhoben, gehörte zu dem weitgedehnten Park der Gutsherrschaft. Vor hundert Jahren hatte man ihr eine mehr künstlerische Aufmerksamkeit geschenkt und sie mit steinernen Bänken um einen Steintisch ausgestattet. Aber wie alle diese Anlagen in der letzten Zeit nicht mehr so sorgfältig wie früher behandelt wurden, gestattete man der Natur sich hier ihr Recht wieder zu nehmen. So war der Eingang zur Höhle von unten und oben durch Gestrüpp etwas verwachsen, was freilich einen mehr malerischen Anblick bot als die einstige Abglättung der Wände.

Da nun dieses Asyl wohl eine halbe Stunde weit vom Herrenhause entfernt lag, so konnten die drei jungen Flüchtlinge in der Höhle überlegen, wie und wann sie wohl zu Hause wieder anlangen würden. Denn das Wetter tobte immer heftiger, und der Regen goß in Fluthen nieder. Rosa wollte keine Bangigkeit aufkommen lassen und trieb Possen mit Karl, Hildegart aber stand in der Nähe des Ausgangs und beobachtete, wie das Wasser auf dem Waldwege wie ein Sturzbach hinunter floß; sie malte sich in Gedanken aus, wie geängstigt die Tante sein mochte, welche sie und den Knaben draußen wußte; sie dachte an den Empfang, der ihr selbst bei der Heimkehr bereitet sein würde — denn sie kannte die leidenschaftliche Gemüthsart der Tante. Da war es ihr, als vernähme sie Männerstimmen. Auch die beiden Andern wurden aufmerksam, denn mit lauter, fast athemloser Stimme ertönten die Worte: „Nur hier her! Gleich sind wir da“.

„Es kommen noch mehr Gäste“, sagte Rosa. „Nun, wer wird uns da beschеert sein?“

Hildegart trat zurück, aber dennoch wäre sie fast umgerissen worden, denn zwei Männer stürzten sich im Sturmlauf in den Eingang, sich schüttelnd vor Nässe

Digitized by Google

und zugleich überrascht, hier schon einige Asylberechtigte vorzufinden. Die drei Jüngeren aber, obgleich im ersten Augenblick erschreckt durch den wilden Ansturm der Männer, blickten wenigstens auf Einen derselben schon beruhigter, sogar mit dem Verständniß einer gewissen Komik dieser Begegnung.

„Ach Herr Pfarrer, Herr Pfarrer! Wie sehen wir aus!“ sagte Rosa, die Hände zusammenschlagend. „Ja, Dich vorwiegend meine ich, Bruder Lebrecht! Ist das gute Lebensart, sich so vor Damen zu präsentiren?“

Der Pfarrer zog seinen triefenden Hut mit einer Armbewegung, welche weniger auf Anmuth, als auf ein kräftiges Ausschwenken desselben berechnet war, wobei seiner spottenden Schwester einige Tropfen zur Strafe zugedacht wurden, und verneigte sich vor Hildegart mit den Worten: „Erscheine ich an dieser Zufluchtsstätte nicht gesellschaftsmäßig, mein gnädiges Fräulein, so hat es der liebe Gott mit seinem Wolkenwetter eben gewollt, und ich danke ihm, daß er wenigstens Ihnen einen Schutz gewährt hat. Der stachlichen wilden Rose da hätte ich aber wohl gewünscht, daß sie etwas mehr in die Patsche gerathen wäre“.

Die Schwester hob drohend den Finger. „Du, Du!“ rief sie, „Rede nicht wider Pflicht und Beruf! Denke lieber nach, wie Du die verirrten Schäflein wieder in's Trockene bringst“.

„Da wird Abwarten für's Erste das Beste sein. Es reguet noch ziemlich stark“, entgegnete der Pfarrer, indem er sich umwandte. „Ah, ich vergaß —!“ fuhr er fort, da er den jungen Mann erblickte, der in der Entfernung stehen geblieben war. „Herr Hartmuth —“ so stellte er ihn den Damen vor. „Unsere Bekanntschaft ist noch nicht eine ganze Stunde alt. Auch nicht im Feuer erprobt, aber dafür von Fluthen des Himmels eingeweiht. Möge die Weihe uns bleiben, auch wenn wir wieder trocken sind!“

Die gute Laune des jungen Pfarrers theilte sich den Uebrigen mit. Der Fremde verneigte sich mit Anstand, fand aber kaum Veranlassung, sich an der Unterhaltung zu betheiligen. Doch bekannte er, daß er zum Erstenmal in dieser Gegend sei, und zwar seit gestern, bei seinen Verwandten in der Steinmühle. Während der Pfarrer einige Fragen an Hildegart that über das Befinden der Bewohner des Herrenhauses und was sonst im Augenblick mit leichter Art berührt werden konnte, widmete Rosa der neuen Bekanntschaft einige Aufmerksamkeit. Daß der hochgewachsene, schlanke junge Mann ein Verwandter des Müllers Raimund sein sollte, kam ihr etwas befremdlich vor. Zwar gaben sich die Raimunds als sehr wohlhabende Leute; die Töchter waren in einer städtischen Pension gewesen und spielten Clavier; der Sohn zwar kein musikalisches Instrument, aber dafür den eleganten Herrn und hielt sein eigenes Reitpferd. Dennoch schien ein großer Abstand zwischen der Familie des Mühlenbesitzers und dem Fremden. Er sprach das reinste Hochdeutsch und zeigte, auch ohne noch viel gesprochen zu haben, in Ausdruck, Bewegung, Haltung, die Form und den Ton der guten Gesellschaft, Rosa glaubte sogar noch etwas Besonderes, fast Vornehmes in seiner Art und Weise zu entdecken. Denn die Gesellschaft kannte sie auch. Sie war kein Landkind, sondern lebte bei ihren Eltern in einer großen Stadt

Digitized by Google

und brachte nur ein paar Sommermonate bei ihrem Bruder im Landpfarrhause zu. Da Herr Hartmuth in Jägerkleidung ging, sogar die Flinte über der Schulter trug, that Rosa eine Frage über das Waidwerk und ersah aus der Antwort, daß sie es nicht mit einem Jäger, wie sie deren aus der benachbarten Försterei kennen gelernt, zu thun hatte, sondern mit einem studirten und gebildeten jungen Manne. Gleichwohl ließ sich ein Gespräch nicht recht mit ihm führen, da sie ihm gegenüber, der sehr zurückhaltend, ja beinahe ablehnend blieb, nicht unbescheiden sein mochte.

„Die Sonne scheint!“ rief Karl, und sprang in's Freie. Aber nur auf einen Moment, denn ein neuer Regenguß trieb ihn wieder in die Höhle. Das Gewitter war jedoch vorüber, nur leichte Schauer folgten noch als Nachzügler. Da die jungen Mädchen nicht wagen durften, mit ihrem leichten Schuhwerk den Heimweg zu Fuße anzutreten, mußte man einen Wagen holen lassen. Als der Pfarrer diesen Vorschlag machte, sah Hildegart den Fremden plötzlich schärfer an, so daß dieser stutzte und in Verwirrung zu gerathen schien.

„Ich übernehme die Besorgung des Wagens selbst“, sagte der Pfarrer, „da man Herrn Hartmuth im Schlosse noch nicht kennt. Sie aber, junger Mann, bleiben wohl zum Ritterdienst bei den Damen hier. Mein Schwesterlein wird gleich sagen, es geschehe nur aus Eigennutz, wenn ich vorausgehe, dabei hübsch in Bewegung bleibe, und um so früher in trockene Kleider komme! Wenigstens denkt sie es, denn sie lächelt recht hämisch über das ganze Gesicht. Aber sie bedenke, daß ich Familienvater bin und für eine ganze Gemeinde gesund sein muß, also von einer Erkältung, oder auch nur von einem Schnupfen, den ich habe oder nicht habe, allerlei abhängt!“

Mit diesen Worten grüßte er und schritt hinaus.

„Ich habe nicht gewußt, daß der Herr Pfarrer Werner ein so scherzhafter Mann ist!“ sagte Hildegart. —

„Es ist auch nicht sein gewöhnlicher Ton“, entgegnete Rosa. „Er benutzt ihn aber als Mittel zum guten Zweck — nämlich wenn er Jemand ohne ernstlichen Grund sehr beängstigt sieht. Es gehört auch zur Seelsorge“. —

Der junge Mann richtete einen Seitenblick gegen Hildegart, welche in der That eine gewisse Befangenheit über die Folgen des kleinen Abenteuers nicht verläugnete. Plötzlich aber trafen sich die Augen Beider, und noch einmal fühlte er sich durch sie gleichsam einer Prüfung unterworfen, ja noch mehr, er wähnte sich in seinem Innersten ertappt, in einem Geheimniß ausgespäht, welches er doch bewahrt wissen wollte. Erschreckt, unwillig über sich selbst, wendete er sich ab und schien innerlich beschäftigt.

Da nun bis zur Ankunft des Wagens geraume Zeit vergehen konnte, mußte man auf Unterhaltung denken. Aber, da der Fremde wenig Anknüpfungspunkte hatte, und es ihm um oberflächliche Dinge nicht zu thun zu sein schien, war die Noth um das Gespräch nicht gering. Selbst Rosa wurde stiller, endlich fast verdrießlich über den zurückhaltenden Menschen. Die Mädchen flüsterten unter einander, Hartmuth trat in den Ausgang der Höhle und sah sich die triefenden

Digitized by Google

und in Sonnenschein glitzernden Bäume an. Wer hätte vermuthen können, daß die Gesellschaft zehn Minuten später in lebhafter Unterhaltung sein würde. Karl war es, der die Vermittelung brachte. Er näherte sich dem jungen Manne, that eine Knabenfrage, die dieser kundig beantwortete, und bald waren Beide auf dem Gebiet der Naturwissenschaft. Sie langten bei Büchern an. Hartmuth fand den dreizehnjährigen Knaben geistig weit über sein Alter hinaus vorgeschritten, und sein Antheil erwachte. Die Mädchen hörten überrascht zu, und bald blieben sie dem Gespräch nicht mehr fern. Man kam auf Literatur, auf Kunst, hatte die gleichen Werke gelesen, dieselben Gemälde gesehen — man wunderte sich fast, daß eine Stunde über diesem Austausch vergangen war.

Da kam hastigen Laufes ein Diener mit einem ganzen Arm voll Kleidungsstücken. Der Kutscher könne leider vor der Höhle nicht umwenden, meldete er, und so müßten die Damen sich entschließen, eine kleine Strecke zu Fuß zu gehen, Aber er brachte Gummischuhe, Mäntel, Tücher, Decken und für Karl einen ganzen Anzug, der auch für den Winter warm genug gewesen wäre.

Die Mädchen betrachteten lächelnd den Vorrath von Decken, und wählten, da die Julisonne wieder in voller Gluth schien, nur die zweckmäßigere Fußbekleidung, während Karl, dem es gegen die Ehre zu gehen schien, sich lebhaft gegen den Kleiderwechsel sträubte. Der Bediente bat, schärfte ein, die gnädige Frau habe strengen Befehl gegeben, den Knaben in diesem bestimmten Anzug nach Hause zu bringen; Hildegart mahnte, und so, fast weinend vor Aerger, mußte Karl sich die Umkleidung gefallen lassen. Nachdem das Geschäft beendet war, trat der Diener zu den Damen mit den Worten:

„Es ist auch etwas Neues im Dorfe vorgegangen".

„Nun, da Johann lächelt, wird er ja kein Unglück zu melden haben", entgegnete Rosa.

„Der Sturm hat den Dachreiter von der Kirche geworfen".

„Den Dachreiter?" lachte Rosa. „Er hing bereits schief genug. Schade, daß der Wind nicht die ganze Kirche umgeweht hat, mein Bruder sehnt sich längst nach einer neuen".

Hartmuth war während dem voraus gegangen und verabschiedete sich, am Wagen angelangt, von den Damen. Rosa wurde am Pfarrhause abgesetzt, die Uebrigen fuhren nach dem Schlosse, wo die Tante ihrer bereits wartete.

Die Gutsherrin war eine ganz kleine Dame, führte aber das Scepter mit männlichem Geist, ja mit sicherer Energie. „Karl muß unverzüglich zu Bette und trinkt Fliederthee!" befahl sie.

Der Knabe sah sie mit dem Ausdruck flehender Bitte an, aber der Frau von Hagen gegenüber gab es keinen Widerspruch. Johann wußte das, nahm den Knaben bei der Hand und führte ihn in sein Zimmer. Dort mußte er sich am heißen Tage in's Federbett stecken lassen und Fliederthee trinken.

Die Dame des Hauses wendete sich zu einem alten Diener, welcher herbeikam: „Melden Sie dem Herrn", sagte sie, „daß die Kinder da sind. Was ist das da?" fragte sie das Kammermädchen, indem sie nach dem Tische wies.

Digitized by Google

„Es ist der Knopf des Dachreiters", entgegnete diese. „Die Leute haben ihn herauf gebracht".

Die Hausherrin warf einen flüchtigen Blick darauf. Es war ein Gehäuse von der Größe einer starken Kegelkugel. Der eiserne Schaft und die Wetterfahne waren noch daran befestigt.

„Hier ist nicht der Ort dafür", sagte sie, „Johann soll ihn zum Pfarrer bringen. Dergleichen wird besser in seiner Wohnung aufbewahrt, oder in der Sacristei oder wo er es sonst für geeignet findet".

Hildegart, welche während dem schüchtern bei Seite gestanden, gefaßt auf irgend einen Befehl auch für sie, näherte sich jetzt mit Befangenheit und begann: „Ich bin recht betrübt, liebe Tante, aber ich konnte wirklich nicht —"

„Habe ich Dir schon einen Vorwurf gemacht?" unterbrach sie die Herrin scharf. „Du könntest längst in Deinem Zimmer sein! Geh und ändere Deinen Anzug, Du siehst sehr ungünstig aus".

Hildegart machte sich hastig davon, schon erleichtert, daß ihr keine schlimmere Kur vorgeschrieben worden. Frau von Hagen aber wendete sich mit kleinen, fest auftretenden Schritten in ihre Gemächer.

In diesem unscheinbaren, fast winzigen Körper war eine Zähigkeit, hinter dieser schmalen Stirn, unter welcher zwei schwarze Augen hervor funkelten, lebte eine Willenskraft, welcher alle ihre Umgebungen sich unbedingt beugten. Sie war gefürchtet, ohne daß Jemand behaupten konnte, Böses durch sie erfahren zu haben. Ihre Gesinnung war wohlwollend, billig, gerecht; ihr Handeln gütig, wohlthätig, immer zum Spenden geneigt; aber was sie sagte, kam im Tone sparsamer Knappheit heraus, und das Beste, was sie that, war nur wie ein bestimmtes Anordnen. Wer sie nur kurze Zeit kannte, mußte bekennen, daß sie eine in den Formen der besten Gesellschaft gewandte Dame sei, nur daß sie verschlossen und kalt erschien. Es gab aber Manche, welche die dämonische Leidenschaftlichkeit in ihren Augen schon hatten aufblitzen sehen, ein Feuer, welches sie selbst genug in sich kannte, und welches zu beherrschen, zu unterdrücken, ihre Aufgabe, ja eine tägliche Aufgabe bei ihr schien.

In dieser Selbstüberwindung ging sie Allen im Hause voran, wie man sie auch als ein Muster der Ordnung, der Pünktlichkeit, ja des Handelns überhaupt anerkennen mußte, selbst wenn es zu ungewöhnlichem Ausdruck kam, oder wenn man auch fand, daß das, was sie mit gutem Gewissen als das Beste wollte, oft mit einiger Uebertriebenheit von ihr gehandhabt wurde.

Ihr Haus war reichlich begütert, die Umstände machten eine zahlreichere Dienerschaft nöthig. Mußte gleich unter den besonderen Verhältnissen des Hauses ein Aufwand zu gesellschaftlichen Zwecken abgelehnt werden, so verlangte sie von ihren Umgebungen doch ein immer haltungsvolles Erscheinen. Auch darin ließ sie sich selbst nichts durchgehen. Sie kleidete sich immer schwarz, aber in gewählte Stoffe, und verschmähte darin auch den Wechsel der Mode nicht. Nur der Kranz von grauen Löckchen, der unter ihrer weißen Haube hervorquoll, war und blieb nach eigener Erfindung geordnet.

Digitized by Google

Bei aller Befriedigung äußerer Bedürfnisse lag doch ein Druck auf dem Leben im Herrenhause, bei welchem sich Niemand recht wohl fühlte. Auch die Herrin selbst nicht, wie gut sie immer zu bergen verstand, was in ihr vorging. Frühe Erfahrungen hatten viel in ihr verbittert und in ihrem Wesen verschärft. Ihre Kinder waren alle gestorben. Der älteste Sohn, der, nachdem er seine jüngeren Geschwister überlebt, bis zu seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre das einzige Kind der Eltern gewesen, hatte sich damals dem Freiheitskampfe der Griechen angeschlossen und war bei der Belagerung von Mesolonghi gefallen. Die Rede ging, er habe sich im Unfrieden von seinen Eltern getrennt und nicht wieder heimkehren wollen. Es blieb eine dunkle Geschichte, über welche selbst in den weiteren Kreisen der Verwandtschaft sich widersprechende und durch nichts verbürgte Auffassungen kreuzten. Darüber waren fünfundzwanzig Jahre vergangen, unter den entfernteren Verwandtschaftsgraden der Familie hatte der Tod stark aufgeräumt, und unter den Lebenden wußte von den alten Ereignissen Niemand mehr etwas zu berichten, als daß ein Sohn des Hauses in Griechenland gestorben sei. Frau von Hagen hatte jedes Gespräch über diesen Sohn abgelehnt, sein Name kam nie über ihre Lippen. Der Pfarrer Werner, erst seit sechs Jahren am Orte, und unbekannt mit früheren Ereignissen, hatte, nur aus Theilnahme für den Ausgang des jungen Mannes, einmal die Rede auf ihn gebracht. Die Herrin aber entgegnete ihm scharf ablehnend: „Darüber reden wir Beide nicht, Herr Pfarrer! Niemals!“

Da nun aber der umfassende Besitz eine Zeit lang ohne einen Erben gestanden, beschloß Frau von Hagen einen entfernten Verwandten (denn nähere gab es schon nicht mehr) an Kindesstatt anzunehmen. Es war ein Mann, noch unter dem vierzigsten Jahre, Wittwer mit drei Kindern. Er starb nach einigen Jahren, seine Kinder blieben unter der Vormundschaft der Tante. Aber auch der achtzehnjährige älteste Sohn starb, und wenn Hildegart in ungetrübter Lebenskraft erwuchs, so war Frau von Hagen doch fest überzeugt, daß der Jüngste, Karl, bei seiner zarten Körperbeschaffenheit auch in kurzer Zeit sterben werde. Sie hatte sich daran gewöhnt, daß Alles, was an Männern in ihrer Umgebung lebte, krank war, und nichts hätte sie in dieser Annahme erschüttern können; trotzdem aber ließ sie die sorgfältigste Pflege, die übertriebenste Vorsicht walten, um das hinfällige Geschlecht so lange als möglich zu erhalten. Da nun Karl in ein paar Jahren sterben mußte, begannen ihre Gedanken sich ernstlicher mit Hildegarts Zukunft zu beschäftigen. Das Mädchen einst allein im Besitz eines so reichlichen Erbes zurückzulassen, hielt sie für gefährlich, und darum wünschte sie es bald zu verheirathen. Sie wußte einen jungen Mann, der, auch noch zur Vetternschaft gehörig, sich ihr im vergangenen Winter in der Hauptstadt zuerst vorgestellt hatte. Er gefiel ihr wohl; daß er selbst sehr begütert war, brauchte nichts Bestimmendes für sie zu haben, mehr brachte sie in Anschlag, daß er aus einer sehr gesunden Familie stammte, einer Familie, in welcher die Langlebigkeit bis über das achtzigste Lebensjahr zu dauern pflegte. So hatte sie verwandtschaftlich mit ihm angeknüpft, ihn zum Sommer auf ihren Landsitz eingeladen und hielt eben einen Brief in der Hand,

Digitized by Google

dessen Inhalt sie befriedigte. Der junge Vetter schrieb, daß er, von einer Reise zurückkehrend, sich die Ehre geben werde, bei der gnädigen Tante vorzusprechen.

Hildegart trat in das Zimmer, um sich in ihrem veränderten Anzuge darzustellen. Frau von Hagen musterte ihn, zeigte ihre Billigung durch ein Neigen des Hauptes und sagte: „Zeige Dich jetzt dem Onkel! Er hat sich um Euch geängstigt. Noch Eins! Wir werden Besuch bekommen, Vetter Hanno von Koppen hat sich angemeldet".

Hildegart hatte diesen Vetter nur ein Mal flüchtig gesehen und eigentlich kaum eine Erinnerung an ihn. Sie nahm die Meldung daher nur lächelnd hin, wie Alles, worauf die Hausherrin keine bestimmte Entgegnung verlangte. Als sie sich zur Thür wendete, rief die Tante sie noch einmal zurück. „Nimm dem Onkel dies Buch mit!" sagte sie. „Es ist für ihn angekommen".

Frau von Hagen hatte das Buch verschrieben, um damit einen nur leicht hingesprochenen Wunsch sofort zu erfüllen. Aber so hart war sie gegen sich selbst, daß sie ein Geschenk lieber durch eine andere Hand überreichen ließ, um nicht durch den Dank des Empfängers in ihrer festen Haltung beeinträchtigt zu werden.

Der Onkel, zu welchem Hildegart geschickt wurde, war nun freilich, obwohl die Rede erst jetzt auf ihn kommt, der Gutsherr und Gemahl der Herrin. Aber von den Pflichten und eigentlich auch der Stellung des Hausherrn hatte er sich seit lange ausschließen müssen. Er lebte ganz für sich auf einem Flügel des Hauses, ohne den Tisch und das sonstige Leben der Familie zu theilen. Seit langer Zeit lastete eine Krankheit auf ihm, die, nicht lebensgefährlich, aber die heftigsten Schmerzen immer wiederbringend, ihn unfähig machte, gesellig, oder auch nur wie Andere zu leben. Seine Gemahlin ließ es an keiner Pflege fehlen. Nichts war zu kostbar oder zu entlegen, um nicht zu seiner Linderung, Stärkung, Aufmunterung, oft nur zu einer kleinen Ueberraschung herbei geschafft zu werden. Dieses Kranksein galt für etwas so Selbstverständliches, daß das Gefühl der Besserung seines Zustandes als undenkbar erschien, ja seine daher entspringenden Wünsche oder Bedürfnisse kaum eine Billigung erfuhren. Er mußte krank sein, auch wenn er sich wohler fühlte, wie dies in den letzten Jahren wirklich der Fall war, und die Sorgfalt und Pflege wurde nicht selten zu einer Art von Tyrannei. Aber ein so langes Dasein des Siechthums hatte ihm doch auch eine Art von Trägheit gebracht, und die Gewöhnung an zahllose Bedürfnisse hielt ihn in ihren Fesseln, selbst wenn ihn einmal die Lust anwandelte, Versuche des Genesenen anzustellen. Herr von Hagen war weder ein Pantoffelheld niederen Schlages, noch geistig unbeschäftigt. Er pflegte in seinem wohl ausgestatteten Wohnzimmer, welches zugleich Bibliothek war, im Lehnsessel zu sitzen, wo er den größten Theil des Tages seine landwirthschaftlichen und staatswissenschaftlichen, am liebsten historische Werke las, deren neueste immer rechtzeitig an ihn gelangten. Ein alter Diener hatte die erste Stelle seiner Aufwartung. Die Hausfrau erschien täglich ein paar Mal bei ihm, und auch die Kinder kamen ab und zu, wenn auch nur auf kurze Zeit, um ihn zu unterhalten. Sie fühlten sich zu ihm mehr hingezogen, waren lebhafter und heiterer in seinen Gemächern, als gegenüber der

TAYLOR INST. OXFORD
Digitized by Google

Tante, aber eine gewisse Feierlichkeit, welche auch bei diesen Besuchen waltete, ließ sie des eigentlichen, erfreulichen Familienlebens entbehren. Und so war es kein Wunder, daß sie sich bei dem Sommeraufenthalt auf dem Lande stets erleichtert fühlten, wenn sie das Herrenhaus im Rücken hatten, sich lieber im Pfarrhause tummelten und ihre Spazierwege möglichst weit und lange ausdehnten.

Inzwischen war Hartmuth langsam den Waldweg hinab und dem Dorfe entgegen geschritten. Da ihm Alles hier neu war, richtete er die Blicke aufmerksam umher, und doch in einer, nach dem Ausdruck seiner Züge, ziemlich ernsten Stimmung, ja sogar Zerstreuung, denn er schritt an den Leuten, welche ihn nach der Dorfessitte grüßten, ohne Gegengruß vorüber. Das Dorf war umfangreich und wohlgebaut und hätte fast für ein Städtchen gelten können. Auf einer leichten Anhöhe lag das Herrenhaus, für welches der übliche Name eines Schlosses zu hoch gegriffen war. Ein geräumiges altes Gebäude, an die waldige Bergseite gelehnt, ohne architektische Bedeutung oder auch nur malerischen Reiz. Hartmuth betrachtete eine Weile die Reihe der Fenster. Schnell aber wendete er die Augen ab und schritt die Dorfstraße hinunter. Er kam auf einen von Bäumen umgebenen Platz, in dessen Mitte die Kirche stand, und es mußte ihn befremden, daß ein so stattliches Dorf kein besseres Gotteshaus aufzuweisen hatte. Das Bauwerk war alt, ohne nachweisbaren Stil und sehr verfallen. Von einem Thurm waren nur noch Trümmer sichtbar, welche das Kirchendach nicht mehr überragten. Während er, langsam vorüberschreitend, die Blicke an dem kahlen Dache vorüber schweifen ließ, hörte er die Worte:

„Ja, betrachten Sie sich nur unsere Mitleid erregende Kirche, junger Freund! Sogar das letzte Thurmartige, der Dachreiter, ist heute herunter gefallen!"

Hartmuth erkannte den Pfarrer, der ihn über den Staketenzaun seines Gartens begrüßte. „Wie wär's, wenn Sie bei uns einträten, und wir angeknüpfte Gespräche fortsetzten?"

Hartmuth mochte die Einladung nicht ablehnen, wurde Frau Werner, der noch jungen Herrin im Pfarrhause, vorgestellt, und sah auch bald Fräulein Rosa eintreten. Sie trug die Stange mit dem Knopf des Dachreiters in der Hand. „Da!" rief sie, „das hat man aus dem Schlosse gebracht, damit es hier aufbewahrt werde". Obgleich das eiserne Geräth zu schwer für sie war, versuchte sie es zu schütteln. „Es klappert darin!" rief sie. „Könnte die Schwägerin das Ding nicht als Kaffeetrommel zum Brennen benutzen?"

Der Pfarrer nahm ihr lächelnd die Kapsel weg.

„Unser Gast wird sich aus solchen Reden eine schlimme Vorstellung von dem Ton im Pfarrhause machen!" sagte er.

Der Gast fand aber doch nach Verlauf einer Viertelstunde den Verkehrston angenehm genug, um sich zum Dableiben überreden zu lassen. Das Gespräch kam bald auf die Gutsherrschaft. Man erzählte dies und jenes, selbstverständlich mit geziemender Rücksicht. Freier ließ Rosa ihre Zunge gewähren, um von ihrer Freundin Hildegart zu sprechen, in deren Lob und Verehrung die Uebrigen einstimmten. Rosa glaubte ein plötzliches Aufleuchten in den Augen des Gastes zu

Digitized by Google

bemerken, und sah ihm etwas prüfender in's Gesicht. Sie hatte etwas entdeckt, was ihr nicht mißfiel, und ihre Theilnahme für den jungen Mann wurde reger. Leider gab er im Verlaufe der Unterhaltung nur sehr spärliche Kunde von sich selbst. Doch verschwieg er nicht, daß er seine forstwissenschaftlichen und kameralistischen Studien und Prüfungen hinter sich habe, um einer Staatslaufbahn entgegen zu gehen. Rosa mußte sich damit begnügen, wollte vorerst auch nicht weiter forschen. Sie selbst war eine glückliche, innerlich heitere Natur; hübsch, wohlgebildet, in der Welt erzogen, und mit den Vortheilen guter Erziehung für die Welt ausgestattet, wußte sie durch ihre Gegenwart jeden Kreis zu erfreuen. Ihre Innerlichkeit war tiefer und mehr entwickelt, als ihr fröhliches Wesen vermuthen ließ; sie pflegte dieses aber mit Vorliebe spielen zu lassen, und Jeder fand, daß es sie gut kleidete.

Auch Hartmuth fühlte sich durch sie angenehm unterhalten, um so besser, da es ihm in der Steinmühle nicht sonderlich behagte. Sie lag weit vom Dorfe entfernt, in der Enge der Bergschlucht, recht malerisch, aber doch für einen jungen Mann, der nicht gerade die Einsamkeit suchte, etwas zu weltverloren. Die Töchter des Müllers hatten sich kürzlich verheirathet, der Sohn befand sich auf Reisen. So sah sich Hartmuth als Gast mit dem alten Oheim und einer schwerhörigen Muhme allein, welche Beide er nun erst kennen gelernt hatte, und bei der verschiedenen Lebensstellung und dem Mangel an Anknüpfungen, konnte er kein recht verwandtschaftliches Verhältniß gewinnen. Um die wenigen Tage, die er nur zu bleiben dachte, auszufüllen, kam ihm die Bekanntschaft mit dem Pfarrhause um so angenehmer entgegen. Auch hatte Rosa ausgesprochen, daß sie nicht selten Besuch aus dem Schlosse empfingen, und er fühlte, daß ihm nach der ersten Begegnung in der Höhle ein Wiedersehen der jungen Dame aus dem Herrenhause nur gar zu wünschenswerth sei. Er gestand es sich mit einer gewissen Furcht, denn eigentlich sagte ihm sein Verstand, daß er eine Annäherung zu meiden habe; aber er war jung, und Vorsicht und Zurückhaltung sind der Jugend ziemlich dehnbare Beschränkungen. So sprach er in den nächsten Tagen getrost im Pfarrhause vor und wurde freundlich empfangen. Aber doch immer nicht ganz von seinem Besuche befriedigt, beschloß er am vierten Tage einen Umweg über den Berg, an der Höhle vorüber, zu machen.

Er hatte eine Strecke im Mühlthale zurück zu legen bis zur Brücke, die über den Bach nach der Bergseite hinüber führte. Diesseits standen einige kleine Häuser, deren Gemüse- und Obstgärten sich aufsteigend bis zur Waldgrenze erhoben. Vor der Thür des einen stand eine alte Frau, bäurisch aber gut gekleidet, welche die Hand über die Augen hielt, wie um ihn besser zu betrachten. Es fiel ihm auf, obgleich er sich nicht denken konnte, daß ihre Prüfung ihm gelte. Aber sie nickte ihm zu und machte Anstalt, ihm entgegen zu schreiten. Da er sah, daß sie an einem Stocke ging, und sich zu bedenken schien, einige Stufen herab zu kommen, schritt er rasch auf sie zu mit der Frage:

„Wünscht Ihr etwas von mir?" Die Alte schien alle Sehkraft zusammen zu nehmen, um sein Gesicht genau zu erforschen, wobei sie lächelte und ihm

Digitized by Google

freundlich zunickte. „Was sucht Ihr denn in meinem Gesicht?“ fragte er weiter.

„Es ist schon recht! Schon recht!“ entgegnete sie unter fortwährendem Nicken.

Er glaubte, die Alte faselte, und wollte sich wenden, dennoch fragte er noch einmal: „Was meint Ihr, Frau?“

„Wart Ihr schon oben, junger Herr?“

„Oben? Wo? Im Himmel?“ rief er scherzend.

„Recht! Der ist auch oben. Aber höher. Dahin mögt Ihr wohl auch noch kommen, wenn Ihr brav seid. Ob Ihr schon auf dem Schlosse wart, mein' ich“.

Ein Verdacht stieg in ihm auf. „Wie käme ich dorthin? Ich bin ganz fremd in der Gegend“.

„So hat Euch der Steinmüller noch nichts gesagt?“

Hartmuth stutzte und wollte sich nicht länger mit der Fragerin einlassen. „Nein!“ rief er, „Was hätte mir der Steinmüller zu sagen? Ihr haltet mich für einen Andern“. Damit wollte er sich abwenden, sie aber rief lebhafter:

„Nein, nein, ich weiß, zu wem ich rede! Ich habe Euch täglich von der Mühle hier vorbei gehen sehen, und ich irre mich nicht. So hat Euch der Steinmüller wirklich noch nichts gesagt?“

Hartmuth verlor die Geduld. „Ich weiß nicht, was Ihr wollt“, sagte er, „und will nichts hören!“ Mit diesen Worten wendete er sich, und schritt der Brücke zu, während die Alte ihm noch eine Weile nachblickte, bis der ansteigende Waldweg ihn ihren Augen entzog.

Die kurze Unterredung hatte den jungen Mann in lebhafte Aufregung versetzt. Er hätte gewünscht, niemals der Einladung seines Oheims gefolgt zu sein, und war in einer Stimmung, in der er am liebsten gleich aus dieser Gegend abgereist wäre. So schnell förderte er seine Schritte den Berg hinauf und die Waldstraße entlang, daß er plötzlich athemlos seiner zwecklosen Hast Einhalt thun und die Stirn trocknen mußte. In zerstreuten Gedanken schritt er weiter und beschleunigte seinen Gang, da er erkannte, in der Nähe der Höhle zu sein. Er trat hinein und fand sie, wie sie gewöhnlich war, nämlich leer. Hatte er nichts Anderes erwartet, so warf er sich doch in tiefer Verstimmung auf eine der Steinbänke und stützte das Haupt, in welchem sich widersprechende Entschlüsse befehdeten, und ihn, der sonst gewohnt war, mit sich selbst in Ordnung zu leben, in eine übel getragene Rathlosigkeit versetzten. Aber die innere Erregung ließ ihn nicht ruhen, und so ging er weiter, desselben Weges, auf dem er vor einigen Tagen dem Wagen der jungen Dame nachgeschritten war. Schon wurde das Herrenhaus zwischen den Bäumen sichtbar, als er zwei Männer ihm langsam entgegenschreiten sah. Er erkannte einen alten Herrn, dessen beträchtliche Länge sich nicht verbarg, trotzdem er gekrümmt und auf seinen Stab gestützt einher kam. Neben ihm ging ein alter Diener in Livrée, einen Rock über den Arm und den Regenschirm in der Hand, obgleich sich kaum ein Wölkchen im Blauen zeigte. Bald konnte Hartmuth auch

Digitized by Google

die Züge des behutsam Wandelnden unterscheiden; ein bedeutendes Gesicht, freilich durch Leiden augenscheinlich verwittert, aus welchem ihm zwei stark beobachtende Augen entgegen blickten. Getroffen von dem Blicke griff der junge Mann fast unwillkürlich nach dem Hute, grüßte und schritt in beschleunigter Hast vorüber. Da hörte er hinter sich her rufen: „Herr Jäger! Junger Herr! Warten Sie!“ Und als er sich wendete, sah er den alten Diener stehen, der, da er nicht so schnell nachkommen konnte, zu einem Ruf seine Zuflucht genommen hatte. „Der gnädige Herr lasse bitten“, stammelte der Alte athemlos — „nur auf ein Wort — einen Augenblick!“

Hartmuth zweifelte nicht, Herrn von Hagen selbst begegnet zu sein, und sah sich, wenn auch zögernd, genöthigt, der Aufforderung zu folgen. Befand er sich doch als Fremder in dem Parke des Gutsherrn, einem, zwar nicht völlig abgeschlossenen Gebiete, doch auf einem Grund und Boden, auf dem der Eigenthümer das Recht hatte, einen Unbekannten anzusprechen.

Nur Wenige in der Gegend hatten den seltenen Ausnahmefall erlebt, Herrn von Hagen im Freien zu begegnen oder gar von ihm angeredet zu werden. Es mußte für ein solches Ereigniß mancherlei zusammentreffen. Er fühlte sich in den letzten Tagen leidlich wohl und frei von Schmerzen, so daß er den Wunsch äußern konnte, sich im Parke zu ergehen. Aber seine Gemahlin hielt das für überaus bedenklich. Da waren von dem letzten starken Regen die Wege noch zu feucht; da drohten wieder neue Wolken; dann war der Wind gerade sehr rauh, oder die von den Wiesen herwehende Luft zu gefährlich. Und da Hummelmann, der alte Diener, stets das Echo der gnädigen Frau spielte, und die Bedenken noch verschärfte, so ließ Herr von Hagen, gewöhnt, sich dem Despotismus der Vorsicht und des Gepflegtwerdens zu fügen, den Wunsch wieder fallen. Nun aber war die Hausfrau eines Tages genöthigt einen Besuch in der Umgegend zu machen. Sie that dergleichen nur ungern, aber da damit ein nicht länger abzuweisendes Geschäft in der Kreisstadt zu vereinigen war, ließ sie anspannen und nahm Hildegart und Karl mit sich. In Herrn von Hagen erwachte plötzlich der Drang in's Freie nur noch lebhafter. Er sah von seinem Fenster den Sonnenschein im Thale, kein drohendes Wölkchen in der Höhe, er fühlte sich als Alleinherr im Hause, und erklärte dem Diener, daß er einen Spaziergang wagen wolle. Hummelmann erschrak, machte Einwendungen, warnte vor allerlei geheimen Einflüssen der Witterung, sprach auch beängstigt von der gnädigen Frau; der Gutsherr aber blieb diesmal entschlossen, und verlangte nach Hut und Ueberrock. Hummelmann, in dem bänglichen Gefühle seiner Verantwortlichkeit für diesen Schritt, mußte folgen, gab aber keinen guten Begleiter ab für die Unterhaltung seines Herrn. Dieser jedoch schlürfte seit langer Zeit einmal die Waldluft in vollen Zügen ein, und genoß, obgleich ihm das Wandeln etwas beschwerlich wurde, die Stunde in befriedigtem Schweigen. Aus diesem hatte ihn die Begegnung des jungen Mannes plötzlich aufgescheucht.

Hartmuth war herangekommen, und entschuldigte sich, daß er sich auf einem Wege betreten lasse, der, in so naher Umgebung des Schlosses, vielleicht nicht



Digitized by Google

Jedermann gestattet sei. Herr von Hagen aber unterbrach ihn: „Nicht Sie, junger Mann, ich habe um Entschuldigung zu bitten, daß ich Sie zurückrufen ließ. Eine gewisse Aehnlichkeit überraschte mich — in der That. Verzeihen Sie! Der Sprecher hob sich ein wenig und brachte seine forschenden Augen so nahe an Hartmuths Gesicht, daß durch die Züge des Jüngeren ein Ausdruck von Unwillen flog. „Verzeihen Sie!“ wiederholte Herr von Hagen, „aber ich weiß nicht — ich muß Sie sogar noch um ihren Arm biten, denn eine Schwäche überkommt mich —“

Hummelmann, im Gefühle triumphirenden Aergers, wollte sein Recht wahren, den Herrn zu führen; dieser aber hatte schon den Arm Hartmuths ergriffen, und schien angenehm befriedigt, eine so kräftige Stütze zu finden. „Sie würden mich sehr verpflichten“, fuhr er fort, „wenn Sie mir Ihre jugendliche Kraft bis nach Hause leihen wollten. Lassen Sie uns umkehren!“

Ein Gespräch kam bald in Gang, wenn auch noch vorsichtig umhertastend und die Worte abwägend, während Einer in dem Anderen doch schon einen vielfach unterrichteten Mann entdeckte. Hartmuth, der sich zwar bereits mit Namen und Berufsart vorgestellt hatte, kam schließlich in die Lage, schicklicher Weise bekennen zu müssen, was er in dieser Gegend treibe, und so gab er an, daß er sich bei — Verwandten in der Nähe zum Besuch aufhalte.

Es war am Thorwege zum Herrenhofe, und Hartmuth glaubte den Augenblick gekommen, sich verabschieden zu können. „Sie wollen mich schon verlassen?“ sagte Herr von Hagen bedauernd. „Vollenden Sie ihr gutes Werk und führen Sie mich bis in meine Wohnung. Mir ist, als hätte ich noch Allerlei zu fragen. Sie haben Viel gelernt. Freilich, eine Unterhaltung mit mir kann für einen jungen Mann nichts sonderlich Anziehendes haben; dennoch —“

Hartmuth, der sich durch eine solche Wendung um jeden Grund zur Ablehnung gebracht sah, nahm die Einladung an und führte den alten Herrn bis in sein Zimmer.

Herr von Hagen flüsterte dem Diener zu, eine Flasche Wein für den Gast zu besorgen, mußte aber erkennen, daß alte Gewohnheit ihm die Gelegenheit benommen hatte, auf eigene Hand einmal den Wirth zu machen, denn Hummelmann kehrte bald zurück mit der geheimen Botschaft, daß die gnädige Frau Alles verschlossen habe. Das Gespräch der beiden an Jahren, äußerer Erscheinung und Charakter so verschiedenen Männer litt darunter nicht. Der alte Herr, der sich jetzt in seinem Lehnstuhl behaglicher fühlte, wurde lebhafter, während man sich in wissenschaftlichen Dingen erging, die Beide mit gleichem Interesse umfaßten; und der Jüngere, obgleich durch das fortwährende forschende Anstarren des Anderen etwas beeinträchtigt, ging auch etwas mehr aus sich heraus, als es ihm selbst lieb war. So entschwand eine halbe Stunde, als Hummelmann mit einer gewissen Bestürzung in den Mienen die Meldung brachte, daß die gnädige Frau zurückgekehrt sei. Was das bedeutete, wußte Hartmuth, der durch den Steinmüller genug über die Verhältnisse des Hauses erfahren hatte, und so erhob er sich, um sich zu verabschieden. Herr von Hagen sprach den Wunsch aus, ihn recht bald

Digitized by Google

wieder zu sehen, während der Diener die Thür für den Gast weit aufriß, als ob er ihn so bald als möglich los sein wollte.

Der Gast aber schritt die breite Stiege hinab, welche das ganze Treppenhaus in Stockwerken ausfüllte, und hatte trotz seiner Eile so viel Beobachtung, die Mächtigkeit dieses alten Holzwerkes zu bewundern. Da, auf dem ersten Absatz hörte er einen leichten Tritt herauf kommen, und im nächsten Augenblick stand Hildegart vor ihm, noch in Hut und Umhang, wie sie aus dem Wagen gestiegen. Ein flüchtiges Erröthen ging über ihr schönes Gesicht, als sie ihn erblickte. „Sie hier im Hause, Herr Hartmuth?“ rief sie im Tone ernster Ueberraschung und sah ihn mit gespanntem Ausdruck fragend an.

Er berichtete rasch, wie er zu dem Gutsherrn gelangt sei. Hildegart schien mit einem Entschlusse zu ringen, dann fragte sie mit gesenkter Stimme und mit verlegener Hast: „Weiß der Oheim, daß Sie in der Steinmühle wohnen? Ist zwischen Ihnen etwas zur Sprache gekommen?“

„Nichts, gnädiges Fräulein! Auch nichts über meinen Aufenthalt. Aber wie deute ich mir ——“

„Lassen Sie nichts verlauten von Ihrer Verwandtschaft mit Raimund!“ fuhr Hildegart schnell fort. „Am besten wär's, Sie wechselten Ihre Wohnung. Verkennen Sie mich nicht, Herr Hartmuth! Was ich Ihnen rathe, geht nicht nur Sie an, es ist auch um unseretwillen!“

„Gnädiges Fräulein — ich verstehe nicht!“

„Sie wollen es nicht, und so bin ich es zufrieden. Sie werden Gründe haben, noch nichts Entscheidendes zu thun. Ich aber darf Ihnen nicht verbergen, daß ich weiß, was — sich entwickeln muß! Es ist vielleicht gut für Sie, wenigstens eine Verbündete im Hause zu haben“.

„Um Alles in der Welt — Sie wissen? Weiß es sonst Jemand im Hause?“

„Niemand außer mir! Niemand ahnt Dergleichen. Nicht bei uns, nicht im Pfarrhause“.

„Aber Sie selbst? Wie war das möglich? Durch wen?“

„Sie erfahren es noch. Ich wußte es schon bei unserer ersten Begegnung in der Höhle. Wußte es früher als Sie selbst, noch vor Ihrer Ankunft! Seinen Sie vorsichtig! Leben Sie wohl!“

„Mein gnädiges Fräulein — ich muß Sie mehr fragen! Werde ich Sie wiedersehen?“

Oben hörte man eine Thür gehen. Hildegart flog einige Stufen hinauf.

„Mit wem sprachst Du eben?“ fragte die Tante, welche aus ihren Gemächern kam, um zu Denjenigen ihres Gemahls zu schreiten.

„Mit Herrn Hartmuth, der von einem Besuche bei dem Oheim kommt“, entgegnete das junge Mädchen. „Herr Hartmuth wurde uns neulich durch den Pfarrer vorgestellt, da wir vor dem Gewitter Schutz suchten“.

Der junge Mann verneigte sich vor der Herrin, welche die Blicke suchend hinunter schickte, da sie in der abendlichen Dunkelheit des Treppenhauses kaum



Digitized by Google

die Umrisse seiner Gestalt entdecken konnte, während sie, auf dem obersten Absatz stehend, durch ein Fenster, in welches ein greller Abendschein fiel, beleuchtet, von ihm genau betrachtet werden konnte. Der Ausdruck ihrer Züge berührte ihn eiskalt, ja abstoßend.

„Komm!“ hörte er ihren an Hildegart gewendeten Ruf.

Sie ging vorüber, und auch das junge Mädchen entschwand seinen Augen. Mit gleicher Eile beflügelte der Gast seine Schritte, um aus dem Herrenhause zu gelangen. Und doch wollte es ihm, so sehr er den Baunkreis desselben hatte vermeiden wollen, schon zum Gegenstande der Theilnahme werden. Wie viel war in dem kurzen Gespräch mit Hildegart gesagt und angedeutet worden! Was gab ihm der Inhalt einer Minute zu denken, zu fühlen, zu überlegen! Das unerwartet Höchste und Beglückendste war doch, daß das schöne Mädchen seine Bundesgenossin werden wollte. Bundesgenossin, zu welchem Zweck? Der Zweck war ihm gleichgiltig, ja eigentlich widerwärtig, und doch, wie hätte ihm etwas für ablehnenswerth gelten können, zu dessen Förderung Hildegart ihm ihre Hilfe darbot? Wie sie zur Kenntniß seiner eigenen Verhältnisse gelangt sein konnte, begriff er nicht, zumal sie ihn gewarnt hatte, Denjenigen als Verwandten zu nennen, der ihm selbst unwillkommene Eröffnungen gemacht hatte. Aber im Pfarrhause wußte man doch bereits, daß er auf der Steinmühle zu Gaste sei! Es beunruhigte ihn bereits, daß dadurch vielleicht gegen die Vorsicht, welche Hildegart ihm angerathen, verstoßen werden könnte. Ihre Theilnahme gab ihm das Gefühl einer Freude, wie er sie nie empfunden, vor welcher für's Erste alle übrigen Regungen und Bedenken zurücktreten mußten. Sie hatte ihm gerathen, seine Wohnung zu wechseln. Nichts konnte ihm willkommener sein, als die entfernte Mühle zu verlassen und sich in der Nähe Hildegarts eine Stätte zu suchen. Im Dorfe war ein geräumiges Wirthshaus, in welchem er sofort ein für seine nicht großen Bedürfnisse geeignetes Zimmer auswählte. Der Steinmüller mochte gegen seine Uebersiedelung nichts einwenden, und so ließ Hartmuth in der Dunkelheit des Abends seinen Koffer nach dem Dorfe bringen. — Er erwachte am nächsten Morgen in dem Gefühl der Erwartung irgend eines Ereignisses; er hielt sich viel auf dem Wege zwischen dem Schlosse und dem Pfarrhause auf, er verbrachte den Tag aufgeregt und beschloß ihn in der Stimmung der Enttäuschung. Am nächsten Tage begann er, der an Thätigkeit gewöhnt war, den Müßiggang härter als je zu empfinden. Er erinnerte sich, im Bücherschranke des Pfarrers Einiges gesehen zu haben, was ihn ansprach, und beschloß, Nachmittags sich von dorther Beschäftigung und Unterhaltung zu holen.

Als er über den Kirchplatz schritt, hörte er plötzlich eine Stimme rufen: „Hagen! Bist Du's denn wirklich? Hagen! Kennst Du mich nicht mehr?“

Hartmuth stutzte und wendete sich unwillkürlich um. Er erkannte Hanno von Koppen, einen Universitätsfreund, den er seit einigen Jahren nicht gesehen hatte, und fühlte sich durch diese Begegnung im ersten Augenblicke mehr erschreckt als erfreut.

Digitized by Google

„Freilich bist Du's, Hagen!“ rief der Andere vergnügt. „Aber wie in aller Welt kommst Du hierher?“

„Das Gleiche könnte ich Dich fragen!“ entgegnete Hartmuth. „Was hast Du in diesen Bergen zu treiben?“

„Auf der Vetternstraße bin ich, lieber Freund, da oben in dem öden Kasten, den sie hier Schloß nennen, gestern angekommen. Aber wie ist das? Bist Du etwa mit den Hagens hier dennoch verwandt? Als ich früher einmal, veranlaßt durch Deinen Namen, von diesem, freilich entfernten Zweige meiner Familie sprach, wußtest Du von keiner Verwandtschaft. Und oben haben Sie mir auch nichts von Dir erzählt!“

„Und werden es auch nicht!“ entgegnete Hartmuth. „Ich muß Dich sogar bitten, meinen Namen nicht auszusprechen, da ich hier nur unter dem Namen Hartmuth lebe“.

„Versteckspiel? wozu das?“

„Eben um des gemeinsamen Namens willen. Ich wünschte nicht, daß man dadurch etwa aufmerksam auf mich werde und ich genöthigt würde, Beziehungen zu den Schloßbewohnern anzuknüpfen —“

„Viel Vergnügen würdest Du freilich dabei nicht finden!“ unterbrach ihn Hanno. „Aber jetzt, da ich gekommen bin und Dich finde, wär's doch ein angenehmer Zuwachs —“

„In keinem Falle! Dringend muß ich Dich bitten, meinen Familiennamen niemals auszusprechen! Ich heiße hier nach meinem Vornamen nur Hartmuth, und — bin sogar den Bewohnern des Schlosses bereits unter diesem vorgestellt“.

„Also doch schon Beziehungen da! Ei, ei! Was treibst Du hier für wunderliche Dinge?“

Hartmuth fühlte sich in Verlegenheit. Er hatte sich selbst widersprochen und fand keine Ausrede. Er beschloß, sich an die Gutwilligkeit des einstigen wackeren Kameraden zu wenden, ergriff die Hand desselben und rief mit Wärme: „Hanno, laß mir einige Tage, bis ich Dir den Grund meiner Namensverschweigung entdecke! Ich freue mich herzlich, Dich wieder zu sehen, aber wenn ich auf Deine Verschwiegenheit nicht rechnen dürfte, müßte ich Deine Gegenwart in dieser Stunde verwünschen! Was ich hier zu thun habe, ist nichts Halsgefährliches, und mir selbst eigentlich etwas ganz Unbequemes, aber was jetzt noch geringfügig ist, könnte durch den Verrath meines Namens Verwirrungen herbei führen —“

„Gott im Himmel! Welche Umständlichkeit!“ unterbrach ihn Hanno laut lachend. „Wie sollte ich Dir Deine kleinen Geschäfte in der Gegend stören wollen! Heiße Du auch für mich Hartmuth, der Name ist mir von Alters her geläufig genug! Aber jetzt laß Dich einmal anschauen! Du hast Dich stattlich herausgemacht und kannst Dich sehen lassen! Ich glaube, Du bist noch gewachsen! Da sieh einmal mich an! Ist es nicht ein Skandal, daß ich mit fünfundzwanzig Jahren schon anfange dick zu werden? Wo soll das hin, wenn es so fort geht? Denke Dir ich habe diesen Sommer bereits eine Badekur gebraucht, um mich gegen die verwünschte Fülle zu wehren!“

Digitized by Google

Hartmuth betrachtete lächelnd die Figur des Freundes und sagte, sehr zum Trost desselben, daß er es so auffällig nicht finde. Hanno von Koppen, etwas älter, und ein gutes Stück kleiner als Hartmuth, war in der That eine Gestalt, an der Alles sich zur Rundlichkeit neigte; sein frisches Gesicht mit dem blonden Schnurrbärtchen, die Nase, die blauen Augen, die wohlgepflegten Hände, Alles war mehr rundlich als länglich, ohne darum schon zu derjenigen Ausartung gelangt zu sein, vor der er sich ängstigte. Er machte sogar eine recht gute Figur und durfte sich einen eleganten jungen Mann nennen lassen. Hartmuth hatte ihn immer als vortrefflichen Kameraden gekannt. Er gefiel überall; unter seinen Genossen durch Zuverlässigkeit und gute Laune, in der Gesellschaft durch angenehme Formen und Kunst der Unterhaltung.

„Daß Du keine Lust hast, den Verkehr mit meinen Verwandten warm zu halten, verdenke ich Dir übrigens nicht", fuhr Hanno im Gespräch fort. „Auch meine Verwandtschaft mit ihnen ist weit hergeholt, und eigentlich muß man die Beziehung zu Adam und Eva zu Hilfe nehmen. Ich selbst habe Hagens erst im letzten Winter kennen gelernt und bin der wiederholten Einladung nur auf den dringenden Wunsch meiner Mutter gefolgt. Die ersten vierundzwanzig Stunden haben mir bereits bange gemacht für die nächstfolgenden. Was ist das für ein Wesen im Hause! In der Langenweile äußerte ich den Wunsch, auszureiten. Haben die Leute nicht einmal ein Reitpferd im Stalle! Da mußte ich denn zu Fuße in die Luft — freilich, es soll ja auch besser für mich sein, viel spazieren zu gehen, damit ich nicht dick werde. Schauderhaft! Ich ertappe mich bereits auf Vorsichtsmaßregeln, wie die liebe Tante da oben in jeder Stunde für und gegen Alles ausspricht und handhabt. Ist das ein Kranksein und Pflegen! Der Oheim ist ja leidend, dennoch kommt mir vor, er würde es weniger sein, wenn er sich etwas zumuthete oder zumuthen dürfte. Und nun der Knabe Karl, der für die Erbfolge bestimmt ist, wird nach meiner Ansicht mehr zum Frühsterben erzogen, als zum Gesundwerden! Der Junge ist auch gar nicht krank, wenngleich mager und dürftig. Wie könnte er auch gedeihen bei einer solchen Verhätschelung? Die einzige vernünftige Person im Hause ist Hildegart".

Hartmuth horchte schärfer auf, indem er gesenkten Hauptes neben dem Genossen schritt.

Der aber fuhr fort: „Eine sehr angenehme Erscheinung! Hübsch, vornehm, verständig, klug genug, so scheint es, Alle zu übersehen. Freilich noch zurückhaltend gegen mich. Wenn sie nur nicht von der dummen Geschichte schon unterrichtet ist! Das gäbe eine verlegene Situation!"

„Unterrichtet? Wovon?" fuhr Hartmuth heraus.

„Ach, weißt Du, Lieber — Mütter und Tanten glauben manchmal vorgreifen zu müssen, und dirigiren dann in's Blaue hinein! Kurz, ich habe die wohlbegründete Ueberzeugung; daß ich „mit Bewilligung beider Höfe" dem Mädchen die Cour machen darf und daß man so etwas wie unsere Vereinigung geplant hat. Ich suchte mich daher gegen die Reise zu sträuben, so lange als möglich. Jetzt

Digitized by Google

freilich sehe ich die Sache nicht mehr so bedenklich an. Hildegart gefällt mir. Hast Du sie schon gesehen?"

„Ja, ganz flüchtig!" entgegnete Hartmuth. Was er von Hanno vernommen, betrachtete er als das Schlimmste, was er hätte hören können, und auf den ersten Eindruck des Erschreckens stand plötzlich ein Gefühl des Trotzes in ihm auf, der Drang, einen Kampf selbst mit dem Freunde aufzunehmen.

„Du wirst da vom Garten aus gegrüßt!" bemerkte Hanno dem schweigend neben ihm her Schreitenden. „Ist das etwa der Pfarrer? Du könntest mich gleich vorstellen. Es wird anständig sein, dort einen Besuch zu machen. Ueberdies deutete mir Hildegart schon einen solchen Wunsch an".

Die jungen Männer betraten das Pfarrhaus, und wurden von der Familie empfangen. Hanno war gesprächig, und gefiel in seiner guten Laune, verhielt sich aber in seinen Anspielungen auf die Verwandten nicht so offenherzig, wie dem Freunde gegenüber. Häufig richtete er seine Worte an Rosa, welche unbefangen entgegnete. Aber sie that es gesetzter, zurückhaltender, als sie sonst Hartmuth gegenüber pflegte, mit dem sie sich auf einen halb brüderlichen Fuß stellte. Endlich schieden die Freunde aus dem Hause, Hartmuth mit einigen Büchern, die der Pfarrer ihm herbeigeholt hatte.

Nachdem sie eine kurze Strecke gegangen waren, begann Hanno: „Diese Rose im Pfarrhofe ist ja aber auch etwas ganz Allerliebstes! Du bist wohl öfter da im Hause?"

„Alle Tage!" entgegnete Hartmuth.

„Ach so! Ja, nun begreife ich!" —

„Was begreifst Du?"

„O! Ich meinte nur, ich finde es selbstverständlich, daß Muhme Hildegart gute Freundschaft mit dem jungen Mädchen hält. Wahrhaftig, ich hätte nicht gedacht, hier so viel vorzügliche Gesellschaft beisammen zu finden! Da sie sich des Bleibens lohnt, will ich meine Zeit nicht zu karg messen".

Er sah Hartmuth lächelnd von der Seite an, als wollte er ihn auf den Eindruck seiner Worte prüfen.

„Also auf das Schloß hinauf willst Du wirklich nicht kommen?" fuhr er gut gelaunt fort. Hartmuth schüttelte den Kopf. „Ja, dann muß ich wohl zu Dir herunter steigen!" entgegnete Hanno. „Wo hast Du denn Dein Quartier aufgeschlagen?"

Hartmuth zeigte ihm das Wirthshaus, und die Freunde trennten sich zu verschiedenen Wegen.

Während dem hatte der Gutsherr ein Gespräch mit seiner Gemahlin, welches diese auf die Persönlichkeit des Gastes im Hause zu beschränken suchte, jemehr Herr von Hagen sich durch einen andern Eindruck innerlich beschäftigt zeigte. Daß er neulich seine Selbständigkeit durch einen Ausgang in's Freie wahrgenommen, ließ sie auf sich beruhen, da sie sich ihm gegenüber wohl hütete, etwas, das gegen ihre Ansicht geschehen, zu verurtheilen, bevor die Folgen hervorgetreten. Hummelmann hatte freilich unter vier Augen einen scharfen Wink für die Zukunft

Digitized by Google

erhalten. Der Spaziergang war dem alten Herrn körperlich wohl bekommen, aber eine gewisse Unruhe erfüllte ihn seitdem, seine Gedanken beschäftigten sich viel mit dem jungen Manne, den er kennen gelernt, und er hätte ihn gern bald wiedergesehen. Seine Gattin aber sprach sich gegen diesen Wunsch aus. Sie bemerkte, daß ihr Gemahl seitdem innerlich aufgeregt war, und die Schädlichkeit aufregender Besuche lag auf der Hand. Daß Hartmuth im Wirthshause des Dorfes wohnte, war durch den alten Diener bereits gemeldet worden, ohne daß man ihm zugleich nachgespürt und seinen früheren Aufenthalt in der Mühle erfahren hätte. Seine Person war bisher zu fremd, zu wenig von Belang gewesen, die Mühle überdies zu weit und ganz ohne Zusammenhang mit dem Herrenhause, um in diesem schon eine besondere Beachtung seiner zu wecken. Daß er im Verkehr mit dem Pfarrer stand, wußte man, und so mochte sein Aufenthalt im Dorfe der Familie Werner gelten. Dennoch erschien der Hausherrin die Bekanntschaft ihrer Nichte mit ihm unstatthaft.

„Hildegart soll fortan ihre Besuche bei Werners einstellen", sagte sie. „Rosa mag zu ihr herauf kommen, wenn sie ihrer Gesellschaft bedarf".

„Dem guten Kinde wird damit aber eine große Freude benommen!" wendete Herr von Hagen ein. „Hildegart ist so gern im Pfarrhause".

„Wem ziemt es, immer zu thun, was er gern thäte?" warf die Dame ein. „Ich habe auch nichts dagegen gehabt, daß Hildegart, oft nur in Karls Begleitung, Almosen und Mittel aus meiner Apotheke in das Dorf, sogar in entferntere Gehöfte trug, doch muß all Dergleichen jetzt unterbleiben. So lange Hanno von Koppen hier ist, hat sie die Pflicht, ihn zu unterhalten, sich ihm von der besten Seite zu zeigen".

„Hoffentlich weiß sie nicht, um was es sich handelt! Es könnte sie nur befangen machen".

„So weiß es doch Hanno. Und allenfalls könnte es nicht schaden, wenn auch sie einen Wink erhielte. Ich wünsche, daß die Angelegenheit sich nicht verzögere. Karls Aussehen ist sehr bedenklich. Er ist die letzten Nächte wieder aufgestanden, um Wasser zu trinken. So leise er es that, der Diener, welcher nebenan schläft, wachte doch auf, um ihm zu Hilfe zu springen. Der ungeberdige Knabe wehrte sich dagegen, der Krug zerbrach dabei, und das Wasser floß auf die Diele und ihm über die nackten Füße. Ich habe ihn heute im Bette halten müssen".

„Fühlt er sich unwohl?" fragte der Hausherr.

„Es kommt nicht darauf an, wie er vorgiebt sich zu fühlen", entgegnete seine Gattin, „sondern welche Vorsichtsmaßregeln sein Zustand erfordert". Sie wußte freilich nicht, daß er in diesem Augenblicke aus dem Bette gesprungen war, im Zimmer umher tanzte und lachte, und seinem Aufseher große Schwierigkeiten bereitete, ihn einzufangen. „Karls Aussehen flößt immer größere Bedenken ein", fuhr Frau von Hagen fort. „Sein Wesen ist gedrückt und beängstigt. Wir müssen uns mit dem Gedanken vertraut machen, den Knaben nicht mehr lange unter uns zu sehen. Wer kann wissen, ob nicht schon über's Jahr wegen einer Trauerzeit

Digitized by Google

Festlichkeiten, wie eine Hochzeit, gar nicht in Rede kommen könnten? Dergleichen muß also vorher abgemacht werden".

„Trauerzeit —?" wiederholte der Hausherr mit einem tiefen Seufzer.

Seine Gattin erhob sich schnell und trat ihm näher. „Ich habe Dich nicht aufregen wollen, und — bin vielleicht zu tadeln, daß ich das Wort aussprach. Aber wir sind ja seit lange gewöhnt, dergleichen zu erwägen".

„Ja wohl!" entgegnete er nicht ohne eine Beimischung von Bitterkeit, die ihr nicht entging. „Und wär' es nicht der Knabe, so könnte ich es ja wohl sein, der die Trauerzeit verschuldete!"

Frau von Hagen stutzte und wollte etwas entgegnen, als der Diener eintrat mit der Frage, ob Herr von Koppen eintreten dürfe?

Hanno war in fröhlicher Stimmung, und erzählte ohne Umstände, daß er die angenehme Bekanntschaft des Pfarrers und seiner Familie gemacht habe. Die Tante hörte das zwar nicht gern, schwieg aber dazu. Noch weniger angenehm wurde sie berührt, als Hanno fortfuhr zu berichten, wie er ferner einen Universitätsfreund wiedergefunden, von dessen Gegenwart und erneutem Verkehr er noch frohe Stunden hoffe. So weit glaubte Hanno, trotz seines Versprechens, gehen zu dürfen, ja es lag ihm daran, auf diese Weise zu erfahren, in wie weit der Fremd schon in Beziehungen zum Hause getreten sei. Herr von Hagen wurde bei der Nennung von Hartmuths Namen lebhafter, freute sich, ihn mit Hanno befremdet zu wissen, erzählte von seinem Besuche und sprach wiederholt die Hoffnung aus, ihn wieder bei sich zu begrüßen. Die Hausherrin schwieg. War es schon gegen ihre Erwartung und Wünsche, daß der Gast des Hauses eigene Wege ging und Bekanntschaften anknüpfte, so empfand sie jetzt bereits einen Zug von Abneigung gegen jenen Menschen, der durch seine Bekanntschaft auch mit Hanno, zum zweitenmal störend in ihre Kreise eingriff, den sie gleichwohl wissentlich noch nicht gesehen hatte. Denn bei jener ersten Begegnung mit ihm war er ihr durch die Dunkelheit entzogen. Aber sie sah zugleich ein, daß jetzt das Verbot des Pfarrhauses für Hildegart nicht mehr auszusprechen sei, da Hanno sich dort eingeführt hatte, und gegen ihn auch der Schein einer Beschränkung vermieden werden mußte. Dafür beschloß sie, ein wachsameres Auge auf den Fremden zu richten, der sich im Dorfe fragwürdig genug niedergelassen hatte. Sie sagte sich selbst, daß es nicht leicht sein werde ihn zu erforschen. Denn ein Nachspüren mit Hilfe der Dienerschaft würde sie unter allen Umständen verschmäht haben. Einmal war sie zu stolz, um sich in ein geheimes Einverständniß mit ihren Untergebenen einzulassen, andrerseits durfte sich ihr, was sie wissen wollte, nur durch ihren eigenen selbständigen Willen entdecken oder erklären. Dazu war denn doch wohl nöthig, sagte sie sich, daß Hartmuth seinen Besuch wiederholte, und sie wollte so weit gehen, bei seiner Unterhaltung mit ihrem Gatten gegenwärtig zu sein. Indessen schien ihr die Sache nicht von solcher Wichtigkeit, um sich besondere Gedanken darüber zu machen. —

Tags darauf schritt Hartmuth von seiner Herberge dem Mühlenthal entgegen. Er fühlte das Bedürfniß, sich über seine Angelegenheiten noch einmal

TAYLOR INST. OXFORD
Digitized by Google

auszusprechen, und konnte das nur mit dem Steinmüller, obgleich er voraussah, daß das Gespräch mit demselben keine recht befriedigende Folge haben werde. Am Pfarrhause vorübergehend, sah er die junge Frau mit ihrem jüngsten Kinde auf dem Arm durch den Garten wandeln. Er trat grüßend an den Zaun und erfuhr, daß Herr Werner in Berufsgeschäften einen entfernteren Weg eingeschlagen habe, ihre Schwägerin Rosa aber auf das Schloß gegangen sei. Hartmuth empfahl sich, lebhaft beschäftigt mit dem zweiten Theil dieser Mittheilung. Da waren sie, dachte er, alle beisammen, Hildegart, Rosa, Hanno, während er selbst hier seine einsame Straße wandern mußte! Er, der doch ein Recht, sogar ein größeres Recht als die Andern hatte, im Herrenhause aus und ein zu gehen. Aber, so sehr auch wenigstens Eine Person ihn dahin zog, warnte ihn doch eine innere Stimme, sich durch freiwillige Annäherung nicht einer Demüthigung auszusetzen, gegen welche sein ganzer Stolz sich erhob. — Wäre er nicht von solchen Gedanken und Empfindungen ganz hingenommen gewesen, so hätte er wohl ein aufmerksameres Auge auf den landschaftlichen Reiz seiner Umgebung gehabt. Das Mühlenthal, welches gegen das Dorf breit auslief, verengerte sich mehr und mehr. Der Weg, den Windungen des lebhaft dahin fließenden Baches folgend, bog sich zuweilen um schroff hervorspringende Felsen, bekrönt mit prächtigem Laubholz und Pflanzenwuchs, um plötzlich einen grünen Thalkessel, umgeben von waldigen Abhängen, zu durchschneiden. An solchen Stellen folgten einander mehrere Mühlen, stattliche Gebäude mit mächtigen Rädern, von denen die entlegenste und letzte, fast in der Schlucht hängend, die Steinmühle genannt wurde. Als Hartmuth in die Nähe der gemauerten Brücke kam, wo er vor einigen Tagen das kurze Gespräch mit einer alten Frau geführt hatte, vernahm er das helle Lachen einer Knabenstimme. Bald erkannte er Karl und gleich darauf Hanno und Rosa, welche auf einem in der Nähe liegenden Baumstamm saßen, der schon seit Menschengedenken hier als Ruhesitz dienen mochte. Hartmuth schärfte seine Augen, ob denn nicht eine vierte Person zu entdecken sei, mußte sich aber begnügen, daß die drei Gegenwärtigen ihn begrüßten und willkommen hießen. Erst nach einigen Minuten sah er, wie Hildegart aus einem der kleinen Bauernhäuser trat, und zwar mit der ihm bekannten alten Frau, die ihr freundlich nickend das Geleit gab. Da glaubte er mit einem Mal den Zusammenhang räthselhafter Beziehungen zu entdecken. Durch jene Alte nur konnte Hildegart über seine Lebensverhältnisse unterrichtet sein. Die junge Dame kam schnell gegangen, und es schien ihm, als ginge bei ihrem Gruß ein Lächeln durch ihre Züge. Es wurden nur wenige Worte gewechselt, und da Hanno und Rosa sich bereits über die Brücke in Bewegung setzten, wollte Hartmuth sich verabschieden.

„Sie gehen doch mit uns?“ rief Karl, seine Hand ergreifend. Die Einladung kam aus einem zu wenig stimmberechtigten Munde, um ohne Weiteres befolgt zu werden. Der junge Mann ließ sie daher unberücksichtigt und verneigte sich, um seinen Weg allein zu verfolgen.

Ein leichter Schatten des Unmuths flog über Hildegarts Gesicht. „Herr

Digitized by Google

Hartmuth", rief sie, „da Sie uns geflissentlich vermeiden, müssen wir Sie festzuhalten suchen, wo wir Sie finden! Karl hat ganz Recht, wenn er Sie bei der Hand nimmt. Auch ich hätte Ihnen etwas zu sagen".

Das klang wie himmlische Musik in die Seele des jungen Mannes, mit dessen Sträuben und Vermeiden es nicht so arg gewesen war. So lange der Knabe an Hartmuths Seite ging, konnte nur behutsam berührt werden, was gern auf die Lippen getreten wäre, dennoch aber kam das Gespräch auf die alte Frau, welcher Hildegarts Besuch gegolten.

„Ich habe die Mutter Martin erst in diesem Sommer näher kennen gelernt", sagte sie. „In den eigentlich Armen gehört sie nicht, aber sie läßt es geschehen, daß ich gelegentlich ihren Enkeln etwas mitbringe, was ich selbst gearbeitet habe".

Karl war davongesprungen, um sich auf seine eigene Hand zu unterhalten. Hartmuth nahm den Augenblick wahr. „Diese Alte also ist es", fragte er, „von der Sie wissen —"

„Von der ich weiß — ja", entgegnete Hildegart, „von der ich heute noch mehr erfahren habe. Nämlich, daß Sie sich weigern, zu thun, was bald gethan werden muß. Sie hören, wie ich mich bemühe, in allgemeinen Wendungen zu reden, aus einer gewissen Anerkennung der Gründe Ihrer Zurückhaltung. Bald aber werden mir diese Gründe unverständlicher".

„Gerade darin hatte ich auf Ihr Einverständniß gehofft, gnädiges Fräulein, da Sie —" Hartmuth brach seinen Satz ab, um rasch die Frage zu thun: „Aber was nimmt jene alte Bäuerin für einen Antheil an meinen Angelegenheiten? Wie ist sie über Dinge unterrichtet, die mir selbst so lange unbekannt waren?"

„Sind es denn blos Ihre — Ihre eigenen Angelegenheiten, um die es sich handelt?" fragte Hildegart. „Wenn Sie selbst eine solche Theilnahme abweisen, ist nicht auch das Interesse Anderer wahrzunehmen? Die Mutter Martin ist im Vertrauen mit Herrn Raimund — bis zur Mühle kann sie an ihrem Stocke noch wandern — ich glaube, sie ist auch verwandt mit ihm".

„Eine schöne Verwandtschaft für Diejenigen, welchen ich mich vorstellen soll!" rief Hartmuth erregt. „Haben Sie mich nicht selbst gewarnt? Riethen Sie mir nicht, meine Beziehung zu dem Steinmüller geheim zu halten?"

„Das that ich freilich und halte es auch noch aufrecht. Nicht plötzlich sollen Sie sich darstellen als das, was Sie sind, sondern sich einführen und in unserem Hause Boden zu gewinnen suchen. Und es hatte so vortrefflich begonnen! Ihr Besuch bei dem Oheim war eine unerwartet gute Einleitung. Sie haben ihn schon gewonnen, er spricht häufig von Ihnen".

„Und die gnädige Frau?"

„Für die Tante bedarf es eben einer behutsameren Einführung —"

„Und was würde ich dabei gewinnen?"

„Sie, Herr Hartmuth? Sie scheinen sehr stolz zu sein, und Ihre Frage klingt fast wie Wegwerfung! Sind wir nichts? Gar nichts?"

Digitized by Google

„O, mein gnädiges Fräulein, Sie wissen, daß von Ihnen nicht die Rede sein kann. Sie stehen der Familie selbst fern —"

„Nah' genug, um bestimmte Pflichten zu haben und an diese zu denken", unterbrach das Mädchen ihn ernsthaft. „An mich denke ich nicht — gar nicht. Auch Sie sollten sich ein wenig zu Herzen nehmen, daß man die Gedanken an sich selbst zu Gunsten Anderer etwas einzuschränken habe, wo man zum Handeln berufen ist".

„Die Mahnung ist sehr scharf, gnädiges Fräulein! Ob sie ganz gerecht sei, mögen Sie noch überlegen. Wer sind denn Diejenigen, für die ich plötzlich berufen sein soll? Haben sie jemals nach mir, nach meinem Ursprung, nach meinem Leben gefragt, wissen sie überhaupt von meinem Dasein? Bleibt denn die Familie nicht besser in ihrer Unkenntniß? Wozu soll ich Unruhe und Aufregung in ein Haus tragen, welches sich vor jedem fremdartigen Eindruck wie vor der Gefahr einer Krankheit zu bewahren sucht? Und nun versetzen Sie sich in meine Lage! Kann ich überzeugt sein, den Ihrigen wirklich etwas von Belang zu bringen? Kann ich auch nur mit einer warmen Empfindung um dieselben werben? Wie die Bewohner des Schlosses bisher nichts von mir wissen, so wußte ich nichts von ihnen. In den wenigen Tagen, seit ich erfahren, wie ich sie betrachten soll, konnte noch kein innerer Bedürfniß in mir erwachen, welches ich, da ich es früher nicht empfunden, auch nicht entbehrt habe. Sie sprachen von Pflichten, gnädiges Fräulein; wenn ich das thue, was Sie in meinem Falle Pflichterfüllung nennen, so könnte es mir ebenso als Eigennutz ausgelegt und aufgebürdet werden; ja, als ein Zurückfordern von Rechten, die mir nicht zustehen, als wohlerwogenes Eingreifen in eine gesetzliche Ordnung, von der ich ausgeschlossen war und bleiben will!"

Hildegart ging eine Weile schweigend neben ihm her. „Nun wohl!" begann sie. „Ich verstehe Sie, und gebe Ihnen zum Theil Recht. Aber Ihr Aufenthalt in unserer Nähe ist nicht verborgen geblieben, und es wissen Einige mehr von Ihnen".

„Darum ist es am besten, abzureisen!" rief Hartmuth, „so bald als möglich wieder zu verschwinden!"

„O nein!" entgegnete Hildegart schnell. „Das sollen Sie nicht! Ueberdies, Sie würden Ihrem Schicksal kaum entgehen! Denn wer weiß, ob ich mich länger zum Schweigen verstände, wenn Sie Ihrer Verbündeten wortbrüchig würden! Um meinetwillen, Herr Hartmuth, bleiben Sie noch ein paar Tage! Ich will überlegen. Versprechen Sie zu bleiben?"

„Um Ihretwillen, gnädiges Fräulein, bin ich hier geblieben, um Ihretwillen könnte ich ausharren, so lange Sie befehlen, oder — auch nicht befehlen! Aber wie darf ich, dessen Pflichtgefühl Sie angerufen haben, auch nur um Ihretwillen an diesem Orte länger verweilen, da ich genugsam weiß, daß —" Er brach seine Rede ab, innerlich erschrocken und verwirrt, denn er hatte an Hannos Bekenntniß gedacht und war im besten Zuge, darauf anzuspielen. Die Bestürzung über den Fehler, zu dem er sich beinah schon hatte hinreißen lassen, rief einen fast zornigen Ausdruck in seine Züge.

Digitized by Google

Hildegart, welche von dem, was man über sie und Hanno geplant, nichts wußte und somit nicht ahnen konnte, was in Hartmuth vorging, sah ihn mit offnen Augen verwundert an.

Da hörten Beide den Ruf: „Hildegart! Wo bleibt Ihr denn?“ Rosa war es, welche die Freundin aufmunterte, schneller nachzukommen, um nicht länger mit Hanno allein zu sein, dessen Unterhaltung ihr zu angelegentlich wurde. Damit waren die Gespräche, welche die beiden Paare gesondert abgesponnen hatten, unterbrochen, und die jungen Damen schienen die Gesellschaft von nun an geflissentlich beisammen halten zu wollen. Hartmuth blieb ernst, Hanno um so unterhaltender, Rosa beschäftigte sich viel mit Karl,. auf dessen Vorliebe für Pflanzen und Insecten sie im Geplauder einging.

Hildegart aber hatte ihre Entschlüsse gefaßt, denn was sie heute von der Mutter Martin erfahren, gab ihr eine Handhabe, auch ohne Hartmuths Mitwirken zum Ziele zu gelangen. Das junge Mädchen hatte Muth genug, etwas zu wagen, was der ganzen Familie zum Heil gereichen sollte. Obgleich sonst eine gefügige Natur und im Hause gegenüber der Tante sehr zurückhaltend, sogar eingeschüchtert, lebte in Hildegart doch eine kräftige Seele, und sie wäre im gegebenen Falle sogar heroischer Entschlüsse fähig gewesen. Diesmal galt es nur der Aufklärung eines Geheimnisses, welches zu einigen Gemüthserschütterungen führen mußte, von dessen Lösung sie sich aber das Beste versprach. Und gerade, weil sie durch das trotzige Widerstreben Hartmuths doch auch sein Zartgefühl erkannt hatte, wollte sie seine Sache jetzt führen. Es war, wie sie sich sagte, auch ihre eigene Sache. Nicht daß in ihrem Herzen schon eine Stimme lebhafter für ihn gesprochen hätte, sie hoffte einen Verwandten, vielleicht einen Bruder und Freund in ihm zu finden. Zwar war ihr heute in seinen Reden, seinem Ausdruck, in seinen Mienen ein Etwas nicht entgangen, das sie stutzig machte, da sie ein wärmeres Gefühl für sie nicht in ihm erwartet hatte. Sie fragte sich auch wohl, ob sie nach einer solchen Entdeckung noch handeln dürfe, ohne sich den Schein der Zudringlichkeit zu geben. Aber sie verwarf dieses Bedenken und blieb bei ihrem Entschlusse.

In früher Morgenstunde des anderen Tages schlüpfte sie aus ihrem Gemach und eilte nach dem Pfarrhause. Sie wollte Herrn Werner unter vier Augen sprechen und wurde von ihm in seinem Studirzimmer empfangen. Hier erzählte sie ihm eine Geschichte, nur skizzenhaft, so viel sie selbst davon wußte, eine Geschichte, welcher der Pfarrer mit gespannter Aufmerksamkeit folgte: Vor fünfundzwanzig Jahren hatte der Sohn des Gutsherrn, Arthur von Hagen, sich mit der Schwester des noch lebenden Müllers Raimund verheirathet und hier in der Kirche des Dorfes trauen lassen. Der Gutsherr und seine Gemahlin lebten damals aus Gesundheitsrücksichten längere Zeit im südlichen Frankreich. Da der Sohn voraussah, daß die Eltern eine solche Mißheirath nicht billigen würden, hatte er den Schritt ohne ihr Wissen und Zustimmen gethan. Die Ehe wurde geheim gehalten, um durch eine Aufregung darüber den zur Zeit Bedenken erregenden Zustand des Vaters nicht zu gefährden. Als aber Arthurs junge

Digitized by Google

Frau Mutter werden sollte, entschloß sich der Sohn zu den Eltern (welche ihren Aufenthalt inzwischen mit einem deutschen Badeort vertauscht hatten) zu reisen, um ihnen persönlich seine Mittheilung zu machen und ihre Einwilligung zu gewinnen. Er täuschte sich in seiner Erwartung. Die Eltern erkannten seine Heirath nicht an. Arthur trennte sich von ihnen. Bald nach seiner Heimkehr starb sein junges Weib, nachdem es einem Knaben das Leben gegeben hatte. Von ihm und der Leiche seiner Gattin riß sich Arthur los und lange hörte man nichts von ihm. Erst die Zeitungen brachten seinen Namen unter den deutschen Philhellenen und meldeten darauf seinen Tod bei Mesolonghi. Sein Knabe blieb unter der Sorge Raimunds, der ihn mit Hilfe einer jungen Bauerfrau, Suse Martin, weit weg entführte und darauf das Gerücht von dem Tode des Kindes ausstreuen ließ. „Arthurs Sohn aber lebt!" fuhr Hildegart fort. „Er ist in unserer Nähe, und Sie kennen ihn, Herr Pfarrer! Es ist Hartmuth, wie er sich nennt, und mit seinem ganzen Namen Hartmuth von Hagen!"

Der Pfarrer hatte mit steigendem Antheil zugehört. Nach kurzer Pause fragte er: „Und der junge Mann ist also gekommen, um sich als Enkel des Hauses vorzustellen?"

„Nein!" rief Hildegart. „Das ist ja eben das Schlimme! Das will er nicht! Er ist seit seiner Geburt zum ersten Mal hier, hat nie von seinen Großeltern gehört, wußte nur von seinem Oheim Raimund, der ihn zwar im Norden schon besucht, ihn aber jetzt zum ersten Mal in sein Heimwesen eingeladen hat. Hartmuth kommt, und am ersten Abend gleich entdeckt ihm Raimund das Geheimniß, indem er ihm freistellt, von seinem Recht an die Familie Gebrauch zu machen oder unbekannt zu bleiben. Er will das Letzte!"

„Nun? Und wird das noch durchzuführen sein?"

„Es soll auch nicht! Hartmuth scheint den Trotz und stolzen Sinn seines Vaters geerbt zu haben. Er will nichts von uns wissen!"

„Das hat er Ihnen doch wohl nicht gesagt, mein gnädiges Fräulein?" entgegnete der Pfarrer lächelnd.

„Das hat er! Und ganz unverhohlen! Er will abreisen. Ich habe kaum das Versprechen von ihm erhalten können, noch ein paar Tage zu verweilen. Wenn ich versuche, mich in seine Lage zu denken, so kann ich seine Gleichgiltigkeit gegen uns nicht einmal schelten. Was war ihm die Familie seines Vaters bisher? Er kannte sie nicht. Und als er kürzlich von ihr erfuhr, mit allen Nebenumständen, die ihm Herr Raimund hartherzig genug mitgetheilt haben mag, wie sollte da anstatt des Familiengefühls nicht eher eine Erbitterung über ihn gekommen sein?"

Der Pfarrer nickte beistimmend.

„Wenn es von ihm nicht gerade unnatürlich ist, uns eher zu vermeiden, als zu suchen", fuhr Hildegart fort, so liegt auf unserer Seite die Sache ganz anders!"

„Hat man im Schlosse schon eine Vermuthung über ihn?"

„Es ist kaum denkbar, da Arthurs Sohn als verstorben gilt. Dennoch aber — wenn meinem Oheim der Enkel zurückgegeben würde! Es wäre eine une-

Digitized by Google

hörte Freude! Es könnte, nach einigen Stürmen in den Gemüthern, doch ein unendliches Glück werden! Hat doch der Oheim nach einem Gespräch bereits Wohlgefallen an ihm gefunden! Und ich, da ich zuerst durch die alte Suse Martin nun einmal zur Mitwisserin geworden bin, habe die erste Pflicht, in seiner Angelegenheit zu handeln. Denn Karl und ich nehmen jetzt den Platz ein, der ihm, als dem Enkel des Hauses, dem Erben und künftigen Besitzer, gebührt. Wir sind die Eindringlinge! Karl ist ein Kind, und weiß von solchen Dingen noch nichts, mir aber liegt es ob, den Weg für den echten Erben frei zu machen, den er in seinem Stolze sich zu ebnen verschmäht!"

Der Pfarrer sah mit Bewunderung in das Gesicht der Sprecherin, deren Wangen sich lebhaft geröthet hatten, während er in ihren Augen ein gewisses romantisches Funkeln wahrnahm. Lächelnd ergriff er ihre Hand und begann:

„Diese Sorge um künftiges Erb und Eigenthum möge später von Andern durchdacht und abgelöst werden! Vorerst gäbe es Anderes zu thun. Wenn Sie mich zum Mithandeln auffordern, so würde ich vorschlagen, zuerst Herrn und Frau von Hagen auf ihre Gesinnung hin zu sondiren —"

„Nein, Herr Pfarrer! Keineswegs!" rief Hildegart eifrig. „Zuerst müssen wir die Beweise für ihn in Händen haben! Und ich hoffe, wir haben Sie! Der Knauf des Dachreiters, der von der Kirche gefallen, ist doch noch bei Ihnen verwahrt?"

„Des Dachreiters? Nun ja. Aber was hat der damit zu thun?"

„Der Knauf besteht aus einer Kapsel, in welcher wichtige Papiere sein sollen, die für Hartmuth und seine Eltern sprechen!"

„Das wäre denn doch merkwürdig!" rief der Pfarrer, indem er aufstand und eine Truhe öffnete, in welcher er den Knauf bewahrt hatte.

„Als vor fünfzehn Jahren der Blitz in den Kirchthurm fuhr und ihn durch Feuer vernichtete", so sprach Hildegart weiter, „brannte auch die Sacristei aus, und die älteren Kirchenbücher gingen dabei verloren!"

„Richtig! Ich besitze den Bericht meines Vorgängers im Amte darüber. Damit die Kirche nicht ganz kahl aussähe, setzte man einen Dachreiter als Thürmchen darauf, welches auch für die Glocke benutzt werden konnte".

„Ja wohl!" fuhr Hildegart fort. „Und dabei fiel dem früheren Herrn Pfarrer ein — es geschah nach einem Gespräch mit der Suse Martin und dem Müller — daß mit dem Verlust des Kirchenbuches auch die Beweise für die Trauung der Eltern Hartmuths und für seine Taufe verloren gegangen waren, und so kam man überein, daß der Pfarrer die zwei Documente, von zwei Zeugen unterzeichnet, ausstellen sollte —"

„Um sie in dem Knopf des Dachreiters auf der Kirche zu verbergen? Wunderlich genug!" rief Herr Werner, indem er an der starken Kapsel drückte und vergeblich zu drehen versuchte.

„Sie sollen auch sonst vorhanden sein!" fuhr Hildegart fort. „Diese aber sind für den Ort selbst, für die Bewohner des Schlosses und zur Rechtfertigung der unglücklichen Eltern Hartmuths bestimmt. Denn als der Dachreiter aufgesetzt

Digitized by Google

wurde, hieß es, es müsse in kurzer Zeit ja doch eine neue Kirche gebaut werden, und dann werde man, wie es zu geschehen pflegt, den Knauf öffnen".

„Ob wir Beide denn auch berechtigt sein mögen, mein gnädiges Fräulein, die Kapsel auf unsre eigene Hand zu untersuchen?" fragte der Pfarrer. „Unter den Augen der Gutsherrschaft müßte es geschehen —"

„Um keinen Preis, Herr Pfarrer! Bedenken Sie, was aus einer so unvermittelten Ueberraschung für Unheil entstehen könnte! Nein, haben wir erst die Beweise, dann können wir einzig durch vorbereitende Schritte etwas gewinnen!"

Der Pfarrer, obgleich ein kräftiger Mann, arbeitete sich vergeblich an dem Knauf ab, dessen Fugen durch eingedrungenen Rost völlig verwachsen schienen. Er mußte zu Hammer und Stemmeisen greifen, während das junge Mädchen seiner Thätigkeit mit der gespanntesten Erwartung zusah. Jetzt, nach einem letzten tüchtigen Schlag und Rucke, sprang der Knauf in zwei Theile, etwas Klirrendes flog heraus und fiel zu Boden, und mehrere zusammengelegte Schriften kamen zum Vorschein. Hildegart bückte sich hastig und nahm eine goldene Halskette mit einem Medaillon auf. Es hatte sich im Fallen geöffnet und zeigte das Gesichtsbild eines jungen Mannes. „Arthur von Hagen!" rief sie. „Er muß es sein! O dies war sicher ein Schmuckstück seiner unglücklichen Gattin. Sehen Sie diese Züge an, Herr Pfarrer! Gleichen sie nicht oder erinnern sie nicht wenigstens an die seines Sohnes?"

Werner warf nur einen flüchtigen Blick darauf, denn größere Aufmerksamkeit schenkte er den gefundenen Schriften. Er hatte wirklich einen regelrechten Taufschein vorgefunden, ausgestellt von seinem Vorgänger, dem Pfarrer Schwarz, unterzeichnet von drei Zeugen: Dem Mühlenbesitzer Friedrich Raimund, der Frau Susanna Martin und dem Schullehrer und Küster des Dorfes, welcher Letztere inzwischen verstorben war. Das zweite Document war ein Taufschein, von denselben Zeugen beglaubigt, daß Herr Schwarz am . . . . . ten September 18 . . . einen ehelichen Sohn des Herrn Arthur von Hagen und seiner Gemahlin Dorothea, Schwester des Müllers Friedrich Raimund, auf den Namen Hartmuth von Hagen getauft habe.

Hildegart hörte der Vorlesung dieser Documente mit klopfendem Herzen, ergriffen und in feierlicher Stimmung zu. Werner schwieg eine Weile, dann rückte er einen Stuhl neben Hildegart und begann: „Sie haben mich zum Mitwisser eines ernsten Geheimnisses gemacht. Wenn ich nun aber auch handeln soll, so müssen Sie mir unbedingte Selbständigkeit gewähren und mir die Bitte erfüllen, sich jedes Eingreifens vorerst zu enthalten. Auch die Documente und das Kleinod bleiben am besten in meiner Verwahrung. Vor Allem muß ich mich mit den beiden noch lebenden Zeugen verständigen und von ihnen eingehender unterrichten lassen. Versprechen Sie mir, meine Wege und Maßnahmen nicht zu kreuzen?"

„Ja! Ja! Ich vertraue Ihnen!" rief Hildegart einverstanden.

„Wohl! So mache ich mich unverzüglich auf den Weg, und zwar zuerst nach der Steinmühle".

Digitized by Google

Das junge Mädchen sprach mit bewegtem Herzen Worte des Dankes, und verabschiedete sich von dem Pfarrer. Sie hätte gewünscht, von Andern ungesehen aus dem Hause zu gelangen, damit Niemand die lebhafte Gluth ihres Angesichts bemerkte, doch sollte es ihr nicht gelingen. Denn auf der Thürschwelle vernahm sie fröhliches Gelächter vom Garten her und hörte der Freundin Stimme, welche schelten wollte, daß sie das Haus ohne Gruß zu verlassen gedachte. Hinter Rosa aber kam Hanno gesprungen, mit den Worten:

„Ich komme Sie abzuholen, Cousinchen! Wir haben inzwischen etwas für den Nachmittag verabredet".

Er verschwieg, daß er Hildegart hatte aus dem Herrenhause eilen sehen und in richtiger Annahme ihres Zieles ihr hastig gefolgt war, um die günstige Gelegenheit wahrzunehmen, auch seinerseits bei Werners ein wenig vorzusprechen. Daß Hildegart bald darauf in Hannos Begleitung nach dem Schlosse zurückkehrte, war für sie selbst günstig genug, um eine schärfere Forschung nach dem Grund eines so frühen Morgenbesuches abzuwenden.

Der Pfarrer aber schritt durch das Mühlenthal, in mancherlei Ueberlegungen versunken, wie die merkwürdige Angelegenheit am besten gehandhabt werden könne. Den Müller fand er zu Hause, und zwar in der angenehmen Lage, sich eben zu einem gar nicht frugalen Frühstück niederzulassen. Der Tisch war sauber gedeckt, ein ganzer angeschnittener Schinken, Käse, Brot und verlockendes Getränk standen für den Hausherrn bereit. Als Raimund den Pfarrer erblickte, ging ein Lächeln des Einverständnisses durch seine Züge, und, dem Gaste vergnügt die Hand entgegen streckend, rief er: „Das ist aber schön von Ihnen, Herr Pfarrer! Sein Sie mir willkommen!"

Darauf, zum Nebenzimmer gewendet, schrie er mit gewaltig gehobener Stimme der schwerhörigen Base entgegen: „Ein Glas und ein Couvert für den Herrn Pfarrer! — Es ist ein heißer Morgen, und Sie müssen mir die Ehre anthun! Etwas zur Erquickung!"

Herr Werner rieb mit dem Taschentuche die glühende Stirn und fand es nicht übel, in so freundlicher Weise bewillkommt zu werden. Er war nicht zum ersten Mal hier, wenn auch nicht ein häufiger Gast, da er die Armen öfter aufzusuchen hatte, als die Reichen. Er fand es, auch seitdem die beiden Töchter sich vor einem Jahr verheirathet hatten, im Ganzen unverändert im Hause. Die Einrichtung des Zimmers städtisch, sogar modern, das heißt, wie die Mode vor etwa fünfzehn Jahren gewesen, da die letzten Anschaffungen gemacht worden waren. Nur die kurze Jacke von hellem Kattun, die der Hausherr an warmen Tagen zu tragen pflegte, erinnerte an die Thätigkeit in der Mühle. Er war ein hochgewachsener Mann, selbstbewußt in seinem Wesen, derb, doch ohne die gute Lebensart zu verläugnen, und sein Gespräch zeigte, daß er sich auf die Welt und auf die Menschen verstehe. So kannte ihn der Pfarrer, darum war es ihm von besonderem Interesse, mit ihm die Angelegenheit Hartmuths zu besprechen. Für's Erste ließ der rüstige Alte den Jüngeren nicht dazu kommen. Er nöthigte zum Frühstück, ging mit dem besten Beispiel voran, und kam dabei auf ein Thema,



Digitized by Google

welches Herrn Werners Theilnahme immer lebhaft erregte, nämlich den Plan zu einem neuen Kirchenbau. Daß derselbe endlich dringend geboten sei, anerkannte er, versprach nach Kräften dafür zu wirken und schloß mit den Worten: „Nicht einmal die letzte Reparatur, den Dachreiter, hat der alte Giebel festhalten können! Er ist, wie ich höre, kürzlich vom Sturm herunter geworfen worden". Und mit einem lauernden Seitenblick fügte der Müller lächelnd hinzu: „Ist dabei die Kapsel vielleicht aufgesprungen?"

„Nein! Ich habe sie mit Gewalt geöffnet!" entgegnete der Pfarrer, der sich durchschaut, und nicht ungern über die Vorbereitungen hinweg gehoben wußte.

„Ich witterte so Etwas, da ich Sie kommen sah, Herr Pfarrer!" rief der Müller lachend. „Darum aber sollen Sie mir nicht minder willkommen sein! Sie kennen also den Sohn meiner Schwester. Was denkt er zu thun?"

„Das kann ich Ihnen leider nicht sagen, denn über seine Familienangelegenheit hat er nicht mit mir gesprochen. Ich weiß Einiges davon durch eine ganz andere Vermittelung, und zwar erst seit einigen Stunden".

„Ja, ja!" rief Raimund heiter. „Ich kann's mir denken! Das liebe Persönchen! Sie macht die Sache zu ihrer eigenen und hofft allerlei Gutes von der Entdeckung".

„Und Sie, Herr Raimund?"

„Ich? Mich geht die Angelegenheit nichts an. Ich habe gar kein Verhältniß zu den von Hagens auf dem Schlosse. Aber da der junge Mann mündig ist, so erschien es mir rathsam, ihn endlich über seine Herkunft zu unterrichten. Ich habe ihm frei gestellt, ob er seine Verwandtschaft geltend machen wolle oder nicht. Ich selbst werde nichts dabei thun".

„Wenn aber der junge Mann auch nichts thun will?"

„So werde ich es ihm nicht verdenken! Er hat es nicht nöthig. Sein äußeres Leben war und ist sicher gestellt. Das kleine Vermögen seiner Mutter bringe ich dabei nur wenig in Anschlag, mehr seine eigene Tüchtigkeit. Er hat etwas gelernt, kann Alles werden! Wenn er sich innerlich nicht zu den Eltern seines Vaters hingezogen fühlt — was liegt daran?"

„Viel!" rief der Pfarrer. „Es liegt sehr viel daran, lieber Raimund! Für ihn und für Herrn und Frau von Hagen. Ich kann es nicht billigen, daß Sie ihn so spät in das Geheimniß eingeweiht haben, und sehe darin eine Schuld, welche Sie, wollend oder nichtwollend, dennoch persönlich für die Entwickelung fordern wird".

„Eine Schuld, Herr Pfarrer?" entgegnete der Steinmüller gelassen. „Es kann sein. Wer sein Recht festhält, kann ja auch wohl in Schuld gerathen. Die Schuld der Andern aber war größer, und meine Handlungsweise glaube ich rechtfertigen zu können. Sie wissen von der ganzen Angelegenheit vielleicht nur so viel, um sie nur richtig zu beurtheilen — verzeihen Sie! Da Sie aber, wie ich vermuthe, handelnd eingreifen wollen, so will ich Ihnen einige Aufschlüsse über Vergangenes geben".

„Es wird mir sehr lieb sein".

Digitized by Google

„Arthur von Hagen und ich waren gute Freunde, so weit man das, bei der Verschiedenheit unserer Lebensverhältnisse, sagen kann. Als er aber ernstlich um meine Schwester warb, war ich dagegen und stellte Beiden wiederholt vor, daß eine solche Heirath mißlich werden müsse. Sie waren nicht davon abzubringen, und als ich einsah, daß sie nicht von einander lassen konnten, ließ ich es geschehen. Aber zur Freude gereichte mir die Verbindung nicht. Es kam denn auch, was den beiden Andern die Freude benahm. Die Eltern, entfernt von unserer Gegend, hatten sich in den Kopf gesetzt, es sei eine gewöhnliche Liebelei, glaubten nicht an die Heirath, wollten gar nicht untersuchen, blieben dabei, daß er sich von dem „Mädchen" zu trennen habe. Arthur blieb standhaft, und die Eltern gaben nicht nach. Es wurde ihm mit Enterbung, mit dem Fluche der Eltern gedroht, wenn er die Person heirathe. Daß sie von Rechts wegen seine Frau war, mochte er versichern, so viel er wollte, es sollte nicht sein, es sollte erlogen sein, um die Eltern zu ködern. Arthur, der von der Natur den Trotz und harten, unbeugbaren Willen als Erbtheil seiner Mutter mitbekommen hatte, erklärte, daß er nun nach den Eltern nichts mehr frage, und kam in furchtbarem Groll gegen sie zu uns zurück. Sein Anblick, seine wilden Reden, entsetzten die junge Frau und warfen sie nieder. Sie gebar einen Sohn vor der Zeit und mußte ihr Leben dafür einsetzen. Daß Arthur nach ihrem Tode verzweiflungsvoll, unversöhnt mit den Eltern, in die Weite ging, wissen Sie ja wohl. Welche Gesinnungen ich aber gegen Herrn und Frau von Hagen hegte, trotzdem ich kein großes Glück vorausgesagt hatte, mögen Sie sich vorstellen! Ich war noch unverheirathet. Was sollte ich mit dem neugeborenen Würmchen anfangen? Es hatte sich zwar gleich eine junge Frau, deren eigenes Kind gestorben, zur Amme erboten, aber — kurzum, ich war selbst noch jung genug, um dergleichen Zuwachs im Hause lästig zu empfinden. Es kam mein Zorn dazu, daß Arthurs Eltern die eheliche Geburt des Kindes anzweifelten, sie nicht wahr haben wollten. Nun sollten sie das Kind, selbst wenn sie wollten, auch gar nicht zu sehen bekommen, sollten überhaupt nichts mehr davon erfahren, so beschloß ich. Von meiner Wanderschaft her hatte ich eine Freundschaft in Thüringen, ein Ehepaar, das gern Kinder gehabt hätte. Diesen guten Leuten wollte ich Arthurs Sohn anvertrauen. Sie waren gleich einverstanden, ihn zu nehmen, auch ein gewisses Geheimniß über ihn zu bewahren, bis auf den Namen seines Vaters, der ihm nicht entzogen werden konnte. So brachte ich das Kind mit sammt der Suse Martin nach Thüringen und ließ es dort aufwachsen".

„Nun?" fragte der Pfarrer, „und als Herr und Frau von Hagen zurückkehrten, und sich denn doch wohl nach dem Kinde erkundigten —?"

„Sie thaten vorerst weder das Eine noch das Andere. Fünf Jahre blieb die Gutsherrschaft entfernt. Mir war's auch recht. Und als sie im sechsten Sommer sich wieder einfanden, kam keine Anfrage, und auch später nicht. Es ging die Rede, meiner Schwester Kind sei gestorben, und ich sogar sollte das Gerücht ausgestreut haben. Auch das ließ ich mir gefallen. Wußte ich doch, daß Hartmuth derweilen zum starken Burschen heran wuchs".



Digitized by Google

„Und keine Erkundigung nach dem Enkel? Ob Herr und Frau von Hagen denn auch wohl von seinem Dasein erfahren haben?"

„Der verstorbene Herr Pfarrer Schwarz hat der gnädigen Frau durchaus Aufklärung geben wollen. So oft er aber nur angefangen, von dem Kinde zu reden, wurde er hart abgewiesen und erhielt das Verbot, Dergleichen nicht wieder zu berühren".

Werner schüttelte befremdet den Kopf und saß eine Weile sinnend. Dann begann er: „Glauben Sie, daß Herr von Hagen der Verbindung seines Sohnes einst mit dem gleichen Widerwillen begegnete, wie seine Gemahlin?"

„Ja! Damals war er ganz einverstanden mit ihrer Härte. Jetzt, wo er windelweich sein soll, vielleicht nicht mehr. Arthurs Zorn gegen seinen Vater war furchtbar, er muß schlimme Reden von ihm gehört haben. Von der Mutter sprach er wenig".

„Nun, ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen!" sagte der Pfarrer, sich erhebend. „Ich will's wagen. So verhärtet ist kein menschliches Gemüth" —

„Sie wollen sich wirklich mit der Geschichte abgeben, Herr Pfarrer?" rief der Müller mit dem Ausdruck des Unbehagens. „Je mehr ich es mir überlege, desto zweckloser scheint mir eigentlich die Entdeckung. Wär's nicht besser, man ließe die Dinge laufen, wie sie bisher gelaufen sind? Zumal sich Hartmuth nicht gedrungen fühlt, Rechte zu beanspruchen, oder Familienbeziehungen wach zu rufen!"

„Keineswegs, lieber Herr Raimund, denn jetzt erst weiß ich, daß mein Amt mir eine Pflicht für die Entwickelung giebt. Herr und Frau von Hagen gehören unter meine Seelsorge. Wissen wir denn genau, wie dieselben sich innerlich zu der Angelegenheit stellen? Wie ihnen zu Muthe ist? Dies zu ergründen, wird jetzt meine nächste Bemühung sein".

„Freilich, das ist etwas Anderes, Herr Pfarrer, da werde ich Ihnen nicht drein reden".

„Und ich hoffe, Sie werden sich mir nicht entziehen, wenn ich Ihrer als Zeugen im Schlosse bedarf — "

„Im Schlosse nicht, Herr Pfarrer! Wer mich in meinem Hause befragt — nun meinetwegen, dem will ich sagen, was ich weiß und wie ich denke".

„Herr von Hagen ist aber leidend — "

„Nicht so sehr, als er sich einbildet. Er fährt aus und geht spazieren; will er etwas von mir, so mag er anspannen lassen und bei mir vorfahren! Ich pflege zu Hause zu sein. Ueber meine Schwelle hinaus gehe ich ihm nicht einen Schritt entgegen. Und er darf noch von Glück sagen, daß er in mir Einen findet, dem alte Geschichten längst abgethan sind, wenn sie dem gnädigen Herrn wieder wichtig werden".

Raimund sprach mit einer solchen Bestimmtheit, daß der Pfarrer die Sache fallen ließ. Doch konnte er nicht umhin, noch eine Frage zu thun; nämlich, ob die alte Frau Martin noch Eingehenderes zu erzählen habe, denn er wünschte nicht unnöthig durch sie mit Nebendingen aufgehalten zu werden, da er über die Hauptsache unterrichtet war.

Digitized by Google

„Wenn Sie Zeit und Geduld haben, eine oder ein paar Stunden dran zu setzen, um ihr Geschwätz anzuhören, dann gehen Sie bei der Alten vor die richtigere Mühle, als bei mir, Herr Pfarrer!“ So entgegnete der Müller, dessen Behagen sichtlich geschwunden war. „Sie wird Ihnen als thatsächlich erzählen, wie sie mit dem Kinde von mir nach Thüringen geführt, ein Jahr dort als Amme geblieben, dann zu ihrem Manne zurückgekehrt sei; wie sie später erfahren, das Kind sei todt, das Gerücht aber nicht geglaubt habe — das Letzte nämlich behauptet sie, seit sie das Kind als langen Burschen zuerst wieder gesehen und erkannt hat. Vom Erkennen kann gleichwohl nicht die Rede sein, da ich thöricht genug war, mit ihr von meinem Neffen zu sprechen. Sie ist eine brave alte Person, aber ich beneide Sie nicht, Herr Pfarrer, um die Unterhaltung mit ihr, da in diesem Punkte schwer von ihr los zu kommen ist“.

Der Pfarrer wollte die Verstimmung, in welche der Steinmüller gerathen, vorübergehen lassen, bevor er sich verabschiedete. So brachte er die Rede auf die beiden Töchter, welche er selbst getraut, sowie auf den Sohn, den er eingesegnet hatte.

Raimund wurde wieder guter Laune und erzählte: „Der Junge ist in Holland; braucht etwas mehr Geld, als ich ihm ausgesetzt hatte, mag auch sobald nicht zurückkehren. Ich denke, er hält sich dennoch brav. Nachher heißt es, hier in der Mühle ausdauern! — Hm, war's nicht doch vielleicht gut, Herr Pfarrer, daß ich warten konnte, bis Töchter und Sohn aus dem Hause waren, ehe ich meinen Neffen zu mir berief? Wer weiß, ob meinem jungen Volke durch den lebenden Vetter die Beziehung zur Gutsherrschaft nicht wichtiger erschienen wäre, als nöthig oder vortheilhaft?“

Der Pfarrer konnte dieser Vorsicht nur beipflichten und empfahl sich, von Raimund bis vor die Hausthür begleitet und mit freundlichem Händeschütteln verabschiedet. Das Haus der alten Suse Martin ließ er zur Seite liegen und schritt langsam und ernst gestimmt nach Hause.

Er war ein noch junger Mann, und die Erfahrung gab ihm nur erst geringe Handhabe für die Behandlung so außergewöhnlicher Fälle, daher er denn seinen Schritt nicht beeilte, sondern in einsamem Wandeln sich noch einmal Alles zurecht legte, was er heut erfahren hatte. Er beschloß, keine Zeit zu verlieren, sondern schon gegen Abend einen Besuch im Herrenhause zu machen, sich aber nicht an die Hausfrau zu wenden, sondern zuerst Herrn von Hagen allein zu erforschen. Denn die Gutsherrin hatte sich auch dem Pfarrer gegenüber stets in die kühlste Unnahbarkeit gehüllt. Zwar versäumte sie nicht leicht die Pflicht, Sonntags in ihrem Kirchenstuhle zu erscheinen. Aber der Ausdruck ihres Gesichtes blieb immer der gleiche, unbeweglich, bestimmt, bald zur Kanzel hinauf blickend, bald die Augen ohne Theilnahme über die Gemeinde richtend. Nie wurde dem Pfarrer ein freundliches Wort zu Theil; ein stummer Gruß in raschem Vorüberschreiten mußte genügen. So hatte Werner nur wenig Zusammenhang mit den Schloßbewohnern, denn auch seine jeweiligen Besuche bei Herrn von Hagen wurden durch das Eintreten der Hausfrau meist abgekürzt und blieben ohne Annäherung.

Digitized by Google

Eben so wenig hatte Hildegarts neue Freundschaft mit Rosa Werner auf das Verhältniß zwischen dem Pfarrhause und dem Schlosse irgend welchen Einfluß geübt. Oft aber hatte der Pfarrer schon darüber nachgedacht, wie es wohl im Gemüthe dieser Frau bestellt sein möge? Denn für eine herzlose Natur konnte er sie nicht halten, angesichts der immer offenen Hand, die sie für Arme und Leidende hatte. Ja, es sprach, nach seinem Bedünken, sogar für die Selbstlosigkeit ihres Wesens, daß sie solche Hilfeleistungen lieber durch Andere vermitteln ließ, um mit ihrer Person mehr im Verborgenen zu bleiben. Je mehr er die Pflicht, welche er übernommen, durchdachte, desto bedeutender nahm er sie, und als er gegen Abend das Herrenhaus betrat, geschah es in der feierlichen Stimmung einer ernsten Amtshandlung.

Daß ihm aber der Eingang in die Verhandlungen wesentlich erleichtert werden sollte, vernahm er um so lieber, als er grade davor einige Befangenheit gehegt hatte. Denn gleich nachdem er bei dem Gutsherrn eingetreten und von ihm freundlich empfangen worden war, begann dieser von Hartmuth zu sprechen und fragte nach ihm, den er mit dem Pfarrer näher bekannt wußte. „Ich will Ihnen, Herr Pfarrer", so fuhr der Gutsherr fort, „den Grund meiner Theilnahme für den jungen Mann im Vertrauen mittheilen. Es ist eine Aehnlichkeit, nicht sowohl in den Gesichtszügen, als vielmehr des Wesens, der Gestalt, des Gehens, der Bewegung, des ganzen äußeren Ausdrucks. Als ich den Fremden zuerst im Walde daherschreiten sah, stand ich wie gefesselt von seinem Anblick, ich glaubte meinen — Sohn zu erblicken! Denn wir hatten einen Sohn. Er ist lange dahin!" Der Gutsherr seufzte und stützte das Haupt auf den Arm.

„Besitzen Sie irgend ein Abbild von ihm?" fragte der Pfarrer.

„Nichts von Belang. Nur aus der Kinderzeit eine unvollkommene Zeichnung. Er starb in seinen schönsten Jahren, ein herrlicher Junge!"

„Dann würde es Ihnen gewiß Freude bereiten" — begann der Pfarrer in etwas unsicherem Tone — „dergleichen von ihm zu sehen! Erkennen Sie in diesem kleinen Bilde die Züge Ihres Sohnes?" Damit hielt er Herrn von Hagen das Medaillon entgegen. Dieser griff danach, ein Schreck durchzuckte ihn, und durch seine Züge flog der Ausdruck schmerzlicher Freude. „Ja!" rief er, „das sind meines Arthur's Züge! So war er, so! Aber wo haben Sie dies aufgetrieben?"

Werner, der sich auf einen größeren Sturm der Erschütterung gefaßt gemacht hatte, glaubte diesem milderen Schmerz gegenüber eine weitere Enthüllung wagen zu können, und so reichte er Herrn von Hagen die Documente aus dem Knauf des Dachreiters und erzählte, wie er dazu gelangt war. Er ging für's Erste nicht weiter, um zu beobachten, wie die Entdeckung auf den alten Herrn wirken würde.

Dieser hielt die Schriften in zitternden Händen und las sie durch, um dann die Augen wieder auf das Medaillon zu richten. „Ich danke Ihnen einen Augenblick unermeßlicher Freude", begann er darauf mit bewegter Stimme, „wenn diese Freude auch, nach so vielen Jahren der Entbehrung und des Leidens, nicht mehr in Worten strömenden Glücksgefühls zu Tage kommt! Es ist mir lieb, diese

Digitized by Google

amtlich beglaubigten Zeugnisse zu besitzen. Doch bekenne ich, daß ich längst nicht mehr an der Rechtmäßigkeit der Ehe meines Sohnes gezweifelt habe. Nur freilich! — Ach, mein lieber Herr Pfarrer, mein Gewissen fühlt sich sehr schuldig, und die Zeit hat den Stachel quälender Selbstanklage nicht gemildert. Sie sind jung, aber trotzdem wähle ich Sie zu meinem Beichtiger, denn ich fühle das Bedürfniß, mich auszusprechen, und gerade Ihnen danke ich heute viel!" So begann er zu erzählen, was dem Zuhörer in den Hauptzügen bereits bekannt war, nur ausführlicher, und, da das Herz sich einmal erleichtern wollte, mit dem neu erwachenden Schmerz um den Sohn, voll Reue über die einstige Härte gegen Arthur. Der Sohn erschien als der Unschuldige, durch die Grausamkeit des Vaters Vernichtete; der Vater als der einzig Schuldige. „Ich hätte vielleicht genesen können von meinem körperlichen Leiden", schloß er, „aber die innere Seelenpein warf mich stets in Gebrechlichkeit zurück, das Bewußtsein, daß ich selbst meinen Sohn in Verzweiflung und Tod getrieben habe!"

Werner wollte durch tröstende Worte zu einer neuen und freudigeren Enthüllung hinüber leiten, als die scharf gesprochenen Worte laut wurden:

„Es ist gegen meine Wünsche, Herr Pfarrer, daß Sie ein Thema berühren, welches dem Zustande meines Gatten nur schaden kann!" Frau von Hagen war hinter dem Vorhang, welcher die Thür schloß, hervorgetreten und richtete die Blicke verweisend auf den Gast. „Ich hatte Ihnen zu verstehen gegeben, daß ein solches Gespräch nicht stattfinden solle. Sie werden es nicht wieder anknüpfen. Ihren Besuch werden wir uns ein ander Mal ausbitten".

Der Pfarrer verstand, daß dies eine Verabschiedung sei, und verneigte sich vor der Dame. Der Gutsherr aber sagte: „Bleiben Sie, Herr Pfarrer! Wir haben noch viel darüber zu sprechen".

„Heute nicht!" rief Frau von Hagen mit Entschiedenheit. „Heute gewiß nicht. Es ist gegen meinen Willen!"

Herr von Hagen aber erhob sich im Sessel, und in seinen Augen funkelte etwas, wovor die Dame stutzte. „Es ist mit meinem Willen!" rief er. „Mit meinem Willen, wiederhole ich! Ich sprach von meinem Sohne Arthur, und werde mir die Gelegenheit dazu nicht nehmen lassen".

Die Dame gab sich noch nicht, und mit kalt ablehnendem Tone entgegnete sie: „Es scheint bereits zu viel darüber verhandelt worden zu sein. Wir werden Sie rufen lassen, Herr Pfarrer, wenn wir Ihrer bedürfen sollten!"

Da erhob sich Herr von Hagen in ganzer Höhe, und mit dem Stocke aufstampfend, rief er laut: „Ich befehle in meinem Hause, und verbiete den Einspruch gegen meinen Willen! Willst Du unser Gespräch nicht anhören, so bleib auf Deinem Zimmer, und überlaß mir die Höflichkeit gegen meine Gäste!"

Ein solcher Auftritt war unerhört, und Frau von Hagen blickte sprachlos auf ihren Gatten, dessen Hinfälligkeit in diesem Augenblick fast verschwunden schien. „Wirf einen Blick in diese Schriften!" fuhr er fort. „Sie beglaubigen Arthurs Heirath und die Taufe seines Knaben. Betrachte dieses Bild! Erkennst Du die Züge Deines Sohnes?"

Digitized by Google

Die Hausfrau griff nach dem Medaillon, betrachtete es, und ein Zucken durch ihren ganzen Körper gab Kunde von ihrer inneren Bewegung. Aber krampfhaft preßte sie das kleine Bild in die Hand und drückte dieselbe gegen die Brust, als gelte es, jeden Ausdruck der Empfindung nieder zu halten. Der Pfarrer, von Mitgefühl ergriffen, schob ihr schnell einen Lehnsessel hin, denn ihm schien es, als wanke sie und könne im nächsten Augenblick umsinken. Aber nur an der Lehne hielt sie sich mit der Hand fest, indem sie die Augen wieder starr auf das Bild richtete.

„Werner!“ rief der Gutsherr plötzlich. „Mir ist, als hätten Sie mir noch mehr zu sagen! Ist es so, dann thun Sie es jetzt — ohne Vorbereitung! Haben meine Augen vielleicht recht gesehen? O Gott, wenn Arthurs Sohn lebte —!“

„Er lebt! Er ist in Ihrer Nähe. Jener junge Mann, der sich Hartmuth nennt, ist Hartmuth von Hagen, Arthurs Sohn!“

In diesem Augenblick wankte Frau von Hagen, hatte aber noch genug Fassung, um sich in dem Lehnsessel nieder zu lassen. Hier saß sie mit gesenktem Haupte, die Augen starr auf das Medaillon gerichtet, welches ihre Hände, auf das Knie gestützt, umklammerten. Auch auf den Gutsherrn wirkte die Bestätigung von etwas kaum Gehofftem im ersten Augenblick fast lähmend. Dann begann er bebend: „Warum hält er sich von uns zurück? Wenn er weiß, wie er zu uns steht — und er weiß es doch wohl?“

Der Pfarrer stand vor dem schwierigsten Theil seiner Aufgabe, für welche es großer Schonung bedurfte, nämlich, daß Hartmuth sich selbst noch nicht in das Familienverhältniß zu finden wisse und einige Scheu trage, das Haus zu betreten. Er erzählte, was er aus Raimunds Berichten über den jungen Mann für die Mittheilung zweckmäßig erachtete, und erbot sich, sofort in's Dorf zu gehen und die Vermittelung mit Hartmuth zu übernehmen.

„Sie nicht allein, Herr Pfarrer!“ entgegnete der Gutsherr. „Will mein Enkel mich nicht freiwillig aufsuchen, so hole ich mir ihn selbst! Kann es in Ihrer Begleitung sein, so ist es mir um so lieber!“

Werner suchte dem vorzubeugen und wendete die Möglichkeit ein, daß Hartmuth nicht zu Hause sein könnte, der weite Weg, somit vergeblich gemacht worden wäre.

„So muß ein anderer Bote aus der Familie selbst an ihn gesendet werden!“ fuhr Herr von Hagen fort. „Hanno von Koppen soll zu ihm! Denn Sie, Herr Pfarrer, kann ich jetzt nicht entbehren!“

Er griff nach der Klingel, und Hummelmann war auf ihren Ruf so schnell im Zimmer, daß die Annahme kaum abzulehnen war, er habe, mit dem Ohr am Schlüsselloch, seiner Pflicht heut ganz besonders treu gewartet. Mit neugierigen Blicken den Herrn, die Hausfrau, den Pfarrer musternd, erklärte er, daß die jungen Herrschaften so eben vom Spaziergang zurückgekehrt seien, und ging, Herrn von Koppen zu rufen. Frau von Hagen hatte während der Zeit starr und lautlos dagesessen. Sie hob das Antlitz auch kaum auf, als Hanno eintrat.

Digitized by Google

„War Herr Hartmuth von Hagen heut Nachmittag in Ihrer Gesellschaft?“ fragte Werner. „Ist er jetzt wohl in seiner Wohnung anzutreffen?“

„Leider nicht!“ entgegnete Hanno unbefangen. „Ich sprach nach Tisch bei ihm vor, mußte aber erfahren, daß er abgereist sei. Ohne Abschied davongegangen! Der Wirth, der ihm den Wagen gestellt, weiß selbst nicht, wohin der Flüchtling sich gewendet hat“.

Der Gutsherr sank in seinen Lehnstuhl zurück. „Er verläugnet uns!“ rief er in schmerzlichem Tone. „Er will von uns nichts wissen! Entflieht uns, Hanno! Er ist mein Enkel! Meines Arthurs Sohn! Wir müssen ihm folgen, ihn zurück holen! Niemand soll mich zurück halten! Ich ruhe nicht, bis ich ihn gefunden und gewonnen habe!“

Das Erstaunen war jetzt auf Hannos Seite. Er erinnerte sich der Worte Hartmuths bei seinem Wiedersehen, und schnell wurde ihm dessen geheimnißvolles Wesen erklärlich, wenngleich ihm der Zusammenhang der Beziehungen noch undeutlich und überraschend genug blieb. Der Pfarrer aber beobachtete Frau von Hagen, welche sich ohne ein Wort erhob und der Thür zuschritt. Da er für sie fürchtete, folgte er ihr bis in den Hausflur, sah jedoch, wie sie zwar langsam aber sicheren Fußes ihren Gemächern zuschritt.

Während Werner bei dem Gutsherrn blieb, begab sich Hanno nach dem Wirthshause, um nochmalige Erkundigung nach dem Entflohenen einzuziehen. Er kehrte zurück mit der Bestätigung, daß Hartmuth abgereist sei. Die Möglichkeit, ihm nachzuforschen, war aber nicht ausgeschlossen, trotz des Vorsprunges, den er schon gewonnen. Der Knecht, der ihn fuhr, hatte den Weg nach der Kreisstadt nehmen müssen. Von ihm sei zu erfahren, wo er den Flüchtling abgesetzt. Hanno hielt es für gerathen, sofort anspannen zu lassen, dem heimkehrenden Kutscher entgegen zu fahren und, auf dessen Aussage gestützt, weiter nachzufragen; ein Vorschlag, der ohne Verzug in's Werk gesetzt wurde.

Durch das ganze Haus aber lief die überraschende Kunde, daß in dem fremden jungen Mann sich ein Enkel der Gutsherrschaft gefunden habe. Hildegart eilte zu ihrem Oheim, bei dem sie den Pfarrer noch fand. Freilich, das Glück der Entdeckung, welches sie gehofft und vorausgesagt, fand sie getrübt durch die Flucht Hartmuths, die ihr selbst einen Stich in das Herz gab. Der Oheim schickte sie bald zu seiner Gattin, deren Zustand ihn besorgt machte. Aber Hildegart wurde nicht vorgelassen. Die Tante hatte sich eingeschlossen und ihrem Mädchen Befehl gegeben, jedes Eindringen für die nächste Stunde abzuwenden.

Frau von Hagen saß, gebrochen an Gemüth und Körper, in ihrem Zimmer und hielt das Medaillon ihres Sohnes in der Hand. Wer jemals einen Blick in ihr Inneres hätte thun dürfen, würde sie als eine im Tiefsten unglückliche Frau erkannt haben, denn unter ihrer scheinbaren Kälte und Fassung verbarg sich ein leidenschaftlicher Schmerz, den auch die Jahre wenig gemildert hatten.

Die wirkliche Verheirathung ihres Sohnes mit der Schwester Raimunds war ihr einst ganz unwahrscheinlich gewesen. Sie glaubte an ein leichtsinnig angesponnenes Verhältniß, das durch eine ernstliche Verbindung erst gut gemacht

Digitized by Google

werden sollte; sie glaubte an eine bloße Vorspiegelung der Ehe, um die Eltern besser dafür zu gewinnen oder zur Einwilligung zu zwingen. Sie glaubte auch später, nach Arthurs Tode, noch nicht daran, da sie und ihr Gatte so viele Jahre von ihrem Gute entfernt blieben, zumal Raimund selbst schwieg, und jede Annäherung vermied. Sie hatte gehofft, daß unerbittliche Strenge den Sohn von seiner Thorheit abwenden werde, ja, es erschien ihr Pflicht, diese Strenge bis zur Härte festzuhalten. Wie sehr sie ihren einzigen Sohn liebte, sie bezwang ihr Herz und forderte, daß auch er sich bezwinge. Daß Arthurs Charakter sich noch schroffer herauskehren werde, als der ihrige, ahnte sie nicht, und verkannte in eigensinniger Annahme, daß er bereits Lebenspflichten hatte, die ein Zurücktreten unmöglich machten. Und als sie das Zerwürfniß vor sich sah, und als Folge desselben seine Flucht aus dem Vaterlande, seinen Tod erfahren mußte, da glaubte die unglückliche Mutter vergehen zu müssen, und ihr eigener Antheil an der Schuld fiel unsühnbar auf ihre Seele. Nie hatte sie aufgehört, um ihn zu trauern. Ihr ganzes Leben war schmerzliche Reue. Aber Niemand sollte erfahren, was in ihrem Innern vorging. Selbstbeherrschung, unbedingte Selbstbeherrschung forderte sie von sich, wie sie sie von Anderen verlangte, und sie durfte in ihrem Alter glauben, daß nichts mehr sie darin erschüttern könne. Auch sie war, gleich ihrem Gatten, längst unterrichtet, daß Arthur eine rechtmäßige Ehe geschlossen hatte. Da er aber gestorben, sein Weib, sein Kind ebenfalls dahin waren, sollte davon nicht mehr die Rede sein. Zwar der Tod des Kindes war nicht so ganz verbürgt, sagte sie sich, und insgeheim ließ sie es später nicht an Nachforschungen fehlen. Da diese in vielen Jahren erfolglos geblieben, entschied sie die Sache für das äußere Leben abgethan. Was sie in ihrem Inneren durchzuarbeiten, was sie zu überwinden hatte, ging Niemand etwas an; genug, daß sie es überwand. Dieser fortgesetzte Sieg über sich selbst hatte ihrem Wesen etwas Despotisches gegeben, das doch entfernt war von aller Selbstsucht. Sie wollte nur Gutes für Andere, auch wenn ihr Wollen auf irrthümlichen Voraussetzungen beruhte oder sich in Formen kleidete, die das Behagen Anderer eher beeinträchtigten und ihre Gegenwart freudlos machten. Aber auch für sie war noch der Augenblick vorbehalten gewesen, da sie den Rest ihrer Kraft überspannt hatte und sich zusammenbrechen fühlte. Was sie heute erlebt, war ein Schlag, den sie nicht überwand. Ein heller Strahl von Freude hatte noch einmal durch ihre Seele gezuckt — Arthurs Sohn lebte! Aber ihr Enkel verleugnete sie, wie sie selbst einst ihn und seine Mutter verleugnet hatte. Jetzt erst fühlte sie die ganze Schwere der Sühne.

Sie blieb auch den nächsten und den folgenden Tag in ihrem Zimmer. Es war zudem peinigend für sie, daß mit dem Bruch ihrer geistigen Spannkraft auch ihre Gewalt über den Körper vernichtet schien. Sie fühlte sich wie gelähmt, unrüstig auch zur geringsten Beschäftigung. Sie, die Alle um sich her für gebrechlich, ja für krank erklärt hatte und sich für die allein Gesunde hielt, sollte sich jetzt als die Hinfällige behandeln lassen! Eine Erfahrung, die ihr trotz ihrer vorgerückten Jahre etwas kaum Faßbares schien, zumal alle Hausregeln sich damit in ihren Gegensatz verkehren wollten. Wenn sie sonst ihren Gatten auf

Digitized by Google

seinem Zimmer aufgesucht hatte, erschien er jetzt an seinem Stocke bei ihr, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Denn auf ihn wirkten, nachdem die erste Erschütterung vorüber gegangen, die empfangenen Entdeckungen geistig, sogar körperlich belebend. Er vergaß alltägliche Gewohnheiten und die leidigen Gebote der Schonung, er fühlte sich zum Handeln herausgefordert, freilich, ohne rechte Gelegenheit dazu zu finden. Doch beglückte es ihn, zu jeder Stunde mit Hildegart über Hartmuth sprechen zu können, sowie mit dem Pfarrer sich zu unterhalten, welcher fortan täglich bei ihm erschien.

Hanno von Koppen war aus der Kreisstadt zurückgekehrt, ohne von dem Flüchtling etwas entdeckt zu haben, als — vielleicht — einen kleinen Reisekoffer, den ein fremder Herr dort im Gasthofe gelassen hatte, um ihn gelegentlich wieder abzuholen. Am liebsten hätte er das Gepäckstück als gute Beute gleich an sich genommen, um den Besitzer nachzulocken, aber der Wirth hatte Bedenken, und Hanno mußte dieselben theilen. So schrieb er einen Brief an den Freund, darin er ihm mittheilte, was in seiner Abwesenheit geschehen, und dringend um seine Rückkehr bat.

Auf den Gemüthern der Hausgenossen lag es wie ein Druck, unter welchem sich doch die gespannte Erwartung einer neuen Wendung der Dinge geltend machte. Hildegart, deren Person in diesen Tagen wichtiger geworden war, bald in dem Zimmer der Hausfrau, bald beim Oheim, sogar im Haushalt, war viel beschäftigt und konnte ihre Unruhe beschwichtigen. Die Dienerschaft, an weibliche Vermittlung gewöhnt, wendete sich jetzt in allen Stücken an das junge Mädchen, welches sich häufig in der Lage sah, die Anordnungen nach eigenem Sinne treffen zu müssen, ohne durch einen andern Willen gekreuzt zu werden. Zwischen ihr und Hanno hatte sich schnell ein geschwisterliches Verhältniß gebildet, welches Beide befriedigte und erfreute. Was ihn täglich nach dem Pfarrhause zog, vermuthete sie richtig und billigte seine Neigung. Er selbst war bereits von dem Verdacht zurückgekommen, daß der Freund sein Herz an Rosa Werner verloren habe, und so folgte er dem Zuge des eigenen Herzens, und schritt, sobald er den Gutsherrn in der Unterhaltung des Pfarrers geborgen wußte, in das Dorf hinunter.

Nach Verlauf von wiederum einigen Tagen glaubte Frau von Hagen diese Lage der Rath- und Thatlosigkeit nicht mehr ertragen zu können. Ihr körperlicher Zustand mußte sich wesentlich gehoben haben, da sie wieder einen Entschluß fassen konnte, dessen Ausführung Vertrauen auf die eigenen Kräfte voraussetzte. Ihre Augen hatten Hartmuth noch nicht gesehen. Denn das einzige Mal, daß er in ihrer Nähe gestanden, war ihr der Unbekannte, der überdies durch die Dämmerung ihren Blicken fast entrückt blieb, für schärfere Betrachtung nicht wichtig genug gewesen. Jetzt aber fühlte sie die innerste Nothwendigkeit im Herzen, ihn zu sehen; ihre heißeste Sehnsucht war erwacht, den Sohn ihres Arthur in die Arme zu schließen. Hatte Hanno ihn nicht aufgefunden, so war es ihr vielleicht vorbehalten, ihn zu finden, so dachte sie. Und zwar durch eine Vermittlung, welche sie noch wenige Wochen vorher als unmöglich von sich gewiesen haben würde. Sie wollte Raimund sprechen, von dem sie sichere Auskunft über

Digitized by Google

den Verschwundenen hoffte. Aber da sie zweifelte, daß Raimund einem Ruf oder einer Einladung nach dem Herrenhause folgen werde, beschloß sie selbst ihn in der Steinmühle aufzusuchen. Ihr Stolz hatte schon nichts mehr bei einem solchen Schritte zu überwinden, der ihr von Stunde zu Stunde erfolgreicher erschien und an den sich endlich ihre ganze Hoffnung klammerte. Aber der grillenhafte Zug ihres Wesens, ihre Entschlüsse allein auszuführen, durchaus selbständig zu handeln, mit einer gewissen Ueberlistung oder mit raschem Zuvorkommen etwas durchzusetzen, machte sich auch diesmal in ihr geltend. Niemand sollte sie begleiten, Niemand etwas von ihrem Vorhaben erfahren, allein und zu Fuß wollte sie den Weg nach der Steinmühle zurücklegen, und sie durfte hoffen, auf der einsameren Waldstraße vor Nachspürung sicher zu sein. Sie ordnete ihren Anzug und erlauschte den Moment, ungesehen aus dem Hause zu gelangen. Jetzt war es still im Corridor. Sie trat hinaus, verschloß hastig die Thür ihres Zimmers und steckte den Schlüssel in die Tasche, um für alle Fälle den Glauben zu erwecken, daß sie sich eingeriegelt habe, wie sie in den letzten Tagen häufig gethan. Wirklich kam sie unbeachtet durch das Treppenhaus, durch den Garten in den Waldweg, und die noch einmal erwachte Energie ihres Willens gab auch ihren Kräften neue Elasticität. So eilte sie dahin, durch die ersten gelungenen Schritte auch innerlich schon gehoben. Aber Frau von Hagen sollte erkennen, daß sie ihre Fähigkeit doch überschätzt hatte. Zwar hoffte sie ihrer Müdigkeit und Abspannung noch trotzen zu können, allein immer häufiger mußte sie stehen bleiben, um auszuruhen, und der Weg erschien ihr endlos. Da erinnerte sie sich der Felsenhöhle, an welcher die Straße vorüber führte. Sie hatte dieselbe seit vielen Jahren nicht betreten, aber nach ihrer Annahme konnte sie nicht weit davon entfernt sein. Dort waren Ruhesitze, wußte sie, auf welchen sie sich erholen konnte, um neue Kräfte zu sammeln. Aber auch dieses Ziel däuchte der Ermatteten noch entlegen genug, und eine Spur von Verzagtheit, die ihr sonst fremd gewesen, machte sich in ihr geltend. Sie malte sich ihre Lage aus, wenn es ihr unmöglich würde, ihren Plan durchzuführen, wenn sie am Wege liegen bleiben müßte, ohne nach Hause zurückkehren zu können. Nein! rief eine überlegene Stimme in ihr, das durfte sie nicht über sich ergehen lassen! Sie wollte — um jeden Preis wollte sie die Steinmühle erreichen und ihrer Sehnsucht Genüge leisten. Damit fühlte sie sich noch einmal gekräftigt und erreichte mit wankenden Schritten die Höhle. Als sie aber den Eingang betreten hatte, gewahrte sie, daß eine Gestalt, wie erschreckt durch ihren Anblick, von dem Ruhesitz aufsprang, und sich in den Hintergrund zurück zu ziehen suchte. Auch die unglückliche müde Frau fühlte sich von einem Schreck durchzuckt, aber es war nicht ein Erschrecken aus Furcht, sondern ein Gefühl ahnungsvollen, schmerzlichen Glückes. Denn sie erkannte einen hochgewachsenen jungen Mann, in dessen Augen sie Antheil oder Mitleid zu lesen glaubte, und ohne zu wissen, was sie sagte, rief sie laut den Namen Arthur! Arthur!

„Nein, gnädige Frau! Hartmuth, Arthur's Sohn!“ so kam ihr die Antwort von wohlklingender und bewegter Stimme entgegen. Ein Aufschrei löste sich aus ihrer Brust, sie breitete die Arme aus, that einige Schritte, aber die

Digitized by Google

Taumelnde wäre zu Boden gefallen, wenn die Arme des jungen Mannes sie nicht ergriffen und festgehalten hätten. Sie schien von tiefer Ohnmacht hingenommen. Hartmuth war in Verlegenheit, wie er ihr einen bequemen Platz geben sollte, da die steinernen Bänke schmal und ohne Rücklehne waren. So blieb ihm nichts übrig, als sie wie ein Kind auf den Schoß zu nehmen und sie mit dem Arm umschlungen zu halten. Es waren Augenblicke tiefer Ergriffenheit, als er auf die gebrochene Gestalt nieder blickte, welche sein unglücklicher Vater einst Mutter genannt hatte. Er fühlte seine Augen feucht werden und hob die Hand der Ohnmächtigen an seine Lippen. Da schlug diese ihre Augen auf, und ein Blick traf ihn, so aus dem Innersten der Seele, daß es ihn durchrieselte von ungekannter Empfindung. Ihre Lider senkten sich bald wieder, und das müde Haupt an seine Brust gelehnt, lag sie regungslos in seinem Arm.

Das unerwartete Erlebniß wirkte mächtig auf das Gemüth des jungen Mannes, der sich die Rückkehr anders ausgedacht hatte. Allerdings war er nicht viele Tage vorher entflohen mit dem Entschlusse, die Gegend nicht wieder zu betreten. Denn in dem letzten Gespräch mit Hildegart glaubte er etwas von Hohn herausgehört zu haben, was ihn verletzte, und am Morgen darauf, da sie von der Unterredung mit dem Pfarrer kam, sah er sie an Hannos Arm, und in erregter Stimmung die Worte mit ihm tauschend, zum Schlosse schreiten. Da stand es für ihn fest, daß sie einig waren. Er schnürte sein Bündel und fuhr davon. Aber in der Kreisstadt angelangt, überkam ihn eine Beschämung über seine hastige Abreise, und Zweifel machten ihn doch wieder bedenklich, ob seine Eifersucht recht gesehen. Dazu mußte er sich sagen, daß sein Geheimniß für die Schloßbewohner schwerlich länger werde bewahrt bleiben können, und so entschied er, sich in das Nothwendige zu fügen, Hildegart aber die Vermittelung zu überlassen. Während dieser Ueberlegungen schweifte er im Gebirge manchen Tag umher, denn nicht mit einem Male kam er zu dem letzten Entschlusse, und erst seit einigen Stunden war er, nicht in seiner Herberge, sondern, über die Berge kommend, in der Steinmühle wieder angelangt. Auf halbem Wege nach dem Herrenhause saß er nun hier in der Felsenhöhle und hütete in seinem Arm die Unglückliche, vor deren Begegnung er sich vorwiegend gescheut hatte.

Sie regte sich nicht, und ihn überkam die Befürchtung, eine Sterbende, oder gar eine Gestorbene vor sich zu haben. Zwar überzeugte er sich, daß sie athmete, aber seine Verlegenheit wuchs bei der Frage, wie er sie in das Schloß zurück gelangen lassen sollte. Da Verzögerung vielleicht gefährlich werden konnte, hob er sie mit schnellem Entschluß auf den Arm, um sie nach Hause zu tragen. Sie regte sich ein wenig, aber ihr Haupt sank auf seine Schulter, und die nur halb geöffneten Augen schlossen sich wieder. Die kleine unscheinbare Gestalt war keine schwere Last für seine rüstigen Jugendkräfte.

Inzwischen war im Herrenhause das Verschwinden der Hausfrau dennoch ruchbar geworden. Ein bei der Gartenarbeit beschäftigter Knabe hatte sie aus der Entfernung durch das Thor schreiten sehen. Da dergleichen ihn nichts anging, schwieg er darüber. Als er aber einige Zeit darauf im Hofe von der Krankheit

Digitized by Google

der Gutsherrin reden hörte, ließ er verlauten, daß sie doch nicht so krank sein könne, da er sie habe spazieren gehen sehen. Die Behauptung pflanzte sich von Mund zu Mund fort, von der Dienerschaft bis zu dem Gutsherrn. Man rüttelte an ihrer Thür, man ging so weit, das Schloß derselben zu erbrechen, und fand das Zimmer leer. Die Befürchtung irgend eines schrecklichen Ereignisses verbreitete sich über Alle. Hildegart und Hanno, umgeben von Dienern, standen im Hofe, um den Gärtnerjungen noch einmal zu vernehmen, als Hartmuth mit seiner Beute auf dem Arm in das offene Hofthor schritt. Ein Aufschrei der Freude und des Erstaunens scholl ihm entgegen, und aus den Wirthschaftsgebäuden drängten Mägde und Knechte hinzu. Niemand wagte seinen Schritt aufzuhalten oder ihm seine Last abzunehmen. Mit stummer Scheu und Ergriffenheit von einem unerhörten Ereigniß, ließen die Angehörigen des Gutes ihn durch ihre Reihen schreiten. So betrat er die Schwelle des Hauses, während Hildegart ihm voraus und die Stiege hinauf eilte, um ihm den Weg zu weisen. In ihrem eigenen Zimmer legte er die, wie es schien, Bewußtlose nieder. Alle, die ihm gefolgt waren, standen einen Augenblick in feierlichem Schweigen um ihn her, denn ein Gefühl von tiefem Lebensernst und Freude konnte noch keinen Ausdruck des Willkommens finden. Da ergriff Karl, der Jüngste des Hauses, Hartmuths Hand, und sagte halblaut: „Du bist ja doch unser Vetter! Sei uns doch endlich ein bischen gut!“ Hildegart, mit hervorstürzenden Thränen, that es ihrem Bruder nach, während Hanno seine Rechte herzlich drückte. Ach, es bedurfte ja nicht mehr der Bitten, um ihn zu gewinnen! Jetzt erst trat Herr von Hagen in das Zimmer, und die Arme gegen den Wiedergefundenen ausbreitend, rief er: „Du bist unser! Du mußt unser bleiben! —“

Die weibliche Sorge für die Kranke drängte die Männer aus dem Zimmer. Schnell trat Hartmuth noch einmal an das Lager und ergriff ihre Hand, aber kein Zeichen des Bewußtseins kam ihm entgegen.

Einige Stunden darauf, noch ehe der aus der Stadt geholte Arzt eingetroffen, war sie verschieden. Ein Herzschlag hatte ihrem Leben ein Ende gemacht. Ein Lichtstrahl war doch noch in die letzten Stunden ihres Lebens gefallen, das beglückende Gefühl, nicht mehr abgelehnt zu werden, wo ihr darbendes Herz Liebe gesucht hatte.

In der Dämmerung saß Herr von Hagen eine Weile allein neben der Entseelten. Da fielen ihm ihre Worte ein, die er jüngst mit einer gewissen Bitterkeit aufgenommen: „Wir können nicht wissen“, hatte sie gesagt, „ob über's Jahr wegen einer Trauerzeit an Festlichkeiten zu denken wäre“. Die Trauerzeit war da, aber anders als die Sprecherin, die sich für die einzig Gesunde im Hause gehalten, sich vorgestellt hatte. Daß er sie überleben würde, hätte Herr von Hagen nicht gedacht, und noch weniger, daß er seine Lebenskräfte gehobener fühlen sollte in dem Maße, als die ihrigen dahin schwanden. Sie war, trotz aller Grillen und Schroffheiten, ihm doch eine treue und aufopfernde Gattin gewesen.

Drei Tage darauf, als die Familie des Gutsherrn, umgeben von der Gemeinde, auf dem Begräbnißplatze des Dorfes um ein offnes Grab versammelt stand, über welches der Pfarrer die letzten Segensworte gesprochen hatte, bemerkte Werner den Müller Raimund, welcher, gleich den Andern, einige Hände voll Erde über

Digitized by Google

den Sarg warf. Er wendete sich schnell, um sich im Gedränge zu verbergen, der Pfarrer aber wußte ihn fest zu halten, indem er ihn anredete.

„Es ist wacker von Ihnen, Herr Raimund", begann er, „daß Sie gekommen sind, der Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen!"

„Mit ihr habe ich Frieden gemacht!" entgegnete der Steinmüller.

„Sie sollten es auch mit dem Lebenden thun! Der Augenblick ist günstig. Lassen Sie die Gelegenheit, die sich zum Vergeben und Vergessen darbietet, nicht vorübergehen. Herr von Hagen ist noch unter uns auf der geweihten Stätte. Ich führe Sie zu ihm".

Der Steinmüller aber schüttelte den Kopf. „Nein, Herr Pfarrer! Mein Neffe weiß, daß ich zum Begräbniß seiner Großmutter hier bin, er muß auch wissen, ob Herr von Hagen zu einer Begegnung mit mir geneigt ist. Dem scheint bis jetzt nicht so".

„Sie sollten die Begegnung nicht gestissentlich erschweren, Herr Raimund!"

„Ich habe fünfundzwanzig Jahre warten können, Herr Pfarrer, und denke jetzt erst recht nicht zudringlich zu sein". Er grüßte den Pfarrer und wendete sich zum Gehen.

Schon aber hatte Hildegart ihn eingeholt und ergriff seine Hand. „Bleiben Sie noch!" rief sie. „Der Oheim möchte Sie sprechen. Seien Sie freundlich zu ihm, Herr Raimund! Da kommt er an Hartmuths Arme!"

„Er kommt mir entgegen?" dachte der Steinmüller. „Hm! Ich hätte es anders verlangt, in meinem eigenen Hause! Es ist nur ein halbes Entgegenkommen, indessen — habe ich mir aus der Feindschaft nicht sonderlich viel gemacht, so brauche ich auch die Versöhnung nicht gar zu schwer zu nehmen!" Er war stehen geblieben, und sah mit einiger Genugthuung, wie der Gutsherr, auf Hartmuths Arm gestützt, sich ihm näherte. Hildegart gab sich Mühe, Raimund vorwärts zu bewegen, dieser aber rührte sich nicht von der Stelle, obgleich der Ausdruck seines Gesichtes nichts von einem ernstlichen Widerstreben verrieth. Er ließ den Gutsherrn gelassen herankommen, und erst als er ihn wirklich vor sich sah, empfing er ihn mit einem höflichen Gruße.

„Raimund!" begann dieser, indem er ihm die Hand bot, „ich bin Ihnen zu unendlichem Danke verpflichtet! Sie haben mir diese Stütze erhalten! Vieles hätte besser zwischen uns werden können, wenn Sie mir früher dies Glück entdeckt hätten!"

„Vielleicht! Vielleicht auch nicht!" entgegnete der Steinmüller. „Ich kann mir nicht vorwerfen, daß ich es zu spät gethan, da ich es auch gar nicht hätte thun brauchen. Erkennen Sie es als ein Glück, so kommt es ja auch jetzt noch zu guter Zeit".

„Rechten Sie nicht mehr mit mir, um so alter Schuld willen, Raimund! Ich möchte in dieser so ernsten Stunde gern mit Ihnen versöhnt sein. Ist es Ihnen eine Genugthuung, zu erfahren, daß ich unter dem Gefühl meines Unrechts furchtbar gelitten und ein elendes Leben geführt habe, während Sie Ihre Pflicht erfüllten — zwar streng und hart, aber doch nach Ihrem Gewissen handelten — wohl, so vernehmen Sie es! Meiner Jahre können nicht mehr viele sein, aber

Digitized by Google

was ich in der mir noch gemessenen Zeit zu thun vermag, Ihnen das Glück, das Sie mir bewahrt, zu vergelten—"

„Dessen bedarf es nicht!" rief der Steinmüller. „Es ist vergolten! Ich sehe in meines Neffen Angesicht, daß auch er das Glück nicht mehr widerwillig empfängt, und so bin ich zufrieden. Hier meine Hand zur Versöhnung!"

„Amen!" rief der Pfarrer, auch seine Hand auf die fest verschlungenen der beiden Männer legend.

Raimund wurde eingeladen, die Familie zum Schlosse zu begleiten. Doch lehnte er es ab. „Heute nicht, Herr von Hagen!" entgegnete er. „Es ist für Sie kein Tag, um Gäste zu empfangen. Sie werden Ruhe brauchen. Wenn Sie sich erholt haben, kann ich Ihnen in meinem Hause noch einige Erinnerungen und Andenken an Arthur zeigen. Sie stehen zu Ihren Diensten!" — —

Einige Monate darauf, und zwar in den letzten schönen Octobertagen, feierte die Gutsherrschaft mit der Dorfgemeinde zusammen ein von dem Pfarrer seit lange ersehntes Fest, nämlich die Grundsteinlegung zum Bau einer neuen Kirche. Bei den wohlgeordneten Papieren der verstorbenen Gutsherrin hatte sich nämlich eine Schrift vorgefunden, und zwar aus den letzten Tagen ihres Lebens, worin sie eine recht stattliche Summe ihres eigenen Vermögens für den Kirchenbau bestimmte, den Rest aber ihrem Enkel Hartmuth vermachte. Es erhellte aus dieser Verfügung, daß sie die Nähe des Todes bereits empfunden, bevor sie noch einmal Lebenshoffnungen schöpfte, die ihre Kräfte überstiegen. Schnell war man an's Werk gegangen, den letzten Willen der Verstorbenen zu erfüllen. Das gebrechliche alte Kirchlein war bereits niedergelegt, und der Grundriß zu einem neuen und angemessneren fundamentirt. Ein sonniger Sonntagsmorgen vereinigte Alle auf dem festlichen Platze, wo heute die Predigt im Freien gehalten wurde, um dann die Feier der Bauleute folgen zu lassen.

Unter den Versammelten befanden sich auch zwei glückliche Brautpaare. Das eine, Rosa Werner und Hanno von Koppen, hatte sich bald gefunden, nachdem die aufregenden Tage vorübergegangen, während Hildegart und Hartmuth etwas längerer Zeit bedurften, um aus der neuen, wenn auch sehr entfernten Verwandtschaft den Uebergang zu einer innigeren Vereinigung zu finden. Beide Paare waren nicht ganz einverstanden, daß ihre Vermählung, wie der Gutsherr wünschte, erst in der vollendeten neuen Kirche vollzogen werden sollte. Hartmuth fügte sich zwar ruhig in die Anordnung des Gutsherrn, um so ungeduldiger bezeigte sich der andere Bräutigam. Denn Hanno, der inzwischen nach Hause gereist war und mit Hilfe seiner Mutter (die sich denn in seine Wahl gefügt hatte) mit den Vorbereitungen für seinen Hausstand bald fertig zu werden hoffte, bereute längst das Versprechen, welches er Herrn von Hagen gegeben. Er trieb den Baumeister an, bewirthete und ermunterte die Werkleute und that das Mögliche, um das Werk zu befördern. Da er aber heute vernommen hat, daß nicht daran zu denken sei, die neue Kirche in drei Monaten fertig zu stellen, wie er sich eingebildet hatte, so ist anzunehmen, daß er mit seiner Verheirathung nicht bis zu ihrer Einweihung warten werde. Mit seiner lebhaften Betheiligung aber ist der Pfarrer sehr einverstanden, der freilich Sonntags mit seiner Gemeinde in-

Digitized by Google

zwischen noch übler untergebracht ist, als in der alten Kirche. Auch Herr von Hagen wünscht die Beschleunigung des Baues, um die letzte Verfügung seiner Gattin noch verwirklicht zu erleben. Er ist leidlich wohl, wohler als früher, lebt nicht mehr abgeschieden, sondern in der Familie, und ist heute auch auf dem Festplatze erschienen. Neben ihm Karl, welcher rothe Backen hat, und körperlich sichtbar gekräftigt ist. Denn das Erste, was Hartmuth ohne Widerstand durchsetzte, war, daß der Knabe in eine Schule gebracht wurde. Der Pfarrer vermittelte mit seinem Amtsbruder in der Kreisstadt, in dessen Hause Karl gedieh, welcher jetzt seine ersten Ferien auf dem Lande verlebte. Der Knabe hängt an Hartmuth mit hingebender Liebe, und der Gutsherr sieht mit Rührung auf das schöne Einverständniß, welches ihm die beste Bürgschaft für die Zukunft bietet. Hartmuths Einfluß ist im Hause überall wahrzunehmen, ohne daß er ihn besonders geltend machte. Sein festes männliches Wesen wirkt wohlthuend auf Alle, und die jugendliche Heiterkeit, welche ihm auch wiedergekehrt ist, bringt frisches Leben in den Familienkreis. Gleichwohl ist er nicht gesonnen, auf dem Gute zu bleiben, noch in den Erbangelegenheiten an irgend etwas zu rütteln. Karl soll, als der Adoptivsohn des Hauses, in seinen Rechten bleiben, so wünscht er, und man muß ihnen überlassen, wie sie die Dinge zum Austrag bringen werden. Hartmuths Streben geht nach einer Staatslaufbahn. Er ist nicht auf dem Lande, noch für das Landleben erzogen, sondern für die große Welt, in welcher er zu wirken hofft, und der gegenüber er einigen Ehrgeiz besitzt. Hildegart aber ist gern bereit, ihm künftig zu folgen, wohin es auch sei.

Auch der Steinmüller ist heute auf dem Festplatze erschienen. Er hat es durchgesetzt, Herrn von Hagen zuerst in seinem Hause zu empfangen, gleich darauf aber, ebenfalls zu Wagen, seinen Besuch im Schlosse erwidert. Neben ihm steht sein Sohn, der kürzlich heimgekehrt ist. Mochte der Vater ihm nun bestimmte Verhaltungsmaßregeln gegeben haben, oder war die Befangenheit des jungen Mannes eine natürliche, er betrug sich bei dem verwandtschaftlichen Entgegenkommen Hartmuths etwas scheu, und stellte einen zwar in seiner Art eleganten aber doch recht bescheidenen jungen Herrn vor. Und noch einer Person ist zu erwähnen, die in der Nähe der Gutsherrschaft auf dem Festplatze zu sehen war, nämlich der alten Suse Martin. Hartmuth hatte sie mit dem Wagen holen lassen und wollte, daß sie heute in der Umgebung der Familie von der Gemeinde gesehen würde.

Das Festmahl, welches nach der Einweihung im Herrenhause gefeiert wurde, verlief, den Umständen gemäß, ernst und ohne Geräusch. Aber auf den Vorschlag des Pfarrers wurde dabei der Beschluß gefaßt und vom Architekten gut geheißen, daß auch auf die neue Kirche ein Dachreiter gesetzt und für diesen der Knauf des alten benutzt werden sollte. Wie der Inhalt desselben Freuden und Schmerzen zugleich veranlaßt, so wolle man jetzt Erinnerungszeichen in denselben niederlegen, um einer fernen Zeit von überwundenen Leiden und von glücklichen Herzen Kunde zu geben.

---



Digitized by Google

# Der Dichter des Frühlings.

Von

**Karl Hoberstein.**

— Dresden. —

„Ich habe vor sechs Wochen einen Brief an Sie abgeschickt, worin ich einige poetische Stücke eingelegt hatte. Es wäre mir sehr unangenehm, wenn dieser Brief verloren und von einem Fremden erbrochen worden wäre; denn unter Offizieren ist es eine Art Schande, ein Dichter zu sein".

Also klagte noch im Jahre 1746 Ewald Christian von Kleist seinem Freunde und literarischen Berather Gleim.

Oede und inhaltsleer war das Leben in den damaligen Garnisonen. Konnte sich auch das preußische Offiziercorps bereits der meisten eingeborenen Adelsnamen rühmen, welche seit anderthalb Jahrhunderten in unserer Kriegsgeschichte glänzen, und war dadurch die Fridericianische Armee, allen anderen Heeren Europas voraus, eine wesentlich vaterländische geworden, so wollte doch der alte Landsknechtsgeist noch immer nicht weichen. Starr, nicht selten gewaltthätig, beobachtete dieser Offiziersadel dem allmählich aufblühenden Bürgerthum gegenüber eine beinahe feindselige Haltung, in seiner unnahbaren Abgeschlossenheit nur dem Einerlei des Dienstes und gedankenlosen Vergnügungen nachhängend. Auf Weiber, Pferde und Hunde, die Zollhöhe eines Kerls oder die kunstgerechte Handhabung der Fuchtel beschränkte sich das täglich wiederkehrende Gespräch, und stundenlang währten oft die Debatten über die Herstellung eines ordonnanzmäßigen Zopfes — höherer Schwung, geistige Vertiefung, jedwedes Streben nach allgemein menschlicher Bildung fehlten diesem kernhaften Geschlecht noch ganz.

Mit dem sicheren Blick für Alles, was dem zerrütteten Staate Genesung und neue Kräfte bringen könnte, hatte schon der große Kurfürst seinen zuchtlosen Landadel an die Fahnen der neugeschaffenen Armee gekettet und die widerspenstigen Nacken unter das Joch einer eisernen Disciplin gebeugt; allein

Digitized by Google

die Nachwehen der unseligen Schwedenzeit ließen sich so leicht nicht bannen; unaufhörlich mußte der strenge Herr dem wüsten Treiben außerhalb des Dienstes, der Völlerei, Spielsucht und vornehmlich der Duellwuth, dem traurigen Erbübel deutscher Soldaten, warnend und strafend entgegen treten, ohne doch das häßliche Wesen völlig bemeistern und ausrotten zu können.

Treulich war der Enkel dem Beispiel des Ahnherrn gefolgt. Friedrich Wilhelm I. hatte es von jeher als eine seiner hauptsächlichsten Regentenpflichten betrachtet, die Jugend der ritterbürtigen Häuser dem zur stattlichen Kriegsmacht erweiterten Heere zuzuführen, dadurch der Verarmung wie dem vornehmen Müßiggange zu entreißen und zu gemeinnützigem Thun emporzuheben. Er regelte das rohe Ehrgefühl durch den Corpsgeist und die militärischen Ehrengesetze und prägte schon dem jüngsten Cornet das stolze Gefühl einer im Staate bevorrechtigten, alle anderen Stände weit überragenden Stellung ein; aber auch er konnte oder wollte nicht verhindern, daß jegliches Beginnen, das am Soldatenhandwerk allein keine volle Befriedigung, unter der Mehrzahl seiner Offiziere auf Hohn und wegwerfende Nichtachtung stieß. Ja dieser klare Kopf selbst, der für Hebung der Volksschule so Unvergleichliches leistete, trug redlich das Seine dazu bei, die geistige Verwilderung seiner Lieblinge zu nähren, wo nicht gar zu steigern. Wie er seine von Haus aus schöne und fließende Handschrift absichtlich entstellte und möglichst unleserliche, darum aber um so martialischere Züge auf das Papier zu kritzeln suchte, so schalt er es auch wälsche Allotria, wenn sich ein Offizier mit wissenschaftlichen Dingen oder anderen Drucksachen als dem Exercierreglement und dem Gesangbuch beschäftigte. Konnte ein General nur halbwegs richtig seinen Namen schreiben und nothdürftig die gedruckte Bibel buchstabiren, so war Allem Genüge gethan, was von einem echten, Gott und dem Könige wohlgefälligen Kriegsmann zu verlangen stand.

Mit bleierner Schwere mußten solche Verhältnisse auf allen höher gestimmten Naturen lasten, welche ein ritterlicher Drang, ein gesteigertes Vaterlandsgefühl in die Reihen der preußischen Armee geführt hatten. Nur in stiller Verborgenheit, voll schamhafter Zurückhaltung durfte die verschwindend kleine Gemeinde dem schönen Triebe gehorchen, der sich zeugungskräftig und ununterdrückbar in der deutschen Seele zu regen begann. War es doch bis zur Stunde dem jungen Philosophen von Rheinsberg, der, eben König geworden, zwei große Kriege durchzukämpfen hatte, noch nicht vergönnt gewesen, das Werk der geistigen Wiedergeburt seines Volkes, die Veredelung des Heeres in die Hand zu nehmen; war doch der Altar zu Sanssouci noch nicht errichtet, dessen reine Flamme klärend und läuternd in die dunkelsten Winkel Preußens hineinleuchten, mit hellem Schein einen neuen Tag heraufführen und die letzten Spukgestalten des Mittelalters für immer verscheuchen sollte.

Ewald von Kleist stand bereits seit sechs Jahren in preußischen Diensten, als ihm mancherlei Heimsuchungen der Enttäuschung und Kümmerniß jenen bitteren Klageruf erpreßten.



Digitized by Google

Von der Natur verschwenderisch ausgestattet mit schöner Gestalt, lebhafter Einbildungskraft und einem von Menschen- und Daseinsfreude erfüllten Herzen, war der Knabe in's Leben getreten. Auf dem Danziger Gymnasium, später auf der Universität zu Königsberg hatte er sich wacker getummelt und der überschäumenden Kraft nicht allzu straffe Zügel angelegt, ohne jedoch an der Liebe für die Wissenschaften, an dem frischen, schon früh geschärften Blick für die Schönheiten der freien Gotteswelt etwas einzubüßen. Zum Jüngling gereift, kehrte er auf das väterliche Gut zurück, in ländlicher Stille sich zu sammeln und voll hoffnungsfroher Zuversicht auf die gewonnenen Kenntnisse, eine ehrenvolle Stellung in der Heimath zu erwarten.

Diese schmeichelnden Träume sollten sich nicht erfüllen. Ihren Letztgeborenen möglichst billig und sicher zu versorgen, sandten die mit Glücksgütern nur mäßig bedachten Eltern den kaum Einundzwanzigjährigen nach Dänemark, wo einflußreiche Verwandte ein rasches, selbst glänzendes Fortkommen zu verbürgen schienen. Zu seinem schmerzlichen Erstaunen mußte Kleist jedoch erfahren, daß die fremdländischen Herren Vettern jegliches Verständnisses für seine Wünsche und Neigungen ermangelten. Alle dringenden Vorstellungen verhallten ungehört, und rath- und mittellos wie er war, sah sich der junge, jedem brutalen Zwange abholde Feuergeist nach langem Sträuben genöthigt, statt der Feder des Beamten oder Gelehrten das Sponton des Offiziers zu ergreifen.

Hatte er sich im Laufe der Jahre in sein Schicksal ergeben, das Unabänderliche sogar mit heiterer Resignation ertragen gelernt, so begrüßte er es doch wie eine Erlösung, als Friedrich II. kurz nach seiner Thronbesteigung den Träger eines so erlauchten Namens für die eigene Armee zurückverlangte und als Lieutenant in das Infanterieregiment „Prinz Heinrich" nach Potsdam versetzte.

Neubelebten Muthes eilte Kleist, dem Befehl des Landesherrn zu gehorchen, im heimathlichen Boden wieder Wurzel zu fassen und mitzuschaffen an dem Großen, das sich geheimnißvoll, doch nicht ungeahnt, im preußischen Staate vorbereitete.

Aber wiederum galt es, die herbe Tugend der Entsagung zu üben, denn ein rascher Krieg, der das morsche Reichsgebäude in allen Fugen erbeben machte und dem betroffenen Europa das Erstehen einer neuen Großmacht verkündete, war vorübergerauscht, ohne daß Kleist Gelegenheit gefunden hätte, die eingeborene Tapferkeit vor dem Feinde zu bewähren.

Angeekelt von der geistlosen Einförmigkeit des Garnisondienstes, wie dem oberflächlichen Dahinleben der Regimentskameraden, von Schulden bedrückt und tief bekümmert über die Theilnahmlosigkeit seines prinzlichen Chefs, lag Kleist gerade an einer schweren Wunde darnieder, die er, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, in mannhafter Vertheidigung beleidigter Frauenwürde davongetragen, als die Begegnung mit Gleim sein verdüstertes Gemüth auf einmal freundlich erhellte und den poetischen Keim, der bis dahin unverwerthet in ihm geschlummert hatte, die ersten schüchternen Blüthen treiben ließ.

Digitized by Google

Gleim hatte den Kranken aufgesucht und ihm unter Anderm auch ein Gedicht „An den Tod“ vorgelesen, bei dessen scherzhafter Schlußwendung Kleist von einem so anhaltenden Lachen geschüttelt wurde, daß die Wunde wieder aufbrach und ein heftiges Erbluten sich einstellte. Nach Versicherung des eiligst herbeigerufenen Arztes soll dieser unfreiwillige Aderlaß eine entscheidende Wendung zum Bessern herbeigeführt haben; wenigstens sprach Kleist noch nach Jahren die Ueberzeugung aus, nur der Dichtkunst und Gleim habe er seine damalige Genesung zu verdanken.

So wurde ein Bündniß geschlossen, wie es schöner und reiner nicht gedacht werden kann, eine Freundschaft, die der Tod nicht zu lösen vermochte, die über das Grab hinaus dauerte, um uns noch heute in ihrer anmuthigen Weihe herzerquickend zu berühren.

Dem Beispiel des erfahreneren Genossen folgend, brachte Kleist in Verse, was ihn gerade heiter bewegte; obwohl diese Versuche für's Erste noch im Pulte liegen blieben, vorbereitende Uebungen für reifere Tage. Es waren reimlose Spielereien in zeitgemäßer Manier, ohne tieferen Gehalt, in keiner Hinsicht eine ursprüngliche Dichternatur verrathend, aber hoch beglückend für den einsamen Offizier. Hatte doch nun sein regsamer Geist eine Beschäftigung gefunden, die ihm ein herzliches Genügen schaffte, ihn zwar noch langsam und tastend, aber mit jeder neuen Arbeit sicherer und bewußter, in die wundervollen Geheimnisse der Muttersprache dringen ließ, das lange niedergehaltene Selbstgefühl allmählich steigerte und dem Zaghaften endlich sogar den Muth verlieh, mit liebenswürdig triumphirender Genugthuung seinem „kritischen Wegweiser“ das erste „anakreontische Gedicht“ zu übersenden.

Bald genug sollten diese fröhlichen Weisen verstummen, denn ein großer, heiliger Schmerz zog ein in die eben zu neuem Leben erwachte Seele.

Nur kurze Zeit vor der Zurückberufung in preußische Dienste hatte Kleist, als Werbeoffizier nach Danzig geschickt, bei seinen Schwestern Wilhelmine von Golz kennen gelernt, ein Mädchen von eben so reicher Geistesbildung als hervorragend körperlicher Schönheit. Die jungen Herzen hatten sich schnell gefunden, aber gebieterisch war der Ernst der Wirklichkeit allen schwärmerischen Wünschen, das Bewußtsein beiderseitiger Mittellosigkeit jedem Gedanken an eine baldige Vereinigung entgegengetreten. Nach vergeblichen Versuchen, am sächsisch-polnischen Hofe eine geeignete Stellung zu finden, hatte sich Kleist, zwischen Liebe, Schmerz und zweifelnder Hoffnung schwankend, seinem dänischen Joche wieder fügen müssen, Gott und der Zukunft alles Weitere anheimgebend.

Fünf lange Jahre waren die Beiden auch in der Ferne treu zu einander gestanden, als Wilhelminens Briefe plötzlich ausblieben, und Kleist die niederschmetternde Nachricht empfing, seine Braut sei von ihren Verwandten gezwungen worden, einem ungeliebten, aber wohlhabenden Bewerber die Hand zu reichen. Diese Kunde war falsch. Ein frevelhaftes Spiel wurde mit zwei guten Menschen getrieben. Eigensüchtige Ränkespinner wußten durch Auffangen aller um Erklärung flehenden Anfragen jeder Verständigung der Liebenden vorzu-

TAYLOR INST. OXFORD
Digitized by Google

beugen und eine Kluft aufzureißen, die sich auch dann nicht mehr überbrücken ließ, als endlich die Lüge in ihrer ganzen häßlichen Nacktheit zu Tage trat.

Wie von dumpfer Betäubung befangen, durchlebte Kleist leidvolle Wochen, und Niemand war ihm zur Seite, dem er sein Weh klagen durfte, an dessen Brust er Trost und Ruhe finden konnte; denn der Einzige, der ihn verstand, der warmempfindende Gleim, hatte gerade um diese Zeit Potsdam verlassen. In der waffenklirrenden Stadt fühlte sich der herzkranke Mann verwaister denn je; immer öder und zweckloser erschien ihm sein ganzes Dasein, freundlos und friedlos, nur von seinem Gram begleitet, irrte er durch Wald und Feld, ein waidwundes Wild, das von den geheimen Heilmitteln der Natur Genesung und neue Sprungkraft erwartet.

Und die mütterliche Freundin blieb ihrem Jünger getreu. Sie goß lindernden Balsam in die brennende Wunde und kühlte liebkosend die erhitzten Schläfe; Kummer und Bitterkeit lösten sich zu sanfter Trauer und strömten endlich aus in melodischer Klage. Die Wahrheit des Goethe'schen Wortes, daß ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz den Dichter mache, findet sich auch bei Kleist bestätigt. Jetzt erst rührte sich der Genius in ihm; war doch sein geprüftes Herz bis zum Springen einer Empfindung voll, der Empfindung verlorener Liebe und verfehlten Lebens.

In den beiden Elegieen „An Wilhelmine" und „Sehnsucht nach Ruhe" mit ihrer milden Wehmuth, ihrem unter Thränen lächelnden Entsagen kommt ein echtes Gefühl zum wärmsten dichterischen Ausdruck. Die vertretenen Gleise tändelnder Modepoesie waren verlassen, von nun an bestrebte sich Kleist, eigenartig und, nur dem inneren Drange gehorchend, selbstgefundene Bahnen zu wandeln. Reicher und schöner erwachte sein Geist aus beklemmendem Traume, aber der sorglose Sinn, die elastische Fröhlichkeit der Jugend waren verweht und kehrten in ihrer heiteren Anmuth niemals wieder. Wie aus weiter Ferne zittern auch in seinen späteren Gedichten die schmerzlichen Töne jener Leidenstage noch nach.

Krieg und Schlacht! Aufathmend bei diesem Rufe, hatte der tapfere Pommer im August 1744 den böhmischen Boden betreten. Die erste Probe, daß Schlesien endgiltig dem preußischen Staate gewonnen sei, sollte geliefert werden; unaufhaltsam drangen Friedrichs Colonnen gegen die Landeshauptstadt vor, Prag fiel nach kurzer Beschießung, und weiter nach Süden führte der König seine siegreichen Schaaren. Trüben Auges sah Kleist die Kameraden von dannen ziehen, der Ehre und dem Ruhm entgegen, wie er glaubte, während er selbst zurückgehalten wurde, unter dem Commando des Generals von Einsiedel den altgewohnten und altverhaßten Garnisondienst in der eroberten Festung zu versehen. Abermals mußte er darauf verzichten, mit einzugreifen in die großen Handlungen, die das Geschick seines Vaterlandes entschieden, und er that es traurig und treu: war er doch nun einmal gewöhnt, Entbehren und Entsagen als sein eigentliches Handwerk zu betrachten.

Nach mancherlei resultatlosen Versuchen, den Feind zur Annahme einer

Digitized by Google

großen Feldschlacht zu verleiten, sah sich jedoch Friedrich durch die Unverläßlichkeit seiner französischen Bundesgenossen, durch Mangel an Nahrung und die vorgerückte Jahreszeit genöthigt, den Rückzug über die Elbe anzutreten, der Prager Besatzung es überlassend, so gut oder so schlecht wie möglich den Anschluß an das Hauptheer zu gewinnen. General von Einsiedel zeigte sich dieser Aufgabe nicht im entferntesten gewachsen, und nur dem Zauber von Friedrichs Namen war es zuzuschreiben, wenn das kleine, kaum dreitausend Mann zählende Corps dem Chevalier de Saxe, der ihm mit sechsfacher Uebermacht den Weg verlegte, erfolgreich trotzen und unter unsäglichen Mühsalen und mit Verlust der ganzen Bagage durch das Riesengebirge nach Schlesien gelangen konnte.

Während das Regiment Prinz Heinrich zu Brieg Quartiere nahm, blieb Kleist, von den Anstrengungen des Rückzuges erschöpft, in Hirschberg liegen, wo ihn ein tölpelhafter Feldscheer durch einen unzeitigen Aderlaß hart an den Rand des Grabes brachte. Geschwächten Körpers und noch keineswegs genesen, eilte er endlich den Seinen nach, in der Hoffnung, wenigstens an den kriegerischen Ereignissen des neuen Jahres theilnehmen zu dürfen. Aber die entscheidenden Schläge fielen diesmal mit so vernichtender Schnelle, daß Kleist, in das Weichbild seines Standquartiers gebannt, Friedrichs Siegesflüge nur auf der Karte zu folgen vermochte, voll edler Eifersucht dem fernen Schlachtendonner von Hohenfriedberg, Soor und Kesselsdorf lauschend. Sich selbst zum Trost und dem abwesenden Freunde zur Lust, sang er manches Lied, das die Entwickelung seines poetischen Vermögens in überraschender Weise bekundet. Nicht der hohe Schwung der Phantasie verleiht diesen Gedichten, namentlich den Oden, ihren besonderen Reiz, sondern die Würde und Wärme des Gefühls, die flüssige, oft mit plastischer Kraft wirkende Sprache. Ein schlichter, reiner Sinn, eine für jene Zeit seltene Innigkeit sprechen aus jeder Zeile; Alles ist wahrhaftig, nichts anempfunden, Leben und Dichten gehen Hand in Hand, und es stört uns kaum, wenn in den Idyllen und Fabeln der Rococoschäfer zuweilen noch sein altfränkisches Wesen treibt.

Mit Abschluß des Dresdener Friedens kehrte Kleist nach Potsdam zurück, ein kranker, tiefgebeugter Mann, welchem das Leben nichts von dem gehalten hatte, was es dem blühenden Jüngling in überschwänglicher Fülle verheißen. Sein Verlangen nach Liebe, Freundschaft und geselliger Mittheilung sollte nach wie vor ungestillt bleiben, denn mit Ausnahme eines Lieutenants von Seydlitz, der, jung und gebildet, sich voll schöner Hingabe an den älteren Kameraden schloß, kreuzten die übrigen Gefährten nur selten den Weg des gelehrten Hypochonders, der für das, was sie Vergnügen und eigentlichen Lebenszweck nannten, so gar kein Verständniß zeigte, dessen ernster, wissenschaftlicher Sinn sie oft genug beschämte oder ärgerte, dessen mannhaftem Auftreten sie jedoch eine unwillkürliche, stille Achtung nicht versagen konnten.

Dagegen erschloß sich in dem Briefwechsel mit Gleim eine Quelle ungetrübten Genusses. Alles, was in und außer ihm vorging, theilte Kleist dem Freunde ausführlich mit und wollte schier verzagen, wenn die Antworten

Digitized by Google

manchmal gar zu lange auf sich warten ließen. Hin und wieder gestalten sich diese Briefe zu reimlosen Gedichten, und zahlreich sind die eingewobenen Bilder, welche wir später zu selbständigen kleinen Kunstwerken ausgearbeitet finden. Sind es nicht die ersten keimenden Gedanken zum „Frühling", wenn es einmal heißt:

„Ich denke seit Ihrer Abreise beständig an Sie. Schon zweimal habe ich von Ihnen geträumt. Im Schlafe geh' ich wirklich mit Ihnen um. Wir spazieren am Ufer des Meeres, hören sein taubes Murmeln und sehen, wie es die blauen Wellen in sich schluckt. Bald befinden wir uns auf anmuthigen Wiesen, worin Bäche fließen, wie Silber in Smaragden. Zephyr schwingt die Flügel und weht uns Lilienduft entgegen. Sie zeigen mir, wie Regentropfen in der Sonne an goldenen Narcissen schimmern. Augenblicklich sind wir in einem rauschenden Gesträuche. Wir hören die hüpfenden Gesänge der bunten Stieglitze. Der Kukuk ruft uns seinen Namen entgegen; dann sehen wir die Sonne, die kurz zuvor gleich Häuptern der Heiligen strahlte, sich hinter einem Walde in rosenfarbenen Wolken verbergen, wodurch die grünen Blätter der Wipfel das Ansehn gewinnen, als ob sie im Feuer glühten. — O kommen Sie doch bald wieder! Ich will auch ein Gebet an den Frühling machen, daß er sich bald wieder unseren Grenzen nahe".

Diese Freude an der Natur, dieses liebevolle Sichversenken in ihre ewig wechselnde Schöne erfüllten das frostige Dunkel seines Lebens mit wärmender Helle. Oft, wenn ihm die Schwermuth gar zu trübe Weisen in die Ohren raunte, wenn Geist und Herz dem Druck armseliger Verhältnisse zu erliegen drohten, machte er sich auf und eilte hinaus, den Odem der reinen Gottesluft mit durstigen Zügen einzusaugen und den müden Blick zu erfrischen im Anschauen von See und Wald, von Feld und Flur. Allmählich glätteten sich dann die stürmischen Wogen seines Innern, eine wohlthuende Ruhe überkam ihn, und mit fröhlichem Behagen schweifte er stundenlang umher, auch die unscheinbarsten Reize der Schöpfung in einem feinen Gedächtniß bewahrend.

Alle seine damaligen Dichtungen sind mit den Erträgnissen dieser „poetischen Bilderjagd", manchmal sogar in zu üppig wuchernder Fülle, durchzogen.

So entstand sein größtes Werk, das, ursprünglich „Die Landluft" geheißen, erst später auf Gleims Anrathen den Titel „Der Frühling" empfing.

Es war nicht der blitzartige Wurf einer genialen Begabung, das Resultat eines gottbegnadeten Augenblicks, es war vielmehr die Frucht mühseliger Arbeit, die, oft unterbrochen durch Krankheit und geistige Ermattung, nur langsam vorwärts rückte, drei volle Jahre vom flüchtigen Entwurf bis zum Austritt in die Oeffentlichkeit gebrauchend. Denn ein kühnes Selbstvertrauen, das, mit ernstem Willen und tüchtigem Können gepaart, von vornherein die Hälfte des Erfolges verbürgt, war Kleist ein für allemal nicht gegeben; so lobbereit er sich Anderen gegenüber zeigte, so streng und mißtrauisch beurtheilte er die eigene Kraft. Dazu kam, daß der Dichter dem Ganzen keinen festgezogenen

Digitized by Google

Plan zu Grunde gelegt hatte, den wilden Schuß der ersten Begeisterung weise zu regeln: wie es ihm aus dem Herzen quoll, so sollte es seiner Feder entströmen; nur der Lust am Schaffen wollte er genügen, das künstlerische Abrunden und Fertigstellen aber auf gelegnere Zeit versparen. Zu spät erkannte er, daß auf diese Weise der überfluthende Reichthum des Stoffes kaum zu bändigen wäre; er wurde lässig, längere Pausen hemmten den stürmisch angetretenen Fortgang, und nur selten vermochte er die rechte Stimmung zum Ausbauen und Vollenden wiederzufinden.

Nach längerem Zögern und durch Namler herabgestimmt, der in freundschaftlichem Verbesserungseifer das übersandte Manuscript mit Strichen, Correcturen und willkürlichem Durcheinanderwerfen der Verse bis zur Unkenntlichkeit entstellt hatte, entschloß er sich, sein Schmerzenskind in unveränderter Form drucken zu lassen und nur in wenigen Exemplaren, ohne Nennung des Namens, dem Publikum zu übergeben.

Der Ruf des „Frühlings" verbreitete sich rasch über Deutschland und trug dem unbekannten Verfasser enthusiastischen Beifall ein. Sein männlicher Ernst, seine ungeschminkte Empfindung stachen ergreifend ab von dem gekünstelten Frohsinn und der altklugen Lehrhaftigkeit der zeitgenössischen Dichter, denen die Natur die eigene Gemüthswelt nicht zurückspiegelte, sondern immer nur ein Aeußerliches und Unbelebtes blieb, einzig geeignet zur Anknüpfung von theologischen und moralischen Betrachtungen. Auch Kleist schlägt gegen Ende seines Gedichts tiefreligiöse Töne an, nachdem er den Lenz mit seinen Stürmen und seinem Sonnenschein, die Gegensätze zwischen dem Land- und Stadtleben, dem beseligenden Frieden des Ackerbaues und den Schrecken des Krieges in bunter Abwechselung geschildert; aber bei ihm ist es gerade — wie ein berühmter Kenner unserer Literatur treffend ausgesprochen — „ein ganz folgerichtiger, mild beruhigender Abschluß, wenn sich zuletzt die innig erregte Andacht in jene gewaltige Grundfrage vom Ursprung des Uebels versenkt, welche damals alle Geister im Innersten auf's Tiefste bewegte".

Wie nachhaltig auch der Eindruck war, den der „Frühling" auf die Mitlebenden hervorbrachte, und wie wenig verkannt werden darf, daß derselbe sich noch heute als eines der bedeutsamsten Werke jener ganzen Periode bewährt, so kennzeichnet sein Erscheinen doch keineswegs den Anbruch einer neuen Literaturepoche. Kleist stand noch zu sehr im Banne seiner Zeit und ihres Geschmacks, als daß er die Schranken rein beschreibender Poesie furchtlos durchbrochen, das gehäufte Nebeneinander mit einer lebendigen, stetig fortschreitenden Handlung vertauscht und die Lockungen einer maßlosen Kleinmalerei energisch abgewiesen hätte. Wahrhaft golden sind die Worte Schillers in dem Aufsatz „Ueber naive und sentimentalische Dichtung":

„Hat ihn sein Dichtungstrieb aus dem einengenden Kreis der Verhältnisse heraus in die geistreiche Einsamkeit der Natur geführt, so verfolgt ihn auch noch bis hierher das ängstliche Bild des Zeitalters und leider auch seine Fesseln. Was er fliehet, ist in ihm; was er suchet, ist ewig außer ihm:

Digitized by Google

nie kann er den üblen Einfluß seines Jahrhunderts verwinden. Ist sein Herz gleich feurig, seine Phantasie gleich energisch genug, die todten Gebilde des Verstandes durch die Darstellung zu beseelen, so entseelt der kalte Gedanke eben so oft wieder die lebendige Schöpfung der Dichtungskraft, und die Reflexion stört das geheime Werk der Empfindung. Bunt zwar und prangend wie der Frühling, den er besang, ist seine Dichtung, seine Phantasie ist rege und thätig; doch möchte man sie eher veränderlich als reich, eher spielend als schaffend, eher unruhig fortschreitend als sammelnd und bildend nennen. Schnell und üppig wechseln Züge auf Züge, aber ohne sich zum Individuum zu concentriren, ohne sich zum Leben zu füllen und zur Gestalt zu runden".

Kleists gesunder Verstand, seine unbestochene Ehrlichkeit ließen ihn bei ruhiger Betrachtung die meisten dieser Schwächen selbst erkennen und an deren baldige Abstellung denken. Ein zuverlässiger Gewährsmann, Lessing, sagt darüber im „Laokoon":

„Von dem Herrn von Kleist kann ich versichern, daß er sich auf seinen Frühling das Wenigste einbildete. Hätte er länger gelebt, so würde er ihm eine ganz andere Gestalt gegeben haben. Er dachte darauf, einen Plan hineinzulegen, und sann auf Mittel, wie er die Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raum der verjüngten Schöpfung auf's Gerathewohl, bald hier, bald da, gerissen zu haben schien, in einer natürlichen Ordnung vor seinen Augen entstehen und auf einander folgen lassen wollte. Er würde zugleich das gethan haben, was Marmontel, ohne Zweifel mit auf Veranlassung seiner Eklogen, mehreren deutschen Dichtern gerathen hat; er würde aus einer mit Empfindungen nur sparsam durchwebten Reihe von Bildern eine mit Bildern nur sparsam durchflochtene Folge von Empfindungen gemacht haben".

Für's Erste jedoch freute sich der schnell Berühmtgewordene seiner Erfolge und hegte keinen heißeren Wunsch, als möglichst bald an die Ausarbeitung des „Sommers" gehen zu können. Leider schien diese auf ungewisse Zeit hinausgeschoben, seit Kleist als neuernannter Compagniechef dem Dienste eine Aufmerksamkeit widmen mußte, die er in solcher Ausdehnung zu üben bisher nicht gewohnt gewesen war.

Im Jahre 1752 ging er auf Werbung nach der Schweiz, mit jugendlicher Empfänglichkeit die Eindrücke in sich aufnehmend, welche die im vollen Sommerschmuck prangenden Gelände des Main- und Rheinstromes seinen entzückten Augen boten. Zum Ersatz für die gestörte Freude, Gleim auf der Durchreise in Halberstadt zu überraschen, lernte er während seines Züricher Aufenthaltes die beiden Häupter der Schweizerschule, Bodmer und Breitinger, kennen, wie er auch dem zufällig anwesenden jungen Wieland näher trat. Noch schwelgend in den Wundern der Alpenwelt und lebhaft angeregt durch den Verkehr mit geistig bedeutenden Menschen, mußte er plötzlich bei Nacht und Nebel nach Schaffhausen entweichen, weil die republikanische Bevölkerung Zürichs begreiflicherweise nicht leiden wollte, daß ein kecker Eindringling Landes-

Digitized by Google

kinder wegfische, um sie als vielbegehrtes Kanonenfutter einem fremden Tyrannen zu überliefern.

Nach Erledigung des Werbegeschäftes traf er wieder in Potsdam ein; aber der frischere Zug, der während seiner Reise über ihn gekommen schien, wich bald der alten Melancholie. Er sehnte sich darnach, das Heer zu verlassen und in ländlicher Zurückgezogenheit ausschließlich den Musen und dem Verkehr mit der Natur zu leben; ja sein großmüthiger Sinn konnte sich einer leisen Regung des Neides nicht erwehren, wenn er von Kameraden hörte, welche die königliche Gnade mit höheren Stellen im Forstfach betraute: „zu reisen et silvis inerrare" erachtete er für den beglückendsten Beruf. In welcher Selbsttäuschung er befangen lag, wie tief ihm der Soldat in Blut und Knochen steckte, wie das Wirken unter und neben dem großen König seinem patriotischen Herzen zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden war, alles das ahnte er damals noch nicht, und doch schrieb er von Leising, der 1755 zu Potsdam in einem einsamen Gartenhause, allem Verkehr abgewandt, über einem Drama brütete: „Mich däucht, wenn ich ein Dichter wäre, ich machte hier nicht Satyren und Komödien, sondern lauter Lobgedichte. Unser großer Friedrich giebt einem Dichter mehr Stoff dazu, als je einer gehabt hat. — Warum bin ich doch kein Dichter, und warum ist mir der König zu groß!"

Sein Trübsinn wurde gesteigert durch körperliche Leiden. Die Nachwehen des letzten Feldzuges wollten nicht schwinden und warfen ihn endlich auf das Krankenlager.

Geraume Zeit schwebte sein Leben in Gefahr, und erst dann stellte sich eigentliche Besserung ein, als ihn die Aerzte nach Freyenwalde sandten. Hier in gesunder Luft, losgelöst von den drückenden Fesseln seines Berufs, durch Brunnen und Bad gestärkt, gewann er allmählich die verlorenen Kräfte wieder und rechnete zuversichtlich nach beendigter Kur auf vollständige Genesung.

Sie sollte ihm früher werden, als er dachte. Wie ein edles Schlachtroß beim Klange der Trompete freudig zusammenschauert, so horchte er hochauf bei dem ersten Grollen, das den Ausbruch des dritten schlesischen Krieges verkündete. Schnell waren die wenigen Habseligkeiten gepackt, alle Angelegenheiten bestellt, und noch vor Ablauf des Urlaubes meldete er sich als felddienstüchtig bei seinem Commandeur in Potsdam.

Krieg und Schlacht! Abermals umtönte ihn das belebende Wort, und diesmal schien es, als wäre er zu thätigem Mithandeln berufen. Gehörte doch das Regiment Prinz Heinrich zu den Truppen, welche die sächsische Armee bei Pirna eisern umklammert hielten und nach monatelangem Widerstand, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre, zur Capitulation auf Gnade und Ungnade nöthigten. Aber wiederum trieb der Zufall sein tückisches Spiel: der nach kriegerischen Thaten Dürstende durfte an der Schlacht von Lowositz nicht theilnehmen und mußte mit Anbruch der kälteren Jahreszeit Winterquartier in Zittau beziehen. Ingrimmig schrieb er dem freundlich neckenden Gleim: „Sie spotten meiner immer wegen meiner Heldenthaten. Es ist Unglück genug

Digitized by Google

für mich, daß ich nicht Gelegenheit habe, welche auszuüben; wer weiß, ob ich nicht mehr thäte, als Andere thun. — Aber zu etwas Großem werd' ich nie kommen; es sind nur Wenige, denen so etwas aufgehoben ist". — Es war keine Ruhmredigkeit, die also sprach. Da die Stunde schlug, hat Kleist treulich Wort gehalten; das sollte die Folgezeit lehren.

Doch ehe es dazu kam, mußte er in dem düstern Drama, das sich jetzt in ganzer Furchtbarkeit entfaltete, noch lange den müßigen Zuschauer spielen. Friedrich hatte aus gefangenen Sachsen unter General von Hausen ein neues Regiment gebildet und Kleist zum Führer des zweiten Bataillons ernannt. Während nun die böhmischen Felder von stromweis vergossenem Blute dampften, während die ehemaligen Regimentskameraden von Schlacht zu Schlachten stürmten und mit der Armee des Königs an den Ufern der Saale wie auf den Ebenen Niederschlesiens unverwelkliche Lorbeeren sammelten, war dem kampflustigen Major nichts beschieden, als in Leipzig widerwillige Mannschaften zu drillen, ein größeres Feldlazareth zu leiten und begeisterte Grüße an das „unüberwundene Heer" zu dichten.

Die alte Schwermuth überkam ihn wieder mit ganzer Gewalt; grau und welk muthete die Gegenwart ihn an, und auch seine Zukunft glaubte er ohne Glück und Stern. Der Tod, in welcher Gestalt er kommen mochte, wäre ihm jetzt ein erlösender Freund gewesen; doch ihn gewaltsam herbeizurufen lag seiner gramerfüllten aber frommen Seele fern. „Nicht jeden Schlag ertragen soll der Mensch, und welchen Gott faßt, denk' ich, der darf sinken!" grollte fünfzig Jahre später der mit allen Hoffnungen gescheiterte Dichter des Prinzen von Homburg und hub wider sich selbst die unselige Hand; der Sänger des Frühlings trug still ausharrend sein Kreuz, denn er war reicher als der finstre Nachfahre, einen Talisman barg er im Busen, der ihn stark machte für Leben und Sterben: die Freude an der Größe seines Vaterlandes, an der Herrlichkeit seines Königs und den Stolz, einer Armee anzugehören, die gerade jetzt einer Welt in Waffen siegreich trotzte.

In dem Gedicht „Der gelähmte Kranich" hat er wohl unabsichtlich, doch ergreifend schön das eigene trübe Schicksal geschildert.

Wie aber aus sandigem Boden oft köstliche Blumen sprießen, so erwuchs Kleist aus der Dürre des Leipziger Lebens ein Gewinn, dessen beglückender Besitz den Rest seiner Tage mit Duft und Glanz erfüllte: die Liebe Gotthold Ephraim Lessings! Hatten die Beiden sich jüngsthin gemieden, hier fanden sie einander, um sich fürder nicht wieder zu lassen.

Den neuerworbenen Freund zu zerstreuen und zu fleißigerem Arbeiten anzuspornen, benutzte Lessing Kleists seltsame Begeisterung für Klopstocks Tragödie „Der Tod Adams" und veranlaßte den in dramatischen Dingen vollkommen Unkundigen, den Entwurf zu einem Trauerspiel „Seneca" niederzuschreiben. Daß die weitere Durchführung unterblieb, darf nicht bedauert werden: das fertige Werk würde genau so matt und schleppend, so gespreizt und unnatürlich, so wenig brauchbar für das Theater ausgefallen sein, wie

Digitized by Google

die grillenhaften Versuche des bewunderten Vorbildes, welche der nüchterne Mendelssohn schlechtweg als Gewäsch bezeichnete. Lessing selbst hatte wohl mehr den lyrischen, als den dramatischen Dichter im Auge, wenn er an Gleim schrieb: „Was sagt der Grenadier von dem Major? Eine Compagnie solcher Poeten, so will ich den ganzen französischen Witz damit zum Teufel jagen".

Im Mai 1758 nahte endlich die Befreiungsstunde. Das Regiment Hausen stieß zu dem Prinzen Heinrich, der eine Armee in der Gegend von Zwickau sammelte. Vor dem Ausmarsch aus Leipzig ordnete Kleist seine Verhältnisse und beauftragte Gleim in zärtlicher Fürsorge um die bedrängten Genossen, eine größere Summe seiner Ersparnisse an Ramler und Lessing auszuzahlen, für die eigene Person nur tausend Thaler zurückbehaltend, um sich nach beendigtem Feldzuge ein Heim zu gründen und auf seinem kleinen Erbe die Landwirthschaft zu betreiben. „Wie will ich Kohl pflanzen und Alleen, Hecken und Blumen!" Die Blumen sollten seinen Garten nicht schmücken, nur ein kurzes Jahr, und sie blühten auf dem Grabe eines Helden.

Heinrichs Unternehmen richtete sich gegen die Reichsarmee, die unter dem Commando des Prinzen von Zweibrücken in Franken ihr zerfahrenes Wesen trieb. Eines Morgens, es war auf dem Marsch nach Hof, lauschte Kleist dem Klange geistlicher Lieder, wie sie seine Leute anzustimmen pflegten, bevor sie ihre leichtfertigen Soldatenweisen sangen. Die getragenen Töne des Chorals rührten ihn tief, er ritt weit voraus, seine Bewegung zu verbergen, und dichtete, in ernste Gedanken versunken, die „Hymne" zu Ehren Gottes, deren bilderreiche Pracht an die biblischen Psalmen gemahnt.

Der Prinz von Zweibrücken wagte dem preußischen Anprall nicht zu begegnen, er wich gegen Eger aus, vereinigte sich mit einem österreichischen Corps unter Haddik und drang nun mit beinahe dreifacher Uebermacht aus Böhmen gegen Sachsen vor. Langsam ging Heinrich zurück; bezog bei Zschoppau ein gut gewähltes Lager und führte von hier aus einen Plänkler- und Detachementskrieg, welcher den feindlichen Massen keine Entfaltung gestattete und die Ueberlegenheit der preußischen Kriegskunst im hellsten Lichte zeigte.

Fehlte es diesem beständigen Ringen und Marschiren an erschütternden Schlägen, die sich mit den gleichzeitigen Katastrophen von Zorndorf und Hochkirch messen könnten, so bildet dennoch die Behauptung Sachsens während des Jahres 1758 eines der frischesten Blätter in Heinrichs Ruhmeskranze; und Kleist, der nur einmal bei Vertheidigung des plauenschen Grundes Gelegenheit zu selbständigem Handeln fand, fühlte sich beglückt und erhoben im Anschauen solches Feldherrnthums. Die Klage, daß die Russen sein armes Gut zur Wüstenei umgeschaffen und seiner Mutter Bruder, einen ehrwürdigen Greis, in grauenhafter Weise ermordet hatten, erstarb vor dem berauschenden Klirren der Waffen.

Ein Ergebniß dieser kriegerischen Stimmung war die der älteren macedonischen Geschichte entnommene und in reimlosen Jamben abgefaßte Erzählung „Cissides und Paches". Wie geringfügig ihr poetischer Werth auch

Digitized by Google

erscheinen mag, so erfreut uns doch das kecke Heraustreten aus den engen Schranken eines beschaulichen Naturlebens auf die bewegte Bühne menschlicher Thätigkeit, so mannhaft muthet uns der tapfre Geist, das warmherzige Vaterlandsgefühl des kleinen epischen Gedichtes an.

Zum dritten Male seit Beginn des Krieges gebot der Winter, dem Morden Einhalt zu thun, und Kleist konnte sich in Zwickau von den überstandenen Anstrengungen erholen, immer künstlerisch beschäftigt, sobald es die Sorge für die Schlagfertigkeit seines Bataillons erlaubte. Von seiner hoffnungsvollen Heiterkeit zeugen folgende Worte an Gleim: „Unser Regiment hat sich während der Campagne sehr gut gehalten, und wir sind auch bei vielen Gelegenheiten sehr ausgezeichnet worden. Den Winter wollen wir nun brav exerciren, und auf's Jahr, will's Gott, die Feinde schlagen, daß es kracht! Der Himmel gebe mir dann nur Gesundheit, wie ich sie jetzt habe. Soubise und Fermor" — beide hatten ihre Erhebung den Niederlagen von Roßbach und Zorndorf zu danken — „sind nun zu Reichsgrafen und Marschällen geschlagen worden".

Das neue Jahr brach an, das unheilvollste des ganzen siebenjährigen Krieges. Die Feinde Preußens überboten diesmal ihre Kräfte, dem vorlauten Emporkömmling sammt seiner Potsdamer Wachparade für immer den Garaus zu machen; sie erneuerten durch Tractate und lockende Zusicherungen das alte Bündniß und entschlossen sich zum ersten Male, nach einem einheitlichen Plane zu handeln. König Friedrich verfolgte mit gespanntem Blick ihre einzelnen Schachzüge, fest entschlossen, den bevorstehenden Feldzug nicht wieder, wie bisher, mit einem Angriffskriege zu eröffnen, sondern, seine Grenzen beschirmend, die Unternehmungen der Gegner abzuwarten.

Noch Mitte April lag das preußische Hauptquartier so bewegungslos, daß Kleist alle hochfliegenden Wünsche herabstimmte und ernstlich an die Gründung eines Wochenblattes dachte, dessen Ertrag den beiden Freunden, Ramler und Lessing, zugute kommen sollte. Während er in Zwickau noch eifrig mit Gleim über Förderung dieses Projectes verhandelte, warf Prinz Heinrich nach einem kleineren, aber erfolgreich geführten Stoß in's Böhmische hinein die ganze Armee Hals über Kopf nach Franken, trieb die Reichstruppen in erheiternder Flucht vor sich her und vernichtete deren Hauptmagazine, um mit namhafter Beute an Gefangenen und Contributionsgeldern bereits am 1. Juni auf sächsischem Boden wieder anzulangen.

Bis dahin hatte Friedrich, Gewehr bei Fuß, den Feldmarschall Daun in der Gegend von Landshut beobachtet. Auf die Kunde jedoch, daß Laudon und Haddik im Begriffe stünden, Soltikof die Hand zu reichen, der mordend und brennend die Marken durchzog, den Generallieutenant Wedell bei Kay geschlagen, Frankfurt genommen hatte und jetzt sogar Berlin bedrohte, ernannte der König den umsichtigen Heinrich zum Stellvertreter und eilte, durch das Corps des Generals von Fink verstärkt, an die Oder, vermöge einer großen Schlacht Brandenburg und seine Hauptstadt vor gänzlicher Verwüstung zu bewahren.

Digitized by Google

Zu den Fink'schen Truppen gehörte auch das Regiment Hausen; Kleist hatte also endlich einmal die sichere Gewähr, einer entscheidenden Action beizuwohnen. Sein ganzes Wesen leuchtete von Glück und Siegeszuversicht.

Friedrich kam nicht zeitig genug, die Vereinigung Soltikofs mit Laudon zu verhindern, und konnte dem nunmehr neunzigtausend Mann starken Feinde nur achtundvierzigtausend entgegenstellen. Dennoch schritt er zum Angriff, denselben Impulsen gehorchend, die ihn einst bei Leuthen beseelten, wo er das scheinbar Unmögliche wagte, um das Außerordentlichste zu gewinnen.

Am 12. August griff er Soltikofs Lager an, welches unweit Frankfurt in der Gegend von Kunersdorf auf dem linken Oderufer in einer starken Position errichtet und mit Verschanzungen befestigt war, die von einer zahlreichen Artillerie vertheidigt wurden.

Auf weiten Umwegen, von glühenden Sonnenstrahlen versengt und bis über die Knöchel im heißen Sande watend, vollführte die preußische Armee ihren Aufmarsch. Es war bereits Mittag, als das Geschützfeuer zu spielen begann, und kurz darauf die Infanterie der Avantgarde in die Gefechtslinie rückte. Trotz eines mörderischen Kugelregens durchbrach die Letztere den Verhack, erstürmte im ersten Anlauf mit gefälltem Bajonnet die Verschanzungen auf dem Mühlberg, warf das feindliche Fußvolk in regelloser Flucht zurück und eroberte zweiundvierzig Geschütze. Wäre Reiterei zur Stelle gewesen, so würde dieser Theil der russischen Schlachtlinie der völligen Vernichtung nicht entgangen sein.

Inzwischen folgte der rechte preußische Flügel, dem sich das Fink'sche Corps angeschlossen hatte, der siegreichen Avantgarde nach und ging gegen Kunersdorf vor, dessen Trümmer mit verbissener Wuth vertheidigt wurden. Finks Regimenter avancirten in mehreren Treffen hinter einander am Fuße des Thalrandes, aber der Feind, gestützt durch eine mächtige Batterie, welche auf achthundert Schritte die preußischen Linien bestreichen konnte, wollte nicht weichen. Ein Bataillon nach dem andern wurde vorgeführt, die Anhöhen hinter dem Kuhgrunde zu säubern — lange vergebens. Es entwickelte sich hier ein Würgen sonder Beispiel in diesem Kriege. Endlich fingen die vereinigten russisch-österreichischen Truppen an zu wanken und würden unterlegen sein, wäre nicht der größte Theil von Soltikofs rechtem Flügel zur Unterstützung herbeigeeilt. Abermals stand das Gefecht.

Drei Batterieen hatte Kleist an der Spitze seines Bataillons erobern helfen; jetzt galt es, die letzte und verderblichste zu nehmen. Welchem Feuer er ausgesetzt gewesen, bezeugten acht starke Contusionen und eine Wunde an der rechten Hand, die ihn zwang, den Degen mit der Linken zu führen. Er achtete der Schmerzen nicht; Sinn und Gedanken nur auf einen Punkt gerichtet, strebte er dem winkenden Ziele entgegen, der Batterie! Sein König war in Noth, das Vaterland in Gefahr, nur ein großer Sieg konnte Rettung bringen, und dort oben auf der Höhe, wo die feindlichen Feuerschlünde Tod und Verderben spieen, war das sichere Unterpfand des Sieges zu

Digitized by Google

finden. Er schüttelte sich in kriegerischer Lust und freute sich des Todesmuthes der Seinen.

Ein Kartätschenhagel streckte den Obersten und die beiden älteren Bataillonsführer nieder. Rasch entschlossen sprengte Kleist vor die Front, sammelte alle Feldzeichen des Regimentes um sich her und packte die Schulter eines Junkers, der bereits mit drei Fahnen beladen war, die Schritte des tapferen Knaben zu beflügeln und seine stutzig gewordenen Grenadiere zu neuem Anlauf fortzureißen. Eine Musketenkugel durchbohrte seinen linken Arm und machte denselben unbrauchbar; Kleist faßte den Degen wieder mit der blutenden Rechten, der Fähnrich mußte den Steigbügelriemen ergreifen, und vorwärts brauste es den Hügel hinan.

Der Gang einer Schlacht bietet Augenblicke, für deren erschütternde Poesie und dramatische Wucht jedweder Kunst, auch der sprachgewaltigen Dichtung der ebenbürtige Ausdruck gebricht; Augenblicke, die, wenn wir sie nicht selbst erlebt haben, nur in der ruhig dahingleitenden Darstellung der Geschichte nachempfunden werden können.

Solch ein Augenblick war es, als Kleist mit seinem Regiment dem sicheren Verderben sich entgegenwarf: beglückend für den Mithandelnden, für uns Spätere unendlich rührend.

Wie jauchzte sein ganzes Innere auf im Gewühle der Kampfes! Wie fern, wie weit lagen die Schmerzen verlorener Liebe hinter ihm, die stillen Freuden seines einsamen Verkehrs mit der Natur! An die Stelle zärtlicher Gefühle war ein Höheres getreten, die Begeisterung für eine große Sache; und das Pfeifen der Kugeln dünkte ihn melodischer als Nachtigallenschlag, das Toben der Geschütze verheißungsvoller als frühlingskündender Märzendonner. Der empfindsame Schäfer mit Bänderhut und Blumenstab war abgethan; jetzt ritt und stritt nur noch der preußische Major mit Zopf, Schärpe und Ringkragen, tapfer und schön wie ein Held, Soldat vom Wirbel bis zur Sohle.

Noch dreißig Schritte, und Alles war gewonnen. Da schlug eine neue Kartätschenlage in die stürmenden Reihen, und Kleist sank mit zerschmettertem rechten Bein vom Pferde. Zweimal versuchte er mit fremder Hilfe wieder in den Sattel zu kommen — umsonst: der verstümmelte Leib versagte dem Willen den Gehorsam. Stöhnend brach der Verwundete zusammen, seine Sinne umwölkten sich, und mit Aufgebot der letzten Kraft rief er noch seinen betroffenen Leuten zu: „Kinder, verlaßt Eueren König nicht!“

Starb er jetzt, so wäre es ein beneidenswerther Tod gewesen. Er wäre von hinnen gegangen mit dem beseligenden Glauben an einen vollen Sieg; denn vor sich sah er brechenden Auges seine Grenadiere avanciren, hinter sich vernahm er die kurzen Schläge des preußischen Sturmmarsches: ein frisches Regiment rückte also zur Unterstützung heran — die Batterie war genommen. „Victoria!“ lallte er noch mit schwacher Zunge, dann fiel er in tiefe Betäubung.

Und der Sieg war errungen. Friedrichs Boten flogen bereits nach Berlin

Digitized by Google

mit der Freudenkunde, daß neunzig Kanonen erobert und zwei Drittheile des russisch-österreichischen Heeres vollständig geschlagen wären. General von Fink rieth dem König, von einem weiteren Angriff abzustehen, da die Schlacht so gut wie entschieden sei, die eigene Infanterie schwer gelitten habe, und Soltikof nur die Nacht erwarten werde, um sich längs der Oder zurückzuziehen. Es wäre nicht wohlgethan, den Feind, dessen rechter Flügel noch ziemlich unberührt in trefflichen Positionen stehe, zur Verzweiflung zu treiben. Alle Generale, selbst der verwegene Seydlitz, theilten diese Ansicht, aber Friedrich wollte davon nichts hören. Sein Herz war geschworen von Haß und Wuth, Rache wollte er üben, tausendfache Vergeltung für die Greuelthaten in Preußen, Pommern und Brandenburg. Nicht zum zweiten Male, wie bei Zorndorf, sollte der Besiegte goldene Brücken finden, um im nächsten Sommer wiederzukehren; diese Barbarenhorden mußten vernichtet, ihre flüchtigen Reste zu Tode gehetzt oder ersäuft werden in den Seen und Morästen der Mark.

Die Schlacht hub von Neuem an. Aber der König muthete seinen Truppen heute, wie bei Kollin, das Unmögliche zu. Die Erschöpfung war unbeschreiblich, das schwere Geschütz in dem grundlosen Sandboden nicht vorwärts zu bringen; alle Attaken wurden abgeschlagen, die noch vor Kurzem siegesfrohen Regimenter dadurch entmuthigt und in Verwirrung gestürzt. Laudon, Friedrichs gefährlichster Gegner, gewahrte, daß für ihn der entscheidende Moment gekommen sei. Blitzschnell brach er mit seinen Reiterschaaren auf, durchzog unbemerkt eine tiefe Schlucht, die noch heutigen Tages der Laudonsgrund geheißen wird, und fiel der preußischen Armee in Seite und Rücken. Das war entscheidend. Friedrich mußte sein Fußvolk wanken, die Cavallerie nach Seydlitz' Verwundung auseinander stieben sehen und hatte keine Reserven zur Hand, das Gefecht wieder herzustellen. Er bot das Ungeheuerste auf, den Tag zu retten. Mit gezogenem Degen stürzte er sich in das Getümmel, die Weichenden aufzuhalten und zu sammeln; zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, seine Uniform hing in Fetzen, ein goldenes Etui allein schützte ihn vor gewissem Tode; aber dem Unheil war nicht mehr Einhalt zu thun die Flucht wurde allgemein, nur mit Gewalt konnte der Verzweifelnde durch einige Getreue vom Schlachtfeld gerissen werden.

Ohnmächtig war Kleist aus dem Gefecht getragen und der Sorge eines Feldscheers übergeben worden. Erst ein heftig brennender Schmerz weckte ihn aus der Betäubung. Der Arzt hatte Spiritus in die Wunden gegossen und stand eben im Begriff, das zerschellte Bein mit einem Taschentuch zu verbinden, als ihn selbst eine Kugel todt neben dem Hilflosen niederstreckte. Gleich darauf sprengten Kosaken vorüber. Die Tressen der Uniform verriethen ihnen einen höheren, wahrscheinlich reich mit Gold und Werthsachen versehenen Offizier. Gierig fielen sie über die willkommene Beute her, plünderten Kleist bis auf's Hemde aus, warfen ihn in einen Sumpf und trabten davon, ihrem unsaubern Gewerbe nach. Während der Nacht fanden einige russische Husaren den Halberstarrten. Es waren Soldaten und keine Kosaken. Mitleidig zogen



Digitized by Google

sie Kleist auf's Trockene, schütteten ihm neben dem Wachtfeuer ein Strohlager auf und bedeckten seine bebenden Glieder mit einem alten Mantel. Die heitre Standhaftigkeit des todtwunden Mannes rührte die wackern Herzen, sie theilten mit ihm ihr kärgliches Abendbrot und legten, bevor sie des andern Morgens wieder aufsaßen, einen halben Gulden auf seine Brust.

Nicht lange sollte er sich des armen Besitzes freuen. Abermals kamen Kosaken und stahlen das, was ihre Landsleute in schöner Großmuth einem Wehrlosen gespendet.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Kleist von einem russischen Offizier, den er angerufen hatte, auf einen Wagen geladen und nach Frankfurt geschafft wurde, um in dem Hause des Professors Nicolai den ersten Verband und die hingebungsvollste Pflege zu finden. Zu spät: die eisige Hand des Todes hatte sein innerstes Lebensmark berührt!

„Herr von Brand ist bei der Armee des Königs gewesen und vorgestern Abends wieder zurückgekommen. Er hat sich genau nach unserm Freunde erkundigt und von dem Obersten von Kleist, seinem Vetter, erfahren, daß er sich in Frankfurt noch bis dato befände. Er soll nicht mehr als sechs Wunden haben. Der rechtschaffene Mann! Er hat sich, — und das hat nicht allein der Oberste, sondern das haben ihm auch noch viele andere Offiziere gesagt — an dem unglücklichen Tage außerordentlich hervorgethan. Er hat die ersten Wunden gar nicht geachtet, sondern ist vor seinem Bataillon noch immer zu Pferde geblieben; und als er endlich gestürzt, hat er noch auf der Erde seinen Leuten zugerufen und sie auf's beste angefeuert.

„Heute ist ein Journal von Dem, was sich von Tag zu Tag während der Anwesenheit der Russen in Frankfurt daselbst zugetragen hat, hier angekommen, und in diesem Journal soll es mit angemerkt stehen, daß ein Major Kleist daselbst begraben worden.

„Nun hören Sie, womit ich mich noch tröste. Es sind mehre Majore Kleist, und ich weiß auch gewiß, daß noch ein anderer Major Kleist, ich kann mich nicht gleich erinnern, von welchem Regimente, mit dem unsrigen ein gleiches Schicksal gehabt hat. Dieser wird gestorben sein, und nicht unser Kleist. Nein, unser Kleist ist nicht gestorben; es kann nicht sein; er lebt noch. Ich will mich nicht vor der Zeit betrüben; ich will auch Sie nicht vor der Zeit betrüben. Lassen Sie uns das Beste hoffen. Mit der rückkommenden Frankfurter Post werden wir Alles erfahren. Wenn er noch lebt, so besuche ich ihn. Ich sollte ihn in meinem Leben nicht mehr sehen, sprechen, umarmen?" —

Lessing sollte „seinen Major" nicht wiedersehen; der war schon längst in die großen Quartiere eingerückt. Dem dunkeln Gerücht folgte nur zu bald die Bestätigung.

„Ach, liebster Freund, es ist leider wahr. Er ist todt. Wir haben ihn gehabt. Er ist in dem Hause und in den Armen des Professors Nicolai gestorben. Er ist beständig, auch unter den größten Schmerzen, gelassen und

Digitized by Google

heiter gewesen. Er hat sehr verlangt, seine Freunde noch zu sehen. Wäre es doch möglich gewesen! Meine Traurigkeit über diesen Fall ist eine sehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen anderen Weg nehmen sollen, weil ein ehrlicher Mann da steht. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — sehen Sie, manchmal verleitet mich der Schmerz, auf den Mann selbst zu zürnen, den er angeht. Er hatte schon drei, vier Wunden; warum ging er nicht? Es haben sich Generale mit wenigern und kleinern Wunden unschimpflich bei Seite gemacht. Er hat sterben *wollen*. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zu viel thue. Er wäre auch an der letzten Wunde nicht gestorben, sagt man: aber er ist versäumt worden. Versäumt worden! Ich weiß nicht, gegen wen ich rasen soll. Die Elenden, die ihn versäumt haben!" —

In dem stillen Gelehrtenhause zu Frankfurt lag die Leiche aufgebahrt. Das gesammte russische Offiziercorps, den Commandanten an der Spitze, war im großen Paradeanzug erschienen, vereint mit den obersten Behörden der Stadt und den Vertretern der Universität, dem gefallenen Dichter die letzte Ehre zu erweisen. Als Nicolai die Trauerrede geschlossen hatte, und der Sarg von den zwölf beordneten Grenadieren aufgehoben werden sollte, bemerkte man erst, daß den schlichten Schrein kein Degen schmücke. Ohne Zögern trat der Major von Stackelberg heran, derselbe Offizier, welcher Kleist von der Wahlstatt nach Frankfurt geleitet, schnallte das Wehrgehänge ab und legte die eigene brave Klinge auf die Bahre des Kameraden, denn „ein solcher Krieger dürfe nicht ohne dieses Ehrenzeichen beerdigt werden".

Neunundvierzig Kleiste haben während der drei schlesischen Kriege für die Größe ihres Königs das Leben gelassen, keiner freudiger und schöner, als der Sänger des Frühlings.

Kleists Name wird oft genannt, er hat einen guten Klang im Ohre jedes Gebildeten; seine Werke aber werden nur von Wenigen gelesen, längst haben sie aufgehört, Lieblinge eines ganzen Volkes zu sein. Darin liegt keine Undankbarkeit, kein Mangel an pietätvollem Sinn. Kleist war einer jener frühen Zugvögel, die den frostigen Nächten zum Trotz das Kommen wärmerer Tage melden, deren Weisen wir gerne lauschen, bis der hereinbrechende Lenz mit seinen tausendstimmigen Jubelchören die ersten kleinen Herolde vergessen macht.

Zu der Stunde, da er blutend auf dem Schlachtfelde lag, tummelte sich in der alten Krönungsstadt am Main ein schöner Knabe, der finster dreinschaute, wenn der preußische Fritz eine Bataille verloren hatte, und der jauchzend die ambrosischen Locken in den Nacken schüttelte bei der Freudenpost, der märkische Löwe sei wieder einmal durch die umstellenden Netze gebrochen und zeige drohender denn zuvor der kläffenden Meute die gefürchteten Zähne. Und drunten am Neckar merkte eben jetzt eine sanfte Frau auf die leisen Regungen unter ihrem Herzen, die das Nahen des Genius verkündeten, der dazu berufen war, Hand in Hand mit dem Frankfurter Patriciersohn die



Digitized by Google

goldenen Tage von Weimar heraufzuführen. Und noch waren seit der Niederlage von Kunersdorf keine zwei Menschenalter geschwunden, da kam ein anderer, größerer Kleist und nahm den Lorbeer von des Vorfahren Sarge, das geheiligte Laub um die eigne düstre Dichterstirn zu winden. Ein Frühling der Poesie hatte sich in Deutschland aufgethan, so voll von Licht und Blüthen, so überschwänglich reich an Duft und Herrlichkeit, daß selbst die Zeiten der jungfräulichen Königin und Ludwigs von Frankreich mit all' ihrer stolzen Sommerpracht daneben erbleichen. —

Ist der Poet den Meisten auch fremd geworden, der Mann blieb seiner Nation bekannt und werth. Sie begrüßt ihn tagaus, tagein wie einen alten, lieben Freund; sie erbaut sich noch heute wie vor hundert Jahren an seiner Großmuth und Tüchtigkeit und fühlt sich erquickend angeweht von dem straffen Ehrgefühl des Soldaten, dem leisen Anflug von Humor, der wie ein wärmender Sonnenstrahl das schöne Menschenbild durchleuchtet. Lessing hatte voll frommen Zornes die Zumuthung abgewiesen, den ersten Schmerz um den geschiedenen Freund in Reime und Versfüße zu pressen — vier Jahre später schuf er in der Gestalt des Tellheim „seinem Major" ein Denkmal, das dauern wird, so lange von deutscher Art und Kunst die Rede geht.

Digitized by Google

# Die Sitte im Munde der Sprache.

Von

**R. von Jhering.**

— Göttingen. —

TAYLOR INST. OXFORD

## Sprachliche Abgrenzung der Sitte vom Sittlichen.

Die Sitte bildet sprachlich und sachlich den Ausgangspunkt des Sittlichen, aber sie enthält nur den Ausgangspunkt, nicht das Sittliche selber, Letzteres ist vielmehr sprachlich wie sachlich von der Sitte genau zu unterscheiden. Eine Handlung kann gegen die Sitte verstoßen, aber sie ist darum noch nicht unsittlich, unmoralisch. Ob die Sprache, indem sie Beides genau unterscheidet, das Richtige getroffen, lasse ich hier dahin gestellt, ich gedenke diese Frage in einem spätern Aufsatz zu behandeln, in dem gegenwärtigen fasse ich lediglich die Sprache in's Auge, um mich der Vorstellung zu bemeistern, welche in ihr ausgeprägt ist.

Der Gedanke, welcher der Sprache zu Grunde liegt, ist: auch die Sitte verpflichtet, aber in anderer Weise als die Moral. Für die Verpflichtungen, welche Letztere auferlegt, bedient sie sich der Ausdrücke: sittlich, moralisch, für die Verpflichtungen der Sitte hat sie eine Reihe anderer Ausdrücke, die ich hier zusammenzustellen gedenke.

Zunächst den der Sitte selber. Niemand sagt von Demjenigen, der lieblos gegen die Seinigen, hartherzig gegen die Armen ist, er verstoße gegen die Sitte, noch umgekehrt von Demjenigen, der die Sitte übertritt, z. B. die üblichen Umgangsformen außer Acht läßt, er handele unmoralisch, unsittlich. In beiden Fällen setzt er sich über Gebote hinweg, die er als für sich verbindlich anerkennen sollte, aber die Gebote sind wesentlich verschiedener Art. Den Gegensatz, den die Sprache dabei vor Augen hat, ist der zwischen dem Aeußeren und dem Inneren oder der Form und dem Inhalt des Handelns. Es ist in Bezug auf das Handeln, derselbe Gegensatz wie er in Bezug auf das Sprechen zwischen dem grammatikalisch richtigen Ausdruck der Gedanken und dem

Digitized by Google

Gedankeninhalt obwaltet; die Sitte, kann man sagen, ist die Grammatik des Handelns.

Es ist überraschend, mit welcher Klarheit und Sicherheit die Sprache den obigen Gesichtspunkt der Form des Handelns erfaßt und durchgeführt hat, und es hat für mich einen hohen Reiz gehabt, ihr dabei zu folgen, ich bin von Neuem erstaunt gewesen über den feinen Tastsinn und Treffer, den sie wie überall so auch hier bewährt hat.

Unter den Wendungen, deren sie sich bedient, nimmt die erste Rolle ein die Form. Wie sie von Sprachformen spricht, so auch von Umgangsformen oder von Formen schlechthin. Ein Mann „von Formen" (auch in den romanischen Sprachen, z. B. im Spanischen hombre de formas) ist Derjenige, welcher sein äußeres Benehmen im Verkehr so einrichtet, wie die Sitte es ihm vorschreibt, ein Mann „ohne Formen" welcher sich darüber hinwegsetzt oder sie nicht kennt, wie der Mann der untern Gesellschaftsschichten, dessen Benehmen zeigt, daß er nicht von Geschlecht (daher „ungeschlacht", ähnlich „ungentil" von gens), nicht „von Familie" ist, denn die gute Form ist das Werk der Familie. Form schlechthin ist also wie Sitte schlechthin die gute, bei beiden ruht dem der Gedanke zu Grunde, daß Dasjenige, was sich im Leben als Regel herausgebildet habe, das Richtige sein müsse. Die Uebertreibung der Form über das richtige Maß hinaus begründet den Vorwurf des Förmlichen, Formellen, Steifen, die Vernachlässigung derselben den des Formlosen. Die Vorstellung, welche die Sprache bei der Form im Auge hat, ist die eines Aeußeren (daher die „dehors" = de hors vom lateinischen de foris = von außen), welches zum Innern hinzukommt. Das Innere ohne die sich hinzugesellende Form ist „roh, unfein, ungehobelt, ungeglättet, plump, massiv"; kommt die Form hinzu, so wird das Benehmen „fein, glatt, geglättet, polirt".

Dieselbe Vorstellung wiederholt sich in den mittelalterlichen manuarius (von manus, also ursprünglich = handlich) entnommenen Ausdrücken des ital. maniera, franz. manières, engl. manners, spanisch maneras, deutsch Manier (ein Mann von oder ohne Manieren, manierlich, unmanierlich). Ebenso in dem dem Lateinischen facies (= äußere Gestalt, Form) entnommenen französischen und auch ins Deutsche hinübergenommenen façon und dem englischen fashion.

Nahe verwandt mit dieser Vorstellung der Form ist die der Art d. h. des Typus, der sich im Leben in Bezug auf die Umgangsformen als feststehender herausgebildet hat. Wie Sitte und Form ohne näheren Zusatz die richtige, gute involviren, so auch Art. Der Mann, der sie befolgt, ist „artig", hat „Lebensart", setzt er sich über sie hinweg, so hat sein Benehmen „keine Art", es ist „unartig". *) Als Vorbild der richtigen Art gilt der Sprache diejenige, welche

*) Der Ausdruck wird übrigens in gewissen Wendungen auch vom Sittlichen gebraucht, „aus der Art schlagen", „entarten", ein „entarteter Mensch", während „artig, unartig, Lebensart" sich ausschließlich auf die Sitte beziehen.

Digitized by Google

sich bei Hofe ausgebildet hat: die Art des Hofes, daher die Höflichkeit, ital. und spanisch cortesia, franz. courtoisie, engl. courtesy (von mittelalterlich curtis = Hof, daher corte, cour). Darauf weist auch das Wort Galanterie zurück. Aus dem Arabischen khali (= Schmuck) haben die Spanier den Ausdruck gala (= Hofkleid) gemacht und daraus als Name für das Benehmen des in Hoftracht (in „Galla", richtiger „Gala") Erscheinenden das Adjectivum galante und das Substantivum galanteria gebildet, was dann bei dem bestimmenden Einfluß, welchen die spanische Hofetikette auf die übrigen Höfe ausgeübt hat, allgemeiner Sprachgebrauch geworden ist. Auch in dem das vorschriftsmäßige Benehmen bei Hofe bezeichnenden Wort Etiquette wiederholt sich die obige Vorstellung der Form, welche als etwas rein Aeußerliches dem Inhalt aufgeheftet wird; Etiquette ist der aufgeklebte Zettel. Die Römer, die den Hof nicht kannten, knüpfen den Begriff der Höflichkeit an den Gegensatz des Städters zum Landmann an (urbanitas — rusticitas).

Außer dem Hofe als Quelle der Höflichkeit nennt uns die Sprache noch eine andere, es ist die Weise des Ritters. In fast allen modernen Sprachen erscheint seine Weise als Vorbild der feinen Form, daher: ritterlich, chevaleresk, Cavalier (von lat. caballus = Pferd, daher cabalero, cavalliero, cavaliere, chevalier, chevaleresque), nur daß die Vorstellung, welche die Sprache dabei im Auge hat, über die bloße Form des Benehmens hinausgeht und auch die Gesinnung mit umfaßt.

Auch „Mode" schließt sich diesem Vorstellungskreise an. Auch sie ist die „Art", wie sie sich im Leben ausgebildet hat, in besonderer Richtung auf die Gegenstände, deren man sich für sein persönliches Bedürfniß bedient, vornehmlich die Kleidung. Das Wort stammt von dem lateinischen modus = Maß und Art, Letzteres von der Sanskritwurzel ma = messen, von der auch mos = die Sitte d. i. das Maß des Handels abstammt.

Alle Schönheit beruht auf der Form, und damit gewinnen wir einen neuen wichtigen Gesichtspunkt für die Sitte, es ist der des ästhetisch Schönen. Die Sprache wendet ihn nur auf die Sitte, nicht auf das Sittliche im engern Sinn oder die Moral an. Der Ausdruck, mittelst dessen sie es thut, ist Anstand. Niemand bezeichnet eine sittliche That oder Tugend z. B. Dankbarkeit, Selbstverläugnung, Wahrheitsliebe als anständig, oder Härte, Grausamkeit, Rachsucht als unanständig. Dieser beiden Adjectiva sowie des Substantivums Anstand bedienen wir uns nur für die äußere, durch die Sitte vorgeschriebene Form des Benehmens. Anstand ist Dasjenige, was dem Manne „wohl ansteht" ihn schmückt, ihn ziert, ihm gut sitzt wie ein gut angepaßtes, angemessenes Kleid (daher: passendes, unpassendes, angemessenes, unangemessenes Benehmen). Das Anständige ziert, das Unanständige verunziert. Diese Doppelbedeutung des Schmuckes, der Zierde und des Sichziemens liegt auch dem lateinischen decet, decus und dem griechischen πρέπον zu Grunde, nur daß beide Sprachen dabei den Gesichtspunkt des ästhetisch Schönen ungleich weiter erstrecken als die deutsche (siehe unten). Die griechische Sprache geht sogar

Digitized by Google

so weit, den ästhetischen Gesichtspunkt des Schönen auf die Tugend anzuwenden und sie τὸ καλὸν zu nennen. Unsere deutsche Sprache hat den Gesichtspunkt, soweit ich habe finden können, nur in zwei Fällen auf das Tugendgebiet übertragen. Mit der griechischen und lateinischen begegnet sie sich in dem schönen Gedanken, daß das Wohlwollen einen verklärenden, ästhetisch schönen Reiz über das ganze Wesen des Menschen verbreitet. Das Wohlwollen ist die Mutter der Grazien. Von χάρις (= Gunst, Huld) bildet der Grieche die Göttinnen des Liebreizes: die Charitinnen (χάριτες), von dem sinn- und sprachverwandten gratia*) der Römer seine Grazien (gratiae), von „Huld" der Deutsche seine „Huldinnen, Huldgöttinnen", von hold (= geneigt; das „hold und gewärtig" des Lehnseides, Grundholden) das Holde und holdselig. Es ist also die Huld, welche schön, holdselig macht. Das zweite Beispiel ist die Ableitung des „Lieblichen" und des „Liebreizes", also des ästhetisch Schönen von „Liebe", dem sittlich Guten. Der treffende Gedanke, den die Sprache in diesen beiden Fällen zum Ausdrucke gebracht hat, ist: die Liebe wie das Wohlwollen machen den Menschen schön.

Abgesehen von diesen zwei Fällen, beschränkt aber die deutsche Sprache den Gesichtspunkt des ästhetisch Schönen ausschließlich auf die äußere Form des Handelns: den Anstand. Der Anstand gilt ihr als Inbegriff, als Kanon des durch die Sitte vorgeschriebenen Benehmens, und sie bedient sich zur Bezeichnung seiner verpflichtenden Kraft des Ausdrucks: Gesetz (Gesetze des Anstandes) und Pflicht (Anstandspflichten, auch Ehrenpflichten). Für das dem Anstande oder der Sitte entsprechende Handeln hat sie zwei Ausdrücke, deren sie sich in Anwendung auf das Sittliche oder das Recht nie bedient, da beide lediglich das rein Aeußerliche der Erscheinung zum Gegenstande haben: Benehmen (Tournüre) und Wesen. Niemand, der sich im Deutschen correct ausdrücken will, spricht von einem unsittlichen, egoistischen oder selbstverläugnenden, sittlichen Benehmen. Mit dem letzteren Wort bringt er nur Adjectiva in Verbindung, bei denen man die Sitte als Maßstab anlegt, wie z. B. anständig, passend, schicklich, taktvoll, gewandt u. s. w. und die entsprechenden Negationen: unanständig, unpassend u. s. w. Der Eindruck, den das Gegentheil des zu beobachtenden Benehmens hervorruft, wird mit dem Wort: „Anstoß, Verstoß" bezeichnet, das wiederum niemals für das Sittliche gebraucht wird, während „Aergerniß" bereits auf Letzteres zielt.

Mit dem Ausdruck „Wesen" hat es eine ganz eigenthümliche Bewandtniß, er vereinigt zwei gerade entgegengesetzte Bedeutungen in sich. Die eine versetzt uns

*) Ueber die sprachliche Verwandtschaft Beider s. G. Curtius, Grundzüge der griechischen Etymologie, Aufl. 4. S. 198: Wurzel char, daher χαίρω ich freue mich, χάρις Gunst u. a. m., gratus wohlwollend, geneigt, gratia Gunst, Wohlwollen. Es ist dies einmal ein recht schlagendes Beispiel dafür, wie Unrecht die Etymologen thun, wenn sie, wie hier geschehen (s. darüber Curtius S. 120), bei ihren etymologischen Ableitungen das sachliche Moment gar zu gering anschlagen. Die Uebereinstimmung der im Text nachgewiesenen Auffassung der deutschen Sprache mit der griechischen und lateinischen zeigt, daß wir es hier mit einem Gedanken von tiefer psychologischer Wahrheit zu thun haben.

Digitized by Google

in das Innere, das Wesen der Dinge. Im Gegensatz zum äußeren Schein, an dem der Blick des minder Geübten haften bleibt, kehrt sie die innere Substanz, die Seele des Dinges hervor. In diesem Sinn sprechen wir vom Wesen der Dinge, der menschlichen Freiheit, des Rechts u. s. w., es sind die höchsten Probleme der Philosophie, die hier mit dem Wort Wesen namhaft gemacht werden. Die andere Bedeutung dagegen hält sich ausschließlich an die äußere Erscheinung, und zwar die des Menschen, aber nicht des Menschen in abstracto, sondern eines ganz bestimmten Individuums. In diesem Sinn sprechen wir von einem lieblichen, anmuthigen, herrischen, scheuen, eckigen, linkischen Wesen. Den Gegensatz zu Wesen in diesem Sinn bildet der Charakter; wie jenes uns das Aeußere, so zeichnet dieser uns das Innere des Menschen.

Woher dieser Widerspruch in der Doppelbedeutung eines und desselben Wortes? Es ist gar kein Widerspruch, die Sprache hat vielmehr auch hier wie immer das Richtige getroffen. Sie setzt das Wesen des Menschen nicht in die äußere Erscheinung für sich, in das rein Aeußerliche, die aufgeklebte Form, sondern sie erblickt in derselben den Ausdruck des Innern, den Widerschein des Charakters; es ist der Gedanke, daß das innere Wesen des Menschen in seinem Aeußern zur Erscheinung gelangt, in dem lieblichen, freundlichen die Liebe, das Wohlwollen, in dem herrschsüchtigen die Herrschsucht, in dem scheuen die innere Unsicherheit. Daß das Wesen auch etwas bloß äußerlich Angenommenes, Angelerntes sein kann, ein Firniß, den der Mensch aufgelegt hat, um sein „wahres Wesen" zu verbergen, steht dem nicht entgegen, die Sprache hält sich bei jenem Ausdruck an das normale Verhältniß, und das besteht eben darin, daß das Wesen im Sinn des Aeußeren, des Benehmens der Ausdruck des Wesens im Sinn des Innern, des Charakters ist.

Mit „Benehmen" und „Wesen" pflegen wir neben sonstigen Adjectiven, deren wir uns nur für sie bedienen, gewisse zu verbinden, denen ich glaube eine genauere Betrachtung zuwenden zu sollen.

Es sind: „gesittet und sittsam" im Gegensatz zu „sittlich", und „ehrbar und ehrsam" im Gegensatz zu „ehrlich". Jeder, welcher die deutsche Sprache kennt, weiß, daß von diesen beiden Gegensätzen das erste Glied nur auf das Benehmen und Wesen, das zweite nur auf den Charakter Anwendung findet. Sittsam ist das Mädchen, welches bereits in ihrer äußeren Erscheinung den Eindruck echter Jungfräulichkeit macht, diejenige zarte Scheu, Zurückhaltung, Scham bekundet, in der wir bei ihm den Ausdruck jungfräulicher Reinheit erblicken. Sittsamkeit ist das Gegentheil der Dreistigkeit, Frechheit. Aber die Sittsamkeit ist nur etwas Aeußerliches, hinter ihr kann sich die Unsittlichkeit und Unkenschheit verbergen, sie gehört daher nicht dem Gebiet des Sittlichen, sondern dem der Sitte an. Ebenso verhält es sich mit „gesittet". Ein „gesitteter" Mann kann höchst unsittlich sein, es ist nur der äußere Schliff, den er der Erziehung verdankt, den wir mittelst dieses Prädicats constatiren, die Kenntniß und Befolgung der Sitte; der „Ungesittete", dem sie abgeht, kann unter dieser mangelhaften Außenseite einen ungleich höheren sittlichen Fonds in sich schließen, als der Gesittete. „Sittlich"

Digitized by Google

dagegen geht stets auf das Innere des Menschen: seine Gesinnung, seinen Charakter, seine moralischen Grundsätze.

Ganz dasselbe gilt für den zweiten Gegensatz von „ehrbar und ehrsam" zu „ehrlich". Die beiden ersten Ausdrücke treffen wiederum nur die Außenseite: das Benehmen, sie sind völlig äquivalent mit sittsam. „Ehrlich" dagegen geht auf die Gesinnung, die sittlichen Grundsätze, den Charakter, es zeichnet uns den Mann, der innerlich etwas auf sich hält, dem seine „Ehre", d. i. seine persönliche Selbstachtung höher steht, als der Vortheil, den er durch Unredlichkeit erlangen könnte, während der „Ehrbare" nur äußerlich etwas auf sich hält, womit sich Unehrlichkeit verträgt, wie umgekehrt ein „unehrbares", d. i. freches Wesen mit Ehrlichkeit.

Der Werth dieses Doppelpaares von Ausdrücken für unsern Zweck besteht nun nicht blos darin, daß sie uns einen neuen Beleg geben für die scharfe Grenzscheide, welche die Sprache in Bezug auf Sitte und Sittlichkeit beobachtet, sondern daß sie demselben Stammwort: Sitte und Ehre zwei so gänzlich verschiedene Bedeutungen entlehnen. In meinen Augen hätte die Sprache die Sicherheit, mit der sie über ihre Anschauung von Sitte und Sittlichkeit verfügt, nicht glänzender documentiren können, als indem sie bei der Bildung des Adjectivums ein und dasselbe Substantiv in doppeltem Sinn ausprägt, einmal im Sinn des rein Aeußerlichen: der Sitte, des Anstandes, der äußeren Ehre, kurz des Benehmens, das andere Mal im Sinn des Innerlichen: der Sittlichkeit, der inneren Ehre, kurz des Charakters. Schon bei dem Stammwort selber muß die Sprache sich dieses Gegensatzes zwischen dem Innern und Aeußern klar bewußt gewesen sein, sich vergegenwärtigt haben, daß die Sitte in ihrer ursprünglichen historischen Gestalt als Niederschlag und Erscheinungsform der Weise des Volks ebensowohl Normen über die moralische Bestimmung des Willens, wie über das äußere Verhalten des Menschen in sich birgt, und daß die Ehre im subjectiven Sinn als Selbstschätzung sich ebensowohl im äußeren Benehmen als im Handeln bewährt. Sprachlich sichtbar wird diese Unterscheidung aber erst in den Adjectiven, sie sind divergirende Linien, die an dem Punkt, wo wir sie treffen, einen weiten Abstand von einander bilden, die aber, wenn wir sie zu ihrem Schnittpunkt zurückverfolgen, bereits sich getrennt haben müssen, um so weit auseinander zu gehen. Der Schnittpunkt ist der ursprüngliche Doppelbegriff der Sitte und der Ehre — wer ihn nicht annimmt, steht vor einem sprachlichen Räthsel. Daß die „Sitte", nachdem sie das Sittliche aus sich entlassen, im Sprachgebrauch später eine engere Bedeutung angenommen, die Richtung der einen Linie eingeschlagen hat, steht dem nicht im Wege, die Geschichte der Sprache bietet unzählige Beispiele einer solchen Verengerung des ursprünglichen Sinnes. Letztere ist gleichbedeutend mit der Erweiterung und Vervollkommnung des sprachlichen Denkens.

Zu den Ausdrücken, deren wir uns im Deutschen ebenfalls nur für das „Benehmen" bedienen, gehört sodann noch „taktvoll und taktlos", und damit berühre ich einen Begriff, der uns, wenn wir der Anregung, die er darbietet,

Digitized by Google

Folge leisten, das innerste Geäder des sprachlichen Denkens bloßlegt. Ich möchte sagen: Der Begriff des Taktes ist ein Nerv, der, wenn wir ihn zurückverfolgen, in das Centralorgan der Sprache führt; man kann ihn nicht präpariren, ohne ihn bis in seinen Ursprung zu verfolgen und eine Reihe anderer Nerven bloßzulegen.

Unter *Takt* in dem Sinn, den wir hier mit ihm verbinden, verstehen wir den sicheren Treffer des Gefühls in Dingen des Anstandes; er bezeichnet also eine Potenzirung des Schicklichkeits- oder Anstandsgefühls. Aber dieses Moment ist es nicht allein, welches ihn von Letzterem unterscheidet, sondern die Sprache beachtet im Gebrauch dieses Ausdruckes noch eine feine Nüancirung. Takt ist nicht das Schicklichkeitsgefühl als bloße *Urtheilskraft* in seiner bloß *kritischen* Function, in der dasselbe sich gleichmäßig in der Beurtheilung des fremden wie des eigenen Benehmens bethätigt, sondern in seiner *praktischen* Function als Wegweiser für das eigene *Handeln*. Von einer fremden unschicklichen Handlung sagen wir nicht, daß sie unseren Takt, sondern daß sie unser Schicklichkeits- oder Anstandsgefühl verletze. Bei Takt denken wir also bloß an den Einfluß, den Letzteres auf das Benehmen ausüben soll; selbstverständlich nicht bloß auf das unserige, sondern auch auf das fremde. In diesem Sinne bezeichnen wir ein Benehmen, welches unserm Schicklichkeitsgefühl nicht entspricht, als taktlos und sprechen wir Demjenigen, der es sich hat zu Schulden kommen lassen, den Takt ab; wir versetzen uns dabei also in seine Seele hinein. Aber dies Urtheil fällt nicht unser *Takt*, sondern unser *Schicklichkeitsgefühl*. Takt ist also die Bewährung desselben im *Handeln*.

Ganz denselben Unterschied macht die Sprache in Bezug auf das *Sittlichkeitsgefühl* und das *Gewissen*. Von einer fremden unsittlichen Handlung sagen wir nicht, daß sie unser *Gewissen*, sondern daß sie unser *Sittlichkeitsgefühl* verletze. Dagegen sprechen wir Demjenigen, der sie verübt hat, das „Gewissen" ab und bezeichnen seine Handlung als eine „gewissenlose". Die Sprache unterscheidet also auch hier wiederum zwischen der bloß *kritischen* und der *praktischen* Function des Gefühls. Dasselbe Phänomen, welches der Takt auf dem Gebiete der Sitte oder des Anstandes darstellt, veranschaulicht uns das Gewissen für das Sittliche.

Das könnte uns genügen, wenn es uns bloß darauf ankäme, auch an diesem Punkt die sprachliche Unterscheidung der beiden Sphären der Sitte und der Sittlichkeit zu constatiren. Man sieht, die Sprache bleibt sich auch hier wiederum treu, sie bezeichnet das der Sitte und der Sittlichkeit entsprechende subjective Gefühl mit zwei verschiedenen Namen, das eine als Anstands- oder Schicklichkeits-, das andere als sittliches oder Sittlichkeitsgefühl, und für Beide bildet sie wiederum in Bezug auf ihre praktische Bethätigung beim Handeln zwei besondere Namen: Takt und Gewissen. Die Behauptung wird keinen Widerspruch finden, daß unsere deutsche Sprache den obigen Unterschied in einer Weise ausgeprägt hat, die nichts zu wünschen übrig läßt, er gehört zu den am klarsten erfaßten und am genausten durchgeführten Unterschieden der deutschen Sprache,

Digitized by Google

insbesondere hat sie dabei die Sitte mit ganz besonderer Vorliebe behandelt, sie bietet für sie eine Fülle eigenthümlicher Wendungen auf, gegen welche der Wortvorrath, den sie für das Sittliche verwendet, sich fast als Armuth ausnimmt — eine Erscheinung, für die wir unten vielleicht im Stande sein werden die Erklärung zu finden.

## Steigerung des Schicklichkeitsgefühls zum Takt.

Ich kehre zum Takte zurück, um die Untersuchung, die ich oben in Aussicht stellte, weiter zu führen.

Die Beobachtung, die wir oben in Bezug auf ihn constatirt haben, bestand darin, daß die Sprache es für nöthig gehalten hat, die praktische Function des Gefühls für das Schickliche in der Richtung auf das Handeln mittelst seiner besonders zu betonen, und wir haben gesehen, daß dasselbe sprachliche Phänomen sich auch für das Sittliche wiederholt, für welches uns das Gewissen das Seitenstück des Taktes gewährt. Dieselbe Erscheinung begegnet uns noch zum dritten Mal beim Schönen, nämlich im „Geschmack". Der Geschmack verhält sich zum Schönheitsgefühl, wie der Takt zum Schicklichkeits-, das Gewissen zum Sittlichkeitsgefühl, d. h. er vergegenwärtigt uns das Schönheitsgefühl nicht in seiner bloß kritischen, sondern in seiner praktischen Function. Das Unschöne verletzt nicht meinen Geschmack, sowenig wie das Unschickliche meinen Takt oder das Unsittliche mein Gewissen, sondern das Eine verletzt mein Schönheits-, das Andere mein Schicklichkeits-, das Dritte mein Sittlichkeitsgefühl — Geschmack, Takt, Gewissen bewähren sich nur im Handeln, nicht im Urtheilen.

Und selbst zum vierten Mal constatiren wir dieselbe Erscheinung; dies Mal auf dem Gebiete des Rechts, es ist der Gegensatz des juristischen Takts zum Rechtsgefühl, über den ich unten das Nöthige sagen werde. Wir haben damit folgendes Schema gewonnen.

| | | |
|---|---|---|
| Das Schöne. | Schönheitsgefühl. | Geschmack. |
| Die Sitte. | Schicklichkeits-, Anstandsgefühl. | Takt. |
| Das Sittliche. | Sittlichkeitsgefühl. | Gewissen. |
| Das Recht. | Rechtsgefühl. | Juristischer Takt. |

Aus dem Bisherigen ergiebt sich, daß wir es hier nicht mit einem wunderlichen Einfall, einer seltsamen Laune, sondern mit einem wohlerwogenen, vollständig zu Ende gedachten Gedanken der Sprache zu thun haben. Allen vier Sphären oder objectiven Begriffen stellt sie als Form ihrer subjectiven Aneignung und Beherrschung in Gestalt des Unbewußten zunächst gegenüber das Gefühl, und aus dem Gefühl, welches als allgemeiner Begriff gleichmäßig die beiden Functionen, die wir oben unterschieden haben: die kritische (das Gefühl als Urtheilskraft) und die praktische (das Gefühl als subjectiver Impuls zum Handeln, als Triebkraft) in sich schließt, scheidet sie sodann die Letztere aus, um sie mit besonderem Namen zu belegen. Warum das? Handeln ist zwar etwas Anderes als Urtheilen, aber wenn einmal dieselben Regeln, durch welche ich mich

Digitized by Google

bei meinem Urtheil über fremde Handlungen leiten lassen darf und soll, auf mein eigenes Handeln Anwendung erleiden, warum den letzteren Fall noch besonders hervorheben? Ist das Gefühl, das mich bei meinem Handeln leitet, ein anderes, als das mir mein Urtheil dictirt, ist es nachsichtiger, ist es strenger? Darauf soll uns der Takt und zwar zunächst der Takt im socialen Sinn die Antwort geben; später soll sich zeigen, ob der Takt im juristischen Sinn damit übereinstimmt.

Das Wort Takt weist uns etymologisch auf das Gefühl zurück, es ist das lateinische tactus (von tangere = fühlen, berühren, treffen). Aber im Deutschen verbinden wir damit eine Nebenbedeutung, die in dem lateinischen Wort nicht liegt (die Römer bedienen sich dafür der Wendung: rem acu tangere = den Nagel auf den Kopf treffen), nämlich die einer Steigerung desselben: des fein entwickelten Gefühls oder Tastsinns (des „Fühlers"). Takt ist die Sicherheit des Gefühls, welches in schwierigen Lagen das Richtige trifft, wir können kurz sagen: der sichere Treffer des Gefühls. Diesen Sinn hat das Wort auch im musikalischen Sinn, es bezeichnet hier die Sicherheit des Gefühls für das musikalische Zeitmaß, den Rhythmus. Dieser subjective Sinn ist der ursprüngliche, die objective Bedeutung des Wortes (Takt = Taktart) ist die abgeleitete, übertragene, was ich nur darum bemerke, um den verlockenden Gedanken, als ob der Sprache bei der Bildung des Wortes Takt im socialen Sinn die Vorstellung des musikalischen Rhythmus als Vorbild der ebenfalls streng abgemessenen Ordnung des Lebens vorgeschwebt habe, fern zu halten.

Die Steigerung des Gefühls für das Schickliche, welches der Begriff Takt implicirt, bewährt sich an den zweifelhaften Fällen, an den kritischen Lagen, in denen er, verlassen von den Regeln, die ihm an die Hand gegeben sind, selbständig das Richtige d. h. das ihrem Sinn oder ihrer Bestimmung Gemäße zu treffen hat. Takt ist nicht die bloße mechanische Anwendung der Regeln, die schablonenmäßige Befolgung derselben, zu der es nur der Abrichtung, des äußeren Schliffs bedarf, sondern Takt ist die Bewährung ihrer verständnißvollen Aufnahme und Aneignung durch Ergänzung, Fortbildung derselben in Fällen, wo sie ihn im Stich lassen, der Jurist würde sagen: durch analoge Ausdehnung. Takt ist Divination in Dingen des Anstands, praktisches Erfindungsvermögen, der Treffer des Gefühls, wie ich mich ausdrückte. Es ist also nicht die bloße praktische Function des Schicklichkeitsgefühls beim eignen Benehmen im Gegensatz der kritischen bei der Beurtheilung des fremden, was die Sprache betonen wollte, als sie den Ausdruck Takt schuf, sondern die nur beim Handeln sich ergebende Nothwendigkeit der Ergänzung der überlieferten Regeln durch das eigene Erfindungsvermögen, die Steigerung der praktischen Function des Schicklichkeitsgefühls. Dieselbe ist nicht Sache der bloßen mechanischen Erlernung der Regeln, des Auswendiglernens des „Complimentirbüchleins" oder des Studiums von Knigges „Umgang mit Menschen", sondern sie setzt neben der persönlichen Begabung zugleich die Schule der Erfahrung und Uebung in Kreisen, in denen die feine Sitte heimisch ist, voraus — nur das Leben in der richtigen Atmosphäre bringt das Virtuosenthum in Dingen des Anstandes zu Wege.

Digitized by Google

Takt, sagte ich, ist Erfindungsvermögen in Sachen des Anstandes. Ganz dasselbe gilt für den Geschmack in Bezug auf das Schöne. Auch hier ist es wiederum nicht die bloße praktische Bethätigung des Schönheitsgefühls, welche die Sprache mit diesem Wort ausdrücken will, sondern das Vermögen desselben zur eigenen, selbständigen Erfindung. Der Geschmack wie der Takt ist erfinderisch, er geht über die bloße Nachahmung gegebener Muster, über die bloße Befolgung der Regeln hinaus, er versucht sich selber.

Dieser Gesichtspunkt bewährt sich auch beim Takt im juristischen Sinn. Von ihm sprechen wir nur beim Juristen, nicht beim Laien. Warum? Weil die Steigerung des Gefühls, welche der Takt implicirt, hier des Rechtsgefühls, das Virtuosenthum in Dingen des Rechts nur beim Juristen möglich ist; nur in seiner Person finden sich die Voraussetzungen, um das Rechtsgefühl zur höchsten Blüthe zu treiben. Man wende mir nicht ein, daß es sich in diesem Fall nicht um die praktische, sondern die kritische Function des Rechtsgefühls handele, da ja der Jurist den juristischen Takt nicht im Handeln, sondern im Urtheilen bewähre, denn der Jurist, welcher urtheilt, handelt, das ist sein praktischer Beruf. Von diesem praktischen Erfindungsvermögen des Juristen unterscheidet die Sprache ganz fein das juristische Wahrnehmungsvermögen. Das ist der juristische Blick, dieselbe Eigenschaft, die wir beim Arzt als Diagnose bezeichnen. Mit der bloßen Erkenntniß dessen, was ist, ist es aber in praktischen Dingen noch nicht gethan, es soll geholfen werden, und dies Vermögen, das richtige praktische Hilfsmittel aufzufinden, ist es eben, was die Sprache im Unterschiede von dem juristischen Blick bei dem juristischen Takt im Auge hat.

Es bleibt uns noch das Gewissen. Wie Takt und Geschmack ist auch das Gewissen Berather in eigenen Angelegenheiten, nicht Richter in fremden. Zweifelhaft ist nur, ob und inwieweit die Sprache damit zugleich, wie bei jenen, die Vorstellung einer Steigerung des entsprechenden Gefühls verbindet. Gewiß nicht in dem Sinn, daß sie darin eine Blüthe des Sittlichkeitsgefühls erblickte, die nur in besonders günstigen Lagen zur Reife gediehe. Während Takt und Geschmack Vorzüge bilden, welche nicht Jedem eigen, und die zu ihrer Ausbildung der besonderen Gunst der Umstände bedürfen, liegt der Sprache diese Vorstellung beim Gewissen gänzlich fern, sie betrachtet dasselbe als eine Eigenschaft, die man bei Jedem in gleicher Weise voraussetzen darf, als einen Bestandtheil der normalen Ausstattung des Menschen, den Niemand erst besonders zu erwerben oder erst durch Uebung auszubilden hat. Aber in anderem Sinn läßt sich doch der Gedanke einer Steigerung des entsprechenden Gefühls auch beim Gewissen aufrecht erhalten, nämlich in dem, daß das sittliche Gefühl in Anwendung auf das eigene Handeln sich in einer günstigeren Lage befindet als bei der Beurtheilung fremder Handlungen. Bei Letzteren liegen uns in der Regel nicht die vollständigen Daten zur Beurtheilung vor, wir sehen nur die äußere That, der Einblick in die Seele des Handelnden und in seine Motive ist uns verschlossen, wir haben nur den einzelnen Akt vor uns, nicht den Zusammenhang desselben mit der Vergangenheit des Menschen, seiner Erziehung u. s. w., der so oft den einzig richtigen Schlüssel zur

Digitized by Google

Erklärung derselben darbietet, während uns alle diese innern und äußern Zusammenhänge bei der eigenen That bekannt sind. Darum darf man sagen: eigene Handlungen ist man besser in der Lage zu beurtheilen als fremde, d. h. das Gewissen urtheilt richtiger als das Sittlichkeitsgefühl. Freilich giebt es sein Urtheil häufig erst ab, wenn es zu spät, wenn die Handlung bereits geschehen ist, und holt in der kritischen Function erst nach, was es bei der praktischen versäumt hat, und nach dieser Seite hin trifft der Vergleich mit dem Takt und Geschmack nicht zu, die sich ausschließlich im Handeln bewähren, Aber das ist wiederum allen drei gemeinsam, daß es die zweifelhaften Fragen, die kritischen Fälle sind, in denen sie sich erproben. Für das Sittliche bezeichnet die Sprache dieselben als „Gewissensfragen" (casus conscientiae in der Sprache der theologischen Moralcasuistik des Mittelalters), nicht als „sittliche Fragen". Damit sagt sie uns: über sie hat nur der Handelnde selber ein Urtheil, ein Dritter soll sich des Urtheils enthalten, wenn er nicht von ihm selber ins Vertrauen und zu Rathe gezogen ist, wie es die katholische Kirche in der Person des Beichtvaters ermöglicht — eine Einrichtung, der ich, obschon selber Protestant, doch ihre Berechtigung und ihren hohen Werth nicht absprechen kann, da sie dem Zweifelnden statt der bloß subjectiven eigenen Autorität die objective der Kirche als Rückhalt in Aussicht stellt. Sie hat der kirchlichen Doctrin den Anlaß geboten, die Theorie des Sittlichen nicht bloß unter dem rein wissenschaftlichen Gesichtspunkt der Ethik, sondern zugleich unter dem praktischen der Moralcasuistik zu behandeln. Letztere verhält sich zu jener wie die Jurisprudenz zur Rechtsphilosophie, ihr Zweck ist der der Anwendung auf die concreten Verhältnisse des Lebens, es ist das Bedürfniß des forum internum, dem sie ganz so Abhilfe zu gewähren sucht, wie die Jurisprudenz dem des externum.

## Die Sitte — Fortschritt des sprachlichen Denkens seit dem Alterthum.

Ich komme zur Sitte noch einmal zurück. Nicht, weil ich in Bezug auf den Punkt, der uns bei dieser rein sprachlichen Untersuchung an ihr allein interessirt: ihre scharfe sprachliche Unterscheidung vom Sittlichen, noch etwas nachzutragen hätte, ich habe das Material, das ich zu diesem Zweck aufzubieten vermochte, erschöpft, und ich glaube, daß es vollkommen ausgereicht haben wird, um diesen Punkt über allen Zweifel zu erheben. Was ich hier noch zu thun gedenke, besteht vielmehr darin, den Werth desselben ins richtige Licht zu setzen und dem Leser die Ueberzeugung zu verschaffen, daß er darin eine Leistung der deutschen Sprache vor sich hat, welche einen werthvollen Fortschritt und eine dauernde Bereicherung der Ethik enthält. Ein Vergleich mit den beiden Cultursprachen des Alterthums wird dies Verdienst unserer Muttersprache darthun; es ist ein Stück aus der Geschichte des Denkens der Völker, der sich stets fortsetzenden und ablösenden Arbeit derselben an der Lösung eines und desselben Problems, das sich darin abspiegelt.

Drei Stufen sind es, welche uns die allmälige Lösung dieses Problems: die Scheidung der drei verschiedenen Seiten der gesellschaftlichen Ordnung: Sitte,

Digitized by Google

Sittlichkeit, Recht, veranschaulichen, sie fallen zusammen mit den Griechen, Römern, Germanen.

Die erste Stufe, es ist die der griechischen Sprache, zeigt uns den Unterschied, welcher später in drei Glieder auseinandergeht, noch in seiner Gebundenheit, als Einheit. Es ist die erste Wahrnehmung, welche der menschliche Geist an der ihn umgebenden Ordnung macht, er constatirt das Moment der bindenden Kraft derselben (der Sitte) im Gegensatz des blos äußerlichen Bestehens derselben (der Gewohnheit). Mit dieser Entdeckung ist seine Kraft zunächst erschöpft, es bedarf einer Zeit der Sammlung und eines neuen Volkes, um die Erkenntniß weiter zu fördern.

Das ist der Standpunkt der griechischen Auffassung; sie ist ausgeprägt in dem griechischen δίκη. Die ganze Ordnung des Lebens: Sitte, Sittlichkeit, Recht, alles ist δίκη. Wer sie beachtet, ist δίκαιος, wer sie mißachtet, ἄδικος, ohne daß dabei die Vorschriften des bürgerlichen Gesetzes, der Moral und des Anstandes unterschieden würden. Δίκαιος ist der Mann, wie er sein soll, der etwas auf sich hält, ἄδικος sein Widerspiel, gleichmäßig der Verächter des Gesetzes wie der Gottlose, der Böse, Freche und Schamlose. Selbstverständlich ist hiermit nicht gemeint, daß die Griechen, die selbstverständlich des Gesetzes nicht entbehren konnten, nicht auch den Begriff desselben richtig erfaßt hätten, sie unterscheiden sogar das göttliche und menschliche (θέμις und νόμος); sondern das allein Entscheidende ist, daß sie jenen unbestimmten allgemeinen Begriff von δίκη dauernd beibehalten haben, und daß sie selbst zur Bezeichnung dessen, was dem Gesetz gemäß ist (τὸ δίκαιον) oder ihm widerspricht (τὸ ἄδικον), sich seiner nicht entschlagen können.*)

Die Unbestimmtheit der griechischen ethischen Auffassung steigert sich noch dadurch, daß der Grieche mit dem ethischen Gesichtspunkt, wie oben bereits bemerkt ward, auch den ästhetischen verbindet. Das Gute (ἀγαθὸν) ist zugleich das Schöne (καλὸν). Das bekannte Musterbild der Griechen: der καλοκἀγαθὸς faßt Beides zur Einheit zusammen, und so läßt sich behaupten, daß das Ethische auf griechischem Boden weder seine Spaltung in sich, noch auch seine Scheidung vom Aesthetischen vollzogen hat.

Daß jene mangelnde Unterscheidung der verschiedenen Seiten des Sittlichen nicht etwas national Griechisches ist, was bei dem philosophisch so eminent beanlagten griechischen Volk am wenigsten zu glauben wäre, sondern daß sie nur ein der niedern Entwicklungsstufe angehöriger Zug ist, ergiebt der Vergleich mit andern Völkern, z. B. dem jüdischen. Wie das griechische δίκη, so bezeichnet auch das hebräische Mischpat gleichmäßig Recht, Sitte, Sittlichkeit, nur daß Mischpat nicht den Willen des Volkes, sondern Gottes hinter sich hat. Alles ist Mischpat: das Ritualgesetz sowohl, welches unserer „Sitte" entspricht, wie die zehn Gebote, in denen Moral und Recht noch ununterschieden neben einander liegen.

*) Das griechische δίκη entspricht unserm deutschen „Art und Weise", es stammt von der Wurzel dic (= zeigen), daher griechisch δείκνυμι, lateinisch dicere, gothisch zeigom, G. Curtius, Grundzüge der griech. Etymol. (Aufl. 4) S. 134.

Digitized by Google

In Rom bei dem Volke des Rechts reißt sich das Recht von Sitte und Moral los, und innerhalb des Rechts selber vollzieht sich eine Scheidung, die zwar den Griechen theoretisch bereits bekannt, von ihnen aber nicht praktisch durchgeführt worden war: die zwischen dem göttlichen und menschlichen Recht (fas und jus) mit äußerster Klarheit und vollständigster Durchführung, indem für beide Zweige nicht bloß eigenthümliche, streng geschiedene Grundsätze aufgestellt werden, man kann sagen: zwei selbständige Systeme des Rechts, sondern besondere Behörden eingesetzt werden, denen die Pflege und Handlung derselben anvertraut ist (die Pontifices, Fetialen, Auguren auf der einen und die weltlichen Magistrate auf der andern Seite). Dagegen bleiben Sitte und Moral sprachlich in ungetrennter Gemeinschaft, die lateinische Sprache hat es nicht zu einem Ausdruck gebracht, der ausschließlich die eine von Beiden träfe, sie ist genöthigt, sich für beide Begriffe desselben Ausdrucks zu bedienen: mos, mores. Ja sie benutzt denselben sogar noch für das Gewohnheitsrecht. Die sprachlich mangelnde Ausprägung des letzten Begriffs ist noch der letzte wahrnehmbare Rest der Unvollkommenheit der Volksauffassung, welche alle Seiten des Sittlichen zur Einheit des Begriffs zusammenfaßte, eine sprachliche Reliquie, welche die Jurisprudenz hat stehen lassen müssen, eine Concession ihrerseits an die Volkssprache.

Unsere deutsche Sprache hat das letzte noch fehlende Glied aus der Gemeinschaft ausgelöst und dasselbe, wie oben nachgewiesen, mit einer Klarheit und Bestimmtheit ausgeprägt, die jede Verwechslung ausschließt. Die Sitte ist hier zum ersten Mal sprachlich nicht blos abgehoben vom Sittlichen, sondern in ihrer Eigenart auf's Schärfste individualisirt und charakterisirt, die Sprache hat für sie einen Reichthum von Wendungen, ich möchte sagen eine Fülle von Farben aufgeboten, um ihr Bild auszumalen, gegen welche die Armuth der Mittel, welche sie für ihre beiden Schwestern aufwendet, schroff absticht. Die Sitte, kann man sagen, ist das Schooßkind der deutschen Sprache.

Der Sprachschatz des Rechts ist ein äußerst geringer, er setzt sich nur aus dem Wort Recht und seinen Derivativen zusammen, der der Sittlichkeit ist schon etwas erheblicher — wir werden ihn sofort kennen lernen, — aber der Löwenantheil fällt der Sitte zu, sie stand dem Volk, als es die Sprache bildete, offenbar am nächsten, es ist der volle Pulsschlag des lebendigen Volksgefühls, der in diesem Stück der Sprache wahrnehmbar wird, während derselbe immer schwächer wird, je weiter wir uns von ihm entfernen und uns demjenigen nähern, was nicht das Volk mehr macht, sondern der Staat: dem Recht. Wo die Wissenschaft beginnt, hört der reiche Strom der Sprache auf, die Ausdrücke werden dürftiger, ärmer, magerer. Bei der Sitte, dem Anstande, dem Schicklichen hat Erstere kaum mitzureden, wenigstens hat sie es bisher nicht gethan, bei dem Sittlichen tritt sie bereits als Theorie auf, aber sie entlehnt ihren Stoff hier noch mehr dem Gefühl des Volks als dem eigenen Denken, bei dem Recht dagegen befindet sie sich auf einem Gebiete, wo der Antheil des Volks, abgesehen von dem engen Raum des Gewohnheitsrechts, direct gar nicht mehr wahrnehmbar ist, da hier vielmehr die Reflexion des Gesetzgebers und die bildende Thätigkeit der Wissenschaft nach



Digitized by Google

Inhalt und Form das Nöthige beschafft. Dieser Gradation vom Volke zur Wissenschaft, vom Unbewußten zum Bewußten entspricht die entgegengesetzte in Bezug auf die Ausbildung und den Reichthum der Sprache. Je abstracter das Denken, desto concreter und ärmer wird die Sprache, statt des oft erdrückenden Ueberflusses an Worten und Wendungen für Gegenstände und Anschauungen, die dem Volke nahe liegen (der Araber soll an fünfhundert für sein Kameel haben!), eine Armuth, die nicht selten ein vollständiger Mangel ist und die Nöthigung in sich schließt, einen Begriff, statt zu benennen, zu umschreiben. Selbst die Synonyma, welche die Sprache für einen Begriff in Gebrauch hatte, sterben nach und nach ab, wenn derselbe aus den Händen des Volkes in die der Wissenschaft übergeht, wie dies z. B. bei dem „Gewohnheitsrecht" der Fall ist, für welches alle anderen Ausdrücke, mit denen der Volksmund dasselbe einst bezeichnete: Herkommen, Brauch, Uebung, Gewohnheit heutzutage bei uns diesem Einen Platz gemacht haben.

Ich fasse den Inhalt dieser sprachgeschichtlichen Ausführung in folgender Tabelle übersichtlich zusammen.

1. Die thatsächliche Ordnung des Volkslebens, die Gewohnheit.
   (Der Uranfang.)
2. Scheidung des nicht verbindlichen und des verbindlichen Theils derselben.
   Gewohnheit — Sitte.
   (Griechen und Juden: ἔθος, Mischpat.)
3. Ausscheidung des Rechts von der Sitte.
   (Die Römer.)

| Das Recht. | | Mos, mores |
|---|---|---|
| a) Das fas. | b) Das jus: | (Sitte und Moral.) |
| (justum, injustum, legitimum, illegitimum.) | | |

Gewohnheitsrecht als Indifferenzgebiet beider.
(mores = consuetudo.)

4. Scheidung der Sitte vom Sittlichen.
   (Die Germanen.)

| Das Recht. | Das Sittliche im engeren | Die Sitte (Anstand). |
|---|---|---|
| Rechtmäßig, unrechtmäßig, rechtswidrig.) | Sinn, die Moral. (Sittlich, unsittlich, moralisch, unmoralisch.) | (Sittsam, ehrbar, anständig, schicklich, ziemlich u. s. w.) |
| Gewohnheitsrecht. | | Das Schicklichkeits- oder |
| Das Rechtsgefühl. | Das Sittlichkeitsgefühl. | Anstandsgefühl. |
| Der juristische Takt. | Das Gewissen. | Der sociale Takt. |

Wird eine kommende Zeit die Scheidung noch weiter fortsetzen? Ich halte es nicht für unmöglich. In der Sitte stecken zwei divergente Elemente, die ich hier, da die Darlegung derselben mich über das sprachliche Gebiet hinausgeführt haben würde, nicht weiter angedeutet habe, die ich aber in dem von mir in Aussicht genommenen zweiten Aufsatz über die sachliche Bedeutung der Sitte zu behandeln gedenke; die Zukunft wird vielleicht auch sie durch entsprechende sprachliche Ausdrücke genau von einander unterscheiden. Wenn das Denken sich erweitert, erweitert sich auch die Sprache.

Digitized by Google

# Skizzen aus der Kriegführung der Gegenwart.

Von


## C. Freiherrn v. d. Goltz.

— Berlin. —


„Ich glaube und bekenne, daß ein Volk nichts höher zu achten hat, als die Würde und Freiheit seines Daseins".

Carl v. Clausewitz „Bekenntnisse".

Die Kriegführung der Gegenwart erhält ihr besonderes Gepräge durch die Streiterzahl der Heere. Die großen Mächte stellen heute eine jede doppelt so viel Soldaten in's Feld, wie das persische oder römische Weltreich zur Zeit der höchsten Kraftentfaltung. Wenn das deutsche Heer in voller Kriegs-Ausrüstung auf einer einzigen Straße in Bewegung gesetzt würde, so möchte seine Marschcolonne von der russischen Grenze bis zum Rheine reichen*). Aehnliches hat uns die Geschichte noch nicht erfahren lassen. Selbst der Krieg von 1870 zeigte nur einen der kämpfenden Theile in ähnlicher Rüstung, nämlich Deutschland. Frankreich trat anfangs numerisch schwach auf, und, bewaffnete es nach und nach im Verlaufe des Kampfes auch die ganze feld-

*) Das heißt es würde die ganze Straße Düsseldorf, Magdeburg, Berlin, Königsberg i. Pr., Eydtkuhnen mit Truppen, Geschützen, Fahrzeugen bedeckt sein, der Marsch dabei aber vor sich gehen, wie gewöhnlich bei Reisemärschen, die Infanterie also in Sectionen, die Cavallerie zu je drei Reitern, die Geschütze und Fahrzeuge einzeln hintereinander.

Auf diese Weise würden die 18 Armee-Corps, welche Deutschland besitzt, schon 126 deutsche Meilen Chaussee einnehmen; dazu kämen Cavallerie-Divisionen, die Landwehr, Ober-Commandos, Etappen-Inspectionen und Behörden, Fuhrwesen, welches nicht in die Armee-Corps eingetheilt ist u. s. w., so daß die Colonne im Ganzen an 250 deutsche Meilen lang werden möchte.

Garnison- und Ersatztruppen blieben noch daheim.

Man kann nun freilich die Lücken schließen, die zur Bequemlichkeit der Truppen zwischen den einzelnen Theilen, z. B. Avantgarde und Gros, gelassen werden. Dann fielen über 50 Meilen fort. Es blieben aber immer noch gegen 200 Meilen übrig, also reichlich so viel, wie vom Rhein bis zur fernen Ostgrenze.



Digitized by Google

tüchtige Mannschaft, so wurden seine Kräfte doch nicht mit einem Schlage sichtbar, wie es heute bei Ausbruch des Krieges der Fall sein möchte. Die Zukunft wird also jene Epoche an Großartigkeit der kriegerischen Ereignisse erheblich überbieten.

Wir können in der Entstehung der Massenheere eine der Folgen der französischen Revolution erblicken, welche bei gänzlicher Veränderung der Rechtsbegriffe dem Kriege die ihm verloren gegangene natürliche Gestalt wiedergab. Sie machte den Krieg aus einer Angelegenheit der Cabinette zu einer Sache der Völker und erlaubte zugleich den rückhaltlosen Gebrauch aller vorhandenen Mittel. Seitdem war der Aufwand für das Kriegswesen bei allen Nationen in fortdauernder Steigerung begriffen. Da ein Krieg nur noch um nationaler Existenzfragen willen möglich ist, so wird ein jedes Volk das Aeußerste thun, um den Sieg zu erringen und es giebt in diesem Wettstreit keine andere Grenze, als das Maß der innewohnenden Kräfte.

Die volksthümliche Gestaltung des Heerwesens ist die natürliche Folge davon und dazu gehört auch die allgemeine Verbreitung richtiger Vorstellungen von der Kriegführung. Greift doch ohnehin ein Krieg der Gegenwart so tief in das gesammte Leben der Nationen ein, daß schon das natürlichste Gefühl dazu treiben müßte, seine Vorgänge zu enträthseln. Auch sollen Kunst, Wissenschaft und Industrie bei der Vertheidigung der heiligsten Güter gebührend mitwirken.

Es handelt sich übrigens in dem Nachstehenden um ganz schlichte Dinge.

„Die Grundsätze der Kriegskunst", sagt General von Clausewitz, „sind an sich höchst einfach, liegen dem gesunden Menschenverstande ganz nahe und wenn sie in der Taktik etwas mehr als in der Strategie auf einem besonderen Wissen beruhen, so ist doch dies Wissen von so geringem Umfange, daß es sich kaum mit einer anderen Wissenschaft an Mannigfaltigkeit und tiefem Zusammenhange vergleichen läßt".

„Gelehrsamkeit und tiefe Wissenschaft sind also hier durchaus nicht erforderlich, selbst nicht einmal große Eigenschaften des Verstandes . . . Es ist lange das gerade Gegentheil behauptet worden, aber nur aus einer falschen Ehrfurcht für die Sache, aus Eitelkeit der Schriftsteller, die darüber geschrieben haben".

Eine mystische Gedankenreihe wird keineswegs nothwendig sein, die wesentlichsten Erscheinungen der modernen Kriegführung zu erklären.

So groß die Heere geworden sind, so gewaltig sind auch die Mittel, sie zu bewegen. Deutschland besitzt so viel Eisenbahnmaterial, daß die ganze Feld-Armee gleichzeitig fortgeschafft werden könnte. Die Massen sind also, was ihre Bereitstellung für den Krieg anbelangt, viel verwendbarer geworden, als ehedem. Erfordert auch die Nothwendigkeit, die Transporte am Ende der Fahrt auf einer beschränkten Zahl von Linien auslaufen zu lassen, einen Zeitraum von Tagen für die Versammlung, so bleiben es doch eben nur Tage, nicht mehr Monate. Wir wissen, daß 1870, etwa drei Wochen nach der Kriegserklärung, das ganze deutsche Heer zum Einmarsche in Frankreich bereit stand. Frankreich war damals nach dem gleichen Zeitraum mit seinen Zurüstungen noch durchaus nicht fertig. Heute

Digitized by Google

würde es dasselbe leisten wie Deutschland, und beide Heere möchten sich am nämlichen Tage in voller Rüstung gegenüberstehen.

Die erste Bedingung der heutigen Kriegführung, diejenige *schnellster Kriegsbereitschaft*, ergiebt sich hieraus. Denken wir uns eine Großmacht im Besitz der Feldarmee, wie alle sie aufzubringen vermögen, nämlich von 6-7-800,000 Mann kriegsgerüstet dastehen, während der Gegner bis zur vollen Entfaltung einer Kraft noch eine oder zwei Wochen braucht, so hat sie ihr Spiel für die erste Kriegsperiode durch diesen einzigen Umstand schon gewonnen. Die Schwierigkeit, die ungeheuren Menschenmassen zu ernähren, wenn sofort ein Stillstand eintritt, die Kostspieligkeit des Verharrens im Kriegszustande, während dessen jeder Tag Millionen verschlingt, drängen eben so sehr dazu, die Märsche und Kämpfe ohne Zögern zu beginnen, als die natürlichen Vortheile es thun, welche die Ueberraschung des noch unfertigen Gegners mit sich bringt.

Wer eher auf dem Platze steht, der giebt zunächst das Gesetz. Er kann sich nicht nur sofort wichtiger Punkte bemächtigen, des Gegners Grenzfestungen einschließen, seinen Aufmarsch oder gar die Mobilmachung stören, die Eisenbahn-Transporte in Verwirrung bringen, den Feind zwingen, das Ausladen weit rückwärts vorzunehmen, sondern er macht auch den Willen des feindlichen Feldherrn von dem eigenen abhängig. Darauf kommt im Kriege sehr viel an. Es erzeugt an höchster Stelle die Freudigkeit am Thun, die Bestimmtheit in Absichten und Befehlen, den zuversichtlichen Stolz in Ausübung des schweren Amtes. Das Verständniß für so glückliche Lage ergießt sich aber schnell wie ein elektrischer Strom durch alle Glieder des Heeres. Selbst der einfache Soldat empfindet es halb unbewußt, wenn der Feldherr seiner Sache gewiß ist, und das stählt auch ihm Zuversicht und Muth.

Erst eine längere Dauer des Feldzuges, Entfaltung überlegener Streiterzahl, oder überlegene Tüchtigkeit können ein Anfangs durch spätere Kriegsbereitschaft hervorgerufenes Mißverhältniß ausgleichen. Der Wettstreit der Heere in Beschleunigung der Mobilmachung ist daher eine durchaus berechtigte Erscheinung. Als selbstverständlich darf es gelten, daß in den Mobilmachungs-Vorbereitungen die höchste Ordnung herrschen muß, wenn der große Mechanismus sich richtig bewegen und zu rechter Zeit Alles kriegsbereit sein soll. Macht doch Frankreich jetzt gar im Frieden praktische Proben mit seinem Mobilmachungs-Apparat, um zu erfahren, ob er zuverlässig functionirt.

Die Ungewißheit tritt im Kriege gar bald in ihr Herrscherrecht ein, Voraussicht und Vorsorge reichen nicht weit. *Die Mobilmachung* des Heeres aber entzieht sich ihnen noch nicht, und darum ist hier keine Mühe überflüssig.

Auch der nächste Akt jedes Krieges, die Versammlung der Heere an der Grenze — *der strategische Aufmarsch* — läßt sich noch vorbereiten. Er ist gleichfalls von größter Wichtigkeit. Ein dabei begangener Fehler rächt sich meistens schwer. Aus der unglücklichen Zweitheilung der französischen Armee 1870 im Unter-Elsaß und an der Saar ging die Niederlage der beiden isolirten Flügel

Digitized by Google

am 6. August hervor, folgte ferner, daß, als der Kaiser sich auf Metz zurückzog, Mac Mahon seine Vereinigung mit ihm nicht bewerkstelligen konnte, folgten auch Bazaines Kämpfe gegen Uebermacht, seine Einschließung in Metz und Mac Mahons Befreiungsversuch, der mit der Katastrophe von Sedan endete.

Es kommen beim strategischen Aufmarsche zahlreiche Rücksichten zur Sprache. Eine der entscheidendsten ist heutzutage die Lage der Eisenbahnen. Ihre letzten, noch vor Ueberraschungen gesicherten Stationen ergeben die Punkte für die natürliche Aufmarschlinie des Heeres, denn bei der Nothwendigkeit, die ungeheueren Truppenmassen so schnell, als nur irgend möglich, in's Feld zu führen, ist die Ausnutzung aller in passender Richtung laufenden Schienenwege bis zum äußersten Maß der Leistungsfähigkeit erforderlich.

Freilich sind die ankommenden Truppen sogleich unterzubringen, zu ernähren, in das richtige Verhältniß zu den Communicationen mit der Heimath und mit den Straßen zu setzen, auf welchen sie demnächst marschiren sollen. Aber kurze Fußmärsche werden die Truppenmassen diesen Bedingungen entsprechend zurechtrücken lassen.

Der strategische Aufmarsch der Heere an der Grenze hängt nach rückwärts mit den Eisenbahntransporten, nach vorwärts schon mit dem künftigen Operationsplane innig zusammen.

Alle drei können nur gemeinsam überlegt und bearbeitet werden. Ein wesentlicher Theil der Friedensthätigkeit des Generalstabes wird hierdurch ausgefüllt.

Der strategische Aufmarsch ist nicht auf einer schmalen Linie, nicht in engem Raume zu denken. Man kann die Truppen nicht gleich von Beginn an unter freiem Himmel lagern lassen, soll nicht allerlei Ungemach entstehen und der Gesundheitszustand gefährdet werden. Ein einziges Armee-Corps braucht aber in Landstrichen von mittlerer Wohlhabenheit an sechs, in ärmeren gar an zehn oder noch mehr Geviert-Meilen, um unter Dach und Fach zu kommen. Das deutsche oder das französische Heer würden demnach bis zu 200 Geviert-Meilen d. h. einer ganzen Kreuz-Provinz für ihre Versammlung bedürfen. Eben so viel nahm schon 1866 die österreichische Nord-Armee in Anspruch. Die Versammlung der Heere zweier in Streit gerathener Mächte ersten Ranges bietet heutzutage das Bild der großartigsten Völker-Versetzung dar. Jede bringt eine Million Menschen und mehr als 300,000 Pferde heran, so daß sich in dem Zeitraum weniger Wochen die Volkszahl eines kleinen Königreichs und über eine halbe Million Pferde in das Aufmarsch-Terrain hinein ergießen.

Wie schwer es fallen muß, diesen eines jeden Vergleichs aus dem Friedensleben spottenden Bevölkerungszuwachs vor Mangel zu schützen, liegt auf der Hand. Die „Verpflegungs-Frage" spielt im Kriege eine viel wichtigere Rolle, als es dem Idealisten bequem ist, der von der Romantik des Kriegführens träumt oder im Geiste ungehindert die kühnsten strategischen Combinationen entwirft. Friedrich der Große, der nur kleine Armeen zu versorgen hatte, aber freilich auch durch die Geringfügigkeit seiner Mittel sehr gebunden war, spricht

Digitized by Google

es geradezu aus, daß wer das Gebäude einer Armee aufführen wolle, nicht vergessen dürfe, daß der Magen des Soldaten den Grundstein bilde. Clausewitz lehrt uns: „Die Verpflegung der Truppen hat, wie sie auch geschehen möge, immer eine solche Schwierigkeit, daß sie eine sehr entscheidende Stimme bei der Wahl der Maßregeln besitzt; sie ist oft den wirksamsten Combinationen entgegen und nöthigt, der Nahrung nachzugehen, wo man dem Siege, dem glänzenden Erfolge nachgehen möchte". Napoleon hat das unwillige Wort: „Man rede mir nicht von den Lebensmitteln!" in Rußland schwer gebüßt, und meist gab gerade er durch treffliche Fürsorge für seine Truppen praktisch die Lehre, daß jener Ausspruch keineswegs wörtlich zu nehmen sei.

Das Anwachsen der Heere auf Millionen macht jeden Nachweis für die Wichtigkeit guter Verpflegungs-Anstalten überflüssig. Früher unterschied man dabei ein Magazin-, ein Requisitions-System, ein gemischtes System. Heute herrscht die Systemlosigkeit. Alle Mittel, welche Handel und Verkehr bieten, muß man benutzen, um den Unterhalt für die Armee zu beschaffen. Große Magazine werden im Lande aufgehäuft und mehr und mehr gegen das Kriegstheater vorgeschoben, bis zu den Endpunkten des Eisenbahn-Betriebes auf dem Kriegsschauplatze. Beladene Züge bilden bewegliche Magazine, Wasser- und Land-Transporte arbeiten nebeneinander. Lastfuhren und leichte Leiterwagen-Colonnen sind neben den militärisch organisirten Trains der Truppen in fortwährender Bewegung. Die Anwendung der Dampfkraft auf Landstraßen wird künftig für das Fortschleppen großer Lasten von hoher Wichtigkeit sein. Schnelle Herstellung der zerstörten Eisenbahnen ist oft eine Unmöglichkeit. Provisorische Schienen-Anlagen müssen helfen. Die großen Armeen besitzen für diese Zwecke besondere Eisenbahn-Truppen. Den Pferde-Bahnen kann sich eine wichtige Rolle eröffnen, und die fortschreitende Technik findet hier noch ein reiches Feld. Unter den Verpflegungsmitteln wieder gewinnen die Conserven und Dauerspeisen an Bedeutung, weil sie leichter mitzuführen und zu bereiten sind, als die frischen. Sie werden freilich immer nur eine Aushilfe bilden. Aber an diese muß gerade in den strategisch kritischen Lagen appellirt werden. Regel bleiben die frischen Nahrungsmittel. Zwangslieferungen im feindlichen Lande und Ankäufe dort sowohl als in der Heimath oder auf benachbartem Gebiet müssen die Vorräthe beschaffen. Geld ist unter allen Umständen der sicherste Zauberstab, um auch aus dürrem Boden Quellen zu erwecken. Ein gefüllter Schatz kann ein Armee-Corps, eine Finanzcapazität zur Seite des Kriegsherrn einen tüchtigen Truppenführer werth sein. Die Kriegführung unserer Tage mit ihrem Grundsatz eines ununterbrochenen rückhaltlosen Gebrauchs aller Streitkräfte wäre kaum denkbar ohne das Mittel der Subscriptions-Anleihen, durch welche allein die ungeheueren Summen flüssig gemacht werden können.

Nach Vollendung des Aufmarsches beginnen die Bewegungen und Gefechte — die Operationen. Voran eilen die Cavallerie-Divisionen, je einige Tausend Reiter mit zwei oder drei Batterien. Sie sollen, um einen beliebten Ausdruck anzuwenden, „das Auge der Armee" bilden, den Feind auf-

Digitized by Google

suchen, seine Bewegungen genau verfolgen, seine Absichten erforschen, zugleich aber das eigene Heer gegen eine ähnliche Einsicht von Feindes Seite schützen, seine Ruhe sicherstellen. Es kommt viel darauf an, die Kräfte der anderen Truppen zu schonen, sie nicht frühzeitig in unnöthiger Bereitschaft, anstrengendem Sicherheitsdienst, in vielem Lagern unter freiem Himmel oder gar nächtlichen Unternehmungen aufzureiben. Der Infanterie stehen bald Aufgaben bevor, welche fast übermenschliche Anstrengungen erheischen. Kühne und verschlagene Reiter, die bei Zeiten von Allem Nachricht geben, was der Gegner thut, können am ehesten die nothwendige Schonung des Fußvolkes möglich machen und eine zahlreiche, gute Cavallerie gewährt der Armee die größte Sicherheit. Unseren braven Schwadronen, welche 1870 schnell zur Mosel vorauseilten, war es zu verdanken, daß die nachfolgenden Heere zum größten Theile nächtlicher Ruhe unter Dach und Fach pflegen konnten, bis die heiße Blutarbeit der Metzer Schlachten begann.

Es folgen der Cavallerie die langen Colonnen der Armee-Corps. Ein jedes zählt 30,000 Streiter und 90 Geschütze. Diese Truppenzahl bedeckt, auf einer Straße marschirend, drei deutsche Meilen. Aber es kommen noch zahlreiche Wagen-Colonnen zur Fortschaffung der Lebensmittel, der Munition, der Bekleidung hinzu, ferner die Lazarethe, die Brückentrains, die Bäckerei, Pferde-Depots und noch manches Andere. Ließe man sie unmittelbar folgen, so würde das Ganze — Truppen und Heergeräth eines Armee-Corps — zusammen an sieben deutsche Meilen Straße bedecken. Freilich bleibt Vieles davon hinter der Armee zurück, so daß sich die Länge etwa auf die Hälfte reducirt, aber immerhin wird ersichtlich, daß man zwei Armee-Corps, welche auf einer Straße einander folgen, in einem vorn sich entwickelnden Gefecht niemals an dem nämlichen Tage verwenden kann. Sind doch bei Beginn des Kampfes die letzten Marschirenden des zweiten Corps mindestens zwei Tagemärsche vom Schlachtfelde entfernt. Viel leichter bringt man zwei Corps zusammen, die auf parallelen Wegen getrennt marschiren, lägen diese auch drei Meilen auseinander; denn einfache Berechnung ergiebt, daß der am weitesten entfernte Soldat zu dem Gefechte eines der beiden Corps dann nur $4\frac{1}{3}$ Meilen zurückzulegen hätte, also am nämlichen Tage noch eintreffen könnte.

Es gilt daher als Grundsatz bei den Operationen, mindestens jedem Armee-Corps eine Straße für seine ausschließliche Benutzung zuzuweisen, weshalb sich ein großes Heer beträchtlich in die Breite ergießen muß und sich anfangs durch einen Landstrich fortbewegt, der dem des Aufmarsch-Terrains an Ausdehnung etwa gleich kommt.

Die ersten Meldungen von der Cavallerie treffen ein. Feindliche Reiterei ist gesehen und geworfen worden, man hat dahinter die marschirenden Colonnen wahrgenommen. Von hohen Punkten aus sind Lager zu entdecken gewesen. Nachts hat der Schein der Bivouaksfeuer auf die Nähe starker Kräfte des Gegners schließen lassen. Gefangene werden eingebracht und machen verworrene Angaben, die dennoch, mit einander verglichen, als Bestätigung einzelner

Digitized by Google

Vermuthungen von Werth sind. Erzählungen von Reisenden, von Landleuten und Zeitungs-Notizen kommen hinzu, auch aufgefangene Briefe, Depeschen-Concepte und ähnliche Mittel aller Art, um das Bild von der feindlichen Armee, das sich anfangs hinter dichtem Schleier barg, vor den Blicken des Feldherrn klarer zu gestalten. Spione treffen hin und wieder ein, aber ihre Wirksamkeit ist in unserer Zeit der rasch auf einander folgenden Kriegs-Ereignisse von geringerem Nutzen, weil allein das Neueste, Unmittelbarste helfen kann. Es kommt überhaupt vielmehr auf sorgsame Vergleichung einer großen Zahl von Nachrichten an, als auf einzelne sehr eingehende.

Den Faden, der durch das Labyrinth falscher oder sich widersprechender Angaben führt, bildet allein die Wahrscheinlichkeit. Man soll der Regel nach beim Feinde eine richtige Handlungsweise voraussetzen und an den Nachrichten, die man empfängt, eine entsprechende Kritik üben — im Vertrauen aber die richtige Mitte halten.

Weder darf man an Alles glauben, noch an Allem zweifeln. Wenn irgendwo, so kommt hier natürliche Begabung des Feldherrn zur Sprache. Viel gilt die richtige Würdigung psychologischer Gewalten, die im Kriege eine so große Rolle spielen, Kenntniß der nationalen Eigenthümlichkeiten, ja selbst militairische Gewohnheiten der Feinde und ihrer Führer.

Richtige Verwerthung der eingegangenen Nachrichten ist auch eine Sache des Charakters. Gegen die eben gewonnene Ueberzeugung tritt sofort ein Bedenken auf, das durch die Vorstellung, was Alles geschehen könne, wenn man sich getäuscht habe, ein bedrohliches Gewicht erhält. Man versetze sich in irgend eine ernste Lebenslage, bei der im Familienkreise auf Grund ungewisser Voraussetzungen die bange Frage Runde macht: „was soll geschehen?“ — und man wird leicht ermessen, wie in entscheidenden Augenblicken des Krieges, da die Geschicke des Vaterlandes auf dem Spiele stehen, die Seele des Feldherrn bewegt wird. Die Gefahren, welche in solchen Stunden vor der Einbildung auftauchen, werden von der erregten Phantasie leicht vergrößert, „ob sie gleich wie die Wellen des Meeres in sich selbst zusammen sinken, kehren sie doch wie jene, ohne sichtbare Veranlassung immer von Neuem zurück.*)

Da soll nun der Feldherr, fest im Vertrauen auf seine Ueberzeugung, unerschüttert bleiben, doch auch wieder nicht so starr, daß er für eine bessere unzugänglich wird. Die kriegerische Erfahrung thut viel, sie lehrt die Dinge nüchtern ansehen, vergegenwärtigt, daß es dem Feinde nicht anders ergeht. Mehr noch kommt auf den Adel der Gesinnungen an, der kühlen Muthes mit großer Verantwortung, mit der Möglichkeit von Täuschungen, und kommendem Unheil zu rechnen vermag. Er flößt Vertrauen zu sich selbst ein, und das ist die beste Waffe gegen den Drang des Augenblicks.

Am meisten zur Besiegung der Zweifel in strategischen Lagen trägt natürlich das Gefühl taktischer Ueberlegenheit bei. Weiß man, daß, wo die

*) Clausewitz, Vom Kriege. I. Seite 90.

Digitized by Google

Truppen an einander gerathen, die eigenen durch größere Tüchtigkeit oder bessere Bewaffnung Aussicht haben, die Oberhand zu behalten, so wird man ruhig über einige Irrthümer denken, die etwa in der Beurtheilung der Lage vorfallen könnten.

Es ist deshalb die natürlichste Strategie, nach einem Zusammenstoße mit dem Gegner zu streben. Wo die Nachrichten dessen Anwesenheit ergeben, dahin zieht sich die Reiterei zusammen und hängt sich an ihn, dahin lenken auch die Armee-Corps ein. Der Raum, durch den das Heer sich bewegt, wird enger, und es wäre bald unmöglich, den zwölf, fünfzehn, achtzehn Armee-Corps eigene Straßen anzuweisen. Die Prüfung der Karte muß nun lehren, wie man sie dennoch am besten vorwärts bringt. Trennung in mehrere Gruppen ist fast immer zweckmäßig. Sie erleichtert Bewegung, Verpflegung, Unterkunft, kurz das ganze Leben der Truppen.

Die Aufgabe ist oft recht schwer, doch giebt es kein anderes Mittel zu ihrer Lösung, als den unbefangenen Blick und den Gebrauch von Karte, Zirkel und Maaßstab.

Auf dem Schlachtfelde sollen alle Kräfte zusammenwirken. Mit ihrer engeren Vereinigung aber kommen die Beschwerden, die Biwouaksnächte, das Ausbleiben der Lebensmittel, die Stockungen, ermüdender Aufenthalt bei überfüllten Straßen, stundenlanges Stehen unter Waffen, dann auch die Erregung der Gemüther durch die Vorahnung blutiger Kämpfe, die Wirkung beunruhigender Gerüchte und unnütze Alarmirungen. Beginnen die Kämpfe, so ist die unmittelbare Nähe von Leichenfeldern zu ertragen, der Anblick der Todten und Verwundeten. Die Dörfer sind leer und vermögen nichts mehr zu bieten, die Felder werden zertreten, die Brunnen erschöpfen sich; Brandstätten, Leichengeruch, Elend und Mangel sind die treuen Begleiter der ringenden Heeresmassen.

Diese dürfen daher nur so lange, als durchaus erforderlich, zusammengehalten werden. Ist der Feind geschlagen, neuer Widerstand nicht sofort zu gewärtigen, muß auch die Trennung wieder eintreten, bis eine zweite Entscheidung neue Vereinigung nothwendig macht.

Das rechtzeitige Trennen und Vereinigen der Heeresmassen macht den Inhalt der strategischen Operationen aus, und in ihm beruht ein wesentlicher Theil der Kriegskunst. Feldmarschall Moltke hat diesen Gegenstand in die Worte zusammengefaßt: „Jede enge Anhäufung großer Massen ist an sich eine Calamität. Sie ist gerechtfertigt und geboten, wenn sie unmittelbar zur Schlacht führt. Es ist gefährlich, in Gegenwart des Feindes sich wieder aus derselben zu trennen, und unmöglich, auf die Dauer in derselben zu verharren".

„Die schwere Aufgabe einer guten Heeresleitung ist, den getrennten Zustand der Massen, mit diesem aber die Möglichkeit der zeitgerechten Versammlung zu wahren. Dafür lassen sich keine allgemeinen Regeln geben; die Aufgabe wird jedesmal eine andere sein". —

Die Größen zur Lösung sind sehr einfache; Berücksichtigung von Zeit, Raum und Leben der Truppe. Aber im erschwerenden Element des Krieges erfordert

Digitized by Google

auch das Einfachste schon außerordentliche Kraft. Mit dem Anwachsen der Heere steigert sich die Reibung bei der Bewegung und Existenz der Massen. Die Kriegführung der Zukunft wird daher auch viel gewaltigere Frictionen mit sich bringen, als selbst die der jüngsten Vergangenheit. Erscheinungen, wie die blutigen Augusttage von 1870, bei denen sich 400,000 Mann im heißen Streit über die nächste Umgebung von Metz ergossen, werden künftig nicht vereinzelt dastehen.

Ein anderes neues Element wird sich den strategischen Operationen durch die innige Vermischung von Feld- und Festungskrieg einfügen. Die Ostgrenze Frankreichs bildet heute schon eine einzige befestigte Stellung, welche am ehesten mit den Grenz-Wällen und Lagern der Römer gegen die germanischen Nachbarn verglichen werden kann. Von fast allen wichtigen Punkten zwischen Verdun und der Schweizer Grenze drohen starke Forts herab, und es giebt nur noch wenig Straßen, die in's gallische Land hinüberführen, ohne von den Granaten eines festen Werkes erreicht zu werden. Plätze mit ausgedehntem Gürtel vorgeschobener Forts liegen in der Kette, andere bilden dahinter einen Rückhalt; Paris ist das letzte aber auch stärkste Bollwerk von 15 deutschen Meilen Umfang. Das ganze Land gleicht einem verschanzten Lager.

Bisher hat das Beispiel nirgends eine vollständige Nachahmung gefunden. Erweiterungen und Vermehrungen der Landesbefestigung haben indessen alle Mächte begonnen. Die Belagerungen werden daher nicht mehr besondere, bei Seite gelegene Kriegsakte, sondern mehr und mehr ein integrirender Theil des Feldkrieges werden. Die operirende Armee ist künftig gezwungen, sich die Wege durch Wegnahme von Festungs-Anlagen frei zu machen. Gegen die Kunst des Ingenieurs bildet die zerstörende Kraft der Artillerie das wirksamste Mittel, und Artillerieschlachten, in denen sich Fronten von mehreren hundert schweren Geschützen auf jeder Seite dicht gereiht gegenüber stehen, werden sich entspinnen. Sie entscheiden das Schicksal der Belagerungen. Denkt man sich die französische Armee in der festen Grenzlinie aufmarschirt, so müßte sie diese beinahe füllen, und die Lücken zwischen den Forts und Festungen würden sich mit Feldverschanzungen schließen. Der Kampf der Heere und der Kampf um jene Bollwerke möchte sich dann zu ungeheuerlichen Positionskämpfen gestalten. Welches auch der Ausgang künftiger Kämpfe zwischen Deutschland und Frankreich sein möge, der Krieg müßte viel von der Beweglichkeit verlieren, die ihm 1870 inne wohnte. An einen ähnlich reißenden Verlauf ist gar nicht zu denken.

Wenn man die geschichtliche Darstellung einer Reihe von Operationen liest, so ist man geneigt, dem Ganzen einen im Voraus erdachten Plan des Feldherrn zu Grunde zu legen. Namentlich ist dies der Fall, wo eine Reihe von einleitenden Bewegungen und Gefechten überraschend zu einem großen Erfolge führen. Die Kriegsgeschichte thut, in dem Bestreben sich zu vertiefen, oft viel, um diese Annahme zu bestärken. Sie stellt als nothwendige Folge vorangegangener Ueberlegungen hin, was ein spontaner Akt war. Die Zuläßigkeit weit vorausschender Kriegspläne würde dem besorgten Gemüthe eine Beruhigung sein, weil dann zum

Digitized by Google

erfolgreichen Kriegführen nur Vorbereitung und hinreichende Kriegsgelehrsamkeit gehörte.

Doch ist dem nicht so.

Es muß von vornherein einleuchten, wie schwer es ist, Voraussberechnungen anzustellen, wo nur eine bekannte Größe, die eigene Absicht, und eine unbekannte, die des Gegners, vorhanden sind. Der Wille des Feindes tritt gar bald dem eigenen überall entgegen und gestaltet die Situationen anders, als man sie sich gedacht hatte. Die Bewegungen müssen sich danach gleichfalls modificiren, auch wenn man der Ueberlegene ist. Ein ganz neues Bild aber entrollt sich, sobald das erste größere Gefecht, die erste Schlacht vorfällt. Der Sieger wird freier von dem lästigen Gegengewicht und kann schneller vorschreiten. Der Geschlagene muß alle älteren Ideen einstweilen fallen lassen, und erst danach trachten, das Geschehene wieder gut zu machen. So ergiebt sich, daß der vorausbedachte Plan für den Krieg schon hier bei der ersten Schlacht Halt machen muß. Für das Weitere können nur ganz allgemeine Ziele gelten, wie es 1870 auf deutscher Seite Absicht war, die feindlichen Heere nach dem Norden Frankreichs zu drängen um Paris zu erreichen.

„Kein Operationsplan", so lehrt das Generalstabswerk, „kann mit einiger Sicherheit über das erste Zusammentreffen mit der feindlichen Hauptmacht hinausreichen. Nur der Laie glaubt in dem Verlaufe eines Feldzuges die voraus geregelte Durchführung eines in allen Einzelheiten festgestellten und bis an das Ende eingehaltenen ursprünglichen Planes zu erblicken. Gewiß wird der Feldherr seine großen Ziele stetig im Auge behalten, unbeirrt darin durch die Wechselfälle der Begebenheiten, aber die Wege, auf welchen er sie zu erreichen hofft, lassen sich weit hinaus nie mit Sicherheit vorzeichnen".

So dürfen wir also den Strategen nicht dem Gelehrten vergleichen, der eine mathematische Aufgabe löst; denn dieser ist sicher, daß die angewendeten Formeln den Dienst nicht versagen. Wir dürfen auch das Bild des Schachspielers nicht brauchen, da auch er der Wirkung seiner Züge gewiß ist. Im Kriege schlägt oft das Gute fehl und das Unüberlegte wird vom Glück begünstigt. Die fortwährend sich ändernde Lage zwingt, jedes Mal neue Mittel zu finden. So ist der Feldherr am ehesten dem Steuermanne gleich, der den Riffen ausweicht, an denen sein Fahrzeug zerschellen müßte, der die Wogen bricht, wo er es vermag und, hierhin und dorthin geworfen, doch unverwandt den fernen Leuchtthurm im Auge behält.

Der günstige Verlauf der den Krieg einleitenden Bewegungen läßt mit einiger Sicherheit auf glücklichen Ausfall der kommenden großen Schläge schließen, denn in der strategischen Ueberlegenheit spricht sich heutzutage auch die taktische aus. Keine Combination von Vorwärtsbewegungen des Heeres läßt sich durchführen, ohne daß man zugleich in einer Reihe von Gefechten die Oberhand habe. Ein plötzlicher Umschlag durch eine einzige Schlacht, wie ältere Kriege ihn zeigen, ist nicht mehr denkbar.

Dennoch werden auch künftig die großen Schlachten über das Schick-

Digitized by Google

sal der Kriege entscheiden. Selbst die geschickteste Combination, die vollständige Umzingelung des Feindes muß doch schließlich noch einen Abschluß durch Zertrümmerung des feindlichen Heeres auf der Wahlstatt finden. So wird auch jeder Operationsplan nicht den Gewinn bestimmter Linien und Punkte im Lande, sondern die feindliche Hauptmacht zum Ziele wählen. Wer sich im Schlagen als der Stärkere erweist, der gewinnt schließlich auch die strategische Partie.

Auf glückliche Durchführung der Schlachten muß alle Kraft gerichtet werden. Mag der Feind sich inzwischen bei Seite liegende Vortheile sichern, so viel er will; mit dem entscheidenden Siege über seine Hauptarmee gewinnt man sie sammt und sonders zurück. Ohne Besinnen müssen die untergeordneten Interessen geopfert werden. So haben die großen Heerführer aller Zeiten gedacht und gehandelt, so werden auch die der Zukunft handeln. Derjenige General darf nicht getadelt werden, der ein Drittheil seiner Truppen in anstrengenden Märschen verliert, um mit zwei Drittheilen zu rechter Stunde das Schlachtfeld zu erreichen, denn er kann dort *entscheiden*. Kein Vorwurf trifft Den, der Landstriche aufgiebt, der kühn den eigenen Rückzug gefährdet, nur um mit aller Mannschaft auf der Wahlstatt zu erscheinen. Keine Gefahr zweiten Ranges spielt noch irgend eine Rolle; für sie muß der Feldherr stolze Verachtung besitzen.

Ein Heer in der Schlacht zu befehligen, ist vielleicht die schwerste Aufgabe, die dem menschlichen Genius gestellt werden kann. Das wilde Element des Krieges tritt hier in voller Entfesselung auf. Mit den Fortschritten in der Waffentechnik sind die Kriege im Allgemeinen unblutiger geworden, aber nur, weil die einzelnen Scenen des Kampfes sich furchtbarer gestalten und der Eindruck, den sie hervorrufen, erschütternder wirkt als ehedem. Der Donner der vielen hundert Geschütze vereinigt sich zu unaufhörlichem Dröhnen, das Gewehrfeuer wird wie das Heulen eines gewaltigen Sturmes, der Pulverdampf lagert sich dicht über das Gelände; auf Meilenweite tobt der Kampf in Bergen, Wäldern und Dörfern. Frische Bataillone von 1000 Streitern verschwinden, wenn ihnen unerwartet das Feuer des Feindes entgegenschlägt, in Zeit von Minuten. Weniger als eine Viertelstunde genügte bei Mars-la-Tour, um auf dem äußersten linken Flügel von 4500 Streitern 2500 todt oder verwundet niederzustrecken, und ähnliche Scenen wiederholten sich auf allen Theilen der Schlachtlinie.

In einsamer Höhe über diesem tollen Wirrwarr von Tod und Verderben steht der Feldherr. Ihn trifft die Verantwortung für all das Unheil, das sich vor seinen Augen entwickelt. Bestimmt das Glück den Ausgang zu seinen Gunsten, so nennt ihn seine Zeit und die Nachwelt einen großen Mann; führt eine Verkettung von Umständen die Niederlage herbei, so ist er der allgemeinen Verurtheilung sicher.

Dabei ist der Einfluß, den er auf den Gang der Schlacht zu üben vermag, nur ein beschränkter. Wohl oder übel muß er die Folgen von Handlungen zahl-

TAYLOR INST. OXFORD

Digitized by Google

reicher Unterführer auf sich nehmen. Seine Gewalt über die Schlacht hört heute im Grunde genommen auf, sobald er die Heeresmassen an den Feind gebracht hat. Sie in der zweckmäßigen Richtung heranzuführen, ist fast allein seine Sache. Dann wählt die Schlacht frei ihren eigenen Weg.

Das war weder zu Zeiten Friedrichs noch Napoleons so, sondern ist erst so durch die Vermehrung der Heere und die Vergrößerung aller Dimensionen geworden. Wenn früher die Gewehre ihre Geschosse auf 3- oder 400 Schritte trugen, die Geschütze auf 1000, so regelte sich danach auch der Abstand der Streiter; heute haben sich diese Maße verdreifacht, und die Räume zwischen den kämpfenden Parteien wachsen in ähnlichem Verhältniß. Mancher wird getroffen, ohne den Feind gesehen zu haben. Aber auch die Breiten, in welchen die Truppen sich ergießen, steigern sich ebenso; denn die Wirkung der Feuerwaffen duldet die eng geschlossenen Ordnungen nicht mehr. Einst rückten die Bataillone in feste Vierecke geballt zum Angriff vor, heute lösen sie sich in Schützenschwärme auf. Schon eine Compagnie ist schwer zu übersehen, wenn sie sich im Gebüsch oder hohen Getreide einnistet. Die Bewegung auf Commando fällt mit der Auflösung fort. Selbst der Zuruf wird vom Prasseln des Feuers verschlungen. Nur der schrille Ton einer Pfeife dringt noch auf kurze Entfernungen durch; Zeichen lassen verständlich werden, was geschehen soll. Die Offiziere führen durch ihr Beispiel mehr als durch ihre Befehle. Wie schwer sich da die Einwirkung von oben gestaltet, muß um so begreiflicher sein, als die Gegenwart der Todesgefahr die Sinne der Menge gefesselt hält.

Das deutsche Heer in seiner ganzen Stärke auf einer Wahlstatt vereinigt, möchte eine Front von 6 oder 8 deutschen Meilen füllen, und lediglich die Entfernungen zu den Flügeln schlösse das Eingreifen des Feldherrn aus. Ein solcher Fall wird freilich nicht eintreten, einige Kräfte werden immer zu Nebenzwecken abgezweigt sein. Hat uns aber die Vergangenheit schon Schlachten gebracht, wo, beide Parteien summirt 3- bis 400,000 Mann stritten, so kann die Zukunft uns solche bringen, wo eine gleiche Zahl auf jeder Seite erscheint, wo die Fronten, auf denen gekämpft wird, drei, vier Meilen betragen. Da setzt der große Entscheidungskampf sich zusammen aus einer Reihe von neben einander geschlagenen Einzelschlachten mit verschiedenem Ausgang, verschiedenen Folgen. Die Beherrschung des Ganzen von einer Stelle aus ist fast unmöglich. Man spricht freilich viel von Ballons, Telegraphen, Telephonen, die sich im Interesse der Führung verwerthen lassen. Allein bisher hat die praktische Erfahrung gelehrt, daß — die Vertheidigung von vorher gewählten Stellungen ausgenommen — während der Schlacht nur die allereinfachsten Mittel, die mit Bleistift auf ein Billet geschriebene Mittheilung oder die mündliche Bestellung durch Offiziere rechtzeitig und sicher functioniren. Alle einzelnen Scenen entwickeln sich schnell. Ehe Meldung an den Ober-Befehlshaber darüber ergeht und sein Bescheid erfolgt, haben die Verhältnisse sich schon verändert. Die wahre Gestalt und den wahren Werth der Dinge läßt auch nur der eigene Augenschein erkennen, und

Digitized by Google

diesen kann sich der Feldherr nicht überall verschaffen. So werden seine commandirenden Generale die Leiter des Kampfes.

Auch sie befinden sich in geringerem Maße in der Lage des Feldherrn. Auf der eine halbe Meile langen Front des Armee-Corps findet sich oft nur ein einziger Punkt, an welchem das Vordringen in die feindliche Stellung möglich ist, und das Schicksal der Gesammt-Anstrengung von 30,000 Mann hängt daran, ob gerade jene Achillesferse des Gegners von dem nächststehenden unteren Führer richtig erkannt wird. Ein Offizier niederen Grades mit einer Hand voll Leuten kann in der Schlacht auch heute noch den Impuls zu großen Wendungen geben. Tapferkeit, Scharfblick und kaltes Blut haben trotz Schnellfeuer-Gewehren und Präcisionsgeschützen ihren Werth behalten. Allein die Gewalt des commandirenden Generals über das Gefecht seines Corps ist noch eine direct wirkende. Er kann noch überall befehlen. Damit ist aber die Grenze gegeben. Der Vortheil des Angriffs gegenüber der Vertheidigung — bei so mancherlei Nachtheilen — ist es, daß der Angreifer meist gesiegt hat, wenn es ihm nur gelingt, an einem von ihm selbst gewählten Punkte der Schlachtlinie Sieger zu sein, während die Vertheidigung nur triumphirt, wenn sie die ganze Front glücklich behauptet. Wie die Wasser sich in den schmalen Riß hineindrängen, der, Anfangs kaum sichtbar, im Damme entsteht, so fluthen auch die Massen des Heeres in die Bresche hinein, die ein paar brave Bataillone in der feindlichen Stellung geöffnet haben. Allmälig schreitet dort das Getöse der Schlacht vorwärts; neue Rauchwolken, die an Stellen aufsteigen, wo sich bisher keine zeigten, verkünden das Vorrücken. Das Feuer auf feindlicher Seite wird schwächer, flackert noch einmal zu großer Heftigkeit auf und erlischt allmälig mit sinkendem Tage, sich noch eine Weile in der Dunkelheit fortsetzend.

Bei der großen Ausdehnung der Schlachtfelder werden solche Anzeichen oft die einzigen sein, welche den Feldherrn über das Schicksal des Kampfes aufklären. Mit Zweifeln im Herzen verläßt er das Schlachtfeld, und erst im Laufe der Nacht oder des nächsten Morgens wird er häufig erfahren, daß der Sieg sein war. Es erklärt sich daraus, warum die modernen Schlachten arm an directer Verfolgung des geschlagenen Feindes sind. Von den einzelnen Führern die in der Linie gestanden haben, wird selten einer in der Lage sein, aus selbstständigem Entschlusse daran zu gehen. Der Feldherr wieder weiß in dem Augenblicke, wo es Zeit zur Verfolgung wäre, zu wenig vom Stande der Dinge.

Doch die Ausbeutung des Sieges hat nur eine andere Gestalt angenommen. So wie am Morgen des 19. August, nach der blutigen Schlacht von Gravelotte und St.-Privat, als Marschall Bazaine unter den Mauern von Metz seine Zuflucht gesucht hatte, sich ein Theil der siegreichen Heere ohne Rast nach Westen wendete, um das von nun ab isolirte letzte Heer anzugreifen, das Frankreich im freien Felde besaß, so wird auch künftig die Benutzung des Sieges vornehmlich in der unmittelbaren Anknüpfung neuer strategischer Combinationen zu suchen sein.

Digitized by Google

Lehrt der Hergang einer modernen Schlacht, daß der Einfluß des Feldherrn auf den Kampf ein geringer ist, so darf doch das kämpfende Heer andererseits nicht als ein zügelloses Element angesehen werden. Wir sagen mit Recht, daß die Disciplin es zusammenhält. Aber dies Wort bedarf einer Erläuterung. Da in der Schlacht das Befehlen sich einschränkt, über den Gehorsam wenig Controle wacht, so darf nicht an das passive Gehorchen gedacht werden. Vielmehr verstehen wir heute die Disciplin in dem edleren Sinne als die durch gemeinsame Friedensarbeit erzogene innere Zusammengehörigkeit von Vorgesetzten und Untergebenen. Diese Disciplin, sowie eine gleichmäßige Ausbildung der Führer leisten allein Gewähr für einheitliches Handeln.

Ist der Feldherr sicher, daß die zahlreichen, an seine Generale und Offiziere in der Schlacht herantretenden Aufgaben gleichmäßig — ja, etwa ebenso, wie er sie lösen möchte — gelöst werden, so bedarf es seines Eingreifens in die untergeordneten Acte nicht.

Sehr richtig bemerkt der Französische Oberst Desprels in seinen unlängst erschienenen „Leçons de la guerre“:

„Die Preußen haben den Krieg nicht verändert, aber durch eine Anstrengung, welche einzig in der Geschichte dasteht, haben sie während eines langen Friedens, das Studium des Krieges generalisirt. Während desselben Friedens vernachlässigten die Völker, welche sie seit fünfzehn Jahren angegriffen, diese wichtigen Studien, und daher rührt ihre Inferiorität mit allen verhängnißvollen Folgen“.

Gleichmäßige gründliche Vorbildung giebt den Führern Sicherheit; sie erweckt Vertrauen nach unten wie nach oben.

Nur mit diesem Vertrauen im Herzen kann der Feldherr seiner großen Aufgabe gewachsen sein. Bei ihm summiren sich alle Zweifel, alle Besorgnisse seiner Unterführer, bei ihm sucht Jedermann Rath, von ihm verlangt Jeder die Hilfe. An ihn hängen sich alle Blicke, von ihm glaubt Jeder das Schicksal des Heeres, des Vaterlandes abhängig und von Allem, was er thut, berichtet die Geschichte nachkommenden Geschlechtern, seine Handlungen unterliegen der Kritik von Millionen. Gewiß werden nur außerordentliche Eigenschaften solchen Stürmen trotzen, und mit Recht zollen wir unsere Bewunderung den Männern, welche diese Probe glücklich bestanden. In dem Heerführer müssen sich Erkenntniß, Charakterstärke und Seelengröße harmonisch vereinigen. Dabei soll er erfüllt sein von Vertrauen auf den Sieg, von dem Glauben an seine Mission, von einer gewaltigen Triebfeder der eigenen Kraft.

„Irgend ein großes Gefühl muß die großen Kräfte des Feldherrn beleben. Sei es der Ehrgeiz, wie in Cäsar, der Haß des Feindes wie in Hannibal, der Stolz eines glorreichen Untergangs wie in Friedrich dem Großen“.

„Oeffnen Sie ihr Herz einer solchen Empfindung!“ — Die Worte sind von Clausewitz im Jahre 1812 an den damaligen Kronprinzen gerichtet. „Seien Sie kühn und verschlagen in Ihren Entwürfen, fest und beharrlich in

Digitized by Google

der Ausführung, entschlossen, einen glorreichen Untergang zu finden, und das Schicksal wird die Strahlenkrone auf Ihr jugendliches Haupt drücken, die eine Zierde des Fürsten ist, deren Licht das Bild Ihrer Züge in die Brust der spätesten Enkel tragen wird?"

Groß wie einst ist auch heute noch die Gewalt der Persönlichkeit im Kriege. Freilich kann sie sich nicht mehr geltend machen, wie ehedem, da der Feldherr sich mit dem Schwert in der Hand als Streiter unter seine Soldaten mischte. Der Kreis, in welchem sich auf solche Weise noch wirken läßt, ist im Vergleich zur Größe des Heeres ein allzu winziger. Aber die Klarheit des Geistes, die Bestimmtheit der Befehle, die Strenge der Forderungen, die Sicherheit des Auftretens, der Stolz des Empfindens theilen sich durch tausend Canäle dem Heere mit und durchströmen es wie kräftig pulsirendes Blut. „Die besten Soldaten waren die Macedonier unter Alexander, die Karthager unter Hannibal, die Römer unter den Scipionen, die Preußen unter Friedrich".

Die großen Eigenschaften des Feldherrn sind in ihren Keimen Gaben eines gnädigen Geschickes. Aber um die Feuerprobe zu bestehen, müssen sie in einem harten, entsagungsvollen Leben gestählt sein. Wer dem hohen Berufe des Feldherrn entgegen geht, halte sich des großen Friedrich Worte gegenwärtig: „Ich kenne den Werth der Ruhe, die Annehmlichkeit der Gesellschaft, die Freuden des Lebens; auch ich wünsche glücklich zu sein, wie irgend jemand. So sehr ich aber diese Güter begehre, so wenig mag ich sie durch Niederträchtigkeit und Ehrlosigkeit erkaufen. Die Philosophie lehrt uns, unsere *Pflicht* zu thun, unserem Vaterlande selbst mit unserem Blute treu zu dienen, ihm unsere Ruhe, ja unser ganzes Dasein aufzuopfern".

Welche neuen Formen auch die Kriegführung annehme, welche äußeren Mittel sie finden möge, der internationale Verkehr führt *darin* den Ausgleich herbei. Sichere Ueberlegenheit kann nur gesucht werden in der Steigerung der moralischen Kräfte.

Die Tugend des Heeres aber sproßt heute aus der Tugend des ganzen Volkes. In dieser ist deshalb die Grundlage für alle Kriegstüchtigkeit zu suchen. Sieger im Streit werden künftig sicherer denn je zuvor die Völker bleiben, in denen das Pflichtgefühl sich als Beweggrund der Thaten erhält, deren höhere Schichten vor Allem nicht das Streben nach idealen Zielen verlieren. Da erzeugen sich Muth, Ausdauer, Opferwilligkeit, Vaterlandsliebe und Selbstvertrauen immer neu; sie wachsen, gezeitigt durch die wärmenden Strahlen, die dem Beispiel der *alten* Generation entströmen, mit der *jungen* empor.



Digitized by Google

# Die Stadt des Tantalos.

Von

**Adolf Boetticher.**

— Berlin. —

Die Alterthumsforschung hat sich in unseren Tagen in höherem Maße denn je zuvor der prähistorischen Periode zugewendet. Wie die Kunde von dem Vorhandensein und der Culturentwickelung vorgeschichtlicher Geschlechter in dem Norden Europas untrennbar mit dem Namen Worsaae's verbunden ist, so knüpfen sich die Entdeckungen an den Küstenländern des Mittelmeeres und ihre zum großen Theil noch der wissenschaftlichen Verwerthung harrenden Ergebnisse an Schliemans unermüdliche Thätigkeit.

Ob die persönlichen Beziehungen, welche dieser rastlose Schatzgräber zwischen seinen Funden und den mythischen Gestalten des homerischen Epos behaupten zu sollen glaubt, wirklich zutreffend sind oder nicht, ob die Helden dieses Epos in der That einmal Fleisch und Bein besessen haben, ist hierbei von durchaus secundärer Bedeutung. Der bleibende Werth jener Entdeckungen beruht darin, daß sie uns ein der Geschichte vorausgehendes Zeitalter erschlossen haben, auf dessen Culturzustand bis lang nur der Wort- und Begriffsschatz der homerischen Gesänge und die vergleichende Sprachforschung eine Schlußfolgerung zuließen.

Nicht ohne positiven Werth aber ist die Beantwortung der Frage, ob diese oder jene von der Forschung aufgedeckte prähistorische Stätte thatsächlich derjenigen Oertlichkeit entspreche, in der das Alterthum den Schauplatz der bereits ihm selbst zum Mythos gewordenen Thaten seiner Götter und Helden erblickte.

Wem es vergönnt war, mit eigenen Augen die Orte zu schauen, an denen die Alten sich die Herrschersitze und Ruhestätten ihrer Gottheiten oder die Scenerie für die Großthaten ihrer Heroen dachten, dem erschließt sich oft hier erst voll und ganz der tiefere Sinn des Mythos, und mit Bewunderung wird er gewahr, wie scharf das landschaftliche Auge der Alten, insonderheit der Hellenen, für Localcharakter in Contur und Farbenstimmung war, wie stark und wie feinfühlig

Digitized by Google

zugleich sie den Schrecken, das Großartige und den Liebreiz der Naturscenerie empfanden und in den Mythos übertrugen. Es scheint denn fast unbegreiflich, wie frühere Kenner des Alterthums einer nach allen Richtungen hin der künstlerischen Empfindung ohne Gleichen fähigen Nation, wie die Griechen es waren, den Sinn für die landschaftliche Schönheit absprechen und die von der neueren Forschung widerlegte Behauptung aufstellen konnten, daß die Antike eine aus der Freude an der Natur hervorgegangene Landschaftsmalerei nicht gekannt habe.

Die jüngst erfolgte Erforschung und Feststellung einer von Sage und Dichtung reich umwobenen Stätte, welche eine neue und glänzende Bestätigung jener glücklichen Combination zwischen dem Mythos und seinem landschaftlichen Schauplatze gewährt, ist uns durch einen Mann zu Theil geworden, dessen Name obschon erst seit Kurzem bekannt, in den Herzen aller Kunst- und Alterthumsfreunde einen lauten Widerhall findet. Karl Humann, dessen Forschertriebe und dessen seltener Uneigennützigkeit die deutsche Reichshauptstadt die Schätze Pergamons verdankt, war im vergangenen Sommer nach einem kurzen Aufenthalt in Deutschland kaum wieder nach seiner zweiten Heimath, Smyrna, zurückgekehrt, als er die unfreiwillige Muße bis zur Wiederaufnahme der jetzt wieder in vollem Gange befindlichen Arbeiten in Pergamon dazu benutzte, einen Ausflug in das unwirthliche, fast gänzlich unerforschte Innere des östlichen Sipylosgebirges zu machen.

Diesen im Norden von Smyrna west-östlich streichenden rauhen, vulkanischen Trachytstock, einen Ausläufer des Tmolos, bezeichnet die hellenische Sage als einen Ruheplatz der Götter, als den Herrschersitz ihres Lieblings Tantalos, der gewürdigt ward, ihr Vertrauter zu sein und an ihrer Tafel von goldenen Schalen zu speisen. Als aber der Liebling, unwerth ihres Vertrauens, den Sterblichen mittheilt, was ihnen zu wissen und zu genießen weder ziemt noch frommt, da wandelt sich die Stätte zu einem Ort des Zornes. Ein furchtbares Gottesgericht ergeht über die Stadt des Tantalos, die Erde bebt, der Berg zerreißt, Wasserströme brechen hervor und verschlingen die Trümmer unter ihren zusammenschlagenden Fluthen. Tantalos trifft die sprichwörtlich gewordene Qual ewigen Hungerns und Dürstens. Der Zweig, der mit verlockender Frucht über seinem Haupte schwebt, schnellt vor dem begehrlichen Arme zurück; das erquickende Wasser, in welchem der Verschmachtende steht, versiegt sobald er sich danach bückt. Eine andere Version der Sage läßt den Unglücklichen zwischen Himmel und Erde schweben, bedroht von dem über ihm hangenden Felsblock, der ihn jeden Augenblick in die Tiefe hinabschmettern kann.

Jenen See, den der Zorn der Götter aus der Erde Tiefen rief, die Stadt des Tantalos zu verschlingen, nannten die Alten Sale oder Saloë oder einfach des Tantalos See. Spätere Wanderer des Alterthums berichten, daß sie aus seinem Grunde noch die versunkene Stadt — ein kleinasiatisches Vineta — heraufschimmern sahen, und Pausanias erzählt von einer sonst nirgends gesehenen



Digitized by Google

wunderſamen Art von Vögeln weißglänzenden Gefieders, die ſein Geſtade bewohnen.

Dem helleniſchen Mythos iſt die Spitze des Sipylos ferner die Stätte, wo der Thron des Pelops ſtand, die Höhe, von der herab dieſer erſte Sproß des Tantalos den Herrſcherblick über die phrygiſchen Fluren ſchweifen ließ, bis ſein geiſtiges Auge ſich einem ferneren Ziele zuwandte, dem der ſcheidenden Sonne zu liegenden köſtlichen Halbeiland, das er ſich in heißem Wettjagen mit dem Oinomaos zuſammt der Braut zu eigen gewann, und das noch heute ſeinen Namen trägt.

Und noch einem Kinde des Tantalos wird dieſes Felsgebirge zum Orte des Verhängniſſes und gleich dem Vater zur letzten Ruheſtätte. Niobe, die Erbin des Glückes wie des unbeſiegbaren Stolzes ihres Vaters, die elendeſte der Mütter, erſtarrt zwiſchen den Felſenklippen des Sipylos ſelbſt zu einem Steinbilde, dem unabläſſig Thränen vergießenden, welches der märchenfrohe Pauſanias auf ſeiner Wanderung durch Kleinaſien geſehen zu haben ſich rühmt. Schon der alte Homer kennt dieſes ſeltſame Steingebilde:

„Jetzo dort in den Felſen, auf einſam bewanderten Felshöhn
„Sipylons, wo man erzählt, daß göttliche Nymphen gelagert
„Ausruhn, wann ſie im Tanz Acheloïs Ufer umhüpfet:
„Dort, obzwar ein Geſtein, fühlt jene das Leid von den Göttern".

Auch Sophokles iſt die Verwandlung der Niobe im Sipylos noch ein geläufiges Bild:

„Ich hörte, wie Tantalos Tochter, jene
Phrygerin, grauenvoll
Einſt an Sipylos Höhen ſtarb:
Gleich des Epheus ſchlingendem Grün,
Rankte um ſie der ſproſſende Fels;
Raſtlos zehrt der Regen an ihr,
Lautet die Sage,
Der Schnee läſſet ſie niemals
Und badet unter den thränenden Brau'n
Ewig den Buſen ihr. —
(Alſo bettet der Tod zur Ruh' auch mich!)" (Antigone 622 ff.)

Und ein anderes Mal in der Elektra:

„Ha! ſchmerzreichſte der Mütter, Du biſt mir Göttin, o Niobe,
Die ſtets im Felſengrabmal
Noch Thränen vergießet!"

Pherekydes, der Logograph, erzählt das Nähere von dieſem Gottesgerichte: Fernab vom Sipylos ſind die Niobiden den klingenden Geſchoſſen der Artemis und des Apollon erlegen. Jammernd kehrt die Mutter zur Heimath zurück, aber der Greuel der Verwüſtung ſtarrt ihr entgegen: Die Stadt iſt zerſtört und verſunken, über dem Vater hängt drohend der Felsblock. Da fleht ſie zu den Göttern, ſelbſt zum Steine zu werden, der Fels öffnet ſich und nimmt ſie auf. Aber ſelbſt in dieſem letzten Augenblicke bäumt in der Tochter des Tantalos noch einmal jener prometheiſche Stolz auf, deſſen tragiſchen Conflict mit der Allmacht der Götter

Digitized by Google

Aeschylos der leider nur in Bruchstücken uns überkommenen Tragödie „Niobe“ zum Vorwurf gewählt hat: Unter dem Donner des Zeus und dem unterirdischen Grollen der bebenden Erde öffnet sich ihr Grab; da wendet sie verächtlich das Haupt und mit dem höhnenden Wort: „Ich komme! was schreist Du nach mir?!“ verschwindet sie im Schooße des Felsens.

Es muß offenbar ein großartiges und furchtbares Theater sein, in welches die Phantasie der Alten die grauenhaften Sagen vom Uralyn und seinem Geschlechte verlegt hat, und der Frage, wo dieser Schauplatz zu suchen sei, sind schon vor langer Zeit die gelehrten Reisenden des Orients nahe getreten: Pococke, Chandler, Richter, Prokesch-Osten, Hamilton und Andere haben sich lebhaft damit beschäftigt. Unter ihnen hatten Chandler und Hamilton sich bereits dafür ausgesprochen, daß der Schauplatz der Sage nicht in dem westlichen, Smyrna zugewandten, sondern im östlichen, steilsten und höchsten Gebirgsstock des Sipylos zu finden sein würde.

Die Eisenbahn von Smyrna nach Cassaba umgeht den nach Westen vorgeschobenen niedrigeren Theil dieses Gebirges, den Jamanlar-dagh, in weitem Bogen und folgt dann in dem fruchtbaren Thale des Hermos in annähernd west-östlicher Richtung seinen Wurzeln. Diesseits der Stadt Manisa, dem alten Magnesia, überschreitet sie das Querthal eines kleinen dem Hermos zueilenden Baches, der seine Quellen in dem noch völlig unerforschten Mittelstocke des Gebirges, dem Sabandscha-beli, besitzt, und erreicht in der Nähe von Manisa den Fuß des höchsten und steilsten Gebirgsmassivs, des Manisa-dagh, den die Alten, wie es scheint, als den eigentlichen Sipylos betrachteten.

Das Innere dieses Gebirges war bis zu Humanns Besuche im vorigen Sommer noch von keinem Europäer betreten worden. Dagegen hatte bereits im Jahre 1699 an dem nördlichen Steilabhange ein englischer Reisender, Chishull, in etwa fünfunddreißig bis vierzig Meter Höhe eine augenscheinlich künstlich hergestellte geräumige Felsnische entdeckt. In dieser Höhle befindet sich das aus dem gewachsenen Steine herausgearbeitete Colossalbild eines sitzenden Weibes. Es ruht auf einem unförmlichen Steinsessel, die Arme auf dem Schooße gekreuzt, das Haupt leise nach rechts geneigt, und scheint auf dem sehr verwitterten, lockengeschmückten Haupte eine Art von Krone getragen zu haben. Nahezu anderthalb Jahrhunderte vergingen alsdann, bis ein anderer Engländer dies Felsenbild aufnahm und veröffentlichte (J. R. Stuart, A Description of some ancient monuments etc. still existing in Lydia and Phrygia, London 1842.)

Seit jener Zeit datirt sich eine nunmehr durch die Humann'sche Reise wohl als beendet anzusehende Controverse über die Bedeutung dieser Figur, in welcher die Einen eben jene von den Dichtern und von Pausanias erwähnte Niobe erblickten, während die Anderen, nach Stuart's Vorgange, die Grotte für ein der Göttermutter Kybele geweihtes Heiligthum erklärten, welches gleichfalls Pausanias am Sipylos sah, und zwar unterhalb des von ihm besuchten „Thron des Pelops“.

In neuerer Zeit (1839—1849) nahm Texier die Frage nach der Oertlichkeit der Tantalosstadt wieder auf. Er glaubte dieselbe mit der am Südabhange der oben erwähnten Westgruppe des Sipylosgebirges, des Jamanlar-Dagh, belegenen

Digitized by Google

Ruinenstätte einer augenscheinlich sehr alten Akropolis mit vorgeschobener Felswarte identificiren zu sollen, und sah diese letztere als den „Thron des Pelops" und einen der zahlreichen südlich dieser Ruinen liegenden Tumuli, der volksthümlichen Bezeichnung smyrnäischer Griechen folgend, als Grab des Tantalos an. Diese Annahmen wurden durch G. Hirschfeld als unbegründet nachgewiesen. Von der im Jahre 1871 unter Ernst Curtius' Leitung nach Kleinasien entsendeten Expedition wandte sich ein Theil der speciellen Erforschung der bezeichneten Ruinenstätte zu. Da die Aufnahmen Texiers sich als völlig unzuverlässig erwiesen, unternahm Oberst Regely zusammen mit Dr. Gustav Hirschfeld eine neue Kartirung des Terrains, Baurath Adler nahm eine architektonisch-landschaftliche Skizze der als Pelopsthron bezeichneten Felswarte auf, und Hirschfeld, dem die Bearbeitung des Textes zufiel, wies in demselben die Ruinenstätte als die Alt-Smyrnas nach, d. h. jener Stadt, welche die ionischen Gründer der Stadt Smyrna bewohnten, bevor Alexander der Große, einem göttlichen Traumgesicht zufolge, die neue Stadt Smyrna an ihrer heutigen Stelle erbaute und die Einwohner der alten Stadt dahin überführte. Hirschfeld bewies, daß die hier vorliegende Oertlichkeit in keiner Weise mit den Angaben der Alten über die Tantalosstadt und dem in gewaltigen Naturkatastrophen zu erkennenden Charakter ihrer Umgebung zu vereinbaren sei. Er griff auf die Annahmen Chandlers und Hamiltons zurück und bezeichnete als den Schauplatz jenes Gottesgerichtes den östlichen Theil des Sipylos, an dessen Nordrande sich ein mit dem Tantalossee zu identificirendes Wasserbecken befinde, wie denn auch das über diesem See liegende Steinbild, sei es nun eine Niobe oder eine Kybele, auf diese Stätte bezeichnend hindeute.

Die volle Bestätigung dieser Annahmen hat die Forschungsreise Karl Humanns gebracht, der durch einen kurzen Bericht über seine Funde und begleitende anschauliche Skizzen die archäologische Gesellschaft in Berlin zu ihrem diesjährigen Winkelmannsfeste erfreute.

Von einem der Gegend kundigen Kalkbrenner geführt, unternahm der gegen alle Unbill des Wetters unempfindliche Forscher trotz der glühenden Sonnenhitze des Spätsommers den überaus beschwerlichen Aufstieg durch die pfadlose Wildniß. Das Gebirge fällt hier an der Nordseite gleich über einander gethürmten Mauern in fast senkrechten Terrassen ab, die, meist über ein Meter und oft bis zu fünf Meter hoch, überaus große Schwierigkeiten für die Besteigung darbieten. Die Ausdauer des Reisenden und die Findigkeit des Gebirgssohnes, dessen Führung Humann sich anvertraut hatte, und der überall Rath wußte, einen Pfad zu finden oder zu bahnen, half über alle Schwierigkeiten und Gefahren hinweg. Bei dem Niobe- oder Kybele-Bilde wurde gerastet und das seltsame Gebilde einer erneuten Untersuchung unterzogen. Dann ging es rüstig weiter. Oberhalb des Bildnisses, etwa in halber Höhe des Gebirgskammes, stieß man auf die Spuren eines uralten, in den Fels gehauenen Weges und beschloß, ihm zu folgen, da er ja zweifellos zu einem einstigen Wohnsitze führen mußte. Aber bald erwies sich der Plan als unausführbar, denn gewaltige Felsmassen, die eines der jüngsten furchtbaren Erdbeben herab-

Digitized by Google

geschleudert hatte, versperrten ihn so vollständig, daß man von seiner Verfolgung abstehen und wiederum den selbst zu suchenden Weg über die Terrasse aufnehmen mußte. Bald zeigten sich Spuren menschlicher Bearbeitung des Felsens. Es waren in den Stein gehauene Grabstätten von gewaltigen Abmessungen. Zwei übereinander liegende, vielleicht in Beziehung zu einander stehende Gräber zeichnen sich durch ihre Größe und die Sorgfalt ihrer Bearbeitung besonders aus. Das obere geht als ein senkrechter Schacht in den Felsen hinab; das untere dringt wagerecht in denselben in Form eines viereckigen geräumigen Stollens ein. Bei diesem Letzteren ist der Fels an der Eingangsseite senkrecht glatt abgearbeitet, so daß sich eine Art von Vorraum vor dem Eingange zum Grabe bildet. Ueber dem letzteren aber ist er zu einer schrägen Fläche abgemeißelt, die an den drei an den Fels grenzenden Seiten mit tiefen Rinnen zur Ableitung des Wassers umgeben wurde. So stellt sich diese Fläche als eine colossale Platte dar, ein würdiges Monument, das Grab eines jener ältesten Heroen zu decken.

Nachdem die Gräberfunde sorgfältig vermessen und skizzirt waren, wurde der immer steiler und schwindelnder werdende Pfad wieder aufgenommen. Nach stundenlangem, rastlosem Emporklimmen gelangten die beiden einsamen Wanderer auf den höchsten Grat des Gebirges; das Barometer gab dreihundertundfünfzig Meter Seehöhe an. Dieser höchste Kamm des Sipylos ist, nachdem vulkanische Mächte in zahllosen Erdbeben, welche das Erbtheil dieser Gegenden sind „mächtige Wände von ihm gelöst und in die Tiefe gestürzt haben, nur etwa fünfundzwanzig Meter breit und fällt zu beiden Seiten in schwindelnder Steile jäh ab. Auf diesem obersten Grate nun zeigte sich eine Reihe von einigen zwanzig in den Fels gearbeiteten menschlichen Wohnstätten. Rück- und Seitenwände bildete der abgestemmte und geglättete Fels; in den ersteren waren die Löcher sichtbar, welche das Dachgebälk aufgenommen hatten. An sonstigen Anlagen fanden sich nur einige flaschenförmige Cisternen vor, die den Bewohnern dieser quellenlosen Steinwüste das Regenwasser gesammelt haben.

Der Grat steigt in west-östlicher Richtung langsam an, und die Länge seiner mit Spuren von Wohnstätten bedeckten Fläche beträgt etwa einhundertund fünfzig Meter. An dem äußersten Ende, auf der höchsten Spitze des Berges, bot sich dem überraschten Blicke ein seltsames Steingebilde. Es war ein Sitz, von Menschenhand in den gewachsenen Fels gehauen, ein Sitz von über lebensgroßen Abmessungen, dessen mehr als anderthalb Meter hohe Lehne den höchsten Punkt des Gebirges bildet. Zahlreiche Risse durchspalten diese Lehne, und das nächste Erdbeben kann sie in die Tiefe schleudern. Die Sitzfläche, von nahezu eben so großen Abmessungen, ist nach dem Rücken zu etwas vertieft, wie die Amerikaner schon längst ihre bequemen Sitze anlegen, und wie einsichtige Constructeure auch bei uns in Deutschland zu thun beginnen; aber die Lehne ist nach vorn übergebeugt, so daß jener Vortheil der Bequemlichkeit wieder verloren geht. Von diesem Punkte beherrscht das Auge ein ungeheueres Gesichtsfeld, weit über die ehemalige phrygische Landschaft hinaus, und

Digitized by Google

wohl mochte der Blick von hier oben den Sinn eines Herrschers über jene kleine Landschaft begehrlich hinaus lenken, außerhalb dieses engen Bezirkes „nach Lebensfreud' und großer That zu jagen".

Für Humann unterliegt es keinem Zweifel, daß er sich vor dem Gebilde befand, welches man dem Pausanias als „Thron des Pelops" bezeichnet hat, und daß jene letzten Ueberreste menschlicher Ansiedelungen der Stadt angehören, die in homerischer Zeit schon verschollen, dem späteren Geschlechte als die Geburtsstätte der Tantaliden galt, daß dieser furchtbar zerklüftete Steinwall, von dem das Auge nur mit scheuem Zagen hinabblickt, von dem Alterthume als der Felsstock bezeichnet wurde, den die Götter im Zorn über den Frevel ihres Tischgastes zerschlugen, von dessen Haupte sie des Tantalos Stadt hinabschleuderten in die Wellen jenes Sees, dessen Spiegel aus dem Kranze von Cypressen und hochgewachsenem Schilfrohr geheimnißvoll zu der Höhe aufblickt. Unterhalb des Pelopsthrones belegen, wird das Steinbildniß nunmehr wohl unanfechtbar als das der „plakianischen Mutter", wie Pausanias die Kybele hier bezeichnet, gelten müssen.

Gewaltig, furchtbar, schauerlich wie die Sage vom Sturze des Tantalos und vom Ende der Niobe, ist die Natur des Schauplatzes dieser göttlichen Strafgerichte. Nicht genug kann Humann in der ihm eigenen lebendigen Sprache die öde nackte Starrheit der fast pflanzenlosen Steinwüste, die jähe Steile der Abgründe, die gespenstige Form der Felsgebilde schildern. Unvermittelt liegt diese zerschmetterte, wild zerklüftete Steinmasse neben der Lieblichkeit und Anmuth des im frischen Baumschmucke der Oliven- und Granathaine prangenden Hermos-Thales, des blinkenden Flusses, den duftende Rosenlorbeerbüsche auf seinem ganzen Laufe begleiten. Wahrlich! eine Stätte, ganz dazu angethan, den jähen Sturz des Götterlieblings aus der sonnigen Höhe des Glücks in die Nacht ewigen Elendes wiederzuspiegeln und das von den Alten immer wieder und wieder variirte Thema von der Nichtigkeit des Menschenstolzes gegenüber der Allmacht der Götter zu veranschaulichen:

„Der fürchte sie doppelt,
Den je sie erheben!
Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet
um goldene Tische.
Erhebet ein Zwist sich:
So stürzen die Gäste,
Geschmäht und geschändet,
In nächtliche Tiefen
Und harren vergebens,
Im Finstern gebunden,
gerechten Gerichtes.
Sie aber, sie bleiben
In ewigen Festen
an goldenen Tischen.

Sie schreiten vom Berge
Zu Bergen hinüber:
Aus Schlünden der Tiefe
Dampft ihnen der Athem
Erstickter Titanen,
Gleich Opfergerüchen,
Ein leichtes Gewölke. —
Es wenden die Herrscher
Ihr segnendes Auge
Von ganzen Geschlechtern,
Und meiden im Enkel
Die ehmals geliebten,
Still redenden Züge
des Ahnherrn zu sehn."

Digitized by Google

Und dieses Geschlecht — Blutschande und Ehebruch, Frevel und Gewaltthat bleibt sein Erbtheil. Atreus, Thyestes, Aegisth, Orestes — wo immer diese Namen sich an eine Stätte knüpfen, da ist dieser Ort auch seinem Charakter nach gekennzeichnet als eine Stätte des Fluches. Wer stand neben jenen riesengewaltigen düsteren Mauerringen Mykenäs mit ihren engen unheimlichen Pforten, wer schaute in die finstere, sonnenlose Schlucht hinab, durch die der Saumpfad sich zur Burg hinaufzieht, ohne zu fühlen: Hier ist „blutgetränkter Erde Grund!" Und wem, den ein günstiges Geschick zu jenem selten besuchten Felsgestade Lakoniens geführt, nahe bei Gytheion, wo die schäumende Woge mit ihrem Gischt an dem glatten Felsen und seiner uralten, von Niemand gelösten Inschrift leckt, wo der ruhlose Muttermörder auf seiner ziellosen Flucht gerastet hat, wem tauchte nicht hier, wo der jähe Fels den Blick in das unendliche Meer hinausdrängt, unwillkürlich vor der Seele das Bild des letzten Tantalossprosses auf:

„Ueber des Festlands Weiten treibt ihn der Erinnyen Schaar,
In ruheloser Irre durch die Erde hin
Und über Meer und meerumrauschtes Inselland".

Die mythologische Forschung hat es längst zu ihren Aufgaben gezählt, die Handlung des Mythos im Zusammenhange mit der landschaftlichen Scenerie derselben zu betrachten, aber während aus allen erfindlichen Quellen der Literatur und der bildenden Kunst der Alten die Darstellungen des Mythos zusammengetragen und dem Studium zugänglich gemacht wurden, hat man es bisher verabsäumt, diesem reichen Material auch die Darstellungen des landschaftlichen Hintergrundes hinzuzufügen, welcher der Handlung zur Folie dient. Wer das wollte und könnte — und seit Prellers Augen für immer geschlossen, möchte der hierfür fähige Künstler schwer zu finden sein — der würde der Wissenschaft wie dem größeren Kreise der Gebildeten einen wesentlichen Dienst erweisen.

Digitized by Google

# Socialpolitiſche Reiſeſkizzen aus Schottland.

Von

**Franz von Holtzendorff.**

— München. —

## Dritte Serie.

Edinburgh, den 10. October 1880.

### V.

Es iſt Sonntag. Ein Theil der Congreßmitglieder hat ſich auf die umgebenden Landſchaften zerſtreut. Und zwar nicht bloß Auswärtige, die von ihren ſchottiſchen Freunden eingeladen waren, ſondern auch Einheimiſche. Da die höheren Gerichte noch feiern und auch die Univerſität Ferien hat, bleiben nicht wenige Familien bis zu Anfang November auf dem Lande.

Nach den Erlebniſſen und Anſtrengungen der letzten Tage war ich herzlich froh, daß ich die Bekanntſchaft eines ſchottiſchen Sonntags machen konnte. Ich blieb alſo in der Stadt. Wie ſehr iſt dieſelbe verwandelt! In den frühen Morgenſtunden, wo ſonſt die Schleuſen des Verkehrs bereits geöffnet zu ſein pflegen, heute aber die Kirchgänger noch nicht den Frühſtückstiſch verlaſſen haben, iſt Alles ſtill. Kein Wagengeräuſch, keine Spur jenes ſummenden und dumpfen Tones, der aus dem Mittelpunkte der Stadt ſonſt in die vornehme Stille von Moray Place zu dringen pflegt. Es iſt, als ob eine Zauberformel über die Stadt ausgeſprochen wurde. Nicht einmal eine Zeitung. Eiſenbahnen und Maſchinen ſtehen unbeweglich und ſtumm. Alles wie plötzlich verſteinert.

Ob es nur mir ſo erging, oder Anderen ebenſo, weiß ich nicht. Wahrſcheinlich hinterläßt dieſer Contraſt des Lebens, wenigſtens zum erſten Mal, überall einen bedeutenden Eindruck. Selbſt, wenn man noch ſo viel gegen dieſe Sonntagsſtrenge und den puritaniſchen Sonntag einzuwenden hat, muß man anerkennen, daß dieſe Sabbathfeier nicht das Werk einer obrigkeitlichen Nöthigung, ſondern die freie That, den eigenen Willen eines mit einer unab-

Digitized by Google

hängigen Kirchenverfassung ausgestatteten Volkes, den Ausdruck aufrichtiger Ueberzeugung, das Werk der Sitte und die Gesinnung eines kräftigen, an harte Arbeit gewöhnten Volkes darstellt. Der Theologe mag sich von seinem Standpunkte diesen Zustand als einen idealen vorstellen. Vielleicht haben auch Diejenigen nicht Unrecht, welche meinen, zwischen einem schottischen Sonntag und einem süddeutschen Sonntag gebe es, wenigstens auf die Dauer, keine Vermittelung. Für Staatsmänner wird die Frage nach dem Werth solcher Sonntagseinrichtung darin gipfeln, daß untersucht werden muß, ob der Volkssitte schon an und für sich die Bedeutung inne wohne, daß sie wegen ihrer allgemeinen socialen Zweckbestimmung auf ihrer kirchlichen Grundlage erhalten werden muß, um auch nach anderen weltlichen Richtungen hin wirken zu können. In England und auch in Schottland ist diese Frage bereits streitig geworden. Ich fand Geistliche, welche eine Eröffnung der städtischen Bibliotheken und Museen an den Sonntagen befürworten. Andererseits beginnt man auch in den continentalen Arbeitskreisen zu begreifen, daß ein staatliches Verbot der Sonntagsarbeit nützlich sein kann, ohne aber damit einzugestehen, daß die physischen Kräfte des Arbeiters durch gewisse Arten von Sonntagsvergnügungen noch mehr erschöpft werden, als durch Sonntagsarbeit.

Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen eine Abhandlung über die Sonntagsfeier aufnöthige. Leider fällt diese Angelegenheit auch in das Gebiet des Criminalisten. Sie wissen jedenfalls, daß die Anzahl der Verbrechen eine ungleiche ist nach den einzelnen Wochentagen und daß vom Standpunkt der sittlichen Interessen der Samstag, an welchem der Lohn ausbezahlt wird, der Sonntag, an welchem, je nach der Natur der Länder, Vergnügungssucht, Langeweile oder Trunksucht und der Montag, als der Tag der Erschöpfung nach den vorangegangenen Anstrengungen der Vergnügungssucht in großen Städten, die bedenklichsten Ergebnisse liefern. Soll ich Sie auf die statistischen Nachweisungen aufmerksam machen, welche, nach Wochentagen geordnet, die Zahl der polizeilichen Verhaftungen für gewisse englische Großstädte darbieten? Ohne irgend welche Parteinahme für die eine oder andere Seite, möchte ich als bloßer Sonntagsschreiber behaupten, daß diese Angelegenheit im Großen und Ganzen nur durch die Volkssitte geordnet werden kann, daß vom Staat und der Gemeinde kein geistiges Bildungsmittel dem Volke an Sonntagen vorenthalten werden sollte, daß Arbeiter und Beamte einen weit größeren Anspruch auf Sonntagsruhe haben dürfen, als ihnen in Deutschland bisher zugebilligt wurde und daß die ganze Angelegenheit für die Großstädte und die Strafanstalten von größerer Wichtigkeit ist als für das platte Land.

Weil ich stets geneigt bin, möglichst nur die guten Seiten an den Dingen hervorzuheben, muß ich bestätigen, daß es gerade die unteren Volksklassen sind, die auf Seiten der strengen Sonntagsfeier stehen. In den oberen Schichten, die auf dem Continente gereist sind, tritt bereits ein wahrnehmbares Schwanken hervor. Da ich als Deutscher keinerlei Sonntagsskrupel zu hegen brauchte, wenn ich auch das canonische Recht der mecklenburgischen Landes-

Digitized by Google

kirche als verpflichtend für mich erachten wollte, so habe ich eine Einladung zum Mittagessen für heute Abend um sieben Uhr angenommen. Die sehr vornehme Familie, die mich geladen, hat mich aber auf eine Schwierigkeit aufmerksam gemacht. Sie kann mich weder in ihrem eigenen Wagen abholen lassen, noch auch ermuntern, eine Droschke zu suchen, da ich wahrscheinlich keine finden würde. Ob ich also mein Tagewerk in der gewünschten Weise beschließe, ist mir in der Nachmittagsstunde, wo ich dies schreibe, zweifelhaft. Leider habe ich gehört, daß einer meiner Freunde, der am Vormittag einen Besuch in der Umgebung von Edinburgh machen wollte, sitzen geblieben ist, weil es ihm nicht möglich war, eines Miethswagens habhaft zu werden. Ob eine Velocipede ihm erlaubt gewesen wäre, weiß ich nicht.

Nahezu zwei Vormittagsstunden habe ich in der Bibliothek des Lordadvocaten zugebracht, um den kostbaren Schatz seiner Bücher kennen zu lernen, zwei andere in St. Johns' Church.

Eine mir befreundete Dame, deren Gemahl abwesend war, hatte mich gebeten, sie in den Vormittagsgottesdienst zu begleiten und sie abzuholen.

Auf dem Wege zur Kirche begann sie:

„Wir wurden vorgestern in unserer Unterhaltung gerade, als sie einen schwierigen Punkt zu berühren schien, durch das Hinzukommen anderer Personen unterbrochen. Sie wunderten sich darüber, daß eine Frau, die über kirchliche Angelegenheiten ohne Vorurtheil denkt, so großen Werth auf den Kirchenbesuch legt. Da ich lange Zeit in Deutschland lebte, kenne ich die Denkweise Ihrer Landsleute. Mir persönlich ist die Dreieinigkeitslehre des Christenthums nicht an's Herz gewachsen. Wir dürfen aber niemals vergessen, was die Kirche für das Volk ist und vielleicht noch werden kann. Nicht meinetwegen, aber meines Hauses wegen, besuche ich so regelmäßig als möglich den Gottesdienst. Es hat durchaus keinen Sinn, den Kindern Religionsunterricht zu geben und gleichzeitig Geringschätzung gegen die einfachste und leichteste Religionsübung vor den Familiengenossen an den Tag zu legen. Hätte ich keinen andern Beweggrund, so würde ich die Empfindungen meiner Dienstboten achten. Hier in Edinburgh ziehen sich manche Herrschaften das Uebelwollen des Gesindes zu, wenn sie die Kirche in auffallender Weise vernachlässigen. Wer in Deutschland solche Rücksichten auf seine Umgebung nimmt, wird sicherlich beschuldigt, auf einem längst überwundenen Standpunkt zu stehen. Nicht selten hörte ich eine solche Handlungsweise als Heuchelei bezeichnen. Kein Vorwurf ist bei den Briten beleidigender, als derjenige der Unwahrhaftigkeit. Unter den mancherlei Verstimmungen, die zwischen Deutschland und England bestehen, glaube ich, als die hauptsächlichste die ansehen zu müssen, welche aus der Verschiedenheit der kirchlichen Denkweise entspringt. Was ist Ihre Ansicht? Halten Sie es ebenfalls für Heuchelei, wenn wir Sonntags der Kirche einen Besuch abstatten, ohne durch das innerste Bedürfniß religiöser Erbauung getrieben zu sein?"

— In dieser Frage, entgegnete ich, kann ich mich einem Zeugenverhör kaum unterwerfen. Ich käme in Gefahr, mich selbst der Heuchelei beschuldigen zu müssen,

Digitized by Google

weil ich ohne Dazwischenkunft Ihrer Aufforderung, Sie zu begleiten, ganz gewiß zu Hause geblieben sein würde. Mir scheint, in einem Falle wie der Ihrige, der Vorwurf der Heuchelei völlig unbegründet. Höchstens könnte von einem kirchlichen Opportunismus die Rede sein. Ist das Volk in seiner Gesammtheit kirchlich gesinnt oder kann von einer volksthümlichen Geistlichkeit eine gesittende Einwirkung erwartet werden, so finde ich es sogar verdienstlich, wenn Freidenkende sich wenigstens auf einige Stunden des Sonntags überwinden und nicht sowohl dem kirchlichen Apparat als der ehrwürdigen Volksgesinnung, an der unsere Voreltern Theil hatten, Hochachtung erweisen. Nicht dem Geistlichen, der als Kirchenpascha seinen Tribut verlangt, sondern der Gemeinde bezeugen Sie durch Ihre Anwesenheit in der Kirche die schuldige Achtung. Wer Sie der Heuchelei beschuldigt, wenn Sie der Empfindungsweise Ihrer Dienstboten oder der Kirchengemeinde ein Zugeständniß machen, muß auch den Großgrundbesitzer einen Heuchler nennen, wenn dieser am Erntefeste unter der Dorflinde mit seiner ältesten Magd nach altem Herkommen den Tanz eröffnet. Warum sollen wir uns nicht auf den Standpunkt andrer Menschen versetzen, zumal derjenigen, die sich eine kindliche Form des Glaubens bewahrt haben? Welcher sittliche Grundsatz verbietet uns auf Stunden wieder Kinder zu werden? Lesen nicht auch Erwachsene mit wahrem Genuß ein schön erzähltes Märchen? Spielen wir nicht mit unseren Kindern, indem wir den Ernst der Dinge einmal heiter nehmen, während unsere Kinder das Spiel mit Ernst betreiben? Die königliche Würde jenes preußischen Monarchen, der seine Souveränetät wie einen ehernen Felsen begründen wollte, litt keinenfalls, als er, mit dem Kronprinzen auf den Rücken und auf Vieren gehend, von hohen Würdenträgern in seinem Gemache überrascht wurde. Oder meinen Sie, jener König habe eine Einbuße an seiner Würde genommen?

„Sie haben Recht", entgegnete meine Gefährtin. „Der Nachdruck der Entscheidung liegt auf der Gesinnung der Handelnden. Gehen wir ohne innerliche Ueberzeugung in die Kirche, aber aus liebevoller Gesinnung gegen das Volk, das den äußerlichen Religionsübungen eine innere Bedeutung beimißt, die wir unsererseits nicht mehr anerkennen, so handeln wir nicht nur klug, sondern edel. Thun wir dasselbe, um einem kirchlich gesinnten Machthaber gefällig zu sein oder unsere weltlichen Vortheile zu befördern, so sind wir Heuchler".

Die St. Johanniskirche liegt an der Ecke von Lothian Street und Prince's Street an einem sehr vortheilhaft gewählten Aussichtspunkte. Sie ist klein, aber zierlich und geschmackvoll eingerichtet und gehört den Bischöflichen. Ueber den anglikanischen Ritus, der weder mir neu war, noch Ihnen unbekannt ist, brauche ich nichts zu sagen. Aber ich gestehe, daß er wegen der lebendigeren, liturgischen Theilnahme der Gemeinde in mir stets einen würdigen und erhebenden Eindruck hinterläßt. Es würde in Deutschland nichts geschadet haben, wenn man früher die Anempfehlungen eines so freisinnigen Mannes, wie Bunsen war, mehr, als geschehen ist, beachtet hätte.

Wenn strenge Lutheraner in Preußen seinen Vorschlägen abgeneigt waren, so hatten sie ihre Gründe dazu. Daß auch freisinnige Protestanten Bunsens

Digitized by Google

Darlegungen mit Kälte aufnahmen, wurde vorzugsweise durch die irrigen Meinungen über das Wesen der anglikanischen Kirche verschuldet. Man sah in ihr nur die aristokratische Seite der Kirchenverfassung und beachtete nicht, daß sie gerade deswegen volksthümlich bleiben konnte, ohne in die Gefahr zu gerathen, die in Deutschland die Landeskirchen vielfach zu Hofkirchen entarten ließ.

Mir ist es auch nicht einen Augenblick zweifelhaft, daß gegenwärtig in der bischöflichen Kirche Englands viel mehr Freisinnigkeit unter den Geistlichen anzutreffen ist, als unter Geistlichen in Preußen oder Mecklenburg. Ich hege sogar einige Bedenken gegen das Lob der Toleranz, das uns gestern in den Congreßverhandlungen gespendet wurde und sicherlich einen Zustand vor Augen hat, der einmal gewesen ist und — später vielleicht einmal wieder kommen kann.

Wie weit die Freisinnigkeit in kirchlichen Dingen unter der englischen Geistlichkeit verbreitet ist, dafür besitze ich keine Anhaltspunkte der Beurtheilung. Aber es genügt, daß diese männliche, staatsbürgerliche Freiheit von Geistlichen öffentlich bethätigt wird und zwar im Gegensatz gegen eine engherzige, weltflüchtige und spießbürgerliche Denkweise, die in den mittleren Gesellschaftsklassen als die vorherrschende bezeichnet werden könnte und ihren stärksten Typus im Methodismus ausgeprägt hat.

Ein Merkzeichen dieser Freisinnigkeit dürfte es sein, daß hochkirchliche Geistliche in neuerer Zeit wiederholentlich, unter anderen auch Mr. Vincent, Pfarrer in Norwich, während der bisherigen Congreßverhandlungen auf den hohen Werth aufmerksam machte, den das Drama und eine gut geleitete Bühne für die sittliche Erziehung des Volkes haben muß. In gleichem Sinne äußerte sich der Bischof von Manchester, als er im vergangenen Jahre seine höchst inhaltsreiche Eröffnungsrede vor dem socialwissenschaftlichen Congreß hielt. Dieser hohe Würdenträger beklagte es, daß in England für edlere Volksunterhaltung bisher so wenig geschehen sei, denn es stehe fest, daß der Sabbath für den Menschen, nicht der Mensch für den Sabbath geschaffen wurde.

Kennen Sie vielleicht einen deutschen Consistorialrath, der öffentlich sagen würde, was der Bischof von Manchester aussprach: „Nichts ist in höherem Maße geeignet, erhabene Gedanken hervorzurufen, als jene edlen Hervorbringungen der tragischen Muse bei den Griechen, welche noch heute bestimmt sind, die Menschheit zu belehren und zu erfreuen?“ Oder können Sie mir einen Oberkirchenrath bezeichnen, der öffentlich, wie der Bischof von Manchester, erklären würde, daß der Feuerbestattung, vom Standpunkt der Religion und des Christenthums ein durchgreifender Einwand nicht entgegengesetzt werden könne? Wenn Sie mir eine solche Person innerhalb der preußischen Kirchenbehörde bezeichnen können, so werde ich Ihnen dafür dankbar sein. Bis auf Weiteres aber glaube ich, daß eine englische Gemeinde nicht so behandelt werden kann, wie eine Berliner Gemeinde, die freisinnige Geistliche ausserkor, seit Jahren behandelt wird. Wer gründliche Studien über Heuchelei machen will, kann jedenfalls die Ueberfahrtskosten nach England ersparen.

Nachdem der Gottesdienst in St. John's beendigt war, folgte ich einer

Digitized by Google

mit der schottischen Sonntagspraxis durchaus verträglichen Einladung. Doctor Farqhuarson, Parlamentsmitglied für Aberdeen, hatte die Güte, mich bei Herrn Potts, dem Vorsteher von Fettes College, einzuführen.

Fettes College liegt etwa eine englische Meile von Dnau Bridge, durch welche, an der Nordwestecke der Stadt, der Wasserlauf des Leith überbrückt wird. Nachdem man diese Brücke, die etwa hundert Fuß über der Thalsohle in einem breiten Bogen erbaut ist, überschritten hat, gelangt man auf der großen Straße nach Queensferry, indem man das Waisenhaus und John Watsons Hospital zur Seite liegen läßt, an den Punkt, von welchem die für Fettes College bestimmte Fahrstraße abzweigt.

Fettes College ist eine neue Erziehungsanstalt, gegründet durch einen reichen Banquier, Sir William Fettes, der ein Legat diesem Zwecke gewidmet hat, und bestimmt, in Schottland dieselbe Stelle einzunehmen, die in England durch Eton, Winchester oder Rugby behauptet wird. Söhne von Gentlemen, die entweder der englischen Hofkirche oder der schottischen Landeskirche angehören, erhalten hier, theils auf Grund einer mäßigen Pension (wenig über 100 Lstrl.), theils durch stiftungsmäßige bestehende Freistellen eine liberale Erziehung als Vorbereitung für das Universitätsstudium.

Die Lage des mit einem Aufwande von 60,000 Lstrl. im gothischen Stil von David Boyce aufgeführten Prachtbaus mit seinen dazugehörigen Dependenzen entspricht allen Anforderungen der Gesundheit und der landschaftlichen Schönheit, die für jugendliche Gemüther sicherlich nicht wirkungslos bleibt. Weite Rasenflächen umgeben die Gebäude. In einem großen Bassin, das im Winter durch Röhren erwärmt wird, kann die heilsame Uebung des Schwimmens Jahr aus, Jahr ein betrieben werden. In jeder, durch hölzerne Zwischenwände geschiedenen, für je ein Bett bestimmten Abtheilung der luftigen Schlafräume finden sich die erforderlichen Geräthschaften zur Abbadung des Leibes und zur Uebung der Muskulatur nach geschehener Reinigung. Eine Ueberfülle von Luft und Licht durchströmt das Treppenhaus, die Gänge und die Unterrichtsräume. Auf kleine Dinge ist ebenso geachtet, wie auf wichtigere. Nichts scheint vergessen zu sein. So fand ich auf den Treppengeländern überall hervorspringende Holzzapfen, um das muthwillige Herabgleiten zu verhindern, das manchem Knaben Leib und Leben gekostet hat.

Da ich selbst in einer altehrwürdigen Klosterschule zu Pforta erzogen worden bin, so war ich in der Lage, eine Anstalt, die zu meiner Schulzeit als mustergiltig in Deutschland betrachtet wurde, nach allen Einzelheiten mit den Einrichtungen von Fettes College zu vergleichen. Daß vom Standpunkte deutscher Verhältnisse der schottischen Anstalt der Vorwurf des Luxus nicht erspart werden würde, scheint mir zweifellos. Ob es aber z. B. tadelnswerther Luxus ist, wenn man jedem Zögling die Gelegenheit darbietet, ungesehen von Anderen täglich in einem eigenen Schlafraum zu baden, wäre erst genauer zu erörtern. Schwerlich würde aber auf dem Continent eine Gelegenheit zu finden sein, wo für den Preis von

Digitized by Google

zweitausend Mark der angebliche Luxus des Badens, der Spielplätze, des Schwimmsaales und der Geräumigkeit in solcher Vollkommenheit dargeboten wäre.

Die Frage, ob in solchen Anstalten des Guten nicht zu viel gethan werden könne, will ich offen lassen. Mir scheint, daß ein schottischer Professor der Wahrheit ziemlich nahe kam, wenn er meinte, daß in den gelehrten Anstalten der Deutschen dem Gehirn, in England dagegen der Musculatur etwas zu viel zugemuthet werde.

Unter entschiedenster Vorliebe für ländlich gelegene Erziehungsanstalten muß ich bekennen, daß ich von den Resultaten der den höheren Klassen der englischen Gesellschaft zur Verfügung stehenden Erziehungseinrichtungen einen überwiegend günstigen Eindruck empfangen habe. Wenn ich zwei junge Männer im Alter von achtzehn oder siebzehn Jahren aus den einander entsprechenden Schulanstalten und von analoger gesellschaftlicher Stellung aus England und Deutschland einander gegenüber stelle, so ist die Wahrscheinlichkeit dafür, daß ein deutscher Primaner mittlerer Güte mehr in den Classikern gelernt hat als sein englischer Altersgenosse, der sich eben anschickt, die Universität zu beziehen. Auf der anderen Seite neigt sich aber die Wagschale zu Gunsten des Engländers, wenn man die Charakterentwickelung ins Auge faßt. Ein junger Mann im Alter von achtzehn oder zwanzig Jahren zeichnet sich im Vergleich zu seinem deutschen Altersgenossen, in welchem der Typus blöder Scheu, unsicheren Schwankens, furchtsamen Benehmens überwiegt, durch freies, offenes, aufrichtiges, heiteres, muthvolles und sicheres Auftreten aus, was sich namentlich im Verkehr mit älteren Leuten und im unbefangenen Umgange mit Frauen sehr bald herausstellt.

Daß diese, für uns Deutsche keineswegs erfreuliche Verschiedenheit, die besten Falls erst durch spätere Jahre wieder ausgeglichen wird, nicht lediglich auf Rechnung des Familienlebens zu setzen ist, sondern auf die Herrschaft gewisser pädagogischer Maximen zurückgeführt werden muß, schließe ich daraus, daß auch in einer Anstalt wie Schulpforta zu meiner Zeit jener Typus der ängstlichen oder scheuen Zurückhaltung unter jungen Leuten nicht selten, wenn schon sehr viel seltener als auf städtischen Gymnasien vorkam. Manches mag auch auf den Umstand zurückzuführen sein, daß der Druck der wirthschaftlichen Lage, der auf den mittleren Klassen in Deutschland lastet, in denjenigen Schichten der Gesellschaft, aus dem Fettes College seine Zöglinge bezieht, nicht so stark empfunden wird. Andrerseits wohnt englischen Lehrern ein großes Verständniß für die freie Bewegung der Jugend inne, während deutsche Lehrer in ihrer Vorliebe für strenge Methodik eher der Gefahr ausgestellt sind, gelegentlich in das Gebiet des Pedantischen hineinzugerathen. Ein wichtiger Unterschied, der nicht außer Augen gelassen werden sollte, ist bisher zu wenig beachtet worden, obgleich auch von deutschen Schriftstellern das englische Erziehungswesen oft genug geschildert worden ist.

Das Lebensideal der englischen Gentry verpflanzt sich bereits auf der Schulbank in die jugendlichen Gemüther. Es ist die Vorstellung der Würdigkeit oder Unwürdigkeit einer bestimmten Handlungsweise nach dem gesellschaftlichen

Digitized by Google

Maßstabe des Gentleman, die in der englischen Erziehung von Einfluß wird. Der Ehrgeiz, in Sitten und Gebräuchen, Handlungen und Unterlassungen als Gentleman oder Sohn eines Gentleman anerkannt zu sein, beseelt junge Leute in den Schulklassen eben so sehr wie auf den Spielplätzen. Dieser Maßstab des Gentleman verlangt aber vor allen andern Dingen: Aufrichtigkeit, Wahrheitsliebe, Leutseligkeit im Umgange mit Personen niedrigern Standes, Zuvorkommenheit gegen Standesgenossen, Unabhängigkeit der Gesinnung, Anerkennung der anderen Personen zukommenden Berechtigungen, Unterwerfung unter die hergebrachte Sitte. Der mittelalterliche Begriff der Ritterlichkeit ist in demjenigen des Gentleman modernisirt und persönlich geworden.

Auch der alte Römer hatte seinen idealen Maßstab für die persönliche Tüchtigkeit und die Pflichterfüllung des Mannes. Es war der „gute Hausvater", der bonus pater familias, der die allgemeine Rechtsnorm für den Geschäftsverkehr hergab.

Ein solcher idealer Maßstab der höchsten staatsbürgerlichen Ehrenhaftigkeit, der weder durch militärische Standesehre, noch durch adligen Kastengeist, am allerwenigsten aber durch Schulordnungen oder Schuldisciplin ersetzt werden kann, fehlt bis jetzt der deutschen Jugend auf den Mittelschulen. An Stelle dieses Begriffes, der im Gentleman historisch ausgeprägt wurde, tritt in unserer gebildeten Jugend eine negativ geformte Vorstellung, die innere Opposition gegen die Vogelscheuche des Philisters. Nicht nur der bonus pater familias, der seinen Zins-Coupon regelmäßig in den Vormittagsstunden des ersten Fälligkeitstages abschneidet, seine Handschuhe niemals verlegt, Hut und Regenschirm niemals in seinem Leben verwechselt, gilt als Philister, dessen Tugenden bei jungen Leuten zum Laster werden, sondern jeder, welcher es mit seinen Pflichten ernst nimmt, der strenge Wahrheitsliebe walten läßt und gewissenhafte Erfüllung seiner ökonomischen Verbindlichkeiten als nothwendig anerkennt. Unter allen Philistern, mit denen ein junger Mann zu thun bekommt, ist nach seiner Vorstellungsart der Schulmeister die schlimmste Species. Nicht so wenige Schüler, wie man wünschen möchte, werden auf den Schulbänken von der Sorge geplagt, daß sie durch gewissenhafte und strenge Wahrheitsliebe sich von Seiten ihrer Mitschüler den Vorwurf der Philisterhaftigkeit zuziehen könnten. In unseren Schuleinrichtungen steckt ein nicht unbedeutender Bestandtheil von Unwahrhaftigkeit, von Scheinforderungen, die nicht ernsthaft durchgesetzt werden, von Scheinleistungen, die auf einer als verdienstlich erachteten Täuschung des Lehrers beruhen.

Die Verhältnisse zwischen Deutschland und England kehren sich daher auch in diesem Stück häufig genug um. Dem Zeugnisse der wissenschaftlichen Reife entspricht in Deutschland bei einem starken Procentsatz eine zurückgebliebene Entwickelung des Charakters, während in England jener schroffe Uebergang nicht besteht, der den Sklaven der Schulbank plötzlich zum „Herrn" eines akademischen Hörsaales erhebt, wo er sich im Besitze einer vorübergehenden Freiheit fühlt, die



Digitized by Google

er auf der Schule nicht zu benützen lernte und nach dem Verlaufe seiner Universitätsstudien wiederum einzubüßen befürchtet.

## VI.

Edinburgh, 11. October 1880.

Der heutige Weg gehört derjenigen Wissenschaft, deren Stifter diesem Lande entstammte, der Nationalökonomie. Der Vorsitzende der vierten Abtheilung des Congresses hatte die Eröffnungsrede zu halten und beschränkte seine Aufgabe auf die eingehende Besprechung eines einzelnen Gegenstandes. Sir Ughtred Kay-Shuttleworth wählte ein wichtigts, obschon anscheinend dem allgemeinen Interesse nur fern gelegenes Thema: die gesetzgeberische Behandlung der Wohlthätigkeitsstiftungen.

Bei uns zu Lande hört man nicht selten die Klage, daß der Wohlthätigkeitssinn sich in zu geringem Grade bethätige. Hier wird heute die gegentheilige Beschwerde laut. Großbritannien besitzt seit dem Mittelalter eine Reihe von schädlich gewordenen Stiftungen. Von Jahr zu Jahr mehren sich die Capitalien und Grundstücke, die wirklichen oder vermeintlichen Wohlthätigkeitszwecken gewidmet werden. Der Gesammtbetrag neuer Stiftungen, die dem Vorrath der älteren, auf etwa 40,000 veranschlagten Stiftungen hinzutritt, berechnete sich in der letzten Zeit auf jährlich etwa drei Viertel Millionen Pfund. Mit den Beträgen einzelner Stiftungen könnte auf dem Continent ein Armeecorps in Kriegsbereitschaft gesetzt werden. Der bekannte Wohlthätigkeits-Krösus Peabody schenkte in England allein eine halbe Million, Mr. Gardener für die Blinden 300,000 Pfund, je eine Viertel Million erhielten im Verlauf der letzten Epoche die Kirche von Schottland und die bischöfliche Kirche von Australien durch einzelne Personen. Eine colossale Zuwendung, deren Betrag wahrscheinlich einer halben Million Pfund nahe sein wird, widmete Mr. Halloway einer neuen, für die Bildung des weiblichen Geschlechts bestimmten Erziehungsanstalt. Außer Betracht bleibt dabei, was unter Lebenden, wie von der Baronin Burdett-Coutts, für die Verbesserung von Arbeiterwohnungen und ähnliche gemeinnützige Zwecke geschah und noch geschieht.

Nach einem im Jahre 1875 aufgenommenen Verzeichniß (Digest of Endowed Charities) bezogen die damals vorhanden gewesenen Stiftungen ein Einkommen von jährlich 2,198,464 Pfund, also von beinahe 44,000,000 Mark, wobei nur diejenigen Stiftungen berücksichtigt sind, welche der Regierungsaufsicht unterstellt werden. Außerhalb dieser Berechnung bleiben sämmtliche kirchlichen Stiftungen, sowie diejenigen, welche Unterrichtszwecken an den Universitäten oder anderen höheren Schulen gewidmet sind. Vielleicht bleiben diejenigen Summen, die der Erbauung und Ausstattung neuer Kirchen zugewiesen werden, hinter dem Capitalwerthe der übrigen Stiftungen nicht zurück. Möglicherweise sind sie auch größer. An zuverlässigen Ermittlungen scheint es zu fehlen. Sogar das wird zugegeben, daß manche Stiftungen gänzlich unbekannt bleiben.

Diese Erscheinungen sind zunächst ein Anzeichen gewaltigen Reichthums,

Digitized by Google

weiterhin aber auch eines hoch entwickelten Gemeinsinnes. Es wäre wohl der Mühe werth, zu untersuchen, welchen Einfluß die Regierungsweise eines Landes und deren Umgestaltung in Folge heftiger Erschütterungen auf den Wohlthätigkeitssinn der Bevölkerungen ausüben. Vielleicht ließe sich darthun, daß der veredelnde Einfluß politischer Freiheit sich auf dem Gebiete der öffentlichen Freigebigkeit in gleicher Weise wirksam erweisen kann, wie auf der Kehrseite die auf dem Gewissen lastende Knechtschaft der mittelalterlichen Kirche, die aus der Frömmigkeit eine Einnahmequelle zu machen verstand. Was Deutschland anbelangt, so habe ich den Eindruck, als ob unter der Nachwirkung alter freiheitlicher Städteeinrichtungen, der Sinn für wohlthätige Stiftungen sich in den Hansestädten vergleichungsweise am stärksten bethätigt hat. Zu allen Zeiten wird freilich den religiösen Motiven ein bedeutender Antheil an den Werken der Opferwilligkeit beizumessen sein.

Jene Erscheinungen des Stiftungswesens sind unzweifelhaft auch von hohem culturgeschichtlichen und socialen Interesse. J. Stuart Mill sah in ihnen eine Triebkraft fortschreitender Entwickelung, weil durch Vergabungen reicher Privatpersonen für gesellschaftliche Probleme Versuchsstationen geschaffen werden können, wo der Staat Angesichts der Zweifelhaftigkeit mancher Verhältnisse genöthigt ist, mit seinen Mitteln zurückhaltend zu sein. Vielleicht dachte er dabei, ohne es klar auszusprechen, an die Ziele der höheren Frauenbildung, die in England und Amerika durch großartigste Privatstiftungen erheblich gefördert worden sind.

Auf der andern Seite ist nicht zu läugnen, daß der Zukunftsstaat bei fortdauernder Mehrung überflüssiger oder gar schädlicher Stiftungen der Privatwohlthätigkeit gegenüber in eine Lage versetzt werden kann, ähnlich derjenigen, die ihn dazu trieb, das Kirchenvermögen entweder einzuziehen oder einzuschränken. Die wirthschaftliche Kraft einer Nation kann durch das Uebermaß vorhandener Stiftungen beeinträchtigt werden. Ist planloses Austheilen von Kupfermünzen an Straßenbettler zu mißbilligen und dem allgemeinen Besten zuwider, so muß ohne Widerrede anerkannt werden, daß die Verwendung von Stiftungscapitalien zu den Zwecken der Armenpflege gleichfalls an gewisse Regeln gebunden werden sollte. Es ist ein gutes Wort, welches in England Umlauf gewann: „Verschwendung ist die Mutter der Noth“. Der Volkswirth hat also hinreichende Veranlassung, das Stiftungswesen nicht blos nach seiner ethischen, religiösen und gesellschaftlichen, sondern auch nach seiner ökonomischen Seite zu prüfen. Gerade an dieser Stelle erkennt man wiederum, daß England über die Lehren Derjenigen, welche dem Staat völlige Enthaltsamkeit in wirthschaftlichen Dingen anerlegen wollten, längst hinausgeschritten ist. Wo wäre Nichteinmischung anscheinend mehr gerechtfertigt, als bei testamentarischen Vergabungen des Privatvermögens zu erlaubten oder gemeinnützigen Zwecken? Und dennoch geht die neue Richtung der öffentlichen Meinung in deutlichen Bewegungslinien auf das Ziel, dem Staat einen größeren Einfluß auf das Stiftungswesen zu sichern. Es bestehen in England nicht nur Staatsbeamte, welche dem Parlament über die Stiftungen zu berichten haben. Auch der Kanzleigerichtshof ist berechtigt,



Digitized by Google

einzugreifen und veraltete Zuwendungen im Sinn der neuen Bedürfnisse umzuwandeln, wobei er an die sogenannte „ci-près-Regel“ gebunden ist, die ihm vorschreibt, neue Zweckbestimmungen so zu treffen, daß sie dem ursprünglichen Willen des Stifters nahe kommen.

Sicherlich steckt in den Erkenntnissen des Kanzleigerichtshofes, vor den das Testamentswesen gehört, ein reiches, bisher noch nicht hinreichend benütztes Material für den Culturhistoriker. Jene gegenwärtig veralteten Stiftungen früherer Jahrhunderte sind von hohem Interesse für das gesellschaftliche Leben dahingegangener Geschlechter.

In das Capitel der veralteten Stiftungen gehören zweifellos diejenigen, deren Zwecke für die Gegenwart entweder bedeutungslos oder unerfüllbar geworden sind. So entstanden im vorigen Jahrhundert Stiftungen mit der Bestimmung, aus den erwachsenden Einkünften Christensklaven aus der Gefangenschaft in den Barbareskenstaaten zu erlösen, in den von Räubern besonders stark heimgesuchten Straßen von London Laternen anzubringen, für gehängte Verbrecher, die in London allein nach Hunderten zählten, so lange der Diebstahl ein todeswürdiges Vergehen war, Leichentücher anzuschaffen. In manchen Fällen kann es zweifelhaft sein, ob die Ausführung der vom Stifter getroffenen Anordnungen nur vorübergehend oder auf die Dauer unausführbar ist. Eine von Roger Brettridge im Jahre 1693 errichtete Stiftung bestimmte, daß jährlich 350 Pfund dazu verwendet werden sollten, in der Grafschaft Cork sieben arme, alte und arbeitsunfähige Invaliden protestantischen Glaubensbekenntnisses zu unterstützen oder auch Kinder armer, protestantischen Soldaten in die Lehre zu bringen. Da eine Verwendung in diesem Sinne nicht möglich war, haben die ersparten Einnahmen nahe den zehnfachen Betrag der ursprünglichen Summe erreicht. Ein anderes Legat, wonach Kinder eines bestimmten Districtes spinnen und stricken lernen sollten, war bereits vor sechzig Jahren mit Rücksicht auf die Dampfmaschinenarbeit unausführbar geworden.

Einige Stiftungen können, wenigstens von unserem Standpunkte aus, als humoristische, bei strengerer Auslegung sogar als boshafte angesehen werden. Ein Beispiel dieser Art liefert ein von Thomas Nasch errichtetes Legat, welches trotz aller dagegen erhobenen Einwendungen die Censur des Kanzleigerichtshofes passirt zu haben scheint. Der Wortlaut der Stiftungsurkunde, den ein neuer Schriftsteller (Sir A. Hobhouse) berichtete, lautet:

„Ich vergebe hiermit und hinterlasse dem Bürgermeister, den älteren Rathsherren und dem Stadtschreiber zu Bath während ihrer jeweiligen Amtszeit, die Summe von fünfzig Pfund zur Verwaltung. Dieselbe dient zum Gebrauche, Vortheil und Vergnügen der zur Abteikirche gehörigen Glockenläutermannschaft unter der Bedingung, daß sie mit allen vorhandenen Glocken ein feierliches und gedämpftes Trauergeläute, jedoch unter Zulassung einiger Pausen zum Zwecke ihrer Erholung und Erfrischung, von Morgens acht Uhr bis Abends acht Uhr alljährlich am 14. Mai, das heißt an meinem Hochzeitstage, veranstalten; sowie unter der fernern Bedingung, daß

Digitized by Google

sie alljährlich während derselben Zeitdauer von zwölf Stunden an meinem Todestage die große Glocke läuten, aber nur in lustigen Weisen zum Gedächtniß meiner glücklichen Erlösung von häuslicher Tyrannei und Plage. Für die volle gewissenhafte und schuldige Erfüllung meiner Huldigungen erhalten die Glockenläuter besagte fünfzig Pfund und zwar in zwei Raten an meinem Hochzeits- und Todestage".

Bei diesem Legatbestand der Verdacht, daß es darauf abgesehen war, den Geistlichen an der erwähnten Kirche zu ärgern, da der Testator im Testamente selbst Andeutungen gemacht hatte, wonach der besagte Pfarrer beschuldigt wurde, die Ehefrau des Erblassers verführt zu haben. Irre ich nicht, so bestand bisher an St. Helens Church in London, in der dem Andenken des Albericus Gentilis kürzlich eine Gedenktafel errichtet wurde, eine Stiftung, welche vorschrieb, daß ein bestimmtes Collegium alljährlich am Todestage des Testators auf dem Kirchhofe einen Rundgang um dessen Grabstein veranstalten, einen Choral absingen und dann bei einem feierlichen Mittagsmahle seinem Andenken ein Glas Wein weihen sollte.

Als ernstlich gemeinte, nachträglich aber komisch gewordene Stiftungen sind auch diejenigen zu betrachten, welche für den Kirchendiener Belohnungen aussetzten, um herrenlos herumlaufende Hunde aus der Kirche zu verjagen, oder die während der Predigt eingeschlafenen Gemeindemitglieder aufzuwecken.

Wenn Jemand daran gehen wollte, solche Aeußerungen des Humors in englischen Testamenten und Stiftungen aufzusuchen, so würde ein erfrischendes Büchlein daraus entstehen können. Warum die Engländer so reich sind an großen Humoristen, wird uns bei derartigen Veranlassungen klar. Der Humor steckt tief im englischen Rechtsleben. Eine Reihe der ergötzlichsten Scenen erlebte ich gerade in englischen Gerichtssitzungen und ich bin fest davon überzeugt, daß Dickens manche seiner glücklichsten Schilderungen aus den Sitzungen der Friedensrichter und Polizeimagistrate als Rohstoffe bezogen und in geschickter Weise verarbeitet hat.

Selbst in der englischen Gesetzgebung fehlt der Humor nicht. Ist es nicht eine wundervolle Ueberschrift, die eine Parlamentsakte aus der Regierungszeit Jakobs II. trägt: „Gesetz betreffend die Gebühren der Anwälte und zur Verhinderung der Einschleppung von Krankheiten unter das Rindvieh?"

Unter solchen Umständen kann man sich nicht wundern, wenn man auch von Gerichts wegen Stiftungen passiren läßt, die die Lachmuskeln in Bewegung setzen. Will irgend ein sonderbarer Kauz durch eine Stiftung dafür sorgen, daß die gute Laune nicht ausssterbe, so mag man ihm das nicht nur hingehen lassen, sondern meinetwegen auch als Verdienst anrechnen, zumal die Zahl derjenigen Menschen, die einen guten Scherz verstehen, in bedauerlicher Abnahme befindlich zu sein scheint.

Zu den Angelegenheiten, die nicht von der heiteren Seite genommen werden können, gehören allerdings diejenigen Stiftungen, welche Gelder zur

TAYLOR INST. OXFORD.
Digitized by Google

planlosen Vertheilung unter Arme verfügbar machen. Einige Wohlthätigkeitsstiftungen von bedeutendem Umfange haben es in England bewirkt, daß die Bevölkerung mancher kleineren Städte sich schnell vermehrte. Im Hinblick auf Geldaustheilungen strömten Proletarier der umliegenden Distrikte in solchen Goldstädten zusammen und verursachten auf Kosten der kleinen Handwerker eine Steigerung der Miethspreise. Gewisse Stiftungen dieser Art haben anerkanntermaßen die größten Nachtheile im Gefolge gehabt. Dahin gehört beispielsweise die aus der Regierungszeit Eduards VI. stammende Bedford Charity. Ihr ursprünglicher Betrag erreicht nur ein Einkommen von vierzig Pfund jährlich. Allmälig steigerten sich die Einkünfte aus dem Grundbesitz auf jährlich 12,000 Pfund, die zur Ausstattung junger Mädchen, zur Unterbringung von Kindern bei Handwerksmeistern, zur Vertheilung an Bedürftige verwendet würden und schließlich zu einem allgemein beklagten Grunde wirthschaftlichen Rückganges für die betheiligte Bevölkerung geworden sind.

Wie soll sich der Staat und die Gesetzgebung solchen Erscheinungen gegenüber verhalten? Soll man das Eintreten unvermeidlicher Conflicte abwarten und dann in jedem einzelnen Fall den Richter entscheiden lassen? Oder soll man eine Frist ein für alle Mal bezeichnen, vor deren Ablauf weder die Todten, noch ihr letzter Wille in der Ruhe gestört werden dürfen?

Sir Ughtred Kay-Shuttleworth behandelte die Frage in sorgsamer Umschau über die verschiedenen bisher gemachten Vorschläge. Der Bedenken giebt es hier sehr viele. Man kann nicht verlangen, daß letztwillige Verfügungen zum Nachtheil späterer Geschlechter aus sonst anerkennenswerther Pietät unbedingt aufrecht erhalten werden. Greift man aber voreilig ein, so steht zu besorgen, daß die Bethätigung des Gemeinsinns und die Freigebigkeit der Testatoren eingeschränkt werde. John Stuart Mill hat eine Schutzfrist von hundert Jahren anempfohlen. Andere halten einige Jahrzehnte für ausreichend. Man erkennt bereits bei der Erörterung dieser Streitfrage eine gewisse Aehnlichkeit mit den zum Schutze des Urheberrechts geltend gemachten Gesichtspunkten. Hier und dort schwanken die Meinungen zwischen den Grenzpunkten der Ewigkeit und der menschlichen Lebensdauer. Ich habe keinen Grund, die Behauptung zu bezweifeln, daß durch Armenspenden gelegentlich erhebliche Nachtheile gestiftet worden sind. Aber ich kann mich doch nicht zu der Meinung bekennen, daß solche Nachtheile unvermeidlich sind und die Ausstattung der Armenpflege mit reichlichen Mitteln nicht zu wünschen wäre. Mir scheint, daß in England dem Abschreckungszweck in seiner Anknüpfung an das dortige Armenhaussystem auf Kosten der Humanität ein zu großer Spielraum gegeben wird. Es mag sein Gutes haben, der Verarmung durch den Schauder entgegenzuwirken, den das Armenhaus verbreiten soll. Man hat beobachtet, daß zu Zeiten wirthschaftlicher Noth aus gewissen Distrikten arbeitslos gewordene Personen in unaufgeklärter Weise verschwanden, nachdem sie aufgefordert worden waren, sich zum Zwecke ihrer Unterstützung in das Armenhaus zu verfügen. Allein diese Thatsache ist nicht geeignet, die nothwendige Unterscheidung zwischen verschuldeter und unverschuldeter Armuth aus

Digitized by Google

der Welt zu schaffen. Es wäre, glaube ich, doch gefährlich, der weit verbreiteten Abneigung gegen eine vom Armenhaussystem unabhängige und neben ihm zugelassene Armenpflege darin entgegenzukommen, daß Stiftungen zu Gunsten Nothleidender vom Gesetz untersagt, behindert oder eingeschränkt würden. Kann man mit Bestimmtheit behaupten, daß der Sinn für Wohlthätigkeit nicht verringert werden würde, wenn Testatoren erfahren, daß ihren Stiftungen nur eine kurze Geltungszeit beschieden sein soll? Sir Ughtred meinte seinerseits, daß selbst kürzere Fristbestimmungen in derartigen Fällen nicht hemmend einwirken würden, da die bisher gerichtlich ausgesprochenen Umwandlungen unerfüllbar gewordener Stiftungen erfahrungsgemäß ohne Einfluß auf Zahl und Umfang der Stiftungen geblieben seien. Ich muß jedoch bekennen, daß meine Zweifel in diesen Stücken nicht beseitigt sind.

Es mag wahr sein, wenn die Inspectoren des Armenwesens in einem ihrer neueren Berichte sagen: „Almosen erzeugen in letzter Instanz mehr Armuth und Elend, als sie lindern können. Der richtige Weg der Unterstützung besteht darin, daß dem Armen zur Selbsthilfe verholfen und versucht wird, ihnen körperliche Gesundheit und Kraft, Einsicht und Geistesbildung zu verschaffen". Ich glaube aber nicht, daß darin ein erschöpfendes Programm gegeben ist. Neben Denjenigen, denen durch umsichtige und rechtzeitige Unterstützung wiederum aufgeholfen werden kann oder denen das Schreckbild der Noth zu ihrer Ernüchterung entgegengehalten werden muß, darf man solche Personen nicht vergessen, welche die Kraft zur Selbsthilfe vollständig verloren haben und dennoch nicht verhungern sollen. Ich hege sogar die völlig unbeweisbare Vermuthung, daß es gerade der durch das englische Armenhaus hinterlassene Eindruck ist, durch den fein fühlende Männer und Frauen aus den reicheren Schichten bestimmt werden, durch Stiftungen zur Erleichterung des menschlichen Elends in so hochherziger Weise beizutragen, wie es seit dem Anfang dieses Jahrhunderts geschehen ist.

Von den nationalen Stiftungen, an denen England so reich ist, wende ich mich zu einer anderen Gattung, auf welche man die nicht ganz zutreffende Bezeichnung der internationalen Stiftungen anwenden könnte. Es sind Werke der Menschenliebe und Hilfsbereitschaft, bei denen die Urheber über die Grenzen ihrer eigenen Heimath hinausgegangen sind.

Ich kenne deren zwei, bei deren Begründung oder Entwicklung ich zu einem geringen Theile mitgewirkt habe: das Kindergarten- und Erziehungsinstitut der Frau Julie Salis-Schwabe in Neapel und das von Miß G. Archer in Berlin geschaffene Victoria-Lyceum.

Wenn ich dieser beiden Damen in meiner heutigen Skizze gedenke, so habe ich dazu eine doppelte Veranlassung. Der Frau Schwabe, die ihre neapolitanische Musteranstalt zum Theil aus eigenen Mitteln erhält, wurde in diesen Tagen schon deswegen häufiger gedacht, weil sie in Edinburgh überall hochgeschätzt und der Gemahlin meines Gastfreundes, des Lordadvocaten nahe verwandt ist. Miß Archer ist aus Edinburgh gebürtig.

Ich rechnete es mir zu besonderer Ehre, nachdem Sir Ughtred seinen

Digitized by Google

Vortrag geendet hatte, in der Erziehungsabtheilung des Congresses einen Bericht über die Gründung, Entwickelung und Zweckbestimmung des Victoria-Lyceums zu geben und daran den Wunsch zu knüpfen, daß diese Schöpfung einer schottischen Dame auch in ihrer Heimath die wohlverdiente Anerkennung und Förderung finden möchte. Ich habe es nicht direct ausgesprochen, aber lebhaft gewünscht, daß die Aufmerksamkeit solcher Personen, die sich nach einem geeigneten Stiftungszwecke umthun, auf diese Anstalt fiele, deren Fortbestand bis jetzt durchaus an die Gründerin selbst geknüpft erscheint. Das Victoria-Lyceum in Edinburgh zu schildern, war für mich schon deswegen besondere Veranlassung gegeben, weil nicht selten Töchter aus den besten Familien der Stadt deutsche Erziehungsinstitute besuchen. Innerhalb derjenigen Gesellschaftskreise, die mir zugänglich sind, fand ich unter je drei jüngeren Damen regelmäßig zwei, die deutsch lesen oder verstehen, und eine, die des Deutschen mächtig ist. Man hat in Elsaß-Lothringen den feindseligen Einfluß der Frauen auf deutscher Seite würdigen gelernt. Auch die Urtheile der Engländer über Deutschland, die man nicht vornehm zu ignoriren hat, sind zu einem erheblichen Theile durch die gebildeten Frauen mitbestimmt, denen deutsches Leben weitaus besser bekannt ist, als englischen Männern. Gelänge es, Engländerinnen in größerer Anzahl zum Zwecke ihrer Ausbildung durch Stiftungen oder Freistellen an das Berliner Victoria-Lyceum zu ziehen, so wäre damit ein Nutzen gestiftet, der nach verschiedenen Richtungen hin bemerkbar sein würde.

Lord Reay, der meinen Vortrag mit seiner Gegenwart ehrte und während seines Besuches in Berlin das Victoria-Lyceum besichtigt hatte, rühmte zu meiner großen Genugthuung dessen Leistungen und versicherte, daß dasselbe des Namens würdig sei, den seine hohe Beschützerin ihm geliehen. Dieses Zeugniß war von besonderem Werthe in einer Versammlung, die heute mehr als an voran gegangenen Tagen zum Mittelpunkt für die Autoritäten des schottischen Erziehungs- und Bildungswesens geworden war.

Vermuthlich hatte man erwartet, daß der nachfolgende Vortrag eines Edinburgher Professors Gelegenheit zu wichtigen Streitfragen bieten würde. In der That war es so. Professor Laurie sprach über Verwaltung und Leitung der Mittelschulen in einer Auffassung, die ich die continentale und rein fachmännische nennen könnte. Er verwarf die Beaufsichtigung der Mittelschule durch gewählte Collegien, die aus der Klasse wissenschaftlich unerfahrener Steuerzahler entspringen, empfahl die Einsetzung technischer Schulbehörden, einer schottischen Oberaufsichtsinstanz und eines Unterrichtsministeriums in London. In Deutschland würde unter hundert Schulmännern auch nicht einer gewesen sein, der gegen diesen Gedankengang etwas eingewendet hätte. In Edinburgh fand sich heute nicht Einer, der dem Professor zugestimmt hätte. Es schien, als ob er an dem überlieferten Heiligthume sich vergriffen hätte; er kam in der Discussion arg zu Schaden. Noch schlimmer wird es ihm in der Presse ergehen, wenn morgen verlautet, daß er von der plebs unter den Wählern der Schulaufsichtsräthe gesprochen hat. Sir George Campbell, ein liberales Mitglied des Unterhauses, sprach einen allgemeinen Grundsatz des Verwaltungsrechts aus,

Digitized by Google

wegen dessen er seinerseits auf dem Continente das Schicksal erlitten haben würde, das dem Professor Laurie heute hier widerfuhr. Er sagte nämlich: „Nichts wäre so schlimm, wie wenn eine Fachbehörde nur von Fachmännern beaufsichtigt werden sollte. Alle Fachmänner hätten eine natürliche Einseitigkeit und Beschränktheit in ihren Auffassungen. Auch eine volksmäßige Aufsicht könne Schattenseiten haben. Aber der richtige Grundsatz eines freien Staatswesens sei, daß Fachbeamte vom Volke selber controlirt werden".

Die durch Professor Laurie's Vortrag hervorgerufene und für ihn unglücklich verlaufene Debatte war für mich auch in politischer Hinsicht merkwürdig. Sie zeigte in besonders scharf gezogenen Linien, was bei anderen Gelegenheiten für den Fremden nicht so anschaulich hervortritt: Das starke Selbstgefühl der Schotten gegenüber den Engländern und die entschiedenste Abneigung gegen jeden Versuch der Verwaltungscentralisation in London, obwohl ein praktisch haltbarer Grund zu Befürchtungen gar nicht vorliegt und es in höchstem Maße Anerkennung verdient, daß das englische Parlament in allen schottischen Angelegenheiten die höchste Zurückhaltung zu üben pflegt. Es giebt hier nicht wenige Leute, welche ein hohes Maß von Localpatriotismus besitzen. Bei Sir Walter Scott äußert sich diese vaterländische Begeisterung jedesmal, wenn seine Helden das schottische Bier als das beste der Welt preisen, obschon deren Lippen wahrscheinlich niemals durch einen Tropfen fremden Bieres berührt worden waren. Ein Namensvetter des großen Romandichters, Herr Scott, der sich an den Congreßverhandlungen betheiligt, hat mit großer Zuversicht behauptet, zwischen einem schottischen Mädchen und einer Engländerin bestehe in musikalischer Hinsicht ein ganz unglaublicher Unterschied. Das schottische Mädchen habe mehr Gefühl, mehr Poesie und mehr Melodie in sich als zwanzig englische Mädchen zusammengenommen. Diese von zahlreichen englischen Damen vernommene Versicherung war vielleicht nicht sehr rücksichtsvoll. Ob sie richtig ist, muß ich so lange dahin gestellt sein lassen, bis es dem technischen Genie eines Siemens gelungen sein wird, außer seinem verbesserten Alkoholometer noch ein Instrument zu erfinden, das ohne Anstandsverletzung auf schottische Mädchen angewendet und von dem Erfinder vielleicht als Bathometer für poetische und musikalische Begabungen bezeichnet werden könnte.

Die Betheiligung an den Unterhandlungen der Erziehungs-Abtheilung beraubte mich der Möglichkeit, den Debatten beizuwohnen, die während des Vormittags unter den Gefängnißreformfreunden stattgefunden hatten. Es handelte sich um ein Thema, das in England niemals von der Tagesordnung verschwindet: Die Behandlung jugendlicher Delinquenten. Regelmäßig kommt dabei das Verhältniß zur Sprache, das zwischen den sechs verschiedenen, gegenwärtig gegebenen Mitteln der Einwirkung stattfinden soll: Geldbuße, Verweis, Gefängnißstrafe, Arbeitsschule (industrial schools), Besserungsschule (reformatory school) und körperliche Züchtigung.

Da gegen den Schluß der Debatten, bei denen ich zugegen war, von der Prügelstrafe die Rede war, so beschränke ich mich auf diesen einen Punkt. Leider hat er auch für Deutschland ein gewisses Interesse. Die Apostel der körperlichen Züchtigung mehren sich bei uns in bedenklicher Weise. Während

Digitized by Google

die Bewunderung für die freien Staatseinrichtungen der Engländer unter uns im Schwinden ist, wächst die Zahl Derer, die das Heil der Zukunft im Köpfen und Prügeln erblicken. Eine Agitation für die Wiedereinführung der körperlichen Züchtigung gehört eben so sehr zu den Möglichkeiten, wie die Sehnsucht nach anderen Dingen, die man vor zehn Jahren für immer abgethan glaubte. Schon jetzt hat das Wort „Humanität" einen bitteren Beigeschmack bekommen, und der Glaube an die Berechtigung idealer Bestrebungen gilt in den Augen nicht blos erfahrener Landwirthe, sondern auch hochgelahrter Juristen als ein Anzeichen hysterischer Sentimentalität. Prügel bedeutet die „Weihe der Kraft".

Eine wiederholentlich in England von mir gemachte Erfahrung bestätigte sich auch heute. Es sind in England gerade weichherzige Naturen, die aus Furcht vor den nachtheiligen Wirkungen der Gefängnißstrafe bei unerwachsenen Personen der Züchtigung das Wort reden. Eine durch ihre Humanität ausgezeichnete Frau, Mrs. Meredith, empfahl die Leibesstrafe und verstieg sich zu dem sonderbaren Vorschlag, man möge die Eltern vorladen und diese an der Gerichtsstelle dazu nöthigen, ihre Kinder nach Vorschrift des Richters durchzuwalken. Mrs. Becker wünscht, daß erforderlichen Falls das Gericht die Bestrafung selbst bewerkstelligen möchte. Auf der andern Seite weist ein erfahrener Richter, Sheriff Spens alle derartigen Vorschläge zurück, indem er die gerichtliche Anordnung der Prügelstrafe auf unerwachsene Personen als schädlich und gefährlich bezeichnete. Angesichts der prügelfreundlichen Damen, deren Zartgefühl gar nicht in Frage gestellt werden darf, erinnerte ich mich einer Volksschullehrerin, die ein schönes Surrogat der Prügelstrafe erfunden hat. Da diese in Massachusetts unzulässig ist, verfiel sie darauf, widerspenstigen Schuljungen die Hosenträger auf dem Rücken abzuknöpfen und von hinten durch eine Schüssel kalten Wassers außer denjenigen Gegenden, die bei der Prügelstrafe natürlich in Betracht kommen, auch die Oberschenkel und Kniekehlen abzukühlen, was einen heilsamen Schrecken verursacht haben soll.

Nach dem jetzigen Stande der englischen Gesetzgebung ist Auspeitschung (Whipping) zulässig bei männlichen Delinquenten unter sechszehn Jahren. Der Gerichtshof muß die Zahl der Hiebe und das anzuwendende Instrument bestimmen. Personen unter vierzehn Jahren genießen eines Rabattes, insofern sie nur ein Mal vierzehn Ruthenhiebe empfangen sollen.

Was erwachsene Verbrecher anbelangt, so sollen zunächst diejenigen höchstens zu drei verschiedenen Malen ausgepeitscht werden, die nach der Königin schießen oder schlagen. Zu Anfang der sechsziger Jahre wurde alsdann die Prügelstrafe auf die bekannten Fälle des Garottirens angedroht.

Das für Erwachsene dieser Art, sowie für Soldaten und Matrosen bestimmte Instrument ist die oft genannte „Katze". Im Sommer 1879 litt die Regierung an einem „neunschwänzigen Katzenjammer", d. h. sie empfand lebhafte Beängstigungen, daß bei der damals festzustellenden Militärstrafgesetzgebung (Army Regulation Bill) die „neunschwänzte Katze" gestrichen werden würde und sah sich zu erheblichen Zugeständnissen an die Opposition genöthigt.

Digitized by Google

Der „durchschlagende" Grund für die Beibehaltung der ehemals auf 50, jetzt auf 25 Hiebe beschränkten Auspeitschung scheint der gewesen zu sein, daß nach der Versicherung des Militairdepartements solche Soldaten, die der Prügelstrafe entzogen würden, erschossen werden müßten. Erschießung eines englischen Soldaten bedeutet aber nicht Beseitigung eines durch allgemeine Wehrpflicht zu ersetzenden Menschen, sondern auch gleichzeitig die Tödtung einer respectablen Geldsumme, die als Werbegeld gezahlt worden ist: Ein Argumentum ad — pecuniam.

Die bezüglich der Prügelstrafe am 3. Juli 1879 im Unterhause geführte Debatte heißt allgemein die „Katzenschlacht". Bei dieser Gelegenheit kam es zu einem höchst interessanten Streit über die Art der angewendeten Katzen. Das Cabinet hatte sich geweigert, die auf der Admiralität in einem versiegelten Umschlage aufbewahrte „Normalkatze" vorzuzeigen, weil die Besichtigung derselben möglicherweise einen bedenklichen Eingriff enthalte und das Recht der Execution, die Länge der Katzenschwänze zu bestimmen, dadurch beeinträchtigt werden könnte. Diese auffallende Weigerung erregte Verdacht. Man behauptete nun, es existire nicht nur die „Admiralitäts-Normalkatze", sondern daneben auch noch ein zweites fürchterliches Instrument, das Wellingtonskatze benannt wird, weil es vom Herzog von Wellington während seiner Amtsführung auf die Admiralität gesendet worden war. Der Regierungsvertreter, Mr. Smith leugnete, daß mehrere Katzen vorhanden seien, und behauptete, daß sich nur eine einzige Species im Gebrauch befinde. Die Neugier war aber inzwischen immer mehr gewachsen. Das Ende war, daß in einem der innern Gemächer des Parlamentsgebäudes am 5. Juli eine „neunschwänzige Katzenausstellung" zur Besichtigung für Mitglieder des Unterhauses veranstaltet wurde.

Bei dieser Gelegenheit stellte es sich nun heraus, das Mr. Smith sich wirklich im Irrthum befunden hatte. Ausgestellt waren vier verschiedene Species der neunschwänzigen Katze. Erstens die „approbirte Flottenkatze" (approved Navycat) für die Mannschaft an Bord von Ihrer Majestät Schiffen. Zweitens die „Wellingtonskatze", die denselben Zwecken diente, aber jetzt nicht mehr angewendet wird. Drittens, die Meerkatze, für Schiffsmannschaften, die gelandet und für die Landarmee (Marine Cat). Viertens: Die „gemeine Haus- und Gefängnißkatze (Prisons Cat) für Strafgefangene. Daß die Landarmee mit der „Meerkatze" traktirt wird, scheint auf den maritimen Ursprung des Instrumentes hinzuweisen. Wahrscheinlich war es ein Seeungeheuer, das von der Flotte ans Land gebracht wurde und dann im Wege der Strafzuchtwahl zu der höheren Formation einer Amphibie aufstieg.

Wenn ich vorhin von dem „neunschwänzigen Katzenjammer" sprach, so muß ich diese Wortbildung mit dem Gesetze der Anpassung entschuldigen, das nicht bloß in der Zoologie sondern auch in der Sprachbildung wirkt. Es ist unleugbar, daß deutsche Auswanderer in Nord-Amerika sehr bald die Reinheit ihrer Sprache einbüßen. Ich verspüre die Macht dieses Gesetzes bereits, nachdem ich eine Woche in dem Inselande zugebracht habe und behaupte, daß unter der Herrschaft des sprachlichen Anpassungsgesetzes meine Wortbildung eben so correct ist, wie diejenige, in der wir das Habitual Drunkards

Digitized by Google

Committee durch „gewohnheitsgemäße Säufercommission“ wortgetreu wiedergeben.

John Bright, der zur Zeit der „Katzenschlacht“ für eine Beschränkung der Prügelstrafe eingetreten war, versicherte eine Thatsache, die der Prüfung der ärztlichen Sachverständigen überwiesen werden mag. Er behauptete, daß eine große Anzahl von Hieben deswegen entbehrlich sei, weil die ersten Hiebe nach der Beobachtung der Fachkenner die schmerzhaftesten seien. Abgesehen von späterhin etwa eintretender Bewußtlosigkeit, dürfte diese Wahrnehmung wohl etwas zweifelhaft sein.

Man weiß, daß begeisterte Anhänger des Zellensystems sich auf einige Tage oder gar einige Wochen einsperren ließen, um die streitig gewordenen Wirkungen der Einzelhaft an ihrem eigenen Gemüthsleben zu studiren. Um die theoretische Streitfrage wegen der Wiedereinführung der Prügelstrafe und der Auswahl des passenden Instrumentes zu lösen, wäre es wünschenswerth, wenn die patriotischen Deutschen, die die körperliche Züchtigung anpreisen, mit einer Empfehlung des auswärtigen Amtes versehen, im Interesse der Wissenschaft sich freiwillig nach London begeben und die verschiedenen Katzenspecies an sich selbst praktisch erproben möchten. Eine „internationale, neunschwänzige Katzen-Untersuchungscommission“ wie der Titel im Englischen zu lauten hätte, würde sich um die Gesetzgebung und die Wissenschaft einiges Verdienst erwerben. Trotz aller angewendeten Bemühungen ist es mir beispielsweise nicht gelungen, zu erforschen, warum englische Schiffsmannschaften, wenn sie an Bord sind, mit einer anderen Katze tractirt werden, als wenn sie sich am Ufer befinden.

Sollte die von mir befürwortete Untersuchungscommission auf Grund der an ihren Mitgliedern gemachten Erfahrungen sich für die ehemalige Wellingtonskatze entscheiden, so würde freilich aus nationalen Gründen eine andere Bezeichnung um so eher einzuführen sein, als der eiserne Herzog, abgesehen von seinen zahlreichen Denkmälern, bereits genügende botanische Ehren in der Wellingtonia genießt und zoologische Erinnerungszeichen sehr gut entbehren kann. Ich würde meinerseits vorschlagen, daß der künftighin im Eichungsamte zu Berlin aufzubewahrenden deutschen Reichskatze der Name desjenigen Patrioten beigelegt wird, der sich um die Wiedereinführung der Prügelstrafe die größten Verdienste erworben haben wird.

Für den Nachmittag war ich zu einem Meeting eingeladen, das die englische Sonntagsgesellschaft im Royal Hôtel angekündigt hatte. Dasselbe hatte den erfreulichsten Verlauf, indem die Anwesenden mehrere Resolutionen einstimmig annahmen, durch welche die Oeffnung der Museen, Kunstsammlungen, Bibliotheken, öffentlichen Gärten an Sonntagen verlangt, die Ausdehnung der in London und Dublin gemachten Zugeständnisse auf Edinburgh vom Parlamente gefordert und die Begründung einer diesen Bestrebungen dienlichen Sonntagsgesellschaft für Schottland angekündigt wurde.

Den Vorsitz führte ein Geistlicher der Schottischen Kirche, Rev. John Glasse. Sein Vortrag zeichnete sich durch ruhige Würde aus. Er zeigte, daß

Digitized by Google

der Religion und der Kirche durch Veredlung der Volksunterhaltungen nur Vortheil erwachsen könne, der strenge Sabbatharianismus nicht christlichen, sondern pharisäischen Ursprungs sei und die Vorenthaltung von Kunstgenüssen nur roher Sinnlichkeit Vorschub leiste. John Knox und Calvin seien von der puritanischen Strenge der späteren Theologen durchaus entfernt gewesen. Von John Knox ist bekannt, daß er Sonntags ohne Gewissensscrupel Kegel spielte und Einladungen zum Mittagessen annahm.

Einen weniger ruhigen Verlauf hatte die Erörterung derselben Frage in den Vormittagsdebatten der Abtheilung für Kunstpflege genommen. Einige Prachtexemplare der Geistlichkeit waren dabei aufgetaucht und hatten versucht, die Verhandlungen zu stören.

Wissen Sie, was einer meiner Freunde mir auf dem Heimwege erzählte? „Zum ersten Male in meinem Leben ist es mir vorgekommen, daß der Vorsitzende einer Gesellschaft, die zu einer sachlichen Discussion versammelt war und in der eine große Anzahl von Damen aus den besten Kreisen von Edinburgh anwesend war, förmlich dazu beglückwünscht wurde, daß es nicht zu einer Rauferei gekommen ist. Etliche Reverends setzten den Respect vor dem Präsidenten ganz bei Seite und schienen nicht übel Lust zu haben, einen Faustkampf zu beginnen. So eine Pastorenschlacht hätte sich herrlich ausgenommen und wäre eines Hogarth würdig gewesen. Es ist unglaublich, welche Auffassungen von Kunst und insbesondere von der Malerei in den Köpfen mancher geistlicher Herren sich behaupten. Ein Gemälde an einem Sonntag betrachten, heißt für sie einen sinnlichen, verwerflichen und heidnischen Genuß suchen. Ein großartiges Entsetzen ergriff die frommen Gemüther dieser Eiferer, als unser Präsident versicherte, einen Bischof der englischen Staatskirche in seinem Londoner Clubhause Sonntags Vormittags bei der Zeitungslection und einem Gläschen Sherry getroffen zu haben. Der würdige Professor Macgregor warnte vor der Entweihung des Sonntags und bedrohte die englischen Congreßmitglieder durch die Erinnerung, daß dreißigtausend Engländer seit bereits fünfhundert Jahren auf dem Schlachtfelde von Bannockburn begraben liegen. Wie sehr bedauere ich, daß Sie diesen würdevoll komischen Debatten nicht beigewohnt haben!"

Bannockburn ist noch heute der Schlachtruf der eifrigen Sabbathfreunde. Diese große am 23. Juni 1314 von Robert Bruce ausgefochtene Sonntagsschlacht wurde nämlich von den damals katholischen Schotten nach der Auslegung mancher geistlicher Herren deswegen gewonnen, weil die von Eduard II. geführten Engländer so gottlos waren, am Sonntag anzugreifen und weil die protestantischen Schotten seit dem 17. Jahrhundert den Sabbath gewissenhafter beobachten als die Anhänger der englischen Staatskirche. Die Vorsehung ließ also im vierzehnten Jahrhundert die Schotten einen Sieg gewinnen, weil ihre Nachkommen dreihundert Jahre später die Engländer in der Strenge der Sonntagsfeier überflügelten. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

**„Frauen-Liebe und Leben"** — **„Lebens- und Liebesbilder"** von A. von Chamisso. Illustrirt von Paul Thumann. Verlag von A. Titze in Leipzig.

Gelegentlich des letzten dreißigsten Januars, da ein bescheidener Kreis sonst stiller Verehrer den hundertjährigen Geburtstag Chamissos beging, hat man nicht verfehlt, die in solchem Falle übliche Mahnung an das deutsche Volk — oder doch an Jeden, der es hören wollte — zu richten: man möge doch nicht so undankbar sein, die Werke dieses unseres Adoptivdichters so wie heute und immer mehr in Vergessenheit gerathen zu lassen. Es ist eine Thatsache, daß eine solche Mahnung, von berufener oder von unberufener Seite, durchschnittlich drei mal im Jahre an uns ergeht: dazu ist ja glücklicherweise unsere Literaturgeschichte reich genug an Daten, und es kann sich fast Jeder, den eine solche Aufgabe reizt, seinen Specialdichter herausfuchen, um im rechten Augenblick alle Welt auf den Verkannten aufmerksam zu machen. Und es giebt wirklich eine Anzahl „Gelehrter", die es darin zu einer gewissen Specialität gebracht haben! — Zu den völlig Vergessenen, förmlich Verschollenen gehört nun allerdings Chamisso nicht — und es wäre in der That ein arges Unrecht, wenn dem anders wäre! Im Gegentheile: von seinen Dichtungen hat sich eine höchst stattliche Anzahl lebendig erhalten. Salas y Gomez, Schloß Boncourt, die Wäscherin, nicht am Wenigsten das Lied vom Zopf haben sich bisher eine unverkümmerte Frische bewahrt und sind einem Jeden, mögen ihn auch sonst seine Lebenswege abseits von der Literatur führen, mindestens als Jugenderinnerungen bekannt. Das ist immerhin eine recht beträchtliche Anzahl, und wer, außer den Größten, die doch auch nicht all' ihre dicken Bände in die Ewigkeit des Nachruhms hinüberzuschmuggeln vermocht haben, kann sich denn eigentlich eines reicheren Schicksals rühmen? Chamisso selber ist bescheidener gewesen. Da ihm sein ältester Knabe — als Tertianer etwa — triumphirend erzählte: er und seine Klassengenossen hätten die Anfgabe bekommen, die Wäscherin auswendig zu lernen — erwiderte er lächelnd: nun seien ihm doch wenigstens dreißig Jahre Nachruhm

Digitized by Google

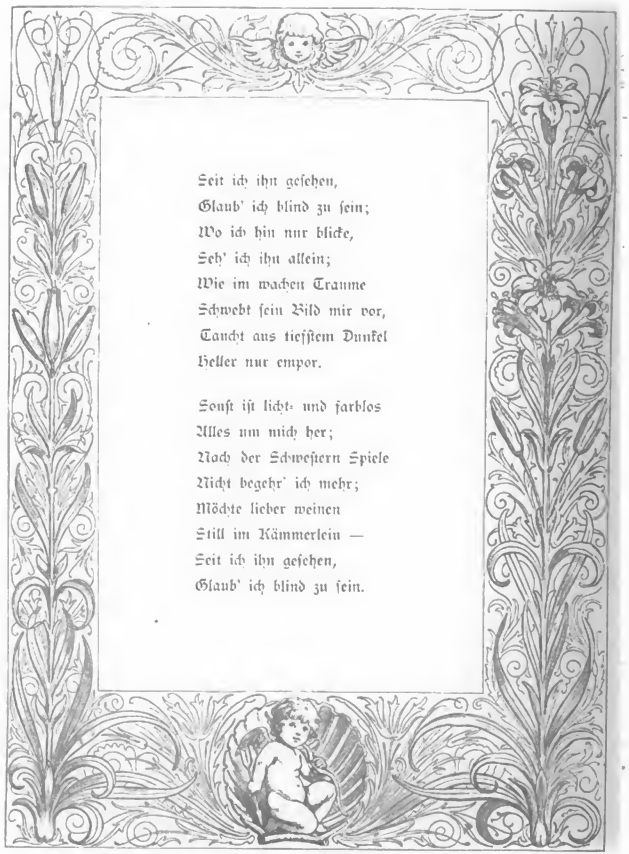
gewiß. Daß er darin sich und sein Publikum unterschätzte, hat sich ja nun herausgestellt; allein andererseits ist es doch ein höchst mißliches Unterfangen, die jetzige Zeit nachträglich für sein ganzes Werk interessiren zu wollen.

Chamisso hat, wie gesagt, Einiges geschrieben, was sich rasch in allen Herzen eingebürgert hat; aber im Allgemeinen ist er wohl auch bei seinen Lebzeiten nicht so bekannt gewesen, wie manchmal angenommen wird. Der Kreis seiner Verehrer war wohl niemals so recht eigentlich universell, wie das bei Uhland, bei Heine der Fall gewesen ist. Und es ist natürlich, daß dieser Kreis sich allmählich zusammenzieht, jedenfalls wahrscheinlicher, als daß er sich noch wesentlich erweitern sollte. Denn es mag wohl einen Dichter das Unglück treffen, daß seine Zeitgenossen ihn unterschätzen; aber mag dann auch eine spätere Generation gerechter gegen ihn sein: eine eigentliche, warme Beliebtheit wird er nachträglich schwerlich mehr finden. Traurig für den verkannten Dichter, aber unabänderlich: lebendiges Interesse und unmittelbares Verständniß findet man nun einmal nur bei den Mitlebenden; alles Spätere enthält eine Beimischung historischer Reflexion, die jede Theilnahme ein wenig abkühlt. Es sind nur die Allergrößten, es ist nur aller Jahrhunderte oder noch seltener Einer, der wirklich für die Ewigkeit schafft, dessen Kunst den Stempel ausschließlich reiner Menschlichkeit, der sich ja nimmer verwischt, trägt und nicht die verschlissenen Züge einer bestimmten Epoche.

Und Chamisso gehörte einer Zeit an, die uns schon, beinahe der nächsten Generation, fremd zu werden anfängt. Seine Jugendjahre haben merkwürdigerweise wenig Früchte gezeitigt, die der Aufmerksamkeit des Literaturfreundes werth wären. Er hat sich sehr langsam entwickelt, und seine Vaterlandslosigkeit, die ihn nicht theilnahmlos aber unparteiisch zwischen zwei ringenden Völkern zu stehen zwang, entzog ihn auch den mächtigen Einwirkungen des Weltkrieges, der an die Brust so vieler seiner Altersgenossen hämmerte, bis der lyrische Quell daraus hervorsprang. Nur der Schlemihl verdankt jener Zeit seine Entstehung — eine Symbolisirung des eigenen drückenden Geschicks. Dann kam für ihn die große, wissenschaftlichen Zwecken geweihte Reise um die Welt, von der er, beinahe ein Vierzigjähriger, völlig durchgereift heimkehrte, auf der er aber auch noch nicht den Ton der eigenen Brust deutlich vernommen hatte. In der neuen Heimath Berlin, in dem endlich auch äußerlich gefestigten Gelehrtendasein, im Schimmer später Liebe und der Wärme hochbeglückter Häuslichkeit brachen endlich die Keime seiner Dichtung in üppiger Fülle an's Licht. Aber es war eine elende, eine tiefkranke Zeit, die der zwanziger und dreißiger Jahre, worein er mit seinem Schaffen trat. Jedes große, allgemeine Interesse, jeder höhere Aufschwung, wurde von dem Drucke niedergehalten, den eine wortbrüchige Reaction ausübte. Kaum daß sich die ersten Spuren eines wirklichen, gesunden Ankämpfens dagegen zeigten: noch leuchte Alles kraftlos von dem Ringen gegen die Freundherrschaft, aus dem die Unsern siegreich, aber geistig und materiell verarmt hervorgegangen waren. Unsere Dichtung hatte die Bahnen verlassen, welche die großen Geister des vorigen Jahrhunderts vorgezeichnet hatten, auf denen, angestaunt und fast vergöttert in seiner Erhabenheit, aber einsam Goethe noch seine letzten Schritte wandelte. Die Romantik, die Richtung auf das Mittelalter war das Wort des Tages geworden. Und wenn sie bei uns wenig Werthvolles gezeugt, wenig besonders im Vergleich zu dem, was diese Bewegung bei anderen Völkern, besonders bei den Franzosen hervorgebracht hat, so hat sie mindestens im Verhältniß zu ihrer Unfruchtbarkeit gar zu lange geherrscht.

Vor Allem zu lange für Chamisso: ihn hat sie noch überlebt. Freilich wird es Niemandem einfallen, ihn zu den Romantikern im eigentlichen Sinne des Wortes zu zählen; dazu war seine Natur zu gesund im Kern und sein Geist zu frei; sein Blick reichte über die Grenzen einer rein nationalen Anschauung hinaus. Aber er hat doch auch dem Banne seiner Zeit sich nicht entziehen können, vor Allem auch nicht die Freiheit gewonnen, die ihn über den Zwang der allgemeinen Zustände hinausgehoben hätte. So trägt ein fast unverhältnißmäßiger Bruchtheil seines überhaupt nicht gerade

Digitized by Google

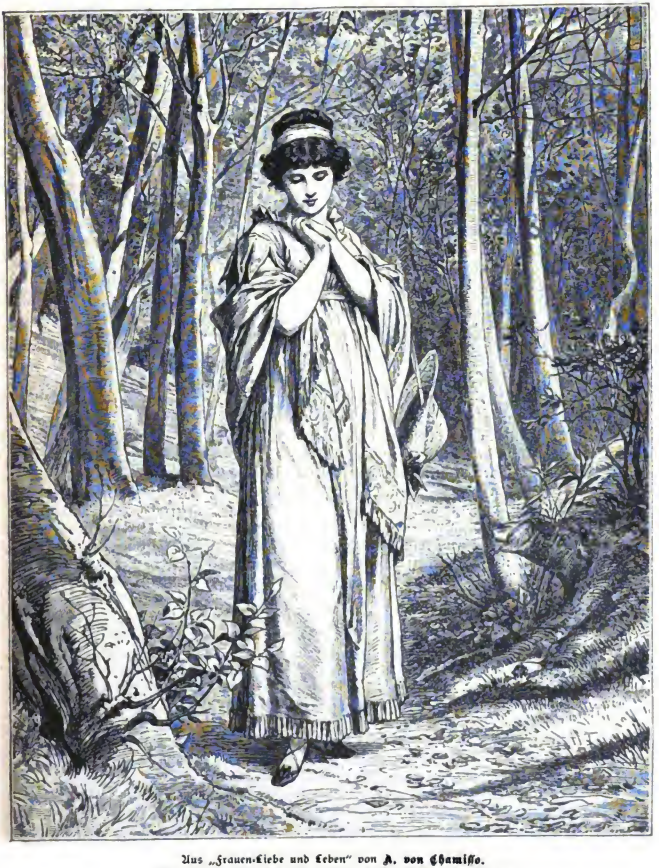


Seit ich ihn geſehen,
Glaub' ich blind zu ſein;
Wo ich hin nur blicke,
Seh' ich ihn allein;
Wie im wachen Traume
Schwebt ſein Bild mir vor,
Taucht aus tiefſtem Dunkel
Heller nur empor.

Sonſt iſt licht- und farblos
Alles um mich her;
Nach der Schweſtern Spiele
Nicht begehr' ich mehr;
Möchte lieber weinen
Still im Kämmerlein —
Seit ich ihn geſehen,
Glaub' ich blind zu ſein.

Verlag von Adolf Titze in Leipzig.

Digitized by Google



Aus „Frauen-Liebe und Leben“ von **A. von Chamiſſo.**
Illuſtrirt von Paul Thumann. Verlag von A. Titze in Leipzig.



Digitized by Google

umfangreichen Schaffens allzusehr die Spuren jener Epoche, als daß man sich desselben ganz ungetrübt erfreuen könnte. „Chamisso's Gedichte" durchzulesen, das heißt, den ganzen Band, der diesen Titel trägt, ist heutzutage schon eine Aufgabe, der sich nur der unterzieht, welchen ein sehr ernsthaftes Interesse an unserer Nationalliteratur dazu zwingt. Ein anderer wird sich auch von den wärmsten und aufrichtigsten Mahnworten nicht überzeugen lassen, daß ein solches Studium nicht nur eine Pflicht der Dankbarkeit, sondern auch eine Quelle des Genusses werden könne.

Es soll damit freilich keineswegs gesagt sein, daß mit den obengenannten Gedichten Chamissos, der Wäscherin, dem Schloß Boncourt u. s. w. die Reihe derjenigen erschöpft sei, die eine lebendige Theilnahme verdienen. Jener hat noch mancherlei hervorgebracht, was jederzeit zu den köstlichsten Perlen deutscher Poesie zählen wird. Die Frage ist nur, wie man auf dieses die Aufmerksamkeit der Leserwelt wieder hinlenken soll; denn damit, daß sie existiren, und daß man sie dem Publikum nennt, ist wenig geholfen: sie wollen wirklich zugänglich gemacht sein, damit sie wirklich gelesen werden. Auf den Band „Gedichte" hinzuweisen, wäre wohl schon aus dem eben angedeuteten Grunde ein vergeblicher Versuch — wie denn überhaupt die Einrichtung, daß Jedermann gleich seine „Gesammelten Dichtungen" herausgiebt, ein wahrer Ruin für unsere Poesie ist. Wie viel Schönes wird in diesen Sarkophagen „eleganten Einbandes" zur Mumie! Denn wer mag sich um eines einzigen Glücksfundes willen daran wagen, so viel werthlosen Ballast in den Kauf zu nehmen? Nun existiren freilich die Anthologien, deren Rahmen sich gerade zur Aufnahme unbekannt gebliebener oder gewordener kleiner Meisterwerke eignete; aber wie sie zusammengestellt werden, das ist nur zu bekannt und oft genug beklagt worden. Mit wenigen rühmlichen Ausnahmen druckt die Eine nach, was sie in der Anderen gefunden hat; und wenn man in zehn von ihnen das Inhaltsverzeichniß durchblättert, wird man gewiß sein dürfen, unter dem Namen Chamisso eben nur die Wäscherin, Schloß Boncourt u. s. w. zu finden — selten, daß sich einmal die literarische Bildung des Herausgebers in der Aufnahme eines weniger trivial gewordenen Gedichtes documentirt.

Eine weit bessere Idee, besonders zweckmäßig, um eine Reihe Chamisso'scher Gedichte bei einem weiten Publikum einzuführen, hat die Verlagshandlung von Adolf Titze in Leipzig in's Werk gesetzt. Schon vor Jahresfrist (im December 1879) ließ sie einen abgeschlossenen Liedercyklus **(Frauen-Liebe und Leben)** in einer Prachtausgabe erscheinen; und nachdem ein glänzender buchhändlerischer Erfolg sich ungewöhnlich rasch eingestellt, ließ sie dem ersten Cyklus im December 1880 einen zweiten **(Lebens-Lieder und Bilder)** folgen. Wer jene beiden Liederkränze kennt, der weiß, daß sie das Herrlichste sind, was Chamisso in ihrer Art hervorgebracht hat, daß der eine sich durch den rein menschlichen Ausdruck des beseligendsten Gefühls, der andere durch innige und einfache Darstellung des Familienlebens auszeichnet, daß ihre poetische Schönheit ihnen einen Platz im Juwelenschrein unserer Lyrik anweist. Hier hat Chamisso einen Stoff gefunden, worin er sich zwanglos ergehen kann, und so ist es ein voller, ungebrochener Ton, der aus ihnen herausklingt. Die wunderbare Tiefe seines Gemüthes, die ihn, nachdem sie ihm erst das Aufgeben der eigenen Nationalität und den Uebergang in die fremde herzlich erschwert, schließlich voll und ganz zum Deutschen werden ließ, befähigt ihn ganz besonders zur Bewältigung der hier gewählten Aufgabe. Und sogar eine gewisse Sprödigkeit seiner dichterischen Sprache, durch die er sonst hin und wieder doch immer noch daran erinnert, daß er eigentlich ein Ausländer ist: hier bemerkt man sie kaum — oder besser gesagt, sie wirkt nicht störend — denn was er hier zu sagen hat, das läßt sich eben mit Worten in keiner Sprache ganz aussprechen. — Rein menschlich ist das Geschilderte; aber es erinnert doch fortwährend, wie eine gute Dichtung das soll, an die Stimmungen und Anschauungen, an die Gewöhnungen der Entstehungszeit. Einer Zeit, die vielfach ärmlich an großen Empfindungen erscheint, die uns aber doch rührt durch den unentwegbaren Idealismus, womit die Besseren wenigstens die allgemeine Noth tragen.

Digitized by Google

Die Zeichnungen, womit Paul Thumann die Titze'sche Ausgabe geschmückt hat, sind wohl längst überall bekannt. Thumann ist ja der allgemeine Liebling; und

Aus „Lebens-Lieder und Bilder" von **A. von Chamisso.**
Illustrirt von Paul Thumann. Verlag von A. Titze in Leipzig.



Digitized by Google

er hat sich diesmal fast selbst übertroffen — so ist der Beifall, den er diesmal gefunden, kein Wunder. Interessant ist es, diese Bilder mit jenen zu vergleichen, welche er einst für die Grote'sche Chamisso-Ausgabe geliefert hat. Der Unterschied ist gradezu überraschend. Thumann ist ein ausgezeichneter Illustrator, aber es scheint fast, als ob er hier eine ganz besonders sympathische Aufgabe gefunden hätte: diese Gestalten in der Tracht des Kaiserreichs sind ausnehmend zierlich und anmuthig, und die landschaftlichen Hintergründe, wo er deren anbringt, sind überaus fein in der Stimmung abgepaßt. Indeß hat er sein Talent nicht auf die Figurenbilder beschränkt; die beiden Werke schmücken Randleisten von der reichsten Erfindung (man sehe nur den reizenden Schelm in der Cartouche am Fuße unserer Probe!) und Vignetten, deren Grazie daran erinnert, daß Thumann auch auf diesem Gebiete zu den ersten Künstlern unserer Zeit gehört und seine Werke den Vergleich mit denen der besten Meister kaum zu scheuen brauchen. Die Holzschnitte, die das Werk enthält, wirkliche, stilvolle Kunstleistungen, stammen aus dem Atelier von Tegetmeyer in Leipzig, der Schnitt der Vollbilder, die wir hier reproduciren, ist von Kaeseberg und Oertel in Reduction ausgeführt — die Buchausgabe hat bekanntermaßen anstatt dessen vorzügliche Lichtdrucke von Bruckmann in München. Zum Lobe der Ausführung braucht kaum etwas gesagt zu werden — sie spricht für sich selber und ist eine hohe Empfehlung für das angesehene Atelier. Das eine der Vollbilder ist dem Cyklus „Frauen-Liebe und Leben" entnommen; den Text, dem es zur Illustration dient, enthält der Rahmen auf der nebenanstehenden Seite. Das andere findet sich in den „Lebens-Liedern und Bildern"; aus dem betreffenden Gedicht seien hier nur die Schlußstrophen, die wundervolle Ansprache an die Geliebte, herausgenommen.

Ich hab' ein Haus mir erbauet,
Begründet es dauerhaft;
Das seh' ich so düster trauern,
Weil nicht in den öden Mauern
Die segnende Hausfrau schafft.

Ich habe mir einen Garten
Bestellt nach allem Fleiß;
Da seh' ich die Rosen erblühen,
Sich härmen und still verglühen,
Von denen die Herrin nichts weiß.

Ich habe von reinem Golde
Bestellt mir einen Ring:
Den Ring — ich zittre verstummend —
Den Ring, Du Reine, Du Holde,
Nimm an den goldnen Ring:

Den Gartenhag und die Rosen,
Das Haus, des Ringes Zier,
Mein Herz und meinen Frieden,
Mein Leben und mein Lieben,
Die leg' ich zu Füßen Dir.

Jene beiden Bücher, denen hier nicht erst Erfolg gewünscht zu werden braucht, da sie sich dieser schon längst selbst erworben haben, sind eine Ehre des Titze'schen Verlags. Es sind keine vulgären Prachtwerke — ihre Ausstattung ist fürstlich reich, aber sie ist dabei eben so geschmackvoll, wie gediegen. Nachdem von dem rein künstlerischen Theil derselben hinlänglich gesprochen, bleibt noch das vorzügliche Papier, schwer wie Pergament, zu erwähnen. Eine Firma, wie Giesecke und Devrient in Leipzig, die eines Weltrufs genießt, hat den Druck übernommen und musterhaft ausgeführt. Der Einband und die damascirten Vorsatzdecken, von den Architekten Hummel und Weidenbach entworfen und von Hübel und Denck in Leipzig hergestellt, sind im besten Stil gehalten und überaus prächtig.

Man muß eben, will man anders gerecht sein, die Namen aller Derer nennen, die sich durch ihre Thätigkeit an dem glänzenden Erfolge eines so unvergleichlichen Werkes betheiligt haben. Für den Liebhaber ist es eine Lust, ein solches Buch zu sehen, und jedem Freunde unserer Literatur muß es eine Genugthuung sein, daß die Werke unserer Dichter endlich eine wirklich würdige Ausstattung finden können.

* Eine Auswahl von Münchener Bilderbogen ist die Publication von Braun und Schneider in München, die sich bescheidener Weise **„Zur Geschichte der**

**Costüme"** betitelt. In der That ist das kleine Buch schon ein ganz hübsches Costümwerk; auf fünfundvierzig Blättern giebt es ungefähr vierhundert Costümfiguren von der Zeit der Aegypter und Assyrer bis hernieder auf die Gegenwart, die durch Darstellungen von Volkstrachten vertreten ist. Auf gelehrte Vollständigkeit darf man natürlich keinen Anspruch erheben, doch wird man die Sammlung in vielen Fällen außerordentlich praktisch finden; für Jemanden, der nachdenken und aus der Tracht auf den Charakter der Zeit zurückschließen kann, ist es jedenfalls interessant, hier das Augenfälligste zusammengedrängt zu finden. Die Zeichnungen stammen von W. Diez, Fröhlich, Hierymsky, M. Heil, Andreas Mutter, Rothbart

Aus „Zur Geschichte der Costüme". Verlag von Braun & Schneider in München.

und Wacker und sind durchweg gelungen, einzelne sogar vortrefflich, Kunstwerke an sich. An der einen Gruppe, die wir herausheben, wird man beurtheilen können, daß wir mit jener Behauptung nicht zu viel sagen, und auch sehen, wie vorzüglich der Holzschnitt ausgeführt ist. Auf die Wiedergabe des Farbendrucks haben wir natürlich verzichten müssen. Wir haben an dem Werke nur eine Ausstellung zu machen, und ihr wird sich leicht abhelfen lassen. Die Buchhandlung hat die einzelnen Bogen so zusammenbinden lassen, wie sie nach der Reihenfolge ihres Erscheinens numerirt sind, ohne auf die Chronologie des Dargestellten Rücksicht zu nehmen. Es macht einen unangenehmen Eindruck und erschwert die Benutzung, wenn die Assyrer beispielsweise hinter den holländischen Volkstrachten und vor den Landsknechten einge-

Digitized by Google

heftet sind. Wir sind überzeugt, daß es blos dieses Hinweises auf die Bequemlichkeit des Publikums bedarf, um die Verlagshandlung zu einer Aenderung zu veranlassen.

* Einmal auf diesem Gebiet, nennen wir noch die **„Phantasiecostüme"** von L. Bechstein, gleichfalls bei Braun und Schneider in München erschienen. Bechstein, der sich in den „Fliegenden Blättern" ein festbegrenztes Gebiet und unter dem Publikum viele Freunde durch die Eleganz erworben hat, womit er die Mode darzustellen und für die Caricatur zu verwerthen weiß, tritt hier ganz in den Dienst der Frauenwelt, die er, ach! so oft lächerlich gemacht hat. Milden Herzens werden die Frauen ihm seine Ruchlosigkeit verzeihen — seine Phantasiecostüme sind gar zu reizend.

**Dornröschen** von L. Bechstein.
Aus „Phantasiecostüme" von L. Bechstein.
Verlag von Braun & Schneider, München.

Auf sechzehn Blättern in ganz beispiellos schönem Farbendruck stellen sie allerlei Maskenfiguren dar: Mythologisches, die Jahreszeiten, Insecten und Aehnliches. Als Probe unterbreiten wir der geneigten Beurtheilung unserer Leserinnen eine Reduction des „Dornröschens". Auf alle die Schönheiten des Blattes, auf die Grazie der Erfindung und die liebenswürdige Manier der Ausführung aufmerksam zu machen, das ist eine Aufgabe, der gegenüber unsere Feder versagt. Zu ihrer Bewältigung gehört die Phantasie und das Ausdrucksvermögen eines Gautier und die Fachkenntniß eines Damenschneiders.

* Die Aufgabe, die sociale Stellung der Frau bei den verschiedenen Völkern und die Verschiebungen zu schildern, welche dieselbe im Laufe der Geschichte bei jenen hat erfahren müssen, — diese Aufgabe ist sicherlich eine der lohnendsten, die ein Schriftsteller finden kann. Und sie bleibt immer noch lockend genug, selbst wenn durch die Bestimmung des Buches, das er schreiben soll für den Familienkreis, seiner Behandlung des Stoffes gewisse Schranken gezogen werden, die ihn manchmal freilich beengen mögen. Schweigger-Lerchenfeld, der das **„Frauenleben der Erde"** im Auftrag des Verlages von A. Hartleben in Wien schildert, hat sich seiner Aufgabe mit vielem Geschick entledigt und ein Buch geliefert, das seinem Zwecke, einer Familie belehrende Unterhaltung zu gewähren, wohl gerecht zu werden weiß. Die Verlagsbuchhandlung hat bei der Ausstattung ihrer Publication zwar nicht eigentlich die Herstellung eines Prachtwerkes im Auge gehabt — denn ein solcher Aufwand würde immerhin die Grenze dessen, was man für ein Familienbuch aufwendet, überschreiten. Auch hat der Zeichner der Illustrationen, A. Wanjura, keine jener virtuosen Darstellungen geliefert, die durch Vollkommenheit der Technik blenden, vielmehr nach möglichster Wahrheit in der Wiedergabe gestrebt, ein Ziel, dem er sich um so leichter nähern konnte, als er auf ausgedehnten Reisen Gelegenheit genug gehabt hat, mit eigenen Augen zu sehen. Als Probe der Art und Weise, wie er seine Aufgabe auf-

Digitized by Google

gefaßt und sich ihrer entledigt hat, geben wir eine Costümstudie aus Schwaben von seiner Hand.

**Schwäbin von Wanjura.**
Aus „Frauenleben der Erde" von Schweiger-Lerchenfeld. Verlag von A. Hartleben in Wien, Pest und Leipzig.

Digitized by Google

* Endlich hat der Ströfer'sche Verlag deutsche Bearbeitungen von drei Kinderbüchern der auch in Deutschland wohl bekannten Kate Greenaway veröffentlicht. Diese Ausgaben rechtfertigen den Ruf dieser Dame und erklären den großen Beifall, den ihre Zeichnungen in England gefunden haben; zugleich ist die Verdeutschung eine so vortreffliche, daß man hoffen darf, die Ströfer'schen Publicationen werden einen wenigstens annähernden Erfolg auch in Deutschland finden. Allerdings nur annähernd, denn im Durchschnitt ist der Deutsche doch nicht reich genug, um seinen Kindern so theure Bücher schenken zu können. Diese hier sind ein ziemlich großer Luxus — sie sind aber auch sehr schön: Die technische Ausführung ist so gediegen, wie man es nur wünschen kann, und die Bilder sind zwar etwas manierirt — allein das wollen Kinder einmal haben, und jedenfalls ist die Manier reizend. Bis jetzt ist erschienen: **„Am Fenster"** mit deutschem Text von Frau Käthe Freiligrath-Kröker, die sich ja eines verdienten Rufes auf dem Gebiete der Kinderschriftstellerei erfreut: 64 Blätter mit Illustrationen in Buntdruck und Versen. Ferner: **„Geburtstagsbuch für Kinder"** ebenso originell wie hübsch: 382 Illustrationen, darunter 12 buntgedruckte Vollbilder und außerdem zu jedem Tage im Jahre ein paar niedlich skizzirte Figürchen. Die beigedruckten Verse hat Helene Binder verdeutscht. Daß hinreichend Raum gelassen ist, die betreffenden Geburtstage einzutragen, ist selbstredend. Die dritte Gabe ist das **„Malbuch** für das kleine Volk" — 112 Holzschnitte zum Coloriren (ein Tuschkasten dazu kann gleich beim Buchhändler bezogen werden), vorn einige colorirt als Muster. Fanny Stockbacher hat als Text ganz sinnige Geschichten und Gedichte verfaßt. Aber das Buch ist eigentlich viel zu hübsch, als daß man es jugendlicher Kunstübungen zum Opfer gebracht sehen möchte.

Der Kunstverlag von Theodor Ströfer in München hat von dem **Liezen-Meyer'schen Faustwerk** eine Volksausgabe in Quart erscheinen lassen. Bilde sich aber Niemand ein, daß diese Volksausgabe eine Art literarisches Aschenbrödel oder Waisenkind sei, wie ja manche von ihres Gleichen: sie ist elegant und höchst würdig und gediegen ausgestattet — ja sie hat, abgesehen von dem Format, vor der Prachtausgabe in Folio ihre entschiedenen Vorzüge. Zunächst sind die Vollbilder, anstatt in Kupfer gestochen, von W. Hecht und W. Krauskopf radirt — und man kann an diesen, vorzüglich ausgefallenen Radirungen sehen, wie sehr viel besser sich diese ungebührlich vernachlässigte Technik zur Illustration eignet, als der Kupferstich. Die Holzschnitte entstammen gleichfalls dem W. Hecht'schen Atelier, die Vignetten der Leisten (übrigens sehr viel reicher, als in der Foliausgabe) sind, wie es dem Faust zukommt, im Geschmack der deutschen Renaissance gehalten. Der Druck der Gebrüder Kröner in Stuttgart ist ausgezeichnet, das Papier straft die gebräuchlichen Vorstellungen von Volksausgaben auf das Energischste Lügen, und der vierfarbige Leinwandband macht dem Weltruf der Herzog'schen Buchbinderei alle Ehre.

Eine andere Publication dieses rührigen Verlegers macht das deutsche Publikum mit der Thätigkeit eines englischen Zeichners bekannt, der bisher fast ausschließlich für den Holzschnitt gearbeitet, auf diesem Felde jedoch Vorzügliches geleistet hat. Das **Birket-Foster-Album** bietet an 150 seiner besten Blätter. Die Reproduction durch Holzschnitt ist in einer Weise gelungen, daß man kaum begreift, wie sich solche Accuratesse mit den bisherigen Vorstellungen von dem in dieser Technik Möglichen in Uebereinstimmung bringen läßt. Georg Scherer hat es übernommen, die den Bildern beigegebenen, theilweise recht schwachen, englischen Gedichte deutsch zu bearbeiten und hat sich dieses undankbaren Geschäfts mit anerkennungswerthem Geschick entledigt.

**Karl Uphues,** Das Wesen des Denkens. 8. 114 S. Landsberg a. W., Schönrocks Verlag. ℳ 3.—

Unter diesem Titel ist soeben ein Werk erschienen, das durch seinen Inhalt vor Allem das Interesse der Vertreter der Philologie und Naturwissenschaft an unseren

Digitized by Google

Lehranstalten in Anspruch nimmt; durch seine allgemein verständliche Vorstellungsweise aber auch die Kreise der Gebildeten aller Richtungen interessiren wird. „Die fortschreitende Naturerkenntniß bedroht die Stellung des Sprachunterrichtes an unseren Schulen, sie will die Grundlage der gedanklichen Durchbildung werden, als welche bisher der Sprachunterricht galt. Wenn die Sprachwissenschaft unserer Tage sich selbst eine naturwissenschaftliche Disciplin nennt und sich der naturwissenschaftlichen Methode rühmt, so scheint der Sieg der Naturwissenschaft nicht zweifelhaft und ihr Anspruch wohl begründet. Aber die Wissenschaft des Sprachbaues ist keine naturwissenschaftliche Methode. Die Wissenschaft des Sprachbaues wird die Grundlage der gedanklichen Durchbildung bleiben". Das ist die Ueberzeugung des Verfassers dieser Schrift, und um diese Uebersetzung zu begründen, sucht er das Wesen des Denkens aus dem Sprachbau, wie er im Satze vorliegt, abzuleiten und den Sprachbau auch für die Ergebnisse der Naturwissenschaft als die Norm des Verständnisses und der Haltbarkeit zu erweisen. Er ist dabei weit entfernt in den Fehler einer durch die wissenschaftliche Entwicklung überwundenen starren und todten Begriffswissenschaft zurückzufallen; der Sprachbau und das Denken ist ihm keineswegs ein von vorn herein Fertiges und Gegebenes, er erkennt vielmehr auch für den Sprachbau und das Denken die Entwickelungslehre in ihrem vollen Umfang an. Die Schrift, ursprünglich Theil eines größeren, die Platonischen Dialoge behandelnden Werkes, will in ihrer jetzigen Gestalt ein Vorläufer und Bahnbrecher für dieses größere Werk sein. Sie enthält die wissenschaftlichen Belegstellen allerdings urkundlich genau, aber doch schlicht und einfach, ohne alle wissenschaftliche Prätension. Die Ausstattung des Buches ist gut.

**Martino Roeder**, italienische Dichter- und Künstlerprofile. Kritische Essays. 8. 272 S. Leipzig 1880. L. Senf. ℳ 3.—

Bei dem Interesse, welches sich mehr und mehr auch in Deutschland für italienische Cultur kundthut, dürfte die vorliegende Arbeit, in welcher die Hauptvertreter der modernen italienischen Kunst — als Musiker, Dichter, Maler ꝛc. — in anziehender Schilderung durch einen begabten Schriftsteller und Kenner des italienischen Kunstlebens vorgeführt werden, auf allgemeine Beachtung zu rechnen haben. Der Verfasser, der bisher unter dem Pseudonym Raro Miedtner bekannte Mitarbeiter bedeutender Journale, welcher seit geraumer Zeit in Italien ansäßig, und so in stetem Verkehr mit den Künstlern, Dichtern und Gelehrten Italiens gewesen ist, hat sich einen richtigen und unverfälschten Einblick in den Gang der italienischen Literatur, Musik ꝛc. erworben, und im vorliegenden Werke es sich zur Pflicht gemacht, die Meinung, daß die italienische Kunst in Verfall gerathen sei, zu widerlegen.

**Hans von Zollern**, Meister Norden. Historische Erzählung aus der Blüthezeit der freien Reichsstadt Danzig. 2 Bde. 8. Stuttgart 1881. Richter u. Kappler. ℳ 7.—

Der Verfasser des „Meister Norden" entwickelt in dem vorliegenden Roman in spannender Handlung ein höchst interessantes Stück freireichsstädtischen und nordisch hanseatischen Lebens. Gerade unsere Zeit, wo die Wiedergeburt des deutschen Reiches eine vollendete Thatsache geworden, ist es doppelt erhebend, geschichtlich zu verfolgen, wie schon in den verflossenen Jahrhunderten in einem der freien und mächtigen hanseatischen „Vororte", in Danzig, während damals in Deutschland noch Alles schmachvoll in Zwist und Versumpfung darniederlag, eine freie kräftige Bürgerschaft, unter der weisen und energischen Führung ihrer Geschlechter und Magistrate in einem dreizehnjährigen Kriege gegen die Ritter des deutschen Ordens Alles auf's Spiel setzte, um ihre bürgerliche Selbständigkeit und Freiheit zu wahren, und wie sie dieses hohe Ziel, wenn auch mit den schwersten Opfern, wirklich erreicht. Aber nicht nur dem deutschen Orden, auch dem sie von allen Seiten umdrängenden Slaventhum gegenüber erhebt im fernsten Nordosten des Reiches diese reckenhafte Bürgerschaft hoch und begeistert

Digitized by Google

das Panier deutscher Freiheit und Gesittung, ja selbst auch deutscher Kunst und Wissenschaft während der schlimmsten Zeiten politischer Sorge und Bedrängniß. Sie allein, nur auf ihre Kraft und ihren Fleiß angewiesen, hält das unbesiegbare deutsche Bollwerk im Norden gegen die von Osten anstürmenden Barbarenhorden, hält jenen wichtigen Außenposten deutscher Cultur in treuer Hut durch alle Zeiten, bis mächtigere Verhältnisse und eine mächtige Hand diese kostbare Perle — das nordische Venedig — wieder dem deutschen Reiche einfügen.

**E. A. Roßmäßler,** Der Wald. Den Freunden und Pflegern des Waldes geschildert. 3. Auflage. Durchgesehen und verbessert von Dr. Moritz Willkomm, Professor der Botanik und Director des botanischen Gartens der Universität Prag. 8. X und 810 S. Mit 17 Kupferstichen, 90 Holzschnitten und einer Bestandskarte in lith. Farbendruck. Leipzig 1881. C. F. Winter. ℳ 16.—

Das Werk sucht, sich an das größere Publikum wendend, in weiteren Kreisen ein tieferes Verständniß des Waldes, seines Lebens, seiner Bewirthschaftung und seiner Bedeutung zu erwecken und zu fördern. Wie weit es auch für Forstleute, die „Pfleger des Waldes", bestimmt ist, darüber spricht sich der Verfasser in der Vorrede folgendermaßen aus: „Abgesehen davon, daß aus dem botanischen Theile des Buches Manchem eine Auffrischung alten, ja hie und da vielleicht selbst Gewinnung einiges neuen Wissens erwachsen kann, so wollte ich an ihr Urtheil darüber appelliren, wie weit es mir gelungen sei, den Schauplatz ihres segensreichen Wirkens und dieses selbst dem Nichtforstmanne anschaulich zu machen, und dann auch wollte ich ihnen — den Pflegern des Waldes — eine Freude machen, wenn mir diese Schilderung so weit gelingen sollte, daß daraus eine verständnißvolle Werthschätzung ihres Berufes von Seiten des Volkes hervorgehe". Diese neue von dem Herausgeber sorgsam durchgesehene Auflage enthält eine große Anzahl Verbesserungen und Zusätze, wie solches die Fortschritte in der Forstwissenschaft und der Naturgeschichte der Holzarten erheischen. Die zweite Abtheilung des dritten Buches (die Arbeit des Forstmannes) hat eine vollständig neue, zeitgemäße Bearbeitung aus der Feder des Herrn Geh. Oberforstrath Dr. Judeich erhalten. Die Zahl der die Laubhölzer illustrirenden Holzschnitte ist um sechs vermehrt worden und an die Stelle der jetzt veralteten Forstkarten eine ganz neue Karte getreten. Das Werk enthält neunzig treffliche in den Text eingedruckte Holzschnitte, siebzehn sehr schöne Kupferstiche und eine Bestandskarte in lithographischem Farbendruck. Die Ausstattung ist musterhaft.

**J. J. Kraszewski,** Wie Herr Paul freite. — Wie Herr Paul heirathete. Zwei Erzählungen. 8. 208 S. Wien 1881. Hartleben's Verlag. ℳ 3.—

Diese beiden Erzählungen offenbaren eine neue Seite des Talentes. — Aus dem geringen Stoff hat der Dichter ein Landschaftsbild und ein Seelengemälde geschaffen von fesselndem Interesse. Mondygierd, ein polnischer Landedelmann — Hagestolz im Alter von circa vierzig Jahren — lebt still und zurückgezogen auf seinem Gute und Herrensitze. Dieses Stillleben wird durch das Ereigniß unterbrochen, als eines Tages ein Weib mit einem einige Monate alten Kinde vor dem Dorfwirthshause erscheint, und dort plötzlich stirbt. Eine Bäuerin, die sich mitleidsvoll des Kindes annimmt, bringt nun dasselbe in's Schloß des Gutsherrn, der Anfangs, seiner Gewohnheit gemäß, mürrisch dasselbe zurückweisen will — jedoch durch ein Lächeln des Kindes an dasselbe gefesselt wird und allmälig eine solche Neigung zu demselben faßt, daß er es nunmehr nicht von sich lassen will und dessen Ausfolgung an den delegirten Amts-Commissär verweigert, ja selbst dem Vater, der sich später darum meldet, es nur mit Widerwillen übergiebt. Die Neigung zu dem Kinde bewegt ihn jedoch, dessen Eltern zu besuchen und nach ihm zu sehen, und da lernt er eine Schwester der Mutter des Kindes kennen, die ihn so fesselt, daß er nach längerem vergeblichen inneren

Digitized by Google

Sträuben sich entschließt, ihr seine Hand anzutragen — aber von der Erwählten, die eine frühere Neigung bindet, einen Korb erhält. — Dies der Inhalt der ersten Erzählung. In der Zweiten ist es eine Gutsnachbarin, die wieder seine Neigung gewinnt, welche ihn nach längeren Seelenkämpfen schließlich zu einem neuerlichen Heirathsantrage führt, der angenommen wird. Das Ausmalen des Seelenzustandes des Hagestolzen, wie die Neigung zu dem Kinde entsteht und wächst, und daraus, wieder so psychologisch richtig, die Liebe und die Neigung für das Familienleben emporkeimt und sich steigert, dann der inneren Kämpfe des Hagestolzen gegen diese heranstürmenden Gefühle, verbunden mit der Darstellung der Ortsverhältnisse, der Persönlichkeiten, der Charaktere, der Umgebung und Lage, bilden ein in hohem Maße fesselndes Ganzes.

**Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen.** Herausgegeben von W. Oncken. Berlin. G. Grote'scher Verlag. à Halbband ℳ 3. —

Die neueste, 28. Abtheilung eröffnet die Geschichte der Revolution in England von Professor Alfred Stern. Wenn schon, wie der Autor in der Einleitung sagt, die englische Revolution in ihren unmittelbaren Wirkungen auf England beschränkt blieb und nicht im Zusammenhang mit einer allgemeinen geistigen Bewegung stand, wie die Revolution des 18. Jahrhunderts, so bildet sie doch ein Stück Weltgeschichte von bedeutendem Interesse vermöge des ihr innewohnenden Princips, der Art der Entwicklung desselben und der Charaktere der leitenden Persönlichkeiten. Das erste Heft führt in zwei Büchern von der Thronbesteigung Karls I. bis zu seiner Einschließung in Oxford durch die Armee des Parlaments (1625—1646). Mit scharfen, klaren Zügen entrollt in übersichtlicher Gruppirung und in glücklicher Darstellungsweise der Verfasser das Bild dieser Epoche mit ihren gewaltigen volksthümlichen Ideen und Charakteren. Diese Abtheilung enthält unter anderen sachlichen Illustrationen auch eine treffliche Nachbildung von van Dycks Bildniß König Karls I., dessen Original sich zu Paris im Louvre befindet.

**J. J. Kraszewski,** Die Sphinx. Roman. 3 Bde. 8. 768 S. Wien 1881. Hartlebens Verlag. ℳ 9. —

Die originelle Erzählergabe des berühmten polnischen Schriftstellers, sein feines Beobachtertalent und seine schöne Sprache vereinen sich, diesen Roman, welcher die geweihten wie die weltlichen Heimstätten der Kunst in Italien durchwandert, zu einem hervorragenden Werke zu machen. In anmuthiger Manier schildert J. J. Kraszewski das Lebensbild eines jungen polnischen Künstlers und verwebt mit ihm — den Sphinx-Gedanken. „Die Sphinx bedeutet das Weib", meint Batrani, ein Held des vorliegenden Romans, gesegnet mit einer Furie von Weib; „hüte Dich vor ihr, Du mußt der Kunst allein gehören, wenn Du ihr überhaupt gehören willst". Die Fähigkeit Kraszewskis, bald durch Ausmalen von typischen Details das Bild zu vollenden bis in's Kleinste, bald durch Auffetzen von Streiflichtern große Männer oder Zeiten, Ereignisse oder Zustände in knapper Form prägnant zu charakterisiren, durch Abbrechen des Gedankens oder durch unvermittelte Uebergänge, der Phantasie und dem Denken beim Leser mit Sicherheit eine Abschweifung in bestimmter Richtung vorzuschreiben, gelangt in diesem Roman zur vollen Entfaltung.

**J. von Dorneth,** „Aus dem Kaukasus und der Krim". Nach eigenen Erlebnissen. Mit 6 Abbildungen. 8. Wien 1881. Hartlebens Verlag.

„Fähnrich Dimitri Wladimirowitsch", „Die Blutrache" und „Eine Küstenfahrt um die Krim", sind die Titel der drei uns dargebotenen Novellen, von denen freilich die erste nur eine „Geschichte" sein will. Daß sie auf eigenen Erlebnissen aufgebaut sind, dafür zeugt nicht allein das naturwahre Colorit der Darstellung, sondern auch die liebevolle Behandlung, namentlich des Helden der ersten Geschichte, und der Heldin der letzten Novelle. Verschiedene Episoden sind lehrreich für die Kenntniß der Sitten und

Digitized by Google

Gebräuche der Tscherkessen, von dramatischer Wirkung ist die Verfolgung des flüchtigen Liebespaares; die an richtiger Stelle angewandte bilderreiche Sprache erinnert an die Nähe des Orients. Einzelne stilistische Unebenheiten hätten ausgeglichen werden können. Wir empfehlen das originelle und interessante Buch.

**Eduard Jost,** „Deutsche Treue". Historische Erzählung. 2 Bde. 8. 274 und 305 S. Stuttgart 1881. Richter und Kappler. ℳ 8. —

Der Verfasser führt uns in die Zeit der größten Schwäche und Ohnmacht Deutschlands. Vierzig Jahre sind verflossen seit dem dreißigjährigen Kriege, aber die schlimmen Folgen desselben, die gänzliche Zerrissenheit des Reiches und die Machtlosigkeit des fast nur nominellen Oberhauptes, machen sich in traurigster Weise geltend. Ungestraft reißt Ludwig XIV. ein Stück unseres Vaterlandes nach dem andern an sich. Gleich Mordbrennern hausen sie in den schönsten und blühendsten Theilen Deutschlands. Die reichen Fluren der Pfalz werden verwüstet, berühmte Städte unbarmherzig verbrannt und die herrlichsten Denkmale alter Kunst mit rohen Händen zertrümmert. Diese Zeit schildert der Verfasser, und besonders ist es die alte freie Reichsstadt Landau, deren Leiden und Geschicke im Jahre 1688 und später behandelt werden. Mit großem Geschick hat der Verfasser die geschichtlichen Ereignisse mit den Erlebnissen einzelner Personen zu einer Erzählung verflochten. Man fühlt auch ohne die mehrmalige ausdrückliche Versicherung des Autors, daß man es nicht mit einfachem Phantasiegebilde zu thun hat, sondern daß uns eine Erzählung geboten wird, die sich auf realem, streng historischem Grunde aufbaut. Das ist der große Vorzug dieses Buches vor vielen ähnlichen, doch fehlt ihm deshalb auf der andern Seite nicht das Spannende und Interessante. Das Buch wird gewiß viel Freunde finden.

**Max Steuer,** Musikalisches Conversations-Lexikon. Ein Handbuch der Tonkunst, enthaltend in seinem ersten Theile: die Lebensbeschreibungen aller berühmten Musiker, musikalischen Schriftsteller, Instrumentenbauer ꝛc. nebst Angabe der einschlagenden Literatur; in seinem zweiten Theile: das Wichtigste aus der Musik-Wissenschaft, die Erklärung aller in der Musik vorkommenden Kunstausdrücke und Fremdwörter, die Beschreibung und Geschichte aller Instrumente ꝛc. Herausgegeben zum Gebrauche für Musiker und Musikfreunde. 8. 189 S. Berlin 1881.

Im Verlage der Schlesinger'schen Buchhandlung (Rob. Lienau) erschien der erste Theil eines „Musikalischen Conversations-Lexikons" von Max Steuer. Während der zweite alles Sachliche enthalten soll, bringt dieser erste Theil alle Personal-Nachrichten, stellt also gewissermaßen einen musikalischen Adreßkalender dar. Dieser Vergleich rechtfertigt sich auch durch die Handlichkeit des Büchleins, seine knappe präcise Form, das auf noch nicht 200 Seiten die Namen aller irgendwie mit der Tonkunst in Zusammenhang stehenden Personen, Daten über ihr Leben, ihre Werke und häufig auch Literatur-Hinweise giebt. Das Verzeichniß ist bis auf die Gegenwart fortgeführt, und soweit sich das beurtheilen läßt, ist Vollständigkeit erreicht. Besondere Sorgfalt hat der Verfasser in dieser Beziehung nach eigener Angabe auf Wien und Berlin verwandt. Für Jeden, der sich schnell und namentlich auch über Persönlichkeiten orientiren will, wird das Werkchen ein treuer Führer sein.

**Aus dem politischen Briefwechsel des deutschen Kaisers mit dem Prinz-Gemahl von England.** 8. 116 S. Gotha. 1881. F. A. Perthes. ℳ 2. —

Der politische Briefwechsel des deutschen Kaisers mit dem Prinz-Gemahl von England, der hier aus der umfangreichen und darum Wenigeren zugänglichen Biographie des Letzteren in besonderem Abdruck erscheint, dürfte aus persönlichen wie sachlichen Gründen in den weitesten Kreisen des Vaterlandes ein lebhaftes Interesse erregen. Aus persönlichen, weil unmittelbar von der Hand unseres Kaisers sonst so wenig Gemeingut der deutschen Leserwelt geworden ist, und weil wir darum auch die

Digitized by Google

kleinste Publikation der Art willkommen heißen müssen; aus sachlichen, weil der Briefwechsel in der That reiche und fesselnde Beiträge zur Kenntniß der Zeit, wie zur Charakteristik der beiden Fürstlichkeiten liefert. Man wird um so lieber jetzt, wo der 84. Geburtstag des Kaisers vor der Thüre steht, nach diesem urkundlichen Lebenszeichen greifen. Die Briefe fallen in die fünf Jahre vom Krimkrieg bis zu dem Lebensende des Prinzen Albert, und umfassen somit auch die Regierungsanfänge des Königs Wilhelm von Preußen. Die Ausstattung ist eine äußerst elegante: Schwabacher Schrift mit reicher Einfassung und rothem Rande, auf holländischem (van Gelder) Bütten-Papier.

---

An die Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

**Boguslawski,** Dr. G. v. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. VIII. Nr. 1. Sitzung vom 8. Jannar 1881. Berlin 1881. Dietrich Reimer.

**Die Mappe.** Illustrirte Fachzeitschrift für decorative Gewerbe, besonders für Maler, Lackirer und Vergolder, Tapezierer, Bildhauer, Modellenre und Stuccateure, Kunsttischler, Drechsler, Metallarbeiter und Kunsttöpfer. Unter Mitwirkung bewährter Kräfte herausgegeben und redigirt von Friedrich Nauert in Leipzig. I. Band Nr. 1/5. Leipzig, E. L. Morgenstern.

**Faulmann,** Karl, Illustrirte Cultur-Geschichte für Leser aller Stände. Mit 14 Tafeln in Farbendruck, mehreren Facsimile-Beilagen u. ca. 300 in den Text gedruckten Illustrationen. Wien, Pest u. Leipzig 1881. A. Hartleben's Verlag.

**Germanische Jugendzeitung.** Illustrirte Wochenschrift für Jugend und Haus. Heft 2. Danzig. Expedition der Germanischen Jugendzeitung.

**Hinterding,** Ludwig, Auf rother Erde! Gedichte. Dortmund 1881. Hugo Dreist.

**Huth,** Alfred H., Henry Thomas Buckle's Leben und Wirken. Auszugsweise umgearbeitet von Leopold Katscher. Leipzig und Heidelberg 1881. C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung.

**Johnston,** Chemie des täglichen Lebens. Neu bearbeitet von Dr. Fr. Dornblüth. Mit ca. 100 Abbildungen. 1. Lfg. Stuttgart 1881. Carl Krabbe.

**Joseph II.** Festrede von Alfred Klar. Gesprochen auf dem Kaiser Joseph-Commers der Lesc- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag, 29. November 1880. Prag 1881. H. Dominicus.

**Klassiker,** Militairische des In- und Auslandes. Mit Einleitungen und Erläuterungen von M. v. Scherff, v. Boguslawski, v. Taysen, Frh. v. d. Goltz und Anderen. Herausgegeben von G. v. Marées. Heft VII enthaltend: Jomini: „Abriss der Kriegskunst“, erläutert und mit Anmerkungen versehen durch v. Boguslawski. Heft VIII enthaltend: Friedrich der Grosse; Militairische Schriften II, erläutert und mit Anmerkungen versehen durch v. Taysen. Berlin 1881. F. Schneider & Co.

**Köppen,** Fedor von, Unser deutsches Land und Volk. Bilder aus den deutschen Alpen, dem Alpenvorlande und aus Oberbayern. Mit 120 Text-Illustrationen, einem bunten Titelbilde, einem Tonbilde und drei Karten. 4 Bde. Leipzig. Otto Spamer.

**Kraszewski,** J. J., Ausgewählte Werke, 4.—8. Bd. Bd. 4—6 enthaltend: Die Sphinx. Roman. 3 Bde. Bd. 7: Der dritte Mai. Historisches Drama in 5 Aufzügen. Stahl und Eisen. — Dramatisches Sprüchwort. Bd. 8: Wie Herr Paul freite. — Wie Herr Paul heirathete. Zwei Erzählungen. Wien, Pest und Leipzig 1881. A. Hartleben's Verlag.

**Loehnis,** Ch. A., Briefe meines Vaters, 1880. Strassburg 1880. K. J. Trübner.

**Meyer,** Johannes, Poetisches Vaterlandsbuch für Schule und Haus. Chronologisch geordnete Sammlung der schönsten historischen Dichtungen von den ältesten Zeiten deutscher Geschichte bis zum Auftreten des Grossen Kurfürsten. Mit 12 Text-Illustrationen und einem Titelbilde. Leipzig u. Berlin 1880. Otto Spamer.

**Molière's** Werke mit deutschem Commentar, Einleitungen und Excursen. XIII. L'école des Maris. Herausgegeben von Dr. Adolf Laun, Professor und Dr. Wilhelm Knörich. Leipzig 1881. Oskar Leiner.

**Nordlandfahrten.** Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Brennecke, F. Broemel, Dr. H. Hoffmann, R. Oberländer, J. Proelss, Dr. A. Rosenberg, Hugo Scheube, K. von Webeser. Illustrirt durch mehrere hundert Holzschnitte nach Original-Zeichnungen von den bewährtesten Künstlern an Ort und Stelle eigens für dies Werk aufgenommen. Vierte Lieferung. Leipzig 1881. F. Hirt & Sohn.

**Nover,** Dr. Jakob, Nordisch-germanische Götter- und Heldensagen für Schule und Volk. Mit 30 Text-Abbildungen und einem Titelbilde. Leipzig. Otto Spamer.

**Reden,** Ausgewählte, des Fürsten von Bismarck. Gehalten in den Jahren 1862—1880. Zweiter Theil. Reden aus den Jahren 1871—1880. Mit Anhang: Reden aus den Jahren 1847 bis 1852. Erstes Heft. Bogen 1—11. Berlin 1880. Fr. Kortkampf.

**Rönnberg,** C., Unser Kaiser Wilhelm. Mit einer Photographie. Berlin, „Militaria“, Verlagsbuchhandlung für Militair-Literatur.

**Rosegger,** P. K., Der Wald. 3. Auflage von Professor Dr. Moritz Willkomm. Lfg. 4/5. Leipzig 1881. C. F. Winter.

**Sacher-Masoch,** Neue Judengeschichten. Leipzig 1881. E. L. Morgenstern.

**Schlegel,** Thomas, Die Opfernacht. Ein episches Gedicht aus der wendischen Sage. Hamburg. J. F. Richter.

Digitized by Google

**Schweigger-Lerchenfeld,** Amand von, Der Orient. Mit 200 Illustrationen in Holzschnitt und 32 Kartenbeilagen. Lfg. 1—4. Wien 1881. A. Hartleben's Verlag.

**Siegmund,** Ferdinand, Aus der Werkstätte des menschlichen und thierischen Organismus. Eine populäre Physiologie für gebildete Leser aller Stände. Nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft. Mit 500 Abbildungen. Lieferung 1/2 Wien, Pest und Leipzig 1881. A. Hartleben's Verlag.

**Stoerk,** Professor Dr. Carl, Sprechen und Singen. Zwei populäre Vorträge. Wien. L. W. Seidel & Sohn.

**Trachten,** Die, der Völker. Vom Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhundert von Albert Kretschmer und Doctor Carl Rohrbach. Zweite Auflage, von den Verfassern bis auf die geringsten Details neu durchgearbeitet und erweitert. Lfg. 6—9 Leipzig 1881. J. G. Bach's Verlag.

**Uphues,** Prof. Dr. Karl, Das Wesen des Denkens. Nach Platon. Landsberg a. W. H. Schoenrock's Verlag.

**Wagner,** Hermann, Der Tod, beleuchtet vom Standpunkte der Naturwissenschaften. Dritte Auflage. Bielefeld. August Helmich.

**Wagner,** Dr. Wilhelm. Deutsche Heldensagen für Schule und Volk. Mit 20 Text-Illustrationen und einem Titelbild. Leipzig. Otto Spamer.

**Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.** Als Fortsetzung der Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Professor Doctor W. Koner. XVI. Bd. 1. Heft. Berlin 1881. Dietrich Reimer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Paul Heyse

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Digitized by Google

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Nord und Süd.

## Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

**Paul Lindau.**

XVII. Band. — Mai 1881. — 50. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Paul Meyerheim.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Der Einsam'.

Erzählung

von

## L. Anzengruber.

— Wien. —

### I.

Die Glocken hatten vor Langem geklungen, dann sang die Gemeinde in der Kirche und jetzt ist Alles stille; jetzt ist die Predigt.

Am Fuße des Hügels, auf welchem das Gotteshaus über das weite Thal emporragte, lag eine kleine Schänke; Klang und Sang waren dort an das Ohr der Greisin gedrungen, die unter dem Vordache im Gärtchen saß, bald vor sich nach den leeren Tischen und Bänken blickte, bald seitwärts nach einem schmalen Blumenbeete. Es hätte weder des Läutens bedurft, unter dem Sanctus und beim Offertorium, noch des Singens der Leute, sie hätte es ohne das auch recht gut gewußt, wie weit die heilige Handlung vorgeschritten sein konnte, nach dem Schatten des Vordaches, wie derselbe über die Gelbveigelstöcke zu ihren Füßen hinschlich, ei ja, scharfe Sinne hatte sie noch, aber an den Kräften, an den Kräften fehlte ihr's halt, sonst wär' sie heut' auch nicht heimgeblieben, um das Haus zu hüten; sie mußte selbst darüber lächeln, daß sie dazu bestellt war, die es Keinem hätte wehren können, das ganze Haus fortzutragen.

Aber heut' will die Predigt kein Ende nehmen. Unter dem alten Pfarrer, der vor Kurzem verstorben war, war lang schon die Kirche leer und die Tische und Bänke rings von lärmenden Leuten besetzt; es ist halt eben ein neuer, der will sein' Sach besonders schön machen, sonderlich, daß er so viel Wort aufwend't und hat doch auch nur 's liebe Christenthum zu bereden, wird er doch nichts aus Eigenem dazuthun?

Jetzt sah die alte Frau, wie es oben an der Kirchenthüre rege ward, erst kamen Einzelne daraus hervor, blieben nach ein paar Schritten zögernd stehen oder eilten hastig davon, dann quoll es in einem breiten, wimmelnden Strome



Digitized by Google

hintennach, wie ein Schwarm aufgestörter Ameisen aus einer Erdritze. Allen vorauf aber war der Wirth, ihr Sohn, mit dem Enkel, dem kleinen Anton, an der Hand; die langen Schöße des Sonntagsrockes des Alten flogen im Winde, und der Junge machte gezwungen die gewagtesten Sprünge, hinterher lief die Kellnerin Liese, die mit ihren kurzen Beinen immer ein paar Schritte zurückblieb.

„Gott's Donner, Liesl, wo bleibst?" rief der Wirth in den Garten stürzend und sich behend wie ein Kreisel umdrehend. „Mein' Janker, mein Fürtuch! Lei, lei!"*) Dann wandte er sich zur Mutter. „Die Kirch is aus".

„Du Narrisch", lachte die Alte, „seh's wohl. Nun, wie is er denn, der neuche?"

„Ah, ein gescheidter Herr, ein rechter Herr schon, nur ein weng'l resch**), ein weng'l resch halt".

Die alte Frau streichelte die erhitzten Wangen des Knaben, der zu ihr getreten war. „Hast Du auch gemerkt, Toni, was der geistlich' Herr g'sagt hat?"

„Wer All's in d' Höll' kommt, hat er g'sagt", antwortete das Kind.

„Na, wer denn All's?"

„Die Ketzer, dann die Freimaurer, dann die Juden, dann die . . . die . . ."

„Die Lauen, die Lauen", ergänzte der Wirth, indem er das Vortuch umband und den Rock der Liese über den Arm hing.

„Ja", lachte die, während sie in's Haus ging, „nur die Warmen kommen in' Himmel, zum Auskühlen!"

Die Alte sah der Dirne, über die lose Rede mißbilligend den Kopf schüttelnd, nach, dann murmelte sie: „So, so, also wieder Einer, der 'n Teufel z'schaffen giebt". Sie saß eine Weile sinnend. „Unser alter Caplan geht auch fort?" wandte sie sich an den Sohn.

„Ja, ich hör', morgen mit'm Frühsten".

„So, so, schau, schau, muß der auch fort! Wär' mer doch lieb g'wesen, der wär' verblieb'n, war ihn und den seligen Herrn Pfarrer schon so g'wöhnt, wenn ich amal doch hab' zur Kirchen hinkriechen können. Dreimal hab'n mich dö schon versehʼn***), wer weiß, wie der Neuche mit Ein'm herumthut? Ich schick' mich so viel schwer in fremde Leut'. Hätten's doch erwarten können die Zwei, der Eine mit'm Versterb'n, der Andere mit dem Fortgeh'n, hätt' kein so Eil' g'habt; zweg'n der klein' Weil', die ich's noch mitmachen kann, wär's auch nit aus g'wesen".

Indessen hatten sich Gäste eingefunden, es begann ein geschäftiges Hin- und Herrennen in der kleinen Wirthschaft, und an den Tischen erhob sich ein Gemurmel und Gesumme.

---

*) Lei, lei = Schnell, flink!
**) Resch = strenge.
***) Versehʼn = mit den Sterbesacramenten.

Digitized by Google

„Mir g'fallt er nit, gar nit g'fallt er mir, der Neuche", sagte ein schmächtiger, bleich aussehender Bursche zu den umsitzenden, gleichfalls jungen Leuten. „Werdet sehen, jetzt kommt wieder eine Zeit, wo Jed's zu Ostern wird sein' Beichtzettel aufweisen müssen".

So leise er das gesagt hatte, so war es am Tische nebenan, wo eben der Wirth das Getränk auftrug und dadurch das Gespräch stocken machte, doch verstanden worden. Ein hagerer Mann, dessen schmales Gesicht scharfe Züge zeigte, wandte sich rasch nach dem Sprecher um. „Glaub's schon, Tomerl, daß Dir das leid thut", sagte er, „aber dem Z'sammleben in der wilden Eh' mit Deiner Kathl, dem dürft jetzt a Ziel g'setzt sein und auch d' Andern soll'n sich g'freu'n, wie denen wird 's Gasselgeh'n abg'wöhnt werd'n! Hast ganz recht g'rathen, wenn D' meinst, daß gegen 'n Vorherigen der Neuche ein' härtern Striegel führt".

„Es hat's wahrlich auch schon Noth", sagte ein Anderer, „daß wieder ein' Zeit in's Land kehrt, wo die Sünder zum Zappeln anheb'n müssen".

„Wo d'rent eh' Heul'n und Zähnscheppern is?" klang es vom Burschentische herüber. „Sollt' mer herent' noch 's Zapplete krieg'n? Dös is unbillig!"

„Des Lotter, ös", schrie ein Weißhaariger über ein paar Tische herüber, „spott's noch! So a Zeit, wie die jetzig Zeit is, hat's noch gar niemal geb'n! Was mer aus einer heutig'n Zeitung lest, wie's in der Welt zugeht, so was hat mer in mein' jungen Tag'n nit z' lesen kriegt!"

„Weil's in Dein' jungen Tag'n gar kein' Zeitung geb'n hat", schrie ein Bursche dagegen.

Da fuhr der Lange am Nachbartische wieder empor. „Wird Euch schon vergehen der Spaß, und uns kann's nur lieb sein, wenn wieder da am Ort ein' Zucht, ein' Ordnung und ein Christenthum is".

„Ich denk', an die Drei hat's unter'm Seligen auch nit g'fehlt", sagte ein dickes, behäbiges Männlein, das neben dem Eiferer saß. „Ich hab' nix gegen den Neuchen — bewahr' — aber allz' scharf macht leicht schartig. Nur ein Einsehen! Der Alte hat sich allzeit um sein' Sach' rechtschaffen ang'nommen".

„Ei ja", lachte der Hagere, „daß Du uns 'n Alten vorruckst, dös versteht sich. Hat er ja doch, wie Dein Dirn' Hochzeit g'halten hat, ein Aug' d'rüber zudruckt, daß die mit'm Kranz'l und mit Begleitjungfern vor'n Altar geht. Gelt, jetzt giebst Dich? Is auch g'scheidter. Alle, die 'm Alten 's Wort reden, wissen wohl, warum sie 's thun; freilich, Du und Deines Gleichen habt Euch wieder Ein' sein's Gleichen erhofft, aber 's hochwürdig Consisturi weiß schon auch, warum 's den Neuchen herg'setzt hat".

„Wohl, wohl", schrie der Dorfschuster, „so ein Herr taugt uns, der keine Uebelstand duld't, nit geistlich, nit weltlich, wie auch recht is. Denn wie da auf'm Bühel 's Gotteshaus über dem G'meind'haus und über Allem steht, so soll auch der Herr Pfarrer zu oberst in der G'mein' steh'n! Die paar Tag' schon, seit er im Ort, hat er 'm Burgermeister ganz gute Einschläg' in G'mein'sachen 'geben, und der, wie er g'scheidt is, ordnet sich ihm auch unter; auch der Schulmeister darf sich nit sperren, schon in der Schul' muß der Grund g'legt werd'n . . ."

Digitized by Google

Der Dorfschneider wollte nicht zurückbleiben und fiel dem Schuster in's Wort: „Ja wohl, schon bei 'n Kindern! Das laue Wesen und die laxe Mural, die sein am Rand, ein scharf Regiment und ein' strenge Zucht hebt an, und wir, denen schon lang all' die Neuerungen nit anstehen, wir sein jetzt die Herren da am Ort".

„Nit nur am Ort", nahm der Lange wieder die Rede auf, „laßt Euch sagen, Manner, dös verbleibt nit in einem Sprengel, dös is für weiter ang'legt, nit nur da im Ort, bald im ganzen Land werd'n wir, die wir der Aergerniß' müd' sein, die Herren spielen können, und dieselben, die 's uns jetzt noch z' Trutz meinen möchten, soll'n's wohl verspüren!"

Da erklang vom Burschentisch eine Zither und Einer hob zu singen an:

„Geht's mer christlich nimmer z'samm,
Druckt's mich wie die Trud',
Heiß' ich mich halt Abraham
Und werd' a Bintljud'!"

Sofort sang ein Zweiter:

„Und wenn eppa drauf ich kimm,
Daß ich da nix wirk',
Heiß' ich mich halt Ibrahim
Und werd' gar a Türk!"

Eben griff ein dritter Bursche präludirend in die Saiten, die künftigen „Herren im Lande" schimpften laut, und es dürfte nicht lange mehr angestanden haben, so hätte wohl mancher Gerechte manchem Sünder Reue und Leid erwecken gelehrt und mancher Sünder manches Gerechten Geduld im Leiden erprobt, wäre nicht plötzlich am Zaune ein Mann vorbeigeschritten, bei dessen Erscheinen sofort Stille eintrat.

Die Burschе standen auf und rückten die Hüte, die Anhänger des neuen Seelsorgers neigten die Köpfe gegeneinander und begannen angelegentlich zu flüstern, um von dem Ankömmling keine Notiz nehmen zu müssen, und etliche Bauern, die, unbehaglich genug, mitten unter ihnen saßen, griffen an den Filz, ohne sich vom Sitz' zu erheben und lächelten verlegen; nur der vorhin geängstigte Wirth stürzte jetzt aufathmend herzu. Ah, Hochwürdig Herr Caplan, das is schön, daß mer Dich noch sieht vor der Reis'. Also moring schon is 's Ernst, hör'n wir, moring schon? Na, nit a bissel hereingeh'n auf a Abschiedströpferl?"

Der Angeredete war ein kleiner, beleibter, alter Mann, ging in hohen Stiefeln, einem langen Rock von ziemlich grobem Tuche, wie ihn die Dorfschneider für die Landgeistlichen gewöhnlich fertigen, und das Collare sah gerade nicht sehr reinlich unter dem verschobenen Kragen hervor, das runde, gutmüthige Gesicht war von einem breitkrämpigen Filzhute, wie ihn die Bauern tragen, beschattet, eine schwarzseidene Zipfelmütze guckte darunter hervor.

„Dank' schön", schnarrte der Caplan, denn er behielt auch unter'm Reden den kurzen Pfeifenstummel, aus dem er qualmte, zwischen den Zähnen. „Bin stark 'gangen und lang' kann ich mich nit aufhalten. Steig' seit Fruh in der

Digitized by Google

Gegend herum, hab' mir nochmal All's aug'schaut und Abschied g'nommen. Von 'n Leuten hab' ich das mit Noth, is eh' denen meisten lieb, daß's mich aus'm G'sicht krieg'n. Na, geh' ich halt jetzt schön stad nach'm Pfarrhof und fang' fein sauber langsam zum Einpacken an".

„Nimmst Deine Vieher auch mit?" fragte der Wirth.

„Meine Käfer und Schmetterling'? Die Fauna vom ganzen Viertel? Na, die werd' ich doch nit dalassen?"

„Ei mein', so Schachtel- und Kistelwerk mitschleppen, macht doch a 'mentische*) Ung'legenheit".

Diesmal nahm der Caplan gar die Pfeife aus dem Munde, eh' er den Wirth anfuhr: „Wo D' ein' blauen Teufel vom Werth einer Sach' weißt, red' nit!"

Da kam die Mutter des Wirthes, auf den Stock gestützt, an den Zaun geschlichen. „Na, Du", sagte sie, „Du bist mir ein schöner hochwürdig' Herr! Mich laßt Du da ganz alleinig und gehst in d' Stadt".

„Je, alte Martha, was thust denn Du Dich hermühen? Grüß Gott! Na, brauchst mer's nit z' neiden; wenn auch nach der Stadt, in's Priesterhaus, in d' Versorgung halt, geh' ich".

„Dös kann ich Dir wohl sagen", flüsterte die Greisin, „mir g'schieht völlig hart, daß Du gehst. 'm Reden nach, obwohl Viel' mit ihm einverstanden sein, weiß ich mich mit'm Neuchen nit aus, eh' möcht' ich'n schier fürchten".

„Brauchst kein' Angst z' haben", murmelte der Caplan, „er is halt noch jung, sein' Jahr'n sind die unsern wie a Räthsel, da muß er erst auch so lang' allweil im Kreis h'rum 'gangen sein, dann begreift er's schon, wie Ein's müd' wird, hinsitzt und der Welt zuschaut, wie's auch ohne seiner fortkommt. Er wird schon älter werd'n".

„Ja, freilich wird er's amal, aber das erleb' ich nit und wie werd'n mer sich wohl in der Zwischenzeit reden?"

„Laß' ihm halt sein' Freud' und red' nix dawider".

„Meinst 'leicht, ich soll mer denken, Du red'st mer lang gut?"

„Gedanken sein zollfrei".

„Gott verzeih' mer d' Sünd', aber d' heilig' Weih' von Euch abg'rechnet, da seid's Oes wie weltliche Hallodri, Einer 'm Andern auffässig".

„Jetzt is Zeit, daß ich geh'", sagte der Caplan und er reichte ihr die Hand. „Na, b'hüt Gott! Mach' halt noch Dein' Weil' mit und bleib' fein riegelsam*) dabei. B'hüt' Gott, Wirth! B'hüt' Gott, Leuteln!" setzte er für die Wenigen hinzu, die ihn grüßten.

„B'hüt' Gott! B'hüt' Dich Gott, Caplan!" Die Alte schlich nach ihrem Bänkchen zurück.

„Glück auf d' Reis' und ein schön' Wetter", rief der Schuster.

*) Mentisch, auch höllmentisch, erhöht den Begriff sowohl von Annehmlichkeiten, als auch von Unangenehmen.

*) Riegelsam = rührig.

Digitized by Google

„Is eh' gut, daß er fortkommt", schrie der Schneider hintennach, „war sein' Zeit nix mit ihm und jetzt schon gar, ein Junger muß an sein' Stell', den sich der Herr Pfarrer zieh'n kann, wie er'n braucht".

„Ho", sagte Einer am Burschentisch und erhob sich und machte einen langen Hals. „Was beugt denn der Caplan 'm Steig aus? Mein' Seel, er nimmt d' Straßen, rund um und um, um die ganze Anhöh'!"

„Siehst denn nit", sagte ein Anderer, „daß vom selben Steig h'runter der Pfarrer und der Bürgermeister daherkommen?"

„Na, daher werd'n's doch nit kommen?" war die mehrstimmige Frage.

„'s macht aber Keiner ein Trittl nach rechts oder nach links, sie halten sich g'rad' zu".

„Wirthshaus! Zahl'n!" lärmten die Bursche, warfen das Geld auf den Tisch und flüchteten fast unter den Augen des Gefürchteten.

Der Pfarrer war eine stattliche Erscheinung, von hoher, kräftig gebauter Gestalt, die Härte seiner Züge wurde durch die Völle und die Frische seines Gesichtes gemildert; bleich und welk hätte dieses Antlitz mit den dunklen, feurigen Augen, der scharfgebogenen Nase, dem starken Kinn und den weitabstehenden Backenknochen wohl Scheu erweckt, während es jetzt nur den Eindruck überlegener Willensstärke machte. Aber nur in dem Sinne, wie es der Caplan gemeint hatte, der eben über zwanzig Jahre älter war, konnte der Pfarrer für jung gelten, denn er zählte wohl fünfundvierzig.

Gar kläglich nahm sich neben ihm der Bürgermeister des Ortes aus, trotz er über Mittelgröße maß, war er doch bei seinem gedrungenen Körperbau, dem Klotzigen und Ungefügen jeder einzelnen seiner Gliedmaßen eher für klein und zurückgeblieben anzusehen. Seine Augen hatten sich durch eine längere Uebung gewöhnt, über den Wülsten der unteren Lider eine eigene Achsenstellung anzunehmen, welche, seiner Meinung nach, dem Ausdruck besonderer Pfiffigkeit entsprechen sollte; hätten nun auch nicht die Hängebacken und der breite Mund mit der vordrängenden Unterlippe dem entgegen gearbeitet, die Nase allein würde Alles verdorben haben, die fürchterliche Nase, so derb und so knollig, daß sie im ganzen Orte vertraulicherweise nur das „Heft" genannt wurde, und die so rücksichtslos aus dem Gesichte hervorsprang, als wollte sie aller Welt bedeuten, wie leicht der ganze Mann an ihr zu führen sei. Der Bürgermeister verdankte seine Ehrenstelle lediglich nur dem Umstande, daß er der „Schwerste", das heißt, der Reichste, im Orte war.

Als die Beiden in den Wirthshausgarten traten, schoß der letzte, der unbehendeste, der Bursche an ihnen vorüber, ärgerlich lachend den Kameraden: „Halt's aus! Halt's aus!" nachrufend.

Alle erhoben sich. Der Wirth behielt für eine Weile die Kappe in der Hand, die Kellnerin knixte und glättete ihre Schürze, selbst die alte Martha stand auf ihren Stock gestützt, sie mochte eben dem „reschen Neuen" keinen Anlaß zum Uebelnehmen geben.

Der Pfarrer dankte mit einem kurzen Kopfnicken, einen scharfen Blick sandte

Digitized by Google

er den Entflohenen nach, dann wandte er sich an den Bürgermeister: „Also das sind Eure Bursche? Von der Unmanierlichkeit will ich absehen, aber diese Eile, ihrem Seelsorger aus dem Gesichte zu kommen, deutet auf schlechte Gewissen und üble Aufführung. Sind Alle so?"

Der Bürgermeister versuchte es, eine sorgenvolle Miene anzunehmen. „Es sein wenig anders", sagte er, „Wär' eh' nit die Halbscheidt von sö in der Kirchen z'sehen g'wesen, hätt's nit die Neugier h'nein'trieben, weil halt heut Euer Hochwürden erste Predigt war".

„Auch das Kommen und Gehen der Leute hierorts gefällt mir nicht. Da tritt der Eine verspätet ein, und der Andere verliert sich mitten unter der heiligen Handlung. Ich sehe das sehr ungerne und werde es abstellen".

„Schon recht, schon recht", pflichtete der Bürgermeister bei. „Das ist Alles so eing'rissen unter 'm Frühern, der hat derlei gar nit beredt; im Gegentheil, sein Wort war, wer nit freiwillig käm', der bleibet g'scheidter weg".

Der Pfarrer runzelte die Stirne.

„Ja, und Alles ist überhaps*) genommen worden", fuhr der Bürgermeister fort. „Meßlesen überhaps, Beichthören überhaps, Predigen und Bußgäng', Alles halt überhaps. Na, und der alte Caplan, der hat dabei gar nit zählt, der war nur froh, wann er mit sein' Flieg'nnetz hat recht fleißig herumsteigen können. Is a seltsamer Herr, mit all'm G'würm und Viehwerk, was sechs Füß' und Flügel hat, is er auf meil'nweit bekennt, ordentliche Freithöf' — Gott verzeih mer die Sünd' — hat er daheim für's Unziefer eing'richt, da sein's der Reih' nach auf Nadeln aufgespießt und wie große Herren haben's a lateinische Grabschrift d'runter steh'n".

„Ich weiß", sagte der Pfarrer, „er ist ein leidenschaftlicher Entomolog".

„Ja, ja, so Einer is er, wie Euer Hochwürden sagen, ein leidenschäftlicher Entenmoloch. Gar kein' Zeit hat er übrig b'halten, daß er sich um was Rechts hätt' annehmen können. Ei wohl, durch die Zwei sind wir dahin kommen, wo wir jetzt stehen; Hochwürden werden schwere Müh' hab'n, dös All's wieder aufgleich z'bringen".

„Die scheue ich nicht und mit Gottes Hilfe will ich's bald dahin gebracht haben, daß ihm hier am Ort und unter meiner Seelsorge eine der eifrigsten und frömmsten Gemeinden im Lande dienen soll".

„Ei wohl, da ist mir nicht bang, wir werden's schon machen".

„Wir?" fragte der Pfarrer und sah den Vierschrötigen mit großen Augen an.

Dessen Nase zeigte sich mit einmal kupferig wie die eines Weinsäufers; das war seine Art zu erröthen. „Bewahr'", stotterte er, „nit im Traum, daß ich d'ran denk', mich mit Hochwürden auf ein Staffel zu stell'n, dös wär' doch aus der Weis'; ich wollt' nur sagen, wir werd'n schon thun, was Hochwürden an-

*) Ueberhaps = übereilt, schleuderisch.

Digitized by Google

schaffen, wir werden schon sorgen, daß in Allem gehorsamt wird, wir, was mer die Ersten von der G'meind' sein".

„Das erwarte ich auch", sagte, sich hoch aufrichtend und im Kreise um sich blickend der Pfarrer, „denn ich verlange, daß jedem Einzelnen, wie der Gemeinde die Religion über Alles geht, ohne die ja doch das ganze Leben nur ein wüster Durcheinander wär', in dem sich Keiner auskennen möcht'; sie allein giebt uns durch ihre Offenbarung ein klares Bild von Zweck der Schöpfung und Bestimmung des Menschen und zwar von Erschaffung der Welt an bis zum jüngsten Tag, und nun weiß sich ein Jeder aus, wozu eigentlich er und alles Andere auf Erden ist. Und wenn wir die Obrigkeit fragen, warum wir ihr gehorchen sollen, muß sie sich nicht auch auf die Religion berufen, die uns lehrt, daß die Obern von Gott eingesetzt sind? Darum gehört auch geistlich' Regiment über das weltliche, und die Mächtigen sollten sich wohl hüten, ruhig zuzusehen, wie man täglich mehr und mehr Gott und die Vorsehung hinweg zu läugnen versucht, wär' man erst mit dem Herrn im Himmel und den göttlichen Einrichtungen fertig, dann würde man hinterher mit den Herrn auf Erden und den irdischen Einrichtungen wenig Umstände machen".

Unter den Anhängern des „Neuen" erhob sich ein beifälliges Gemurmel „Wohl, wohl, is eh' a so!" — „Dös leucht' ein, dagegen kommt Keiner auf!" — „Der versteht's halt, der hochwürdige Herr, der versteht's halt!"

„Darum die Religion über Alles", fuhr der Pfarrer fort, seine Wangen rötheten sich und seine Augen blitzten. „Es ist das eine nothwendige und heilsame Unterordnung, und wie ich die mir anvertrauten Seelen zu leiten und zu führen gedenke, steh' ich nicht an, offen herauszusagen, und mag es ein Jeder hören. Durch den Satan zu Gedankenhochfahrt und Sinnenlust verführt, hat der Mensch schon im Paradies sich diese Welt verderbt, daß er nun nicht durch Lauheit und Liederlichkeit auch noch die andere Welt verspiele, die ihm durch Christi Blut erkauft worden ist, dafür zu sorgen, ist die Kirche eingesetzt! Ich werde streng darauf achten, daß das Gebet im Hause nicht verabsäumt wird, daß Jeder die Andachtsübungen in der Kirche mitmacht, daß Keiner von Bitt- und Bußgängen fernbleibt, daß Alle die gebotenen Fasttage halten und die Gnadenmittel, die heiligen Sakramente, in vorgeschriebenen Zeiten und bei sonstigen Anlässen gebrauchen. Darüber soll mir nur ja Keiner Klage führen, daß er dadurch Zeit und irdische Freud' einbüßt; ein solches Opfer kann man ihm wohl auferlegen, da ihm dafür die Ewigkeit und himmlische Freud' in Aussicht steht. Räudige Schafe dulde ich in meiner Heerde nicht und ich hoff', daß wir darüber Alle eines Sinnes sein werden. Wir wollen es nicht fehlen lassen an eifrigen Ermahnungen und eindringlichen Vorstellungen, will sich aber Einer durchaus nicht bessern, so scheiden wir ihn lieber aus; ist es Bauer oder Bäuerin, so sollen sie unter uns keine Ansprache und nachbarliche Hilfeleistung mehr finden, ist es Knecht oder Magd, so soll ihnen der Dienst aufgesagt werden, ist es Sohn oder Tochter, wie hart es auch fallen mag, so soll ihnen nach den Worten der Schrift geschehen: Wenn Dich ein Auge ärgert, so reiße es aus und werfe es von Dir! Mögen sie

Digitized by Google

in die weite Welt laufen, wo sie die Prüfung durch Noth und Elend, wie wir hoffen, zu Gott zurückführt, und wenn sie reuig heimkehren, werden wir sie mit offenen Armen aufnehmen, aber Aergerniß und böi' Beispiel darf hier am Orte nicht zurückbleiben, wenn wir uns rechtschaffen des Widerchrists und der Widerchristen erwehren wollen!"

Er schloß mit einer kurzen Bewegung der Hand, gleich einer Abdankung der Hörer und ging mit raschen Schritten auf den Tisch zu, den die Bursche verlassen hatten.

Bisher hatten sie Alle gestanden, nun duckte wieder Einer nach dem Andern nieder. „Amen" und „Vergelt's Gott" murmelten Etliche, wie nach einer Predigt.

Die alte Martha zupfte die Kellnerin am Rocke. „Sag' 'mal, Liesl, wie heißt er denn, der hochwürdige Herr?"

„Eisner!"

„No schau', richtig Eisner", flüsterte die Alte vor sich hin. „Kann ich mich halt doch noch auf meine Augen und mein Gedächtnuß verlassen, da kenn' ich'n wohl, da kenn ich'n eh'. Daß aber er's is!" Sie kopfschüttelte. „Daß er's sein kann! Das macht mer erst recht bang'".

Plötzlich verstummte an den Tischen das wieder laut gewordene Gespräch. Am Eingange des Gartens zeigte sich ein etwa fünfundzwanzigjähriger Bursche, er ging barfuß und ohne Kopfbedeckung, trug lange, städtische Beinkleider und eine Jacke, beide Kleidungsstücke von grobem Tuche, stark abgenützt und stellenweise grob geflickt, doch reinlich gehalten. Er schleppte sich mit einem großen Thonkruge. Sein feingeschnittenes Gesicht, das bleich und finster sah, war von langen Haaren, die ihm bis auf die Schulter fielen, umrahmt, und ein Flaum, der an den Wangen spärlich gedieh, aber über den Lippen und am Kinne kraus und wollig sich entwickelte, gab ihm das Ansehen, als trüge er einen gepflegten Schnurr- und Kinnbart. Er hielt den Kopf gesenkt und die großen, dunklen Augen unter den Lidern versteckt, nur jetzt, wo er unentschlossen stille stand, that er einen einzigen raschen Blick vor sich hin, es war ihm der Eindruck nicht entgangen, den sein Erscheinen hervorbrachte, und es schien, daß nicht nur er vor den Leuten scheute, sondern auch diese vor ihm.

„Herrgott's Sakra", brummte er, „vergiß ich wieder, daß heut' Sonntag is und komm' da mitten in den Schwarm h'nein". Er trat ein und ging, ohne einen Blick seitwärts zu werfen, geradewegs auf den Wirth zu.

„Was willst denn Du da?" fragte der unfreundlich.

„Der Proviant ist mer ausgegangen. Füll' mer mein' Krug und gieb mir ein' Laib Brod mit; schau' Dir ja selber gern, daß ich wieder fortkomm'".

Der Wirth nahm ihm den Krug ab und schritt, von dem Burschen gefolgt, in das Haus.

„So, so", sagte der lange Eiferer, „da habt's 'n Einsam' auch wieder

Digitized by Google

herunt' im Ort. No heißt's wohl 'm Teufel ein' Kerzen anzünden*), oder g'schieht bald a Unglück".

„Wer ist denn der verwahrloste Bursche", fragte der Pfarrrr den Bürgermeister.

Der Gefragte seufzte tief auf. „Der? U mein', daß ich sag', das is wohl a Pfahl in unserm Fleisch, halt ja, a Pfahl! Wir heißen ihn „den Einsam'", weil er sich da oben auf einer hohen Felswand in einer Höhl'n eing'wohnt hat, kein Ansprach' sucht, auch nit leicht eine fänd'. Er hat einmal Ein' im Zorn erschlagen, und seit er aus'm Strafhaus frei'gangen is, haust er in derer Weis'; wohin er eigentlich zuständig is, darnach hat niemal wer g'fragt, er auch nit, er hat sich halt daher g'macht".

Der Pfarrer sah erstaunt auf. „Und das duldet die Gemeinde?"

„Ja, Hochwürden, da seiu noch andere Sachen. Man traut sich nit gegen ihn. Wann ihm's Geld ausgeht, tragt er sich wohl ein' Bauern zur Arbeit an und die erst' Zeit hab'n wir g'meint, mer könnt' ihm von der Seit' zu und hab'n ihm 's Tagwerk verweigern wöll'n, wie aber paar Scheuern über Nacht in Feuer aufg'gangen sein, da hat ihm Keiner mehr nein g'sagt".

„Na ja, ja, Burgermeister, schon recht", mengte sich gutmüthig der dicke Behäbige ein, der früher vom Langen so garstig abgeführt worden war, „nur mußt auch sagen, erwiesen is nix, kann leicht nur ein Zufall g'wesen sein".

„Erwiesen is nix, weil er schlau ist", rief es von mehreren Seiten. „Wär's erwiesen, wär'n wir 'n los!"

„Ihr hättet das eben von allem Anfange an nicht leiden und Euch nicht einschüchtern lassen sollen! Wie kann man sich denn nur diese aufgezwungene Nachbarschaft und diese fortwährende Bedrohung des Eigenthums gefallen lassen?" fragte erregt der Pfarrer, und seine feine, zarte Rechte krampfte die Finger in sich. „In der Kirche sieht man den Menschen wohl auch nicht?"

„Nie hat ihn Keiner mit kein Aug' d'rin gesch'n, so lange mer sich auf ihn besinnen".

„Das geht nicht an! So ein Mensch, der weder nach Gott, noch Welt frägt und wie das liebe Vieh dahinlebt, giebt ein Beispiel, durch das die ganze Gegend verwildern könnte. Dem muß ein Ende gemacht werden! Ich werde den Burschen in's Gebet nehmen, und wenn er zu Kreuz kriecht —"

„Hochwürden, der kriecht nit!"

„Nun, wenn nicht, so könnt Ihr Euch darauf verlassen, daß ich ihn fortzuschaffen weiß".

„Wenn das g'schäh", meinte froh der Bürgermeister, „dann saget ich wohl ‚Vergelt's Gott' im Namen der G'meind'".

Jetzt kehrte der Wirth mit dem gefüllten Kruge und einem Laib Brod unter

*) „Dem Teufel eine Kerze anzünden", das ist, ihm die gleiche Ehre wie den Heiligen erweisen, ist sprichwörtlich und etwa das bekanntere „Zum bösen Spiel gute Miene machen", in verschärftem Ausdrucke.

Digitized by Google

dem Arme zurück, der „Einsam'" tänzelte um ihn herum. „So gieb mer's doch her", sagte er, „so laß mer's nur trag'n, laß' mer's trag'n!"

„No, no, nur stad", sagte der Wirth. „Da hast! Gieb Dein Geld und mach', daß D' fortkommst".

„Fort werd ich gleich sein", sagte der Bursch. „Geld aber kann ich Dir kein's geb'n, weil ich kein's hab', Du weißt aber, daß D' es noch allmal kriegt hast. Muß halt wieder auf a Zeit in's Tagwerken geh'n". Jetzt hob er den Kopf, drehte den Hals und musterte mit einem schnellen Blick die Umsitzenden. „Ja, ja, ich muß in's Tagwerken geh'n; wer nimmt denn dösmal 'n Einsam'?"

„No, antrag'n wird Dir Keiner d' Arbeit", sagte der Dorfschuster.

„Mußt Dich halt Ein'm anbieten", sagte der Schneider.

Der Lange aber fuhr vom Sitze empor und schrie: „Tagwerken, sagst, thät'st Du? Tagwerken, Du Tagdieb? Unheil stift'st und 's Geld nimmst 'n Leuten dafür aus 'n Sack! Aber hüt' Dich, bald wirst nimmer der G'fürch'te im Ort sein; der hochwürdig Herr da, unser neucher Pfarrer, hat's g'rad Red' g'habt mit'n Burgermeister, wie mer Dir Dein Unwesen verleid't; jetzt kimmt a neu Regiment".

„Was kümmert mich der Pfarrer und der Bürgermeister?" sagte der Einsam. „Oben in meiner Felslucken kenn ich kein' Kirch' und kein G'meind' und was 's neu Regiment angeht, wenn's nur Euch taugt, mir kann's gleich sein, ob alt oder neu, ob der Ochs im Joch oder im Kummet geht. Nur gegen mich darf sich Kein's z' viel herausnehmen, 's könnt' übel ausgeh'n, hüt's Euch, hüt' sich Jeder, der 'n Einsam noch nit kennt!" Er wandte sich zum Gehen.

„Halt, Bursche!" rief ihm der Pfarrer nach.

„Der Herr Pfarrer will mit Dir reden", schrie der Bürgermeister.

„Kann sein, aber ich will 'n nit hör'n".

Da riß es Alle in die Höhe. „Halten wir ihn auf!" riefen sich Mehrere zu. „Halten wir 'n auf!"

„Haha", lachte der Bursche. „Nur zu! Greift's mich! Kikeriki! Wer will sich denn 'n rothen Hahn auf's Dach hetzen?!"

Der Pfarrer aber stieß die im Wege Stehenden zur Seite und stürzte bis zum Eingange vor. „Du lachst zu früh", schrie er, „wir treffen uns schon noch!"

Da hielt der Bursche inne, wandte sein von Zorn und Trotz entstelltes Gesicht gegen ihn und rief heiser: „Wär' vielleicht besser für uns allzwei, es unterbleibet!" Damit kehrte er den Rücken und schritt unangefochten seines Weges weiter.

## II.

Als der Caplan von seinem Morgenspaziergange nach dem Pfarrhofe zurückgekehrt war, hatte er in aller Gemächlichkeit begonnen, seine Habseligkeiten einzupacken; dabei verqualmte er eine ganz erstaunliche Menge Tabaks, nicht aus seiner Stummelpfeife, die ihn nur auf seinen Ausflügen begleitete, sondern aus einer mit einem langen Rohre, und er ward ihrer nicht überdrüssig, obgleich sie

Digitized by Google

ihn in seiner Beschäftigung behinderte, und er verlor nicht die Geduld, wenn sie auch regelmäßig, so oft er sich bückte oder niederkniete, den Thonkopf gegen den Boden stemmte und ihm den Federkiel in den Nachen stieß.

Seine Insecten-Sammlung hatte er in zwei großen Kisten untergebracht und auf deren Deckeln mit ungefügen Strichen eine Flasche und die Worte „nicht stürzen" hingepinselt, seine Kleidungsstücke und Bücher lagen in einem Koffer unter Verschluß; es blieb ihm nur noch übrig, all' jene theils nützlichen, theils nothwendigen Gegenstände unterzubringen, die zwar einen sehr kleinen Raum einnehmen, aber für den augenblicklichen Bedarf im Hause, wie auf der Reise eine desto größere Rolle spielen.

Als er aus einem Schranke ein Handkofferchen hervorzog, raschelte es im Innern, und als er aufschloß, lag eine Photographie auf dem Boden, das Brustbild eines Bauernmädchens, mit reichem Haar unter dem Kopftuche und kleinen blinzelnden Aeuglein über dem Stumpfnäschen in dem vollen, runden Gesichte. Das Bild hatte durch Zeit und schnöde Behandlung arg gelitten, es war verblaßt und zeigte Fingerabdrücke. Der Caplan griff das Blättchen auf und machte eine Bewegung, als wäre er Willens, dasselbe in die Zimmerecke zum Kehricht zu werfen, aber er besann sich anders und legte es an seine Stelle zurück. „Dumm's Dirndl", schmunzelte er, „wär' eine schöne Dummheit gewesen, wenn Du damals Dein' Willen g'habt hätt'st, freilich könn'st 'n seither mit Andern g'habt hab'n — ging mich nix an — aber ich hoff' zu Gott, daß Du heuttags auch wo als rechtschaffene Bäuerin sitz'st und Dir eben so wenig vorz'werfen hast".

Bedächtig griff er nun von den zurechtgelegten Stücken das eine um das andere auf, brachte es in das Kofferchen, reihte aneinander und schichtete übereinander und als er damit zu Ende gekommen, klappte er zu und sperrte ab. Er athmete auf, streckte sich und trat an den Tisch, um sich eine frische Pfeife zu stopfen; die wievielte, wußte er selbst nicht, aber es machte ihn doch bedenklich, als er im Tiegel den Tabak bis auf einen geringen Rest dahingeschwunden sah, doch mit dem Gelöbnisse, daß es für heute die letzte sein solle, überwand er das Zögern und langte zu; dann setzte er sich in den Lehnstuhl der an dem offenen Fenster stand und sah hinaus in die Gegend. Geflirre, Gezwitscher und Gesang der Vögel war verstummt, es war Abend geworden. Ganz in der Ferne verlor sich das Thal unter einem leichten, fahlen Flor; graue Wolken standen über diesem, und ein schmaler, lichter Saum verrieth, daß hinter ihnen die Mondsichel aufsteige. In der Abendgluth aber lenchteten die kahlen Schroffen, lagen die Wälder in goldigbraunem Dufte und brannten ganz nahe die Fenster einzelner Hütten des Dorfes. Feierliche Stille lag über dem Allen.

Doch Friede ist nicht in der Natur. Wohl uns, daß wir kein Auge dafür haben, wie nicht für die Dauer eines Athemzuges, eines Herzschlages die bildenden und zerstörenden Kräfte ihre Bethätigung aussetzen, daß wir in glücklicher Blindheit nicht sehen, wie kein Hauch verweht, kein Pulsschlag verrollt, ohne daß zahllose Wesen unter den Qualen des Werdens sich krümmen oder unter den Schrecken der Vernichtung vergehen! Nur die Menschenseele hat die

Digitized by Google

Empfindung tiefen Friedens, selten und für kurze Zeit; sie wird ihn, der Verheißung nach, für immer haben, wenn die Brust über dem Herzen eingesunken sein wird, ob aber auch dann die Empfindung?

Der alte Mann, der da im Lehnstuhle saß, hatte sie in diesem Augenblicke voll und ganz, durch keine Frage, keinen Gedanken abgelenkt, durch keinen Schmerz, keine Leidenschaft beirrt, durch keine Erinnerung, keine Furcht getrübt. Ruhige Athemzüge hoben und senkten seine Brust, ganz im Schauen aufgegangen, genoß er rein das Gefühl des Seins, wo wir des eigenen Selbst vergessend, plötzlich mit der Selbstlosigkeit des großen Ganzen in Harmonie treten und auch aller Widersprüche bar und ledig, in dem Anblicke seiner größten, wie seiner kleinsten Bilder sinnenden Auges uns verlieren.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Klang der Abendglocke schreckte den Caplan auf, er stieß einen tiefen Seufzer aus und rieb sich die Stirne; ein grämlicher Zug überflog sein Gesicht, offenbar besann er sich auf etwas, das ihn gerade nicht angenehm berührte. Er erhob sich rasch, wechselte den Rock, verließ seine Stube, und nach wenigen Schritten über den breiten, aber kurzen Gang stand er vor einer Thüre, an welche er pochte.

Innen blieb es stille.

Der Pfarrer lehnte am Fenster und sah in die Ferne, wo einzelne Gipfel eines Gebirgszuges hinter den Bergen, welche das Thal einschlossen, emporragten und, vor der scheidenden Sonne stehend, sich dunkel und scharf umgrenzt am Himmel abhoben. Schon vorhin, als er noch mit hastigen Schritten das Zimmer durchmaß, war ihm die eine Höhe aufgefallen, die zwei stumpfe, weit auseinander stehende Zacken zeigte und aussah, als hätte der Berg einst mächtige Hörner getragen und die wären ihm abgesägt worden. Er kannte den Berg; an dessen Fuße mußte das Dörfchen Gutenhofen liegen, dort wußte er eine ärmliche Hütte mit einem dürftigen Gärtchen, in welchem mehr Klette als Anderes wuchs, und daran floß der klare Bach vorbei. Er fand oft den Weg dahin, der Straße nach, in Staub und Sonnenbrand, dem Wasser entlang und über dasselbe hinweg, in der Abendkühle, und wenn die Steine, die man trockenen Fußes beschritt, im Mondlichte glänzten. — Das alte Weib war gestorben, zur Vorderthüre trug man sie, das Todte, aus der Hütte hinweg und durch die Gartenpforte. . . . .

Der Pfarrer schüttelte mit dem Kopfe und streckte die Hände vor sich, als wollte er etwas abwehren. „Apage“ murmelte er. Er horchte auf, es pochte, und froh der willkommenen Störung, rief er ein kräftiges „Herein!“

„Guten Abend, Herr Confrater“, sagte der Caplan. „Ich bitt' um Entschuldigung, falls ich beläſtig'. Ich komm' nur, Abschied nehmen; ich hab' mir gedacht, es ist besser, ich mach' das heut noch spät ab, morgen früh dürft' eben zu früh sein“.

„Wollen Sie Platz nehmen“, sagte der Pfarrer, indem er nach einem Stuhle deutete und sich selbst niederließ. Eine Weile saßen sich die beiden Männer schweigend gegenüber.

TAYLOR INST. OXFORD
Digitized by Google

„Daß Sie den Entschluß gefaßt haben, sich zur Ruhe zu setzen, kann ich nur billigen", hob der Pfarrer an. „Es bricht jetzt eine Zeit herein, wo es nach außen eines wahren Kampfeifers bedarf, um die Kirche gegen Anfechtungen zu schützen und nach innen einer eisernen Strenge, um das festzuhalten, was sie unter den Händen hat. Nun scheinen mir aber Kampfeifer und Strenge nicht Ihre Sache zu sein!"

„Nein, das weiß Gott", sagte der Caplan, „wo sich was nit im Guten richten laßt, bin ich nit der Mann dazu".

„Ei, ei, so eingenommen für Milde und Nachsicht?" Der Pfarrer hob drohend den Finger, es sollte wie schalkhaft aussehen. „Am Ende benöthigen Sie selbst derselben?"

„Wer denn nit? Jeder hat so seine Schwächen, aber ich hoff', mein bissel Vieherſammeln — ich thu's ja nit martern — und das sakker . . . das Rauchen, halt das Rauchen, das rechnet mer unser Herrgott wohl nit für Sünd' an".

„Das hoff ich auch, habe mir ja nur einen Scherz erlaubt; jedoch im Ernst gesprochen, Gott mag Barmherzigkeit üben, dem Menschen geziemt es strenge zu sein gegen sich und Andere. An sich selbst lernt man das Bedürfniß nach Strenge fühlen, an sich selbst die Heilsamkeit derselben erproben. Ich habe mich einst ganz in die Hände der Obern gegeben, und sie haben mich in eine harte Schule geschickt, als Missionär nach einem anderen Welttheile".

„Oh, so weit herumgewesen in der Welt, Herr Amtsbruder?"

„Ja, ich habe Jahre lang' im Sonnenbrande Afrikas den Wilden das Evangelium gepredigt; bin noch nicht gar so lange Zeit von dort zurück".

„Ei du mein, da ist mer halt doch ganz aus'm Alten heraus, und es heißt, sich erst wieder d'rein eing'wöhnen; ich geb' zu, einige Wildling sein schon auch da, aber es dürft' wohl anders mit sö umz'geh'n sein wie mit Wilde".

„O ja, mit mehr Strenge! Die Wilden sind wie große Kinder, und es ist ganz merkwürdig, zu sehen, welche Einwürfe und Ausflüchte der Erbfeind den kindlichen Seelen zubläst, um sie gegen das Heil mißtrauisch zu machen und zu verhärten, aber am Ende bleiben sie doch Kinder und sind mit einigem Ernste eines Besseren zu belehren; hier aber habe ich es nicht mit Kindern, sondern mit großen Leuten zu thun, durch die Taufe in die Gemeinschaft der heiligen Kirche aufgenommen und von klein auf in deren Heilswahrheiten unterrichtet, und treffe ich darunter welche, die zu eigenem und fremdem Verderben sich gegen ihr Gewissen setzen und das Anderer irre führen, dann bin ich der Mann dazu, der sie entweder zurecht oder der Gemeinde aus den Augen bringt, und damit thu' ich nur, was man von mir erwartet, denn meine Gesinnung war bekannt, eh' man mich auf diesen Posten stellte".

„Na ja", seufzte der Caplan, „ich merk' schon, daß schärfer d'rein 'gangen werd'n soll, das ist beschlossene Sach', und da hilft kein Reden; aber ich kann mer nit helfen, ein klein's Uebergangl that' halt doch dazu noth, wann das so auf ein' Ruck kommt, das vertrutzt und verstockt die Leut', und der Herr Confrater soll halt nit gleich brechen wollen, was nit auf der Stell' biegen mag. B'sonders

Digitized by Google

für Zwei hätt' ich gern ein gut' Wörtl eing'legt, da ist der Bursch, den 's 'n Einsam' nennen, ja mein, der laßt sich, wie er ist, nit so leicht um'n Finger wickeln, da braucht's bevor schon a Zeit und Weil, bis mer'n weich macht, und da ist noch der Schneider-Tomerl, der Sohn vom Flickschneider, gar ein armer Teufel, der ledig mit einer Dirn lebt, Noth und Elend im Haus und ein klein's Kind dazu, ja, daß's nit hätten z'samm sollen, das haben die Zwei von Anfang an g'wußt, das werfen sie sich heut' gegenseits vor und morg'n will wieder Kein's vom Andern lassen; der Jammer hat den Leuten ganz den Kopf verwirrt, will mer's z'samm' haben, so wollen's auseinander, will mer's auseinander, so woll'n's z'samm' bleiben, da möcht' halt auch ein blind' D'reinfahren leicht vom Uebel sein, und mein Denken war, man wart't zu, bis das Kleine ein Bissel d'reinplappern kann, dann ist mer doch Zwei geg'n Zwei und red't sich leichter, wenn man dem sein Sach' führt".

„Das taugt nicht, Herr Confrater", rief der Pfarrer, „das taugt in Ewigkeit nicht, durch Zuwarten wird Aergerniß alt und übles Beispiel mächtig! Es ist leider nur zu lange zugesehen worden, und ich fühle mich verpflichtet, dem ein Ende zu machen, und werde ohne Zögern den beiden Burschen den Daumen auf's Auge drücken; der Eine soll sich entschließen, zu leben, wie es unter Christenmenschen der Brauch ist, der Andere soll die Dirne zu Ehren bringen oder er soll sie lassen! Was etwa aus den Beiden werden mag, wenn sie sich nicht fügen und vom Orte müssen, darüber habe ich nicht zu grübeln".

Der Pfarrer erhob sich, der Caplan, der seinem Beispiele folgte, trocknete sich mit einem bunten Sacktuche den Schweiß von der Stirne. „No, nit für ungut", sagte er mit vor Erregung zitternder Stimme. „Daß ich mir überhaupt erlaubt hab', etwas zu bereden, aber ich wollt nit damit zurückhalten, weil ich g'meint hab', mein Wort, als von Ein'm, der lang' g'nug hierorts war, um sich auszuwissen, möcht' nit zu verachten sein, und weil ich darauf bedacht war, Unheil zu verhüten, das ich möglich kommen seh', wann . . ."

„Kein Wort weiter in der Sache, Herr Caplan", unterbrach ihn der Pfarrer, „ich handle, wie mir Pflicht und Gewissen vorschreiben, und übernehme vor Gott die Verantwortung!"

„No, so empfehl' ich mich halt, Herr Pfarrer, gehorsamer Diener!"

„Glückliche Reise! Noch Eins . . ."

Der Caplan blieb, die Hand an der Klinke, stehen.

„Da Sie nach der Stadt übersiedeln, so dürfte es Sie wohl nur wenig beschweren, wenn ich Sie ersuche, dort nach einer Person zu forschen, die seit Jahren für mich verschollen ist".

„Gern, bitt' mir nur 'n Namen zu sagen und was ich sonst etwa zu wissen nöthig hab'".

„Hm ja", dehnte der Pfarrer, er blickte nach dem Fenster, außen war düstere Nacht geworden, rings waren Wolken aufgestiegen und der Berg mit den Hörnerstumpfen war verschwunden. „Wir sprechen noch darüber", sagte er kurz.

„Es ist wenig Zeit mehr".



Digitized by Google

„Ich kann ja auch schreiben".

„Nun, ist recht. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Kopfschüttelnd ging der Caplan nach seiner Stube. „Vor Gott übernimmt er die Verantwortung!" murmelte er. „Die vor Menschen liegt doch näher; ich möcht' nix vor 'm lieben Herrgott zu vertreten haben, was ich nit vor d' Menschen kann!"

Bald stand der Pfarrhof im Dunkeln, alle Lichter waren verlöscht und die Inwohner zur Ruhe gegangen. Der Pfarrer lag in tiefem, ruhigem Schlafe und nur ein paar Schritte davon, in der Stube nebenan, quälten den Caplan böse Träume — er sah den gehetzten „Einsam" wie ein wildes Thier in das friedliche Thal einbrechen — auf einer endlos langen Straße ging der Schneider-Tomerl dahin und schlug mit seinem Wanderstecken nach großen, runden Kieseln, die am Wege lagen, wie auf geschorene, harte Pfaffenschädel, und bei dem einem Streiche rief er „just nit", bei dem anderen „zu Trutz" und „zwingen nit", — und weit unten, dort, wo sich der Bach ober der Mühle stauet, da fischten die Leute mit Stangen und Seilen den Leichnam einer Dirne aus dem Wasser, an deren Brust ein fahles, todtes Kind angeklammert lag.

Er hatte eine recht unruhige Nacht, der gute, alte Mann.

## III.

Es war zur frühen Morgenstunde. Das Licht war noch nicht wach, und rings lag alle Farbe wie im Traum und sprach wie aus dem Schlafe. Es war um die Zeit, wo vor dem Tage ein leichter Schauer einhergeht. Ein Leiterwagen mit zwei Pferden bespannt, die schnaubend aus einer Futterbarre fraßen, stand vor dem Pfarrhofe, dessen beide Thorflügel weit geöffnet waren; in dem Flur bewegte sich schwerfällig ein dickes Frauenzimmer, das bald nach dem Wagen, bald nach der Treppe sah, es war die Pfarrköchin, welcher die Abreise des Caplans so nahe ging, wie der Tod des früheren Pfarrers; Beide, für deren Abfütterung sie doch eine so rechtschaffen lange Zeit gesorgt hatte, gingen ja auf Nimmerwiederkehr.

Jetzt ward es laut auf der Treppe, zwei Bauernbursche schleppten sich mit der einen der beiden großen Kisten. Der Caplan wollte seine Kostbarkeiten nicht aus den Augen lassen; unter fortwährenden Ermahnungen zur Vorsicht, zwängte er sich wiederholte Male zwischen Wand und Kiste vorbei und war den Trägern bald voraus, bald neben, bald hinterher und immer im Wege, und als im Flur die Dicke angerufen wurde und, statt zur Seite zu treten, kopflos gegen die Leute anrannte und der Caplan mit aller Kraft anfaßte, wo nichts zu halten war, da geschah, was bei solcher mit störender Umsicht geleiteter Verhinderung zu erwarten stand, die Kiste fiel polternd zu Boden.

Wäre es zu Zeiten des Mittelalters gewesen, wo es noch fruchtete und man daher leichter darauf verfiel, der Caplan hätte die beiden Bursche sicher in Bann

Digitized by Google

gethan, so aber begnügte er sich damit, unter Anrufung von „Jesus und Josef" die Hände über dem Kopfe zusammen zu schlagen.

„Oes verdangelten Dodeln", sagte er zornig, „ös haut's mer ja Alles z'samm!"

„Na ja", sagte der Eine und kraute sich die Wange, „freilich, jetzt sein wir Dodeln. Wir thäten sich ja eh' leichter, wenn nit d' Jungfer Seferl im Weg steh'n und ein'm der hochwürdig' Herr nit allweil unter'n Füßen h'rum rennen möcht'."

Die beiden Angeschuldigten ließen sich bedeuten. Die Pfarrköchin nahm, dem Caplane wiederholt die Hand küssend und drückend, Abschied und ging vor sich hinnickend nach der Küche. Ja, ja, was man erlebt, wenn man alt wird.

Der alte Herr stieg die Treppe hinan und blieb in seiner Stube, bis das letzte Gepäckstück hinweggetragen worden war, dann folgte er mit dem Handkofferchen.

Als er aus dem Thore trat, empfahl sich der eine Bursche mit vielen Kratzfüßen in ein gut' Angedenken bei dem hochwürdigen Herrn. Der gab ihm einige kleine Münzen. „Oh, so wär's nit g'meint g'wesen", betheuerte der Beschenkte, „der'halb was anz'nehmen, müßt' er sich ja frei schämen", — dabei schloß er die Hand — „ganz für umsonst hätt's sein soll'n", — und damit schob er sie in die Tasche.

Der andere Bursche befand sich auf dem Sitzbrette des Leiterwagens, knallte mit der Peitsche und machte sich recht schmal, denn neben ihm sollte Platz, viel Platz bleiben für den Herrn Caplan; der reichte eben sein Kofferchen hinauf und war im Begriffe aufzusteigen, da schlich Einer heran, der ihm vor wenig Stunden durch die Träume spukte, der Einsam' war es.

„Du fahrst fort?" sagte er.

„Wie D' siehst".

„Schad', Dich hab' ich leiden mögen. Hätt' da was für Dich, weil D' schon a Freud' an solchenen Geziefer hast". Der Einsam zog aus der Hosentasche eine Düte aus steifem Papier, voll Büge und Beulen.

„No, laß' schau'n". Der Caplan rollte das Blatt auf und fand einen jener Käfer, die man, ihrer langen, schön geschwungenen Fühler wegen, Böcke nennt, und der vorliegende war einer der Rarsten aus dieser Familie, man konnte lange suchen, eh' man einen solchen fand. Der alte Herr schmunzelte, als er aber das Exemplar dem Auge näher brachte und merkte, daß dem Holzbocke beide Hörner geknickt waren und die Hälfte der Beine fehle, da ward er ärgerlich, zerknüllte das Ganze, wie er es in der Hand hatte, und warf es von sich. „So zug'richt't", brummte er.

„Na ja", sagte der Einsam', „hab's ja g'wußt, nit reden darf man mit Euer Ein'm".

Da der Caplan eine eigenthümliche Bewegung im Gesichte des Einsam' wahrzunehmen glaubte, so bückte er sich rasch und nahm das Papier wieder auf. „Na, sei kein Esel", sagte er, „'gift hab' ich mich halt ein klein wenig, weil D'



Digitized by Google

mer das Vieh ganz aus der Form 'bracht hast, weiter nix! So ein Thierl is ja kein Ochs, hätt'st schon können auch heiklicher sein!" Gutmüthig lächelnd schob er den Knäuel in die Tasche; Alles, auch das Wegwerfen hat ja seine Zeit. „Werd' halt schau'n, wie ich'n aufgleich bring'. Dank' Dir schön; nun, b'hüt' Dich Gott!" Er klopfte ihm auf die Achsel. „Und sei jetzt fein g'scheidt, Du!"

Der Einsam' blickte mit geringschätzigem Lächeln nach dem Pfarrhofe und schüttelte den Kopf

Der Caplan war auf seinen Sitz geklettert. „Na, nit trutzen, lieber nachgeben, g'scheidt sein! Vorwärts!"

Der Wagen fuhr dahin.

Der Einsam' stand, mit dem Rücken gegen den Pfarrhof, und sah dem Fuhrwerke nach. Plötzlich faßte ihn eine schwere Hand an der Schulter, rasch wandte er sich um und befand sich dem Pfarrer gegenüber, blitzschnell mit einem Sprunge kehrte er sich ab und wollte fort.

„Fürchtest Du Dich vor mir?" fragte der Pfarrer.

Da blieb der Bursche stehen.

„Sagte ich nicht, wir werden uns schon noch treffen?" fuhr der Pfarrer fort. „Nun hätten wir uns getroffen, ich denke aber, es wird für Keinen von uns so gefährlich ablaufen, wie Du Dir einzubilden scheinst".

„Möcht's schon selber glauben; wann nur Du nix anfangst, ich nit!"

„Du bist gekommen, vom Caplan Abschied zu nehmen, warst Du ihm denn so zugethan?"

„Weißt, er hat mir eben nie nix woll'n, nit in Gutem, noch im Uebles".

„Hättest Du ihm denn übel genommen, wenn er Dir Gutes gewollt?"

„Na schau', mir is halt lieber, es will mir Einer nit so und nit anderscht".

„Sage mir einmal, wie heißt Du denn eigentlich?"

„Ich heiß' nit anders, wie der Einsam'".

„Du mußt doch Eltern gehabt haben, nennst Du Dich nicht nach ihnen?"

„Eltern? Hehe, no ja freilich, Zwei müssen wohl dabei g'west sein, aber ich hab' nur d' Halbscheidt von sö kennt, mein' Mutter, mit der ich d' längst' Zeit in Fried' g'lebt hab'; die andere Halbscheidt, dö sich weniger um mich kümmert hat, war mir zu kein' Viertheil bekannt — und war dös z'viel — und war dös mein Unglück, der'halb die, von der ich g'wußt hab', nix mehr von mir hat wissen woll'n".

„Sprich deutlich, rede Dich aus".

Der Einsam' sah dem Pfarrer gerade in das Gesicht, dann neigte er den Kopf nach der Richtung, in der vorhin der Wagen davongefahren war, und sagte: „Der war nit so neugierig wie Du".

„Es geschieht nicht aus müssiger Neugierde, daß ich Dich zur Offenheit auffordere, meine Pflicht legt mir das nahe. Ich weiß, Du bist eines schweren Verbrechens wegen in Haft gewesen, darum hat Dich wohl Deine Mutter verstoßen?"

„Aber sie war nit im Recht, wär' sie im Recht g'wesen, auf die Knie hätt' ich mich vor ihr hing'worfen und ihr Verzeihen erbettelt, aber sie ist nicht im

Digitized by Google

Recht g'wesen, und darum bin ich gegangen, wie sie mich wegg'wiesen hat, und bin ihr nimmer 'kommen, nit in ihrer Todesstund!"

„Du bereu'st nicht eine so schwere That?"

„Nein!"

„Du sagst so kurzweg nein?"

„Weil ich nit kann".

„Wie, eine so furchtbare Versündigung, die einem Deiner Mitmenschen den Tod brachte, ihn vorzeitig aller irdischen Freude, ja vielleicht sogar der ewigen, beraubte, da sie ihn unvorbereitet vor den Richterstuhl Gottes führte, die gilt Dir nichts?"

„Versteh' mich recht, wenn man Ein' in ein'm falschen Meinen aufwachsen laßt, da kann wohl sein' Hand und sein Sinn beim Uebelthun sein, aber sein Verschulden ist nit dabei; darum, was mir schwer auf der Seel' liegt, das is meiner Mutter auf's G'wissen g'fallen, das hat sie unter die Erd' 'bracht, — doch nix von ihr, soll's in Fried' ruh'n! Meinst aber, daß ich's den Leuten übel nahm', wann sie sich von mir fern halten? Bewahr', ich selber möcht' ja mit Kein'm verkehr'n, wie ich Einer bin. Ich und die Leut', wir taugen nit z'samm' und rechtswegen g'hör' ich gar nit da in d'Welt h'nein!"

„Doch! Vertrau Dich meiner Führung an, ich will Dich mit Gott, der Welt und Deinen Mitmenschen wieder versöhnen".

„Da machst Dir ung'schaffte Arbeit und unternimmst ein unmöglich Ding. Als der Einsam', wie ich bin, find' ich mich noch am G'scheidtesten in der Welt z'recht und mit'n Leuten ab und dö sich mit mir. Mein Recht, wie im Buch steht, is mir word'n, auf ein Verzeihen, dös hab' ich g'sagt, steh' ich nit an, und mehr wie der Herrgott wirst Du wohl auch nit im Stand sein, selb' der kann G'scheh'nes nit ung'scheh'n machen, und dös wär's alleinig, was mer half".

„Sei klug, laß Dich zur guten Stunde bedeuten! Als eine Bitte von mir leg' ich Dir's an's Herz, mache wenigstens den Versuch, hause nicht weiter in der Wildniß, wohne Dich unter Menschen ein, lebe wie sie, suche da Trost und Erbauung, wo sie diese suchen, und Du wirst Dich beruhigter fühlen und sie werden Dich wieder wie Ihresgleichen betrachten".

„Sei doch nicht aufdringlich. Wenn ich schon selber sag', ich nahm mich niemal mehr dafür. Glaub' wohl, daß's gegen mich heucheln möchten, Dir z'Lieb', soll ja auch der ganze Handel, nit mir z'Lieb' sein! Wie der Förster d'jung Hund' abricht', jetzt wixt er's, d'rauf streichelt er ihnen 's Fell, nur damit er, wenn Gäst' kommen, a Ehr' aufhebt mit der Dressur, so willst auch Du, daß ich fleißig in d'Kirch' renn' und bet', damit D' a Ehr aufhebst vor der G'meind'; ich lass' mich aber nit dressir'n. Laß' mich verbleiben, wie ich bin, ich thu' ja Kein'm ein Uebel!"

„Sagt man nicht, daß Du Feuer an die Scheunen legst, um die Bauern fürchten zu machen, so daß Dir Keiner Arbeit zu verweigern wagt?"

„Sag'n thut mer's freilich", grinste der Einsam', „aber g'scheh'n is 's nie;

Digitized by Google

doch red' ich nix dagegen und laſſ' die Leut' auch bei ein'm Glauben, von dem ich mein' Nutzen zieh', juſt wie Du, Pfarrer!"

„Burſche! — Ich ſeh' wohl, mit Dir iſt im Guten nichts zu richten, ſo ſage ich Dir denn kurz und bündig, ich werde Dich nächſten Sonntag in der Kirche ſehen — "

„Da müßt' gute Augen haben".

„Du wirſt Dich Sonntags in der Kirche einfinden! In meiner Gemeinde ſoll ſich Keiner auf Dich berufen, wie man wohlmeinenden Rath zurückweiſt und dahin lebt, ohne eine Pflicht gegen Gott noch Menſchen anzuerkennen! Alſo entweder . . ."

„Spar' Dein Entweder! Ich komm' nit, da d'rauf kannſt Gift nehmen".

„Du gehorchſt nicht?"

„Wer biſt denn Du?" ſchrie heftig der Einſam'. „Was haſt denn Du mir z'ſchaffen?"

Da faßte ihn der Pfarrer an der Bruſt. „Lump, ſoll Keiner Herr über Dich ſein?!"

„Weißt, Pfaff", keuchte der Burſche, „ thu' Dein Pratzel da weg, es möcht Dich verdrießen, wenn ich Dir Eine d'raufhau'".

Der Pfarrer fuhr zurück wie von einer Natter geſtochen. So ſtanden ſie ſich gegenüber, der Mann bleich, der Burſche gluthroth vor Zorn.

„Elender", ziſchte der Pfarrer zwiſchen den Zähnen hervor, „dann ſchnüre Dein Bündel, falls Du eines zu ſchnüren haſt, Deines Bleibens iſt nicht länger. Du ſollſt fort!"

„Holſt Du mich vielleicht herunter?" höhnte der Einſam.

„An Dir mich beſudeln?! Die Gensdarmen werden Dich ſchon auszutreiben wiſſen".

„Soll'n nur kommen, zeitweis bin ich ja auch Jäger, mein' Stutzen hab' ich gleich z'Hand".

„Entſetzlicher Menſch, Du ſinnſt darauf . . .?"

„Sinn' Du nit! Zu ſein, wie ich bin und wie ich mag, wenn ich Niemand was in Weg leg', das iſt mein Recht und da d'rum wehr' ich mich gegen Jeden, den D' auf mich hetz'ſt; denn Du ſelber — wie Oes allmal, ob Oes Ein's in's Leben ſetzt's oder d'rum bringt's — Du halt'ſt Dich fern dabei, und a gute Naſe haſt ſchon, denn da müßt' doch der Teufel lachen, wann ſich a Pfaff mit ein'm Pfaffenbankerten rauft!"

„Was ſagſt Du?"

„Mein Vater war g'rad' ſo ein heiliger Mann wie Du!"

„Barmherziger Gott!" ſtammelte der Pfarrer, dann ſtreckte er die Arme abwehrend von ſich und ſchrie: „Hinweg! Fort! Weit fort, mir aus den Augen!"

Lachend kehrte der Einſam' den Rücken und wandte ſich zähneblöckend wiederholt zurück, als er auf dem ſchmalen Fußſteige den Hügel hinabſchritt.

Und die Sonne war über die Berge heraufgekommen und das Thal lag im freundlichen, hellen Morgenlichte.

Digitized by Google

## IV.

Daß sich die Bursche Montag Abends im Wirthshause versammelten, war hergebracht, daß ein oder der andere Bauer dorthin kam, um seinen Abendtrunk zu sich zu nehmen, war nichts Besonderes, heute aber hatten sich auch die Frommen eingefunden, der Lange, der Schuster und der Schneider und die Andern, deren Art das sonst nicht war, und darum gab es an dem Burschentische verwunderte Gesichter und lange Hälse, und die gewöhnlichen Gäste saßen ziemlich unbehaglich unter den seltenen.

„He, Wirth", rief der Lange.

„Bin schon da", sagte der Gerufene hinzueilend.

„Weißt's schon?"

„Was?"

„Wirst bald ein' Kundschaft verlieren".

„Wär' mir nit lieb".

„Wird Dich nit kränken. 'n Einsam' mein' ich, der soll aus'trieben werd'n. Freilich, was D' ihm gestern noch auf Borg 'geben hast, das kannst wohl mit der Kohlen in' Rauchfang schreiben".

„Soll's hin sein, ich büß's gern ein, wenn wir den nur los werd'n! Aber wie so geht denn dös mit einmal so schnell?"

„Der Bur'meister is wegg'fahr'n", sagte der Schuster.

„Heut' fruh noch bei Zeit", krähte der Schneider.

„Weiß ich ehnder", meinte der Wirth, „aber wohin denn?"

„Laß Dir sagen, laßt Euch sagen", begann der Lange, „ich hab's vom G'meind'schreiber. Der Herr Pfarrer is heut' fruh auf d' Kanzlei g'rennt kommen und hat g'sagt, der Einsam' müßt' weg; in Gutem, dasselbe hätt' er schon heraus, wär' mit dem nix z'richten —"

„War eh' unser Reden", brummten Etliche dazwischen.

„Ganz unbotmäßig hätt' er sich gegen ihn, 'n hochwürdig' Herrn, aufgeführt und — dös hat mer der G'meindschreiber g'sagt — nit schlecht muß er aufbegehrt haben, weil der Hochwürdig' nachtraglich noch völlig g'sprungen is vor Gift. Na, der Alte wollt' erst a G'schrift aufsetzen und an's Schandarmerie-Commanda schicken, aber der Pfarrer hat gleich g'sagt, selb' dauert z'lang, gäb' leicht a unnöthig' Schreiberei hin und her, g'scheidter, der Burgermeister setzet sich selber auf, fahret nach der Kreisstadt und bräckt' vor'm Herrn Commandanten die Beschwernuß vor, so daß mer ohne viel Federlesen den Burschen aufgreift, zum Ausweis verhalt' und dahin abschiebt, wohin er zuständig is".

„Ah, so mir nix, Dir nix, laßt sich der nit aufgreifen", sagte der Schuster, „ich hab' ja g'hört, er hat sich verschwor'n, daß er auf sie schießt".

„Und der halt' sein Wort, da giebt's Mord und Todtschlag!" schrie der Schneider.

„Nur zu, nur zu", rief der Lange, „soll sich nur zur Wehr setzen, wann's 'n dann krieg'n, lassen's ihn nimmer so bald wieder aus!"

Digitized by Google

„Jesses, nein", sagte der gutmüthige Behäbige, „wann ich denk', wie leicht da Ein's zum Krüppel g'schossen werden kann, da bedauern mich doch die armen Leut', die Schtandari"*).

„Ach was", entgegnete der Lange, „das is ihner Brod und ohne uns Bauern gäb's gar kein Brod und d'rum muß der Kaiser auf uns schau'n und seine Leut' müssen uns beisteh'n".

„No, ein' schweren Stand werden's schon haben", meinte der Schuster, „denn selb' ist g'wiß, was sich für G'sindel da in der Gegend aufhalt', dös wird all's 'm Einsam' zurennen und ihm helfen".

„An die Hundert finden sich sicher z'samm!" schrie der Schneider.

„Laß' Dich nit auslachen", sagte der Lange, „Ein oder der Andere möcht's etwa Willens sein, wann er davon erfahret, dazu bleibt aber gar kein' Zeit, daß a Kundschaft auskommt, dafür is ja Alles so eing'fädelt, daß vielleicht morgen schon der ganze Rummel vorbei is! Ah, der Herr Pfarrer, der weiß sich aus, der fackelt nit lang h'rum, dös is unser Mann, und dös sag' ich, Manner, daß mer sagen kann, von heut' an hebt sein' Herrschaft an und die unsere, was wir zu ihm halten!"

Die Herrschaft Derjenigen, welche zu dem Pfarrer hielten, war wenigstens schon so weit gediehen, als sie jetzt aufbrachen, weil kein anständiger Christmensch das Abendläuten im Wirthshaus abwarte, daß auch Jene, deren Mann der Pfarrer just nicht war, gleichfalls zahlten und gingen.

Die Bursche waren nun unter sich und der Schneider-Tomerl beugte sich über den Tisch und flüsterte: „Hört's, Bub'n, sollt'n wir nit z'sammhalten und 'm Einsam' helfen, d' Schtandari verjagen?"

„Ah, daß mer etwa ein' Banganetstich**) in' Leib krieget oder ang'schossen wurd'?" sagte Einer.

„Dazu sein mer uns z' gut", meinte ein Anderer.

„Und der Einsam' z'schlecht", ein Dritter.

„Und Kamerad is er ja nit zu uns!" erklärte der Erste.

„Nein, er is kein Kamerad", murmelten Alle.

„Aber verwarnen sollt' mer 'n doch", sagte der Tomerl.

„Das kannst schon thun", sagte Einer, „das thu' nur, daß 'n nit unversehens überfallen und aus 'm Nest nehmen, wie ein' nacketen Vogel; er soll sich nur wehr'n für sein' Theil. Wie viel werden's ihm denn auch zutrau'n?"

„Zwei, mehr nit".

„Hat er zu seiner Schneid' a wengerl Glück, wird er selb' alleinig mit dö fertig. Zahl'n, Wirth!"

Auch die Bursche gingen, sie wollten nicht länger beim Weine sitzen bleiben, am Ende hätte doch die Rauflust erwachen und den klugen Entschluß, sich nicht einzumengen, rückgängig machen können, denn ein kluger Entschluß ist es immer,

*) Schtandari = Der Gensdarme, die Gensdarmen, auch die Gensdarmerie.
**) Banganet = Bajonnet.

Digitized by Google

zuzuwarten, bis neu' Regiment älter wird und Klauen und Zähne, die es Anfangs so bedrohlich wies, sich abstumpfen.

Der Pfarrer hatte den Tag über auf seiner Stube gesessen, Bücher lagen vor ihm aufgeschlagen, mochten ihn aber wohl nur wenig beschäftigen, denn oft hob er sich von seinem Sitze, ging mit raschen Schritten auf und nieder, hielt dann inne und blickte eine geraume Weile zum Fenster hinaus, von welchem man weit die Straße übersah; von Zeit zu Zeit zeigte sich auf derselben ein Gefährte, aber wenn die Staubwolken verflogen und es sich erkennen ließ, war es ein anderes als das erwartete. Nun es Abend geworden war, griff der Pfarrer nach Hut und Stock, verließ den Pfarrhof und ging hinaus aus dem Dorfe, der Straße nach. Eine gute Strecke hatte er zurückgelegt, da hörte er ein Wägelchen heranrasseln, er blickte auf, der Bürgermeister saß auf dem Kutschbocke, er rief ihn an und der Dicke riß die Zügel an sich. „Je, Hochwürden, da auf'm beschwersamen Weg? Mein Jesus, ich hätt' mer ja doch selber die Ehr' genommen und heut' noch auf'm Pfarrhof zug'sprochen".

„Laßt's gut sein. Was giebt's Neues?"

„Morgen kommen's! Hab' selber den Befehl an den nächsten Posten ausfertigen und durch eine Ordinanz abschicken seh'n".

„Ist gut".

„Hab' auch g'sagt, daß mer sich fein in Acht nehmen möcht', sie hätten's mit ein'm rabiaten Kerl zu thun".

„Schon recht". Der Pfarrer rückte den Hut ein wenig zurück und fuhr sich mit dem Taschentuche über die Stirne. „Es bedrückt mich, daß ich da Menschen in eine Gefahr schicke —"

„Jo mein, wann's anders nit geht".

„Aber der Bursche muß uns aus den Augen, ich habe es gesagt und mit ihm muß der Anfang gemacht werden; mögen sie ihre Pflicht thun, ich kann ihn da nicht mir zu Trotz sitzen lassen. —"

„Das is sicher! G'wiß nit!"

„Sonst brächte auch für weiter Ernst und Strenge kein Gedeihen".

„Freilich, freilich".

„Also morgen! Wollen hoffen, es verläuft nicht so übel".

„Beileib', wird nit so arg werd'n. Woll'n Hochwürden nit aufsteigen?" Der Dicke rückte auf dem Kutschbocke zur Seite.

„Nein. Ich danke, Bürgermeister. Gute Nacht!"

„Küß' d' Hand, Hochwürden".

Der Pfarrer schritt über die Straße und schlug einen Fußsteig ein, der ihn quer durch die Felder auf kürzerem Wege nach dem Dorfe zurückführte. Er nahm den Hut ab und setzte langsam Fuß vor Fuß. „Also morgen", murmelte er, „gut, wenn das vorbei sein wird. Keine Schwäche! Schwäche ist sündhaft, denn sie führt zur Sünde!" Er seufzte tief auf, dann reckte er sich hastig empor, als würfe er etwas von sich ab und begann die Felder aufmerksamer zu mustern; er sah nach den leeren und vollen Aehren, nach dem Stande des Kleees, er streifte

Digitized by Google

Käfer von den Rispen und schälte Körner aus der Hülse, bald aber warf er den Halm, der ihn eben noch beschäftigt hatte, achtlos weg und ging wieder im gewohnten, strammen Schritte dahin.

Der Steig führte an dem Küchengarten vorüber, der hinter dem Wirthshause lag, derselbe war nicht eingeplankt, aber von so dichtem, hohem Buschwerk umfriedet, daß man die Leute, welche sich daselbst aufhielten, nicht sehen, noch von ihnen wahrgenommen werden konnte, dagegen gestattete die grüne Wand das Horchen, wie das Behorchtwerden und hatte Ohren wie manche andere.

Der Pfarrer blieb stehen.

„Das hab' ich ja gleich heraus g'habt", sagte der Wirth im Garten, „daß 'm neuchem Herrn Pfarrer sein' Reschen nit ohne is. Morgen schon jagen's auf sein Anstiften 'n Einsam' davon".

„Ei, Du mein, was macht er sich denn auch mit dem Bub'n z'schaffen?" fragte die alte Martha.

„Wird doch kein Schad' sein um den?"

„No, schau', er is halt doch zeither in Ruh und Fried' da g'sessen, wer weiß, wohin 's 'n führt und wozu 's 'n treibt, wann mer ihm hitzten mit einmal gröber kimmt als grob? Dasselbe hätt' ich mir nit erwart' von dem geistlich'n Herrn, von ihm schon gar nit!"

Da ließ sich die Kellnerin vernehmen: „Dö Ahnl red't, sie dürf't ihn kennen".

„Ei, freilich wohl, b'sinn' ich mich auf ihn. Hab' ich dös noch nit g'sagt? Ach, das is nit schlecht, daß ich dös noch nit bered't hab'! Wohl, wie noch mein Alter g'lebt hat und wir d'rüben in Gutenhofen g'haust haben, zur selben Zeit, wo wir einig worden sein, daß wir da das Wirthshaus kaufen woll'n — selb' is wohl auch schon über fünfundzwanzig Jahr' her — da hab' ich 'n gut kennt 'n Eisner, 'n hochwürdigen Herrn, als blutjung's Caplanerl hab' ich 'n kennt. Ja".

„Ah, da schau', is dös der Nämlich'!" wunderte sich der Wirth.

„Derselb', der Nämlich nit! Damal war er anderscht. Je, da hab'n 's ihn bissel gut leiden mögen, weil er halt gegen arme Leut' ein so viel erbärmlicher Herr g'west is. Einer guten Bekennten von mir, der Auhoferin, is er in ihren letzten Nöthen beig'standen; mein, die arme Seel' hat a grimme Angst g'habt vor'm Tod und vor'm Teuxel, aber er hat ihr nit die Höll' heiß und 's Sterben bitter g'macht, gar lieb hat er ihr zugred't, von der Erbarmnuß Gottes und der himmlischen Freud', so daß 's getröst't und ergeben die Augen g'schlossen hat. Ja, dasselb' hat 'n Leuten rechtschaffen g'fall'n, und weil er bis zum End' geg'n d' Mutter so gut g'wes'n is, hat auch die verwaiste Dirn', die Julian', zu ihm aufg'schaut wie zu ein' Heiligen".

„Wird ihr nit schwer ankommen sein", sagte die Liesel, „er is ja noch heut' a sauberer Mann".

„Geh' zu, Du Unend! Freilich, da red'st Du denen ganz nach'm Maul, die ihm damal auf'bracht hab'n, daß er öfter in der Dirn ihrer Hütte zug'sprochen hätt'".

Digitized by Google

„No mein, wir sein 'alle sündige Leut', hätt' der Herrgott lauter Engerln woll'n, hätt' er d' Welt nit erschaffen. Was hat denn der Pfarrer auch in der Hütte z'suchen g'habt? Wär' ihm um's Beten g'west, hätt' er ja bleiben können, wo er daheim war, in der Kirche".

„Ei, Liesel, laß' Dir sagen", lachte der Wirth, „ein Schelm denkt halt allmal, wie er is".

„Frag'n mer doch voreh' d' Ahnl, ob der Schelm nit recht hat?"

„Ich kann da nix sagen", entgegnete die Alte, „weil ich nix weiß, und man muß auch nit Alles sag'n, was mer weiß, aber da wüßt' ich wirklich nix".

„Aber Ein's wird d' Ahnl wissen, was 's uns wohl noch sagen könnt'. Was ist denn weiter mit der Dirn g'scheh'n?"

„Mit der Auhofer-Julian'? No, bald hat sie 's kleine Anwesen verkauft und is nach der Stadt fort".

„So?!"

„Was lachst denn da dazu so fletsch über's ganze G'sicht?"

„No, Eins möcht' ich halt noch gern wissen. Ist's leicht vom Ort weg-'gangen, oder hat's schwer trag'n?"

Da erschraken die im Garten, denn außen stürzte Jemand hastig an den Büschen vorüber, einzelne vorstehende Zweige schnellten hinter ihm zurück, andere knickten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als der Pfarrer in seiner Stube angelangt war, schraubte er den Docht der Lampe empor und versuchte ihn anzuzünden; seine Rechte, in der er das Zündholz hielt, zitterte, er war bleich, und Schweißperlen standen ihm an der Stirne. Jetzt schlug die Helle auf. Aber heute war der Himmel wolkenleer und zwischen den dunklen Fensterrahmen erschien aufdringlich grell das Bild der mondbeleuchteten Gegend; hoch ragte der Berg an, dessen beide Zacken wie verkalkte Knochen gleisten. Der Pfarrer ließ rasch die Vorhänge herab. Dann saß er, den Kopf in beide Hände vergraben, über der Legende der Heiligen und da las er — Blatt für Blatt, von Tag zu Tag des Jahres, Namen um Namen — daß sie stark gewesen in der Gnade vor dem Herrn, ohne diese auch arm, schwach, reuig . . .

Die Lampe verflackerte im Frühroth.

## V.

Früh am Morgen hatte der Schneider-Tomerl das Dorf verlassen und war gegen das Gebirge gewandert. Nachdem er etwa eine Stunde rüstig ausgeschritten, erreichte er einen Berg; bis zur halben Höhe stieg derselbe mälig an, war mit dürftigem, buschigem Tannenwuchs bestandet, durch den viele Fußsteige liefen, wo aber diese sich verloren und der Busch ein Ende nahm, ragte eine mächtige Felswand steil empor. An dieser kletterte nun der Bursche auf einem schmalen, gefährlichen Pfade hinan, bis nahe dem Gipfel, wo eine steinige Fläche, nicht größer im Gevierte als die Dorfschulstube, vorhing, dahinter zeigte sich in der

Digitized by Google

Wand eine Höhle, der Eingang derselben war mit Latten und Brettern verwahrt, Moos und Streu stopften Ritzen und Spalten, in der Mitte stand eine kleine Thüre offen und ließ Luft und Licht ein, rechtsseit brach das Knieſtück einer eisernen Ofenröhre aus der Verschalung hervor, und der Rauch hatte über ihr das Gestein mit einem manneshohen schwarzen Streif gezeichnet.

Der Schneider-Tomerl rief zur Thüre hinein: „Guten Morgen! Beschwersam ist's zu Dir anzusteigen".

Da trat der Einsam' heraus und sagte brummig: „Es hat Dir's ja Niemand g'schafft, und ich hab' auch nit nach Dir verlangt".

„Thu' doch nit z'wider geg'n mich", sagte Tomerl, „ich komm' nur, daß ich Dich verwarn'. Es dürften Dir heut' leicht noch ein Paar zusteig'n, die Dir nix Gut's woll'n, geg'n die setz' Dich".

„Ich erwart's eh'". Der Einsam' verschwand für einen Augenblick in seine Hausung, dann kehrte er zurück, einen jener plumpen Carabiner mit Steinschloß in der Hand, mit denen vor Zeiten die Reiter-Regimenter ausgerüstet waren.

„Is ja gut", sagte der Schneider-Tomerl, „aber wann's Dir einmal auf'n Leib gerückt sein, dann nützt Dir das Knallbüchsel gar nix. Solltst Dich doch nit so beschleichen lassen, bin ja ich jetzt vor Dir g'standen, wie vom Himmel g'falln".

„Bild' Dir doch dös nit ein", lachte der Einsam, „ich hab' Dich wohl g'seh'n, schon wie D' unten durch 'n Tann' h'raufg'schlossen bist".

„Dann is 's schon recht. Ich wollt' Dir's nur sagen, daß Du's weißt und Dich darnach richten kannst; erwart's jetzt oder geh' ihnen aus'n Weg, wie Dir's ansteht".

„Darauf kannst Dich verlassen, daß ich's heimschick', mag's jetzt in Gutem sein, oder, wenn sie sich nit bedeuten lassen, auch in Ueblem. Dasselbe kannst schon denen sag'n, die Dich auskundschaften g'schickt hab'n".

„Einsam'", rief der Schneider-Tomerl beleidigt, „mich schickt Niemand! Daß D' es weißt, ich komm' von freien Stücken, Dich verwarnen und ging's nach mir, stünd' ich nit alleinig da, sondern wär'n wir Bub'n alle zur Stell' und thäten Dir helfen, aber die Letzeig'n hab'n kein' Kuraschi nit und bleiben lieber daheim".

„Hab'n eh recht, dös is mein' Sach', die ihnere nit. Was soll'n sie sich einmengen? Ich halt' ja auch kein' von Euch".

„Is dalket g'nug, nur Z'sammhalten hilft! Heut' kommt d'Reih' an Dich und nachderher kommt's an uns".

„Ah ja, Du bist der nämlich Schneider-Tomerl, von dem ich schon reden g'hört hab'! Du lebst mit einer Dirn und die kriegt auch Kinder, ohne daß der Pfaff' sein' Seg'n dazu geb'n hat?! Hehe! Ei ja freilich wohl, da wird er Dir schon zusteig'n, der g'strenge Hochwürden, dös is g'wiß und dö Andern werd'n Dich sein sitzen lassen, dös is auch sicher!"

„Wohl, sie trau'n sich da nit und anderswo nit, dös weiß ich eh', aber dös möcht' ich auch wissen, warum die Geistlich'n, in deren ihr' Sach' sich doch gar kein Mensch einmengt, in aller andern Leut' Sach' sich einmengen?!"

Digitized by Google

„Ja, 's mag Ein' wohl Wunder nehmen". Der Einsam' setzte sich auf einen Steinblock und ließ den Hahn des Carabiners ein paar Mal spielen, daß die Funken stoben, dann begann er die Waffe zu laden. „Aber, mein lieber Tomerl, Dich bemüßt nix, daß Du mit der Dirn' haust und thust Du's, so thust D' es ihnen z'Fleiß, doch bei mir da kommt Eins aus'm Andern, ich braucht' mich jetzt da nit auf d'Hinterfüß' z'stellen, hätt' ich nit gethan, was ich gethan hab' und was nie g'scheh'n wär', wann nit um Ein' von sö! — Mein' Mutter war, glaub' ich, Kleinhäusler-Tochter, und wie sie sich als freiledige Dirn' in ihrer Heimath mich d'erwirthschaft' g'habt hat, ist's nach der Stadt 'zog'n und hat mich dort auf d' Welt 'bracht. Sie wollt' sich wohl unter der Meng' verlier'n, die Stadtleut' sein auch nit braver und schlechter wie andere, nur weil ihrer so viel mehr auf ein' Fleck z'samm' hausen, so tragt sich unter sö auch häufiger zu, was einzelweis da heraust auf'm Land gleich ein groß' Aufseh'n macht — und mer nimmt dös gar nit hoch auf. Sie hat mich so rechtschaffen erzog'n, wie sie's verstanden hat, und wie ich soweit zu Vernunft kommen bin, daß mir aufg'fall'n is, anderne Kinder reden auch von ihr'm Vatern, da hab' ich auch nach dem mein' g'fragt, hat's g'heißen, der wär' im Himmel, aber ein Bruder von ihm lebet noch, ein geistlicher Herr, der für uns Zwei, für mich und mein' Mutter sorgen thät'. Ich weiß, daß ein' Reih' von Jahren allmal zu b'stimmten Zeiten Brief mit Geld kommen sein, und jeden Tag vor'm Schlafengeh'n is der hochwürdige Herr Onkel in's Gebet mit einbeschlossen word'n. No, weil mer mir ang'merkt hat, daß mir nix abgeht, ich auch 'm G'wand nach sauber g'halten war und fleißig in d' Schul g'rennt bin, gleich als sollt nix anders aus mir werden wie a Student, so hab'n sich d' Leut' gegen mich gar nimmer ausgewußt, sollen's ‚Du, Bub'' zu mir sagen, oder ‚Sö, junger Herr'. Aber wie mit einmal die Brief vom hochwürdigen Herrn Onkel seltener word'n sein und mit ihnen auch's Geld, da hat's gleich g'heißen: Du, Bub', Du darfst Deiner Mutter nit weiter zur Last fallen, Du mußt in a Lehr'! Na und da war ein Fleischhacker, der mich gern g'sehen hat, der hat mich aufg'nommen; 's Ochsend'erschlagen war just nit mein' Freud', aber es hat sich halt so g'schickt. Paar Jahr hab' ich noch buckmausert, dann war ich mit einmal ein Lackl, so groß wie ich jetzt bin, da hab' ich mich zu mein's Gleichen g'halten, bin in d' Wirthshäuser und zu Unterhaltlichkeiten mit, oft sein wir auch an ein' Ort mit die Knecht z'samm'troffen, d'runter war einer, was 'n Aufhacknecht nennen, der war gegen uns Lehrburschen, ich mag sagen, was da ein Großknecht geg'n ein' Bub'n, der Schaf' halt' oder Gäns hüt', und hab'n wir uns viel von ihm g'fallen lassen müssen, doch dös is so her'bracht; einmal aber war's, auf einer Kirchweih', ich will g'rad' mit ein' mordsauber'n Mädel zum Tanz antreten, da kommt er auf mich zu, schupft mich auf d' Seit' und sagt: Geh' weg, Bankert! No, mich hat das sakkermentisch verdrossen, 'so mehr, weil dö Saubere dabei g'standen is, und ich sag' ganz keck: Ein' selb'n gäb' ich ihm nit ab! Da hat er wohl denkt, mit mir wurd' er gleich fertig sein, wann er mir vor all'n Leuten zuschrei't, weil ich ja meiner Mutter ihr'n Nam' führet, hätt' mich dö ledigerweis geboren und kein' Vatern

Digitized by Google

aufg'weisen g'habt, und ich wär' also, was er mich g'nennt hat! Aber ich hab' wider ihn geschrie'n, ein' Durcheinander halt, wie man thut, wenn mer sich ärgert. Wie mein Vater, der's wohl ehrlich g'meint hat, zur Unzeit verstorben sein dürft', — und wie mer's meiner Mutter wohl auch nit als Schand hat aufrechnen können, — sonst hätt' g'wiß 's Vaters leiblicher Bruder, mein hochwürdiger Herr Onkel, die Hand von uns ab'zog'n".

Der Einsam' stand auf, mit zitternden Händen legte er den Carabiner hinter sich auf den Stein und trat auf Tomerl zu. „Jetzt lach nit über das, was ich Dir sag'. Da hat der Knecht ang'hoben, mich aufg'klär'n, was mer in der Stadt von ein' geistlichen Herrn Onkel halt', wie dös für g'wöhnlich sein eigener Bruder wär' und 's selbe Verschwägern mit saubere Weibsleut' nit unlustig fänd! Und nun hat er sein Schandmaul ausg'leert und kein Aufhör'n mehr g'wußt und dö, dö h'rumg'standen sein, die haben sich vor Lachen z'sammbuckelt und g'schrie'n und daneben steh' ich, wie mer als Bub' is, blitzdumm, ohne Arg und Falsch in der Seel', ohne eine Ahnung von dem säuischen Durcheinander, wie er auf der Welt vorkommt! — Mein' Mutter war in mein' Aug'n a Heilige und der Onkel war mein hochwürdiger Wohlthäter und dö zwei einzigen Leut', zu denen ich aufg'schaut hab', wo ich g'meint hab', nach dö müßt' sich richten, was a braver Mensch werd'n will, dö mußt' ich jetzt heruntermachen hören, daß wohl kein Hund kein Stückl Brod von sö g'nommen hätt', und wie der Knecht kein End' find't und sie fort und fort All's nennt nur nit heilig und hochwürdig, da hab ich 'n ein elendigen Lügner g'heißen, so er mer dö verunehrt, und hab' ihm 's Maul halten g'schafft! Auf dös schlagt er mich in's G'sicht und d'rauf hab' ich nix mehr g'wußt, nit, was ich red', nit, wie mer a Messer in d' Hand kommt und nit, wonach ich damit stich".

Der Einsam' holte ein paar Mal tief Athem, ehe er fortfuhr: „Aber maustodt ist er vor mir g'leg'n, und ich mußt's wohl glauben, wie mer mir g'sagt hat, ich hätt' ihm 's an'than. Gleich von der Stell' haben's mich fortg'führt, aber im Arrest noch hat mich der Trotz aufrecht g'halten: er war selber d' Schuld und ich hab' nur meiner Mutter und 's Vaters leiblichem Bruder die Ehr' g'wahrt! Doch da is mein' Mutter zug'rennt kommen mit fliegende Haar und — Jesus was ich 'than hätt'? Und das wär' die Straf' Gottes für ihrer Zwei Versündigung und für mein unrecht' ‚auf der Welt sein!' Ah ja, dö Weibsleut', nit schrei'n könnens z' rechter Zeit, das gang' geg'n ihr'n Will'n und nachderher schießt ihnen d' Schamhaftigkeit ein und sie können auch nit rechtzeit' reden. Hätt's früher 's Maul aufg'macht, jetzt is 's ihr freilich 'gangen wie a offene Schleußen, und ich hab' Alles erfahren, daß derselbe Geistliche wohl mein Vater wär', und sie und der nix anders, als wie's der Knecht g'heißen hat und ich eb'n auch! Das kannst Du Dir nit vorstellen, Tomerl, wie mir da g'wes'n is, wie ich eing'seh'n hab', daß ich ja jed' Wort hätt' einstecken müssen, weil 's bittere Wahrheit war, daß ich da a Ehr' hab' wahr'n woll'n, wo d' nackte Schand' an allen Enden fürg'schaut hat, daß kein Körndel Recht und kein Stäuberl Vernunft dabei war und ich ein' Menschen ganz für nix und wieder nix um'bracht hab'!"

Digitized by Google

Der Einsam' rieb sich mit beiden Händen die Stirne. Mit leiserer Stimme sagte er dann: „Fünf Jahr' haben's mich b'halten, aus Gnaden nur fünfe! Dann bin ich frei kommen. Mein' Mutter hat mich von sich g'wiesen, ich bin 'gangen, und wir hab'n uns nimmer wieder g'seh'n. Ich hab' g'hofft, sie wurd'n mich zum Militari nehmen, wär' mer recht g'west, in der Kasern kann mer sich verkriechen und vor'n Feind hätt' ich mich gern gestellt, aber der Arzt hat g'sagt, meine Füß' taug'n nit und so konnt' ich wieder geh'n. In der Stadt kann mer 'n Leuten nit ausweichen, da sein ihrer z'viel, so bin ich halt fort, daher, wo's schütterer sein, denn mit sö will ich nix z'thun hab'n und ich weiß ja recht gut, sö auch nit mit mir, und wer anders sagt, der red't falsch, z'sammg'hörig seins amal und Jeder scheut den, dem Einer aus ihrer G'meinschaft unter'n Händen 'blieb'n is, und g'rath mer erst so weit außerhalb aller Z'samm'g'hörigkeit, dann paßt mer auch nimmer dazu; wie in einer Mauer ein lockerer Stein, den nix halt' und er selber nit, müßt mer bald wieder h'rausfallen. Zweifach bin ich von sö g'schieden, durch die unehrliche Geburt und durch mein Thun, aber meiner Geburt wegen, an der doch ich kein' Schuld trag', kann ich mich nit schämen, und mein Thun, auch durch die Lügenhaftigkeit Anderer hellauf in Unsinn verkehrt, kann ich nit bereu'n; aber halt als ein Ganz's bedrückt's mich, döß bin ich nit los word'n und werd's nie los! — Nun weißt all' mein Erlebt's, und ich hätt' mer's wieder einmal von der Seel h'runterg'red't, und jetzt thät'st mer wohl a Freundschaft, wann D' wieder gingst und mich allein ließ'st. B'hüt' Gott! Und wann mer heut' oder morgen was zustoßt, kannst 's ja 'n Leuten sag'n, wie's mit 'm Einsam b'schaffen war und wie sich der aus ganz ein' g'rechtem Einsehen, gegenseitig'n Fried's halber, da herob'n einb'schlossen hätt', wie a wild's Thier!"

„Du mein lieber Herr und Gott", sagte der Schneider-Tomerl, indem er sich zum Gehen anschickte, aber erst zögernd Schritt für Schritt zurücktrat und mit großen Augen und unsicheren Blicken nach dem Einsam starrte. „No Du, Du hast schon auch Dein schön' Theil Jammer d' erlebt! Halt ja, Dein schön' Theil Jammer! — B'hüt Dich Gott, Einsam'!"

Der stand eine geraume Weile, den Blick vor sich in's Leere gerichtet; als er ihn wieder senkte, da sah er am Fuße des Berges den Schneider-Tomerl wie toll durch den Tann' laufen, auf der Straße Halt machen und mit beiden Armen Zeichen herauf geben.

„Der Narrisch', was will er mir denn?" brummte der Einsam', und ärgerlich darüber, daß er ihn nicht verstehen konnte, winkte er ihm, zu gehes, und wandte sich ab; doch den schmalen Pfad seitwärts nahm er nicht in Acht und gerade gegen die Wand reckte der Bursche da unten weisend und warnend die Hände, denn kaum im Busch, war er von zwei Gensdarmen angehalten worden, die er jetzt vorsichtig ansteigen sah.

Der Eine war ein graubärtiger Mann von gedrungenem kräftigem Körperbau, der Andere war jung und schlank und überragte seinen Gefährten wohl um eine Kopflänge. „Nur erst oben sein", flüsterte der Alte, „denn wenn er uns früher wahrnimmt und es uns übel meint, so jagt er uns mit Steinwürf' da von

TAYLOR INST. OXFORD
Digitized by Google

der Wand, wie ein fauler Hüter die Geis aus'm Feld und wir können uns nur auch gleich zum Hupfen und Springen anschicken wie die! Nur erst oben sein!"

Immer bedachtsam vorrückend, waren sie bis auf wenige Schritte dem Ziele nahe gekommen, da versah es der Jüngere für einen Augenblick, sein Seitengewehr schlug klirrend gegen das Gestein, der Graubart stieß einen halblauten Fluch aus und der Einsam' raffte mit Hast seine Waffe auf und sprang hinzu. „Ho, Leut', was wollt's? Was soll's geben? Steht's, oder ich schieß'!"

„Das laß' sein", sagte der Alte, der voranstand, und blinzelte dem Einsam' vertraulich zu. „Ich mein' schon selber, daß Ein'm da a klein' Körndel Blei leicht 's Uebergewicht gäbet, aber sei g'scheidt und hab' ein Einseh'n, wir kämen ja ganz unschuldigerweis dazu, uns kann doch gleich gelten, haust Du da oder anderswo, wir sein Dir nit Feind, wir sein eb'n commandirt und schau', da müssen wir halt gehen, weil dös unser Pflicht is und unser Brod".

„Ei, red' Du freundlich, weil D' Ein' noch nit beim Kragen hast!" schrie der Einsam'. „Ob Euch mein Einfangen a Vergnüg'n oder a Beschwernuß macht, darnach frag' ich nit, das gilt mer gleich und red't's mer nit von Pflicht und von Brod, verpflicht's Euch nit zu so was und freßt's kein solch's! Woll'n mer dö Herrn vom G'richt was, soll'n's selber kommen, handlangert ihnen nit, und wann Euch ein Jeder, wie ich, die Zähn' in' Rachen einischlaget, dann möcht' sich wohl bald im ganzen Land Keiner mehr zu Euern Brod melden, und wir wurden einmal statt die klein' Hund' die großen bellen hören, wann sich dö noch trau'n".

Der Graubart war unmerklich ein paar Schritte vorwärts gerückt und hielt seine Flinte recht wie einen Gangstecken gegen den Boden gestemmt, jetzt schwang er sich mit einmal vorneüber und stand mit einem Ruck auf der Steinplatte. „Gieb Dich!" rief er.

Da krachte ein Schuß, und der Alte brach zusammen. „Himmelherrgottssakkerment", preßte er zwischen den Zähnen hervor, die er vor Schmerz zusammenbiß. „Ich hab's ja g'wußt, wo ein Pfaff dabei is, geht's nit gut aus".

Der Einsam' aber wollte den einen Gegner vollends unschädlich machen, mit hochgeschwungener Waffe sprang er auf ihn zu, — und hat er ihn mit dem Kolben vor den Kopf geschlagen und ihm das Gewehr entrissen, dann . . .

Da stemmte der andere Soldat die Schulter gegen die Wand und die Füße wider den Boden, riß die Flinte an die Hüfte und gab Feuer. Der Einsam' schnellte empor, weit weg flog seine Wehr in das Gestein, lautlos überschlug er sich nach vorne und lag todt.

## VI.

Der Widerhall zweier Schüsse, der rings in den Bergen nachgrollte, hatte das weite Thal in Aufregung versetzt, das Dorf war belebter wie an einem Feiertage, es litt die Leute nicht auf dem Felde und nicht in den Stuben, und wer nicht durch die Gassen strich, der trat doch unter seine Hausthüre; in Gruppen, die sich wechselnd sammelten und lösten, besprach man sich lebhaft, und Jeder versuchte in

Digitized by Google

seiner Art und nach seinem Meinen das Geschehene vorherzusagen, und wer im Orte bei Amt und Ansehen war, vom Gemeindediener bis zum Bürgermeister, hatte Diejenigen zu beschwichtigen, die überzeugt waren, der Einsam' habe beide Gensdarmen von der Wand geschossen und käme sicher noch heut' Nacht zugeschlichen, um das Dorf in Brand zu stecken. Nur der Pfarrer ließ sich nicht blicken und der Pfarrhof lag so ruhig auf seiner Höhe, wie wenn ein gewöhnlicher Tag wäre und als könne Furcht und Schreck, von denen die da unten bewegt werden, nimmer zu ihm ansteigen.

Spät am Nachmittage pochte es an die Stubenthüre des Pfarrers und, ohne den Zuruf abzuwarten, trat der Bürgermeister ein. „Schöne Bescheerung", keuchte er und ließ sich ohne Umstände in einen Stuhl fallen.

„Nun, was giebt's, Bürgermeister?" fragte der Pfarrer, von dem Buche, über dem er saß, aufblickend.

„Furchtbare G'schichten, Hochwürden, furchtbare G'schichten! Der Einsam' hat Wort g'halten und sich zur Wehr g'setzt; ein' Schandar hat er ang'schossen und wollt' g'rad' über ihn her, da hat der Zweite auf ihn antrag'n und losbrennt und hat 'n nur z'gut 'troffen; hin ist er!"

„Der Bursche todt? Gott verhüt' es!" rief der Pfarrer, sich rasch vom Sitze erhebend.

„Ei mein, da verhüt' sich nix mehr, maustodt is er".

„Ach, daß das so übel ablaufen mußte", seufzte der Pfarrer. „Ich dachte nicht, daß er es im Ernste würde darauf ankommen lassen, aber wenn er sich zur Wehr' setzte, dann wußte er auch, daß ihm das bevorstehen konnte! Da habt Ihr's, Bürgermeister, störrisch bis zum Letzten, wider Alle und wider Alles, ganz ungefüg' für die menschliche Gemeine; wohin würde das auch noch am Ende geführt haben?"

„Na, das mag mer wohl sagen, Schad' is just keiner!"

„Es ist das traurig, sehr traurig und wir können es beklagen, aber" — der Pfarrer hob die Schultern, — „wir haben uns nichts vorzuwerfen, unser Vorgehen war gesetzlich und nothwendig, und dieser Verlauf entzog sich eben aller menschlichen Voraussicht, der Bursche selbst hat Alles gethan, um ihn herbeizuführen; nun es so ist, sei Gott seiner Seele gnädig!"

„Amen", brummte der Bürgermeister, und nach einer Pause begann er wieder: „Aber 's Schönste — daß' ich sag' — dös kommt erst nach! Der Schandar hat sein' verwund'ten Kameraden herunterschaffen, auf ein' Wagen bringen und nach'm Commanda führen lassen, er selber aber hat sich mit der Leich' vom Einsam' auf'n Weg g'macht und jetzt bringt er uns'n da her!"

„Wie, hieher nach unser'm Dorf? Ja, wie konnte er das nur?"

„Na, trag'n ihm 'n doch vier Männer auf einer Bahr'".

„Eh", machte ärgerlich der Pfarrer. „So geradezu ist das ganz unüberlegt und voreilig —"

„No ja, jetzt hab'n wir'n aber einmal da, und ich thät' recht schön bitten, Hochwürden möchten g'statten, daß er halt derweil, bis d' Beschau kommt, in der



Digitized by Google

Todtenkammer auf'm Freithof beig'setzt wird; sonst leg'n's mer'n frei in's G'meindhaus, und ich könnt' vor Graus dort nimmer verbleib'n".

„Ich habe nichts dagegen. Der Meßner hat die Schlüssel in Verwahrung. Lassen Sie aufschließen. Aber den Gensdarmen rufen Sie mir, mit dem Mann' möcht' ich sprechen".

„Werd'n ihn eh' gleich da hab'n und All's mit, was auf 'n Füßen is, ich bin nur vorauf, eb'n, daß wir d' Schlüssel krieg'n. Da hör' ich's ja schon kommen!"

Von außen schlug das Gebrause einer nahenden Menge herein. Der Pfarrer und der Bürgermeister traten an das Fenster. Da wogte es von unten herauf, eine schwanke Tragbahre in der Mitte, vor der Alle scheu zurückwichen, so daß sich um sie ein stetig freibleibender Fleck zeigte und rundum ein dunkler Ring, in dem sich Alles drängte und wirrte und stieß, und so wälzte sich das Ganze langsam heran.

Als die Leute des Pfarrers ansichtig wurden, hielten sie stille und rückten die Hüte und die Träger setzten ihre Last gerade unter dem Fenster ab. Der Pfarrer dankte, mit einem scheuen Blick streifte er die Bahre und trat zurück.

„Herr Schandar, sollt's h'raufkommen", rief der Bürgermeister zum Fenster hinab.

Wenige Augenblicke darauf trat der Gerufene in die Stube und hinter ihm drängte sich ungebeten eine Schaar ein, Männer und Weiber, Bursche und Dirnen, auch Kinder, die sich scheu in die Ecken drückten, oder an die Kleider der Angehörigen klammerten.

„Guten Tag, Hochwürden", grüßte der Gensdarm.

„Guten Tag! Sagen Sie mir nur, wie konnten Sie denn, ohne eine Weisung abzuwarten, den Leichnam hieher schaffen lassen?"

„Entschuldigen, Herr Pfarrer, aber den konnt' ich eben so wenig oben lassen wie mein' verunglückten Kameraden, der mußte in die Pfleg' und der Todte muß vor die Beschau, und die Herren vom Gericht die können wir nit da hinauf bemühen, den Kreisphysikus kenn' ich, das is schon ein alter Herr, dem hätt' man so wie so die Leich' beistellen müssen".

„Gut, aber konnten Sie denn nicht vorläufig die Leiche dort in der Nähe in einer Hütte unterbringen?"

„Nein, Hochwürden, da scheuen sich die Leut' zu viel, bemüssen kann man's nit und bereden würd' man's nit, das wär' verlor'ne Zeit".

„Nun, lassen wir's gut sein, es ist einmal geschehen. Aber sagen Sie mir, weiß man nun, wo der Bursche her ist und wie er heißt?"

„O ja", der Gensdarm griff nach seiner Brusttasche, „bei der Nachsuchung hat sich ein Taufschein gefunden. Er is von Gutenhofen, der uneheliche Sohn der Kleinhäuslerstochter Julian' Auhofer".

„Jesus, Maria!" schrieen plötzlich Einige auf.

Das Gesicht des Pfarrers war fahl geworden, seine Züge, aus denen starres Entsetzen sprach, arbeiteten, als erstickte es ihm einen Schrei oder würgte ihm ein

Digitized by Google

Wort; mit beiden Händen griff er hinter sich nach der Mauer, glitt an derselben nieder und schlug schwer zu Boden.

Man sprang ihm bei und als er wieder zu sich kam und man ihn aufrichtete, da stammelte er: „Geht! — Ein Glas Wasser! — Es wird sich ja geben. — Geht — laßt mich allein!" Er wies die Leute fort, zögernd drängten sie nach der Thüre, und langsam verließ Einer um den Andern die Stube.

Und als er allein stand, da blickte er nach jener Ecke, wo das Bildniß des Gekreuzigten hing, lange starrte er auf dasselbe hin, plötzlich rang er die Hände ineinander und hob sie empor.

„O, Herr! Strafst Du an den Gefühlen, die wir verläugnen?!"

Dann wankte er zu dem Betschemmel, dort kniete er, zusammengekauert, und Schauer um Schauer schüttelte seinen Leib.

— — — — — — — — — — — — — —

Und als der Mond heraufkam und durch das Fenster lugte, da saß der Mann bei Lampenlichte, seine linke Hand lag schlaff auf einem Blatte Papier, das seine zitternde Rechte in ungefügen Zügen beschrieb.

„Euer Eminenz! Bei der väterlichen Huld und Gnade, die ich nie vergebens angerufen, beschwöre ich Sie —"

Die Flamme flackerte unruhig, durch eine eindringende Welle der Luft bewegt, die außen milde dahinstrich und in der Alles badete in lauer Sommernacht; sie fächelte auch um den Todten, der einsam lag, ungerührt. O, daß nichts in seinem Wesen, seinen Zügen als verwandt gemahnte! — Der Schreiber fuhr jäh empor und die Feder kreischte über das Blatt.

„Entheben Sie mich sofort meiner Stelle hier und lassen Sie mich in einem Orden strengster Observanz meine Tage beschließen. Von einem furchtbaren Geschicke ereilt, unwürdig befunden, ein Rüstzeug des Herrn zu sein, liege ich unter seiner Hand zerbrochen". —

Er hob die Augen zum Himmel empor. — Wie bleich der Mond hersieht! So bleich und unbewegt ist wohl auch das Gesicht des Todten — und jetzt könnte man in dessen Zügen forschen, — wenn nicht der Blick vor Grauen versagte!

Noch einmal ermannte er sich und schrieb weiter: „Sobald ich von hier erlöst sein werde, eile ich zu Euer Eminenz, Beichte abzulegen, zerknirscht, doch ohne Hoffnung auf Sühne, denn mit furchtbarer Klarheit ist mir der Sinn dafür erschlossen worden, daß es Verschuldungen giebt, die, nach den Worten der Schrift, weder hier noch dort vergeben werden, weil wir selbst sie uns nicht verzeihen können und der milde Vaterblick des Allerbarmers durch das Düster unserer Seele verschleiert bleibt". —

Da versagte der Lampe die Nahrung, der Docht glimmte matt, einem Oelflämmchen gleich, wie eines jetzt zu Häupten des Todten leuchtete und in einem Lichtkreise, schwank und ungewiß, wie er hier über der Tischplatte zuckte, starrte das Gesicht! —

„Ich komme ja", rief der Pfarrer, sich erhebend, „ich komme! Ich will Dich noch einmal sehen mit andern Augen — mit anderen Augen!"



Digitized by Google

Er brannte das Wachslicht einer kleinen Handlaterne an, verließ den Pfarrhof und trat hinaus in die sternenhelle Nacht, aber er blickte vorsichtig um sich und barg das Licht unter seinem Kleide, daß es seinen nächtlichen Gang nicht verrathe und mit hastigen Schritten glitt er dahin, vorbei an der Kirche, um deren Ecke, nach dem eisernen Gitterthore, das auf den grasbewachsenen Friedhof führte; hier schlugen schwanke Halme gegen seine Füße, nicht breite, schwere Blätter, wie damals, als er durch jenes Gärtchen, in welchem mehr Klette als anderes wuchs, so verstohlen zur Mutter schlich — wie jetzt zu dem Kinde.

Als er die Thüre der Todtenkammer öffnete, da dröhnten die Eisenplatten und mit einem langgezogenen, schrillen Tone drehte sie sich in den verrosteten Angeln. Und als er des Todten ansichtig wurde, da deckte er erst die Augen mit der Hand und zog diese mälig weg, als wolle er sich an den Anblick gewöhnen; er faltete die Hände, als bäte er dem bleichen Burschen etwas ab, dann streckte er, wie beschwichtigend, die Rechte gegen ihn und legte sie ihm auf das Haupt.

Er zog sie durchschauert zurück.

Und jetzt mahnte ihn dieses Antlitz mit den finster zusammengezogenen Brauen an ein anderes, das plötzlich lebhaft in der Erinnerung vor ihm stand, wie er es gesehen in jener Scheidestunde für dieses Leben, wo er, unmännlich genug, dem andern Theile die größere Schuld an der gegenseitigen Versündigung vorwarf. Ja — hier derselbe Mund mit den trotzig aufgeworfenen Lippen, zwischen denen die kleinen, ebenmäßigen Zähne vorblicken, und dem verachtenden Zuge um die Winkel, er dürfte sich eben geschlossen haben über den Worten — o, wer sie beherzigt hätte, jene Worte:

„Ich denk', Du hättest es verspielt, anderer Leut' Richter zu machen!"

Digitized by Google

# Der heutige Roman Italiens.

Von

**Heinrich Breitinger.**

— Zürich. —

Während Frankreich und England schon im achtzehnten Jahrhundert classische Romane erzeugten, ist in Italien der Roman eine noch junge Schöpfung. Lange hatte sich die italienische Gesellschaft mit der Novelle begnügt, welche seit Boccaccio als litterarische Kunstform mit Vorliebe gepflegt wurde. Der Alles besiegende französische Einfluß des achtzehnten Jahrhunderts brachte zwar die geschwätzigen Erzählungen des Abbé Pietro Chiari von Brescia, aber sammt ihren faden gallischen Phrasen sind diese heute der Vergessenheit anheimgefallen. Erst in Manzonis „Verlobten" hat Italien einen wahrhaft bedeutenden Roman erzeugt. Derselbe erschien 1825—26 in den belebtesten Tagen der Romantik. Walter Scott war damals die Sonne, welche Licht und Wärme spendete und eine ganze Pflanzenwelt erzeugte, deren getrocknete Exemplare im Herbarium der Litteraturgeschichte sich heute mager genug ausnehmen. In Italien nun gesellte sich zum romantischen noch ein politisches Element, der nationale Befreiungsgedanke. Dieser legte in die Schöpfungen des Toskaners Guerrazzi und des Piemontesen Azeglio den zündenden Funken patriotischer Begeisterung.

Die Stunde der Befreiung schlug im Jahre 1859. Jenes Ideal, welches seit Alfieri und Foscolo den einheitlichen Grundgedanken der italienischen Nationallitteratur gebildet, ein einiges, freies und starkes Italien, schien nun, gut oder schlecht, verwirklicht. An die Stelle gutherziger Hoffnungen und optimistischer Träume trat eine kühle Wirklichkeit, den poetischen Chimären stellte sich eine unerbittliche Prosa entgegen, welche mehr als einen Enthusiasten in einen verbissenen Pessimisten umwandelte. Jener einheitliche Grundgedanke der Litteratur verschwand und mit ihm Spannkraft und Schwung der durch ihn erzeugten gehobenen Stimmung. Unter dem dreifachen Drucke einer nieder-

Digitized by Google

schlagenden Wirklichkeit, des europäischen Materialismus und des aus Frankreich einbrechenden Realismus wurden auch in Italien Drama, Lyrik und Roman in neue Bahnen gedrängt.

Versuchen wir's, jene Bewegung im Romane zu verfolgen. Wir haben unserem Leser vor Allem einen Plan und eine Uebersicht entgegenzubringen. Als unanfechtbar dürfte sich vor Allem der Satz erweisen, daß auch in Italien der historische Roman dem Gesellschaftsromane, die Vergangenheit der Gegenwart das Feld geräumt hat. Aber Gegenwart, Gesellschaft, Tagessitten und Tagesideen werden von zwei gegnerischen Lagern ausgebeutet. Die Einen gehen zu Werke wie der gewissenhafte Maler, der den letzten Halm der Natur nachbildet, erst seine Studienmappe füllt und dann zur Composition des Bildes schreitet. Wenn diese wackeren Arbeiter sich Vorbilder und Meister suchen, so sind es vorwiegend die Engländer, sowohl die alten Humoristen als moderne Realisten, wie Dickens und Thackeray. — Die zweite Schule hat es vor Allem auf Sensation und Knalleffecte abgesehen. Es ist ihr offenbar weit weniger daran gelegen, Natur und Wahrheit aufzuspüren, als zu kitzeln und zu spannen, aufzuregen und zu überraschen. Sie machen es wie jene gewissenlosen Künstler, die weder nach Studien, noch nach Modellen, sondern nach Photographien und Oeldrucken malen, sie verschreiben sich ihre Schablonen aus Paris, pinseln euch eine feinlasirte, mit allen Kniffen der Parisermache aufgedonnerte, geschminkte, parfümirte Boudoir-, Demi-Monde- und Abenteurerwelt zusammen, die nicht sowohl in der Wirklichkeit als in der Phantasie wurzelt, ihr kurzlebiges Dasein auf den Lesereiz des Augenblicks beschränkt, für die Geschichte der Gesellschaft nicht sowohl eine Urkunde, als eine zweideutige Curiosität darstellt. Diese zweite Schule hält sich selbstverständlich an französische Muster.

Wenn nun auch nach dem eben geschilderten Gegensatze die Autoren weniger als ihre Werke sich scheiden lassen, da Einzelne unter ihnen bald dieser, bald jener Richtung huldigen, so wird jene Gegenüberstellung immerhin gute Dienste thun als Gradmesser für die Werthbestimmung der Leistungen an sich.

Noch bleiben zwei Punkte allgemeiner Natur zu berühren, die Frage der Vorgänger und diejenige der Sprache.

Als Manzonis Roman auftauchte und der heute so gefeierte Autor noch schüchtern und zweifelnd vor dem Richterstuhle der Kritik und der öffentlichen Meinung stand, erschien in der „Wespe", einer damaligen Mailändischen Zeitschrift, eine feindlich und pedantisch gehaltene Beurtheilung der „Verlobten", welche übrigens durch den rauschenden Beifall der Nation so energisch unterbrochen ward, daß sie Fragment geblieben ist. Nun, schon diese Stimme betont den Gedanken, statt die Geschichte im Romane zu fälschen, wäre es besser, ein Gemälde der Gegenwart und ihrer Gesellschaft zu entwerfen. In der That, seit 1830 wandten sich mehrere Talente dem Sittenromane zu, wie beispielsweise der Neapolitaner Ranieri in seiner „Ginevra", einem Seitenstücke zu Dickens' Oliver Twist, der Mailänder Carcano in „Angiola Maria" und später in „Damiano". An der Grenze dieser Periode (gegen 1860) treffen wir auch Ghislanzoni mit

Digitized by Google

seinem Romane aus dem Theaterleben (Gli Artisti da teatro) und Cletto Arrighi mit seinem Mailänder Gesellschaftsromane „Die letzten Coriandoli". So ward der Uebergang vom historischen zum modernen Romane gemacht.

Die Prüfung der Sprache jedes neu erscheinenden Romanes bildet mehr als anderswo eine stehende Rubrik der italienischen Recensenten. „Er ist nicht reinlich, er sündigt in Provincialismen, in Gallicismen", so lautet der täglich sich wiederholende Wahrspruch der kritischen Jury, um so mehr, da Italien immer noch weit entfernt ist von jener Einheit des Wörterbuches und der Phraseologie, welche Frankreich vermöge seiner Centralisation und dem Uebergewichte seiner gewaltigen Hauptstadt schon längst auf die Spitze getrieben, und die Mehrheit der Italiener weder über die toskanische Aussprache, noch über die toskanische Phraseologie zu verfügen in der Lage ist. Diese Frage der relativen Sprachreinheit ist aber für den litterarischen Werth einer Dichtung von untergeordneter Bedeutung. Man hat dem Livius patavinische, Rousseau savoyische, Walter Scott schottische, Goethe und Schiller süddeutsche Idiotismen vorgeworfen, und dennoch blieben sie große Schriftsteller und große Stilisten. Jene Fliegenexcremente verschwinden in der Großheit ihrer Gesammterscheinung. Nicht die Correctheit, sondern das Leben und die Originalität machen das Wesen des Stiles aus. Daher gebe ich Camerini Recht, wenn er behauptet, ein Provincialismus oder ein Gallicismus sei an sich ein kleiner Schaden, er lasse sich mit einem Federstriche beseitigen, nicht so die lendenlahme Langeweile, die Saft- und Kraftleere, die Farblosigkeit, die Unbeholfenheit, und wie die Symptome der Impotenz alle heißen mögen. Was endlich den gefürchteten und vielgeschmähten Einfluß der französischen Litteratur anbelangt, so scheint mir dieser eine schlechte, aber auch eine gute Seite zu besitzen. Mag er auch die unverfälschte Milch der italienischen Sprache stellenweise verunreinigt haben, so viel läßt sich nicht leugnen, daß die Franzosen im Punkte geschmackvoller, leichter und anmuthiger Darstellung für uns Alle Muster und Meister bleiben. Wie man erzählen soll, um zu fesseln, wie man sein Buch anlegen kann, um den Leser so leicht hinein- als hinauszuführen, wer versteht das besser als die Franzosen? Ist es nun eine Versündigung am Genius der eigenen Nation, eine solche Lection zu capiren? Die alten, heute fast ausgestorbenen, italienischen Puristen haben so oft bewiesen, daß man Boccaccio's Wendungen an Fingers Enden mitführen kann, ohne sich damit einen Leser zu erobern. Die heutigen Romanschreiber Italiens machen keine Jagd mehr auf jene Antiquitäten, dafür aber wissen sie Bücher zu schaffen, welche ihrer Nation gefallen. Daß nun die italienischen Bücher in ihrer Mehrheit lesbar geworden sind, daran tragen die Franzosen wohl mehr Schuld, als die Italiener sich selbst gestehen wollen.

Wenden wir uns nun vorerst der Gruppe von Autoren zu, welche man im Hinblick auf Tendenz und Kunstrichtung die englische zu nennen sich versucht fühlt. Die Mailändische Zeitung „Perseveranza", welche ihre Romanfeuilletons in einer besondern „Biblioteca" in die Buchform hinüberzuführen pflegt, hat sich namentlich im Falle Castelnuovos zur Protectorin jener Richtung

Digitized by Google

gemacht. Der genannte Autor ist nicht zu verwechseln mit dem veronesischen Grafen Leo di Castelnovo, der nach einigen Versuchen in Lyrik und Novelle sich dem Theater zugewendet und der italienischen Bühne eine Reihe guter Stücke geliefert hat.

Enrico Castelnuovo wurde 1839 in Florenz geboren; da er aber schon als Kind nach Venedig übersiedelte und dort seither gelebt hat, darf man ihn füglich einen Venetianer nennen. Mit vierzehn Jahren finden wir ihn als Lehrling in einem Handelshause, erst 1870 verläßt er die Kaufmannschaft, um eine Zeitung zu redigiren, und zwei Jahre später besteigt er einen Lehrstuhl der Venetianischen Handelsschule, wo er unseres Wissens noch heute wirkt.

Schon in den sechziger Jahren hatte Castelnuovo in der Novellenlitteratur seines Landes sich eine Stelle erobert. Seine erste Novelle war 1864 in der „Strenna Veneziana“ (einem Venetianischen Taschenbuche), eine spätere in der italienischen Revue „Nuova Antologia“ erschienen. Diese und einige weitere Erstlinge seines Talentes gab ihr Verfasser in einem schmucken Bande (Racconti e bozzetti, successore Le Monnier 1872) gesammelt heraus. Seither sind eine Reihe von Novellen und Romanen (Il quaderno della zia, La casa bianca, Vittorina, Lauretta, Il professor Romualdo, Nuovi racconti, Alla finestra, Nella falda) aus Castelnuovo's Feder geflossen. Auf seine launige Erzählung „Casa bianca“ machte mich eine Bemerkung der „Nuova Antologia“ aufmerksam, wo bei Gelegenheit von Franceschi's trefflichen Florentiner Gesprächen (Città e Campagna) die Wahrnehmung ausgesprochen wird, daß in jenen Gesprächen in Yoricks „Festa dei fiori“ und in „Casa bianca“ der Beweis geleistet sei, daß echte Komik nicht nur im Lustspiele, sondern überall sich finden könne.

Nach dem Bibliofilo der „Illustrazione italiana“ soll Castelnuovos „Lauretta“ der beste italienische Roman des Jahres 1876 sein. Indessen auch „Casa bianca“ verdiente sich einen Ehrenplatz in der Litteratur jenes nämlichen Jahres. Wo liegt es denn, dieses „weiße Haus?“ Es ist damit natürlich nicht die Amtswohnung des nordamerikanischen Präsidenten gemeint, sondern ein freundliches und friedliches lombardisches Landgut, nicht weit von der Tessiner Grenze. Der Doctor Emilio Razzelli, ein fein gebildeter junger Arzt, bewohnt es mit seiner würdigen Mutter, Signora Angelica. Da der Doctor ein hartnäckiger Junggeselle ist, bildet sein Gesinde die ganze Familie: Der Kutscher Ambrogio, von wegen seiner ragenden Körperlänge zubenannt „die Stange“, die robuste Köchin Teresa mit dem Kater Melanio, dem Vertrauensmanne ihrer Zornanfälle und Jeremiaden, endlich die vierzehnjährige Clotilde, eine Waise, welcher sowohl die Pflichten einer Dienerin, als auch die Vorrechte eines Hauskindes zustehen. An einem schönen Herbstmorgen ist unser Doctor auf dem Sprunge, einen Ausflug in die Schweiz zu unternehmen. Bereits hat der lange Ambrogio die Pferde angespannt, um seinen Herrn nach der etwas entfernten Station zu fahren, als in einiger Entfernung zwei Schüsse knallen und bald darauf ein Bauer gelaufen kommt, der athemlos nach dem Doctor verlangt. „Schnell Herr Doctor, eilen Sie, ich fürchte, sie sind Alle umgekommen!“ — „In diesem

Digitized by Google

Falle bleibt dem Arzte wenig zu thun übrig", bemerkt sehr richtig Köchin Teresa. „Ich sah wenigstens die Leichen, vielleicht aber sind sie doch nicht alle kaput".

Im goldenen Löwen des benachbarten Dorfes Belmonte waren Abends vorher zwei geheimnißvolle, hermetisch verschlossene Kutschen angelangt. Ihre Insassen, fast ausschließlich Fremde, hatten in jenem Gasthofe übernachtet. Ein aufregendes Ereigniß für die Belmontesen! Leider regnete es den ganzen Abend, so daß man auf der Piazza keine Erkundigungen sammeln konnte. Der Löwenwirth Petronio, dem die Fremden ihre Namen zu nennen verweigert haben, der Cavaliere Monselli, der Apotheker Corsaletti nebst Gemahlin und sechs mannbaren Töchtern, und wie die ehrenwerthen Matadoren von Kuhschnappel alle heißen mögen, fühlen sich auf's Höchste intriguirt und lechzen nach Enthüllungen. Am frühen Morgen rasseln die fraglichen Kutschen von dannen. Indessen bald kehrt eine derselben im Galoppe zurück, ein fremder Herr frägt stürmisch nach dem Telegraphenamte. Cavaliere Monselli, die wichtige Person im Dorfe Belmonte, ein bartloser, beleibter Herr, im Pflanzerhute und weißem Anzuge, der die Hände auf dem Rücken und den Spazierstock im Knopfloche zu tragen pflegt, hat sich bereits an der Thüre des Telegraphenbureaus aufgepflanzt und leitet mit grundsätzlicher Unterdrückung des persönlichen Fürwortes die Unterhaltung ein. „Voulez-télégrafier? — Êtes blessé?"

„Lord Arthur ist verwundet!" versetzte der Andere.

„Ah, comprends!"

Nun dämmert es in den neugierigen Seelen der Belmontesen. Ein Duell hat stattgefunden. Ein ‚Milordo' ist verwundet worden. Doctor Emilio hat dem Verwundeten ein Zimmer der Casa bianca zur Verfügung gestellt. Wahrscheinlich wird sein Patient sterben. Pfarrer und Caplan besprechen vorläufig die Bestattungsfrage. „Einen Ketzer bestatten in unserem Kirchhofe? Daraus wird nichts", meint der Herr Pfarrer. Er hätte muthmaßlich noch Weiteres beigefügt, wenn nicht der demokratisch gesinnte Fleischer mit seinem auf schwarze Kutten dressirten Bullenbeißer über den Platz geschritten wäre. Pfarrer und Caplan finden es gerathen, sich rasch hinter die schützende Mauer des Pfarrhofes zurückzuziehen. — Unterdessen wird dem Schwerverwundeten die erste Pflege zu Theil, und bald erscheint, durch jenes Telegramm von Mailand herbeigerufen, unseres Mylords Gattin, nicht eine Engländerin, wie Frau Angelico vermuthet und besorgt hat, sondern eine Mailänderin, die jener Lord vor einigen Jahren ihrer Schönheit wegen zu seinem Range emporgehoben. Doctor Emilio erkennt in dieser Dame obendrein eine Jugendfreundin, und Beide haben nunmehr die beste Gelegenheit, alte Erinnerungen aufzufrischen; denn lange schwankt der edle Lord zwischen Tod und Leben. Seine Gattin, die als Italienerin am liebsten Signora Maria sich nennen hört, ist eine musterhafte Wärterin, obgleich sie weiß, daß der Lord um einer Ballerina willen die biedere Brust sich hat durchbohren lassen.

Digitized by Google

Lord Arthur ist überhaupt ein Prachtstück des niedrig denkenden Egoisten. Seine Gemahlin ist ihm nur als Krankenwärterin willkommen. Wenn er seinen Londoner Hausarzt nicht hat kommen lassen, so geschah es aus Furcht, die italienischen Aerzte könnten ihn aus Aerger, Rache und Brodneid unterdessen umbringen. Wie würde sich sein jüngerer Bruder über seinen Tod freuen! Emilio erweist ihm die sorglichste Pflege. Natürlich; wird er sich doch Alles das reichlich bezahlen lassen! Man wende ihm nichts ein, er kennt die Menschen, es giebt nur Eigennutz in dieser Welt. — Maria fühlt sich tief unglücklich, an ein so liebeleeres Wesen gekettet zu sein. Einst liebte sie ihn, heute kann sie ihn nur noch hassen und verachten. Seine Kränkungen erträgt sie mit Geduld, doch seinen periodischen Anfällen unterwürfiger Fügsamkeit, wenn er reuig, fromm und blöde wie ein Schaf sich darstellt, begegnet sie mit eisiger Kälte. Diesem herzlosen Wesen gegenüber steht nun der hochherzige, liebenswürdige, sympathische Emilio, der nur für Andere lebt, nur darauf sinnt, Elend und Ignoranz aus seiner Umgebung zu bannen. „Wäre der mein Gatte!" — „Wäre sie mein Weib!" So denkt Maria, so denkt Emilio, und Frau Angelica hat Beider Gedanken geahnt und begriffen, ohne daß ein Wort gesprochen wird. Gamin Amor hat seine Netze fein gelegt, er ist auf dem Punkte, sie zusammenzuziehen, als der „Policeman" des englischen Tugendromans, der kategorische Imperativ des deutschen Philosophen, hervorstürzt, den Gamin am Kragen faßt und seinen Bubenstreich vereitelt. Maria's Pflichtgefühl, Angelicas strafender Blick und Emilio's Respect vor dem heiligen Rechte des Gastfreundes halten Alles im Geleise. Der Lord gesundet und „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht". Unser Erzähler folgt der Wahrheit des leidigen Lebens so treulich auf dem Fuße, daß er den Genesenen als unbekehrten Sünder nach der Station befördert. Signora Maria reist gebrochenen Herzens ihrer öden Zukunft entgegen, und finsterbrütend bleibt Emilio bei seinen Belmontesischen Philistern zurück. So endet unsere Geschichte, wie so manche andere dieses unvollkommenen Lebens, in der wir, je nach Neigung und Behagen, bald den Finger Gottes, bald die Hand des Teufels zu sehen vermeinen.

Schon mehr als einmal hat die italienische Kritik die sittliche Haltung, den sympathischen Idealismus und das ernste Ringen nach Wahrheit und Naturtreue in Zeichnung und Farbe bei Enrico Castelnuovo hervorgehoben, dabei aber die mäßige Erfindungsgabe unseres Autors nicht unerwähnt gelassen. In seinen ersten Versuchen bietet Castelnuovo allerdings noch wenig von dem, was einer Novelle den Reiz der Spannung verleihen kann. Er hat auch keine Typen geschaffen, die man als neue bezeichnen könnte. Aber es ist heute auch im Romane ein mißliches Geschäft, Niedageweſenes hervorzubringen, und mit Labruyère und Goethe sieht man sich veranlaßt, zu wiederholen: „Alles ist schon gesagt, es kommt nur darauf an, es in neuer Art zu sagen". Was nun das spannende Element betrifft, so fehlt es wenigstens in unserem Romane nicht, trotz seiner einfachen, an äußeren Ereignissen armen Anlage. „Stirbt

Digitized by Google

er oder stirbt er nicht?" Diese entscheidende Frage mit Allem, was drum und dran hängt, bleibt bis an's Ende in der Schwebe. Und in dem nämlichen Sinne wirkt die geschickt-menagirte, allmälige Entfaltung der Charaktere, sowie die höchst ergötzlichen Ausblicke auf das Kleinleben der Belmontesen mit ihren winzigen Anläufen philistriöser Bosheit, ihren Miniaturstürmen im Glase Wasser, ihren lächerlichen Naivitäten. Selbst das Gesinde der „Casa bianca" besitzt seine Originalität. Jede dieser Gestalten hat ihr eigenes Leben, vom langen Ambrogio bis auf die Köchin, welche, um den Fasttag nicht zu brechen, dem Zeiger ihrer Küchenuhr ein Bischen nachhilft; denn vor dem Schlafengehen soll noch ein herrschaftlicher Rest Salami verschwinden.

Während die ernste Seite unseres Romanes Castelnuovos Talent für psychologische Analyse bekundet, macht die launige Seite desselben dem Humoristen alle Ehre. Die umständlichen Ueberschriften der einzelnen Capitel klingen etwas altväterisch, aber sie erinnern an eine gute Schule, an diejenige der englischen und der deutschen Humoristen. Castelnuovos Sprache bewegt sich in jener behenden Darstellung, die zum periodischen Stile älterer italienischer Romane einen wohlthuenden Gegensatz bildet und mehr und mehr Eigenthum der modernen italienischen Romanschreiber zu werden scheint.

Dasselbe mag von dem fruchtbarsten unter den heutigen Romanschreibern Italiens, von dem Genuesen Anton Julius Barrili gesagt werden. Man glaubt es seiner jugendlichen Erscheinung kaum, daß sein Geburtsschein aus dem Jahre 1836 datirt, er also das sogenannte Schwabenalter bereits überschritten hat. Mit den meisten seiner Altersgenossen machte er den Feldzug von 1859, Garibaldi's Tyrolerzug von 1866 und desselben unglückliche römische Expedition von 1867 mit. Kaum achtzehn Jahre alt, begann er zu schreiben, mit zweiundzwanzig ward er Redacteur einer demokratischen Zeitung. Seit mehreren Jahren endlich schreibt er das von ihm selbst gegründete Blatt „Cáffaro" dessen Name an den ältesten Chronisten Genuas erinnert. Barrili ist ein Mann von mittlerer Größe, dunkel und schmächtig wie ein echter Ligurier, Allen, die ihn kennen, sympathisch. „Er ist Junggeselle und besitzt alle Eigenschaften, um als solcher zu sterben". Wie der eifrige Politiker und Journalist noch Zeit zum Romandichten finde, ist Vielen ein Räthsel. Er ist eben thätig wie seine Genuesen; wenige Stunden Schlafes genügen ihm. Mit Tagesanbruch setzt er sich an seinen Tisch und schreibt bis zehn Uhr an seinem neuen Buche. Dann erst geht er zum täglichen Leben und zur eigentlichen Tagesarbeit über. Auch diese Regionen gönnen übrigens dem Dichter die Gelegenheit, sich umzusehen und frischen Stoff zu sammeln. Barrili hat ein scharfes Auge für das Schöne wie für das Häßliche, und sein Idealismus und seine feine Ironie lösen jenen Gegensatz in eine höhere Einheit auf, indem sie ihn dichterisch zu verklären und humoristisch zu gestalten wissen.

Barrili begann mit „Racconti e Novelle", die, wenn wir recht berichtet sind, 1869 zuerst gesammelt wurden. Gerade diese seine Erstlinge hat der Geschmack seiner Landsleute am lebhaftesten begrüßt. Mit derselben Frische ist der zweite

Digitized by Google

seiner eigentlichen Romane, „Val d'Olivi“ (1873) geschrieben. Barrili's starke und schwache Seiten treten hier zum ersten Male klar zu Tage. Was die Handlung anbelangt, so ist diese nicht bedeutend. Zwei Männer, Flaviano und Emanuele, kämpfen um das Herz einer lombardischen Herzogin, der Ducheſſa d'Andrate, welche, wie das Barrilis Gestalten gerne begegnet, des Autors lateinischen Citatenschatz redlich ausbeutet. Das Drama beginnt erst, nachdem der Knoten gelöst ist, und das Ganze ist von dem überwuchert, was die französische Kritik „le marivaudage du coeur“ nennen würde, zu Ehren jenes Marivaux, dessen ängstliche Herzensanalyse, wie Voltaire meinte, Fliegeneier in Spinnengeweben auswog. Dabei aber zeigt sich doch wieder der Künstler à l'anglaise, der mit dem einen Auge den Stil überwacht, während das andere die innere Welt des Menschen prüft.

Von nun an läßt sich der unternehmungslustige Autor von seiner Phantasie bald in diese, bald in jene Region der Menschheit tragen, und kein Genre bleibt vor seinem Besuche sicher. Seine „Semiramide“ (sein dritter Roman im Jahre 1873!) führt uns in's alte Babylon, sein „Merlo bianco“ nach Japan, sein „Sempronio“ (1877) in die altrömische Gesellschaft, seine 1879 erschienene „Conquista d'Alessandro“ in die reiche Bourgeoisie des heutigen Roms. Auch den französischen Intriguenroman hat Barrili in „Cuor di ferro e cuor d'oro“, den Roman der erschütternden Leidenschaft in „Come un Sogno“ versucht. Letzterer gilt für sein Meisterwerk.

Um Barrilis Vielseitigkeit zu charakterisiren, müßte man die angeführten Typen seiner verschiedenen Manieren beleuchten. Damit aber der Rahmen dieser skizzenhaften Rundschau nicht gesprengt werde, will ich mich auf die „Conquista d'Alessandro“ beschränken, umsomehr, da ihr Thema ein echt italienisches ist. Der Titel des Romans erinnert an die Eroberungen des großen Macedoniers; es handelt sich indessen nur um die Heirathseroberung Aleſſandro Ludovisi's, eines modernen Bürgers des christlichen Benares, wie Barrili das päpstliche Rom nennt. Aleſſandro Ludovisi trägt einen alten, aristokratischen Namen, aber die Vorfahren haben dem jungen Manne außer einer hübschen Figur und großen tiefdunklen Augen nicht über 50,000 Frs. Münze hinterlassen. Aleſſandro hat mit Garibaldi gegen und für Rom gekämpft, er hat lange im Exil gelebt, endlich im Herbste 1870 ist er mit der vaterländischen Armee durch die famose Bresche der Porta Pia in Rom eingezogen. Ludovisi besitzt Talente, aber keinen bestimmten Beruf, und sein winziges Capital beginnt mehr und mehr in das Zeichen des Krebses zu gerathen. So begegnet ihm eines schönen Nachmittags im Parke des Monte Pincio ein Zweispänner mit zwei eleganten Damen, zweifelsohne Mutter und Tochter. Mächtig ergriffen von den blendenden Reizen der jungen Römerin, wirft sich Aleſſandro in eine Botte (römische Droschke) und fährt seinem Paare so lange nach, bis er die Pforten des Palastes kennt, wo die Wundertaube nistet. Er theilt sich hierauf seinem väterlichen Freunde, dem Banquier Ruſtichelli mit; dieser kennt gar wohl die Damen Santini; sie besuchen seine Familienbälle, er kann und wird

Digitized by Google

Aleſſandro ihnen vorſtellen. Ruſtichellis Ehrgeiz kommt übrigens dem jungen Liebhaber vortrefflich zu ſtatten. An demſelben Tage, an welchem der ſchlaue Banquier ihm die Hand von Celeſtina Santini auswirkt, hat ihm Aleſſandro einen Sitz im Parlamente zu erobern. Das Alles geht auch glatt von ſtatten. Aleſſandros Hochzeitsreiſe nach Paris iſt ein richtiger Honigmond ohne allen und jeden ſäuerlichen Beigeſchmack.

Aber mit der Rückkehr in's Haus der Schwiegermutter geht für unſern armen Eroberer der Teufel los. Ein Blick auf die Vorgeſchichte der Familie Santini wird uns das erklären. Ein armer Handlungsdiener, der ſpätere Papa Santini, begann Ende der vierziger Jahre in Rom ein Tuchgeſchäft und heirathete eine hübſche Bürgerstochter. Das Händelein ernährte kurz und knapp die jungen Eheleute, bis ein Cardinal von hoher Abkunft und von ſchöner Geſtalt, von kleinen weißen Händen und gewinnender Beredſamkeit, zu deſſen Predigten die elegante Welt nicht anders ſtrömte, als etwa zu den Vorſtellungen eines Roſſi oder Salvini, — für die Manſardenfamilie ſeines Palazzo ſich lebhaft zu intereſſiren begann. Monſignore ward bald der Schutzengel unſeres Pärchens, verſchaffte Santini große Tuchlieferungen für das päpſtliche Militär und erntete als Dank für alles Das — die unbedingte Zuneigung der jungen Frau. Bald gebar dieſe ihrem Gatten ein Mädchen; ſie nannte es Celeſtina, weil der Cardinal ſich einſt geäußert, als Papſt würde er den Namen Celeſtino wählen. Zum Papſte brachte er's nun freilich nicht mehr. Zum namenloſen Schmerze der Signora Santini entraffte ihn ein früher Tod; indeſſen das Teſtament des Seligen linderte einigermaßen die Heimſuchung: der gute Cardinal vermachte ihrer Kleinen ſeine ganze irdiſche Habe. Papa Santini legte eine ruchloſe Heiterkeit über den Tod des geiſtlichen Herrn zu Tage, und ſeine Ehehälfte erblickte den Finger Gottes in dem bald darauf erfolgten Hinſcheiden ihres ſo gefühlloſen Gatten. Nun richtete ſie ſich mit ihrer angebeteten Tochter prächtig ein, trat mehr und mehr aus ihrer bürgerlichen Dämmerung in den hellen Sonnenſchein des römiſchen High Life. Zahlloſe Anbeter umſchwärmten Celeſtinas Reize; ſchon hoffte ihre Mutter den Prinzen Candiani zu fangen, doch ſiehe da, als ſie eben das matrimoniale Netz dieſem hocharistokratiſchen Paradiesvogel über die Federn ziehen wollte, huſchte ſelbiger von dannen wie der gemeine Rabe der Arche Noah und „kam nicht wieder". Mit einem Fluche auf den Prinzen überläßt nun Signora Santini ihre Zierpuppe dem jungen Ludoviſi, der wenigſtens einen alten Namen trägt, und deſſen Dürftigkeit ihn um ſo geſchmeidiger und um ſo willenloſer machen wird. Und Celeſtina? Man hat über ſie verfügt, ohne ſie zu fragen; indeſſen ihre Indolenz läßt ſich den hübſchen jungen Mann gar gerne gefallen. Die Zuvorkommenheiten des angehenden Gatten entwickeln in ihr ſogar eine oberflächliche Wärme, welche Barrili mit derjenigen des am Tuche geriebenen Bernſteins vergleicht.

Das junge Paar iſt von Paris zurückgekehrt. Mama Santini empfängt ihren Schwiegerſohn mit ausgeſprochenem Haſſe; denn er hat ihr ihren Götzen

Digitized by Google

geraubt; er wisse ihr Herzenskind weder zu pflegen noch zu schonen; sie ist eine so zarte Pflanze, daß ihre Mutter sie wöchentlich mindestens ein Mal für krank erklärt. Tag und Nacht will sie ihr Kind in der Nähe haben. Celestina wird auf ihr früheres jungfräuliches Lager neben demjenigen ihrer Mutter commandirt; Alessandro soll sich mit der Rolle des Begleiters, Cavaliers und Tischgenossen begnügen. Auch der Prinz Caudiani ist wieder im Hause erschienen und überläßt sich den einleitenden Exercicien eines Cavaliere servente. Die Schwiegermutter ist entzückt von dieser Wendung der Dinge, hofft sie doch von dem Prinzen Einführungen in die höchsten Regionen der Aristokratie. Eroberer Alessandro läßt sich erst Alles gefallen, schluckt die täglichen Pillen mit der Regelmäßigkeit eines Musterpatienten, alles aus Künstlerliebe zu seiner schönen Puppe, deren Indolenz ihn doch alle Tage im Stiche läßt, weil sie sich dem mütterlichen Willen zu entziehen scheut. Endlich rafft sich Alessandro auf; aber schon seine ersten Anläufe beweisen ihm die schreckliche Energie des schwiegermütterlichen Teufels, dem die ganze Rhetorik eines Höckerweibes zu Gebote steht. „Du hast nichts und bist nichts", sagt sie ihm eines Tages, „als ein Bettler im fremden Hause. Wie gereut mich heute meine Wahl! Meine Tochter hätte einen Vornehmeren, Reicheren und Besseren haben können. Sie wäre ja nimmermehr sitzen geblieben, um zu Hause die Katze zu flohen (spulciar il gatto)". So sieht sich Alessandro ohne allen Einfluß auf das Weib seines Herzens, wird Gegenstand des Hohnes und Spottes selbst der Dienerschaft. Verzweiflung erfaßt ihn, und er jagt sich eine Kugel in den Leib. Schon gratulirt sich die Schwiegermutter, den Unbequemen los zu sein. Aber nur gemach! Unser Autor hat noch eine Ueberraschung in seiner Mappe. Celestina, durch die Anbetung der Männer und durch die Verhätschelung ihrer Mutter doppelt verzogen, brauchte eine tragische Erschütterung, um ihrer Liebe zu Alessandro bewußt zu werden und ihre bisherige Feigheit und Indifferenz auf's Tiefste zu bereuen. Nun aber ist mit einem Male der Zauber einer selbstsüchtigen und rohen Mutter gebrochen; und Alessandro, der natürlich wieder aufkommt, hat von jetzt an seine Conquista wirklich erobert.

So endet unsere Geschichte, welche als Gesellschaftsroman den Namen eines „Studio del vero" in der That verdient, wenn auch die Gestalten etwas blaß gemalt und etwas skizzenhaft behandelt sind. Wahr und folgerichtig ist auch die Entwicklung der Handlung in allen ihren Theilen. Und gewisse Zuthaten machen die Erzählung vollends zu einer lesenswerthen. Dahin rechne ich die Ironie (mehr germanischer Humor als französischer Esprit), welche Barrilis Romanen einen heiteren Ton verleiht und selbst pedantische Anspielungen auf Homer, Horaz und die Bibel zu retten versteht; sodann die Sprache, die nichts Französisches hat als ihren Witz und ihre durchsichtige Klarheit, endlich die eingestreuten Notizen über Gesellschaftsmoral. Barrili zeigt in dieser Richtung eine Ader, welche an Larochefoucauld und Labruyère erinnert. „Unsere römischen Prinzen sammelten einst Kupferstiche, ihre Enkel

Digitized by Google

legen heute Postmarkensammlungen an". — „Zwischen dem ewigen Begehren und Verneinen bleibt dem Humor in diesem Leben fast kein Raum mehr". — „Der heutige Anstand verlangt nicht mehr ein Maximum von Politesse, sondern nur ein Minimum von Unhöflichkeit". — „Fliegen sind auf Honig, Dichter auf Lobreden und Damen auf Complimente erpicht. Die lieben Damen protestiren zwar, aber für Dichter und Fliegen ist die Sache längst erwiesen". — „Die italienische Liebe ist eine Künstlerliebe zu einer Statue von Fleisch und Bein. Unsere Dichter haben diesen Thatbestand durch die Phrase zu mildern geruht: Ein schöner Leib birgt eine schöne Seele. Eine Regel, die wie die Aussspracheregeln des Englischen, auf fünf Fälle passen mag und fünfzig andere Fälle zu den Ausnahmen commandirt". — „Ein Zecher fragte seinen klaren Wein: Willst Du Dich trinken lassen? Der Wein blieb ihm die Antwort schuldig, und ward erbarmungslos verschluckt. So behandelte Alessandro die passive Liebe seiner Neuvermählten". — „Wir sollten mehr, als es zu geschehen pflegt, den ersten Eindrücken folgen. Aus Höflichkeit lassen wir uns die Gesellschaft eines widerwärtigen Menschen gefallen, erkaufen uns so einen faulen Frieden um den Preis eines künftigen jähen Bruches". — „Schlaue Ehemänner wünschen ihrer schönen Gattin gleich eine Anzahl Anbeter, damit sich diese gegenseitig im Schache halten. Aber Ulysses war noch schlauer als diese Schlauen. Er griff zum Bogen und verschonte ihrer auch nicht Einen". —

Mit diesem liebenswürdigen und feinen Geiste ist mehr der Tendenz als dem Gehalte und der Natur des Talentes nach verwandt der Sardinier Salvatore Farina. Als Gesinnungs- und Tendenzgenossen Barrili's kann man ihn insoweit betrachten, als Beide der idealistischen Richtung und der nationalen Schule angehören und Beide ausgesprochene Künstlernaturen sind. Farina zählt zu den angesehensten unter den heutigen Romanschreibern Italiens; er ist zugleich fast der Einzige, dessen Romane in mehrere Sprachen übersetzt worden sind. Er steht gegenwärtig im besten Alter von fünfmddreißig Jahren. Sein Vaterland ist Sardinien; 1846 ward er in Sorso, Provinz Sassari, geboren. Der Vater, ein tüchtiger Jurist, siedelte nach Piemont hinüber, wo Ferdinand Bosio, der bekannte Schriftsteller, seinen Sohn schon frühe der Literatur zuführte. Indessen vollendete Salvatore 1868 doch seine juristischen Studien mit dem Turiner Doctorexamen, welchem die Verheirathung auf dem Fuße folgte. Das junge Paar ließ sich in Mailand nieder, woselbst Salvatore Farina seither als Redacteur zweier Zeitschriften, als Uebersetzer ausländischer Romane und als Originalschriftsteller wirkt.

In seinem Hause und in seinen Armen starb 1869 sein hoffnungsvoller Freund Ugo Tarchetti, ein Piemontese aus dem Monferrato, dessen robustes Talent sich mehrmals in der Novelle versucht hat. Schon in einem Artikel der Rivista minima von 1865 weist Tarchetti, im Gegensatze zu den Nachahmern der Franzosen, auf die englischen Romane als die wahren Muster hin, eine sprechende Thatsache für die Richtung dieser Schule. Als sodann

Digitized by Google

de Amicis 1867 mit seinen Skizzen aus dem Soldatenleben in die Oeffentlichkeit trat, schrieb Tarchetti das pessimistische Gegenstück zu jenem rosigen Optimismus, der die Armee zu verherrlichen bemüht war, und protestirte mit seinem Romane „Une nobile follia" auf's Leidenschaftlichste im Namen der individuellen Freiheit gegen das Institut der stehenden Armee. Tarchetti's Schriften hinterlassen den Eindruck eines jugendlichen Schwärmers, womit indessen sein Talent nicht soll geleugnet werden.

Doch wir wollen Farina besprechen. Seine ersten Novellen (Due Amori, Un segreto 1869) wurden vom Publikum nur wenig beachtet und von der Kritik nicht eben freundlich angesehen, aber der Roman „Il tesoro di donnina" (1873) machte seinen Verfasser rasch in weiteren Kreisen bekannt. Für Italien, d. h. für ein Land, wo wenig gelesen und noch weniger gekauft wird, erlangte derselbe einen ansehnlichen Erfolg, man lobte um die Wette Charaktere, Stil und Erfindung und beeilte sich, Herrn Farina mit dem stolzen Namen eines italienischen Dickens zu taufen, zum Theil wohl deshalb, weil man wußte und merkte, wie eifrig Farina jenen großen englischen Realisten studirt habe. Unter den späteren Novellen gefiel besonders Amore Bendato (Amor mit der Binde oder Blinde Liebe, 1875). Dieselbe erschien zuerst in der „Nuova Antologia", der ersten italienischen Revue, dann in Buchform, dann übersetzt im Feuilleton einer Pariser und einer norddeutschen Zeitung, neulich wieder im Original in einer zierlichen Elzevirausgabe bei Casanova in Turin. Grunow in Leipzig, Hachette in Paris, Perojo in Madrid, Rogge in Amsterdam haben seither Uebersetzungen von Farinas Novellen verlegt. Wir wollen eine derselben uns näher betrachten.

„Blinde Liebe" ist eine Geschichte von höchst einfacher Construction. Das kleine Drama zählt nur drei Mitspieler, zwei junge Eheleute und den bekannten „Dritten", der hier die Rolle eines Hausarztes und Hausfreundes spielt. Leonardo, der lange Sprößling eines alten und reichen Mailänder Hauses, hat die schöne Ernesta geheirathet, weil er sie zu lieben vermeinte. Aber bald nach der Heirath entdeckten unsere jungen Leute, daß sie sich in einander geirrt haben. Leonardo, ein blasirter und ziemlich fader Müssiggänger, bringt nach wie vor seine Nächte im Café Cova, im Circolo und hinter den Coulissen der Scala zu, seine junge Frau fühlt sich vernachlässigt und gottverlassen, kauft einen Civilcodex und beginnt das nationale Scheidungsverfahren zu studiren. Leonardo seinerseits fühlt sich nachgerade belästigt von ihren täglichen Schnabelhieben und Klageliedern, und schüttet seinem Freunde und Hausarzte Agenor eines schönen Morgens sein ganzes Herz aus. „Kann denn ein junger Mann, der das liebe, lange Jahr hindurch Ferien feiert, ein rangirter Ehemann werden wie sein vis-à-vis der Salamihändler oder der Krämer, sein Nachbar? Soll er seine lustige Kameradschaft im Café Cova aufgeben, soll er mit einer Ballettänzerin nicht mehr soupiren dürfen? Doctor, sagen Sie es selbst, habe ich nicht Recht, bin ich nicht das Opfer, das beklagenswerthe Opfer des Verhängnisses?" „Du hast Recht, so lange Du

Digitized by Google

redest!" „Wie meinst Du das?" „Ich meine das so. Deine Frau hat ebenfalls Recht, wenn sie anfängt. Ihr habt eben Beide Recht. Wir haben überhaupt Alle Recht; denn aus jedem von uns spricht das Temperament, das Blut, die Nerven. Daher kommt es, daß ein Jeder Recht hat". „Doctor, ich kenne Deine Theorie, Du bist ein Moleschott, ein Materialist. Aber heute will ich mehr von Dir, ich will einen Freundschaftsdienst. Du gehst zu meiner Frau und schlägst ihr eine Trennung im Frieden vor. Sie verreise auf's Land, in die Bäder, während ich in Mailand wohne, und kehrt sie unter mein eigen Dach zurück, dann werde ich auf Reisen und in die Bäder gehen". Doctor Agenor übernimmt die Commission, Leonardo greift zu Hut und Stock, schleicht davon, und freut sich draußen wie ein Schuljunge, daß ihn die liebe Frau nicht auf der Treppe noch erwischt hat. Diese nimmt den Vorschlag Leonardos an, läßt sich sofort ihre Koffer packen und reist nach Bellagio am reizenden Comersee. Hausfreund Agenor beschließt nun die Situation auszubeuten. Was der fade Leonardo verschmähte, scheint ihm keine gemeine Kost zu sein. Wer ist nun aber Doctor Agenor? Ein kolossaler lombardischer Junggeselle mit pechschwarzer Mähne. Er hat Medicin studirt, um das Leben besser genießen zu können. Seine Praxis freilich reicht nicht über die Costipazioni (im Italienischen bedeutet das Wort Katarrh) seiner näheren Freunde hinaus. Agenor's materialistische Lebensregel lautet: Alles ist erlaubt, was dem Nächsten nicht schadet. In unserem Falle beschließt er, der verlassenen Schönen seine Reize entgegen zu bringen. Er besucht sie als Hausarzt in ihrer idyllischen Villa von Bellagio, macht erst eine idyllische Taubenfütterung mit, läßt dann das Geschütz seiner Redekunst spielen, bis die Festung eine Bresche zu bieten scheint. Aber siehe da, eine hellklingende Vogelstimme aus den Büschen des Gartens spielt ihm einen schlimmen Streich. Ernesta glaubt ganz deutlich die warnenden Worte zu vernehmen: „Non è lui, non è lui!" „Es ist der Rechte nicht!" Das ist die Stimme ihrer seligen Mutter, deren Geist durch eine Vogelkehle zu ihr spricht. Durch diesen abergläubischen Einfall einer spiritualistischen Seele ist der materialistische Mediciner für immer geschlagen. Leonardo verreist nach Spa, und Ernesta zieht in die Stadt. Aber Oede und Langeweile lauern hier so gut wie unter den duftenden Sträuchern von Bellagio. Ernesta fühlt sich unglücklich, obgleich sie sich's nicht eingestehen mag. Da kommt wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Kunde, Leonardo sei am Staar erblindet. Wirklich kehrt der arme blinde Mann auch bald im Hause seiner Väter ein, wird von Ernesta liebevoll gepflegt, und Agenor bemerkt mit Schrecken, daß Schmerz und Unglück das zu Wege bringen, was Glück und Genuß nicht vermocht haben. Leonardo verliebt sich in seine Frau, und diese fühlt sich zum ersten Male glücklich. Das Uebrige läßt sich errathen. Eine gelungene Operation macht den blinden Amor zu einem sehenden. Auch Doctor Agenor findet eine Braut, und die beiden Paare vertauschen so oft wie möglich das Stadtleben mit dem Landleben. Hier auf dem Lande schreien jetzt alle italienischen Spatzen: „E lui, è lui!" Das ist der Rechte, das ist



Digitized by Google

der Rechte!“ Nur die Stammgäste des Café Cova zucken mitleidig die Achseln über die verjimpelten Ehestandshelden.

Diese Novelle scheint mir Farina's Stärke und Schwäche anschaulich vorzuführen. Mit seiner Schule theilt er die Richtung auf das Wirkliche und das Natürliche, so wie die Begeisterung für die ideale und die künstlerische Seite des Lebens. Lebhaftes Gefühl für häusliche Tugend, häusliches Glück und die Segnungen der Freundschaft, dies ist der Grundton, dies sind die leitenden Motive seiner Novellen und seiner Romane. Eine humoristische Ader (umorismo), die idyllische Behandlung der Landschaft und des Hauses, endlich die einfache, durchsichtige und gefeilte Sprache bilden die schmückenden Zuthaten. Aus Letzteren besonders spricht Kunstgefühl und ein zähes Trachten nach Vollkommenheit. Die italienische Kritik hat diese Vorzüge bereits in allen Tonarten gelobt, so daß es mir fast vorkommen will, wir stehen hier einer sogenannten „réputation surfaite“ gegenüber. Ein gebildeter und denkender Leser wird in Farinas Talent bald wesentliche Lücken gewahren, eine gewisse Dürftigkeit der Phantasie und der Erfindung, etwas Zahmes, Mattes und Frostiges, das den Eindruck mühsamer Zangengeburten macht. Man glaubt viel lieber an den zähen Willen als an die Schöpferkraft Farinas. Da sprudelt es doch ganz anders bei Dickens. Bis zum Zerspringen voll sind seine Rahmen. Welche Fülle von Gestalten, wie haften sie in unserer Phantasie, wie unendlich vieles sieht der große Realist, und wie sicher zeichnet er was er einmal angeblickt, wie verschwindet bei ihm die These des Romans hinter dem Reichthum des unendlichen Lebens! Bei Farina dagegen meist blasse und unbestimmte Figuren, der dünne Faden einer Handlung, an dem die nackte These entlang hinkt, die Gespräche häufig matt, fast ordinär, zuweilen so, als müßten sie mit jedem Augenblicke aus Mangel an Brennstoff verglimmen. Farina birgt keine reiche Welt in sich, und die Außenwelt kennt er nur stückweise. Ein Familien- und Cabinetsmann, versteht er nur die Typen der Häuslichkeit, die Donna di Casa, zu malen. Alles andere, vorab was man Welt und Gesellschaft nennt, kennt er offenbar mehr vom Hörensagen als durch anschauende Uebung. Für längere Romane scheint sein Athem nicht auszureichen, daher seine charakteristische Aeußerung, die Novelle sei dem Romane vorzuziehen, weil sie comprimire. Wo es an Material fehlt, ist allerdings der enge Rahmen der geeignetere. Farinas ganzes Schaffen wird ein Franzose „un peu fouetté“ nennen; denn wo es nicht schäumen will, peitscht es der kleine Kunstbesen heraus. Die Sprache ist rein und glatt, elegant und fein, aber ein treffender, packender, origineller Ausdruck, ein prägnantes Bild, das Leidenschaft oder Poesie oder Witz im Busen trägt, sind bei Farina eine Seltenheit. Er ist der Mann der idyllischen Ruhe, des ewigen Friedens und der verzweifelten Windstille. Dies meine unmaßgeblichen Einwendungen gegen das Loblied der italienischen Kritik und ihr tönendes „è lui, è lui!“ — Doch ich will dem Leser meinen Autor nicht verleiden. Auch die Kritik beherrscht ja der Geschmack, die Neigung und die Laune des Einzelnen.

Digitized by Google

„Wie sieht er aus?" Auf diese „Lady-question" antwortet ein italienisches Journal mit folgendem Bild. „Farina ist ein großer, starker und schöner Mann mit schwarzen Haaren und dichtem Vollbart, dunklen Augen und dunkler Gesichtsfarbe, eine martialische Erscheinung, die mit dem schüchternen, scheuen, mädchenhaft blöden Auftreten des Mannes in der Gesellschaft wunderlich contrastirt. Er scheint oft unhöflich, während ihm verlegene Schüchternheit die Kehle zuschnürt. Die Gegenwart einer unbekannten Dame reicht hin, um ihn aus dem Concepte zu bringen". Also weder ein Pariser noch ein Berliner.

Seit seinem ersten Buche hat Farina sich fort und fort vervollkommnet. Vielleicht hat die Zukunft seiner zähen Energie noch entscheidendere Erfolge aufbehalten, welche auch die Kritik der Ungläubigen entwaffnen wird.

Mit Victor Bersezio betreten wir das Gebiet jener zweiten Schule, welcher die Franzosen näher stehen als die Engländer. Bersezio ist eine ganz bedeutende Erscheinung, nach Vieler Ansicht der genialste unter den heutigen Pflegern des italienischen Romans; denn weder an Vielseitigkeit des Talentes noch an Tiefe und Reichthum der Erfindung ist er von Anderen überholt worden. Bersezio ist Kritiker, Romandichter und Dramatiker und hat auf jedem dieser Gebiete glänzende Erfolge erzielt. Er wurde 1830 in Peveragno, Provinz Cuneo, geboren. Er ist ein Kind der Berge und hat dem heimatlichen Gebirge treueste Anhänglichkeit bewahrt. Sein Vater war schlichter Notar und Gemeindeschreiber seines Dorfes, indessen seine Tüchtigkeit beförderte ihn zu einer hohen Stelle in Turin. Hier genoß Victor den ersten Unterricht, mit achtzehn Jahren war er bereits Doctor juris, kämpfte dann mit der italienischen Jugend in der Lombardei und bei Novara für Italiens Unabhängigkeit. Nach der Heimkehr warf er sich mit ganzer Kraft auf die Litteratur, welcher er übrigens schon seit dem fünfzehnten Jahre heimlich gefröhnt hatte. Sein erster Meister war der tiefste französische Romancier der Julimonarchie, Balzac. Berseziös jugendliche Versuche erschienen in Valerios „Letture di famiglia" und in Brofferio's „Messaggiere", zwei Piemontesischen Blättern von gutem Klange. Im Jahre 1852 versuchte sich Bersezio mit seinem ersten Drama auf einer Turiner Bühne. Bald gründete er eine Zeitung, deren „parlamentarische Profile" ihrem Verfasser großes Lob und die besondere Achtung Cavours einbrachten. Er redigirte sodann ein Jahr lang das Witzblatt „Fischietto". Da verließ er Knall und Fall sein behaglich gewordenes Turin. Von einer tiefen Leidenschaft gefoltert, zog er sich auf drei Jahre in seine Berge zurück, wo er in rastlosem Studium Heilung suchte und fand. In dieser, für ihn so schmerzlichen Einsamkeit schrieb Bersezio seine ersten Erzählungen, lebhafte Bilder der Piemontesischen Gesellschaft (Il novelliere contemporaneo, — La famiglia — L'amor di patria). Hachette in Paris publicirte bald eine Auswahl in französischer Uebersetzung. In den Jahren 1857 und 1858 finden wir Bersezio in Paris, im Umgange mit Schriftstellern ersten Ranges und an der Redaction französischer Journale sich betheiligend. Nach Turin zurückgekehrt, übernahm er den litterarischen Theil der Gazetta ufficiale und wirkte in dieser Stellung bis 1865. Jetzt



Digitized by Google

erschloß sich vollends seine reiche Ader; nicht nur eine Reihe von Romanen, sondern auch eine Reihe von piemontesischen und italienischen Dramen flossen nun aus seiner Feder. Unter letzteren ist eines sehr berühmt geworden: „Miserie d' Monsu Travet", in seiner italienischen Version „Le miserie del signor Travetti", betitelt. Travetti ist der Typus des italienischen Beamten, der den Stolz und die Ehre der bureaukratischen Kaste auszugehören, mit dem Deficit der Armuth und den Plagen des Lastthieres bezahlen muß. Der greise Manzoni, der seit vielen Jahren kein Theater mehr besucht hatte, freute sich wie ein Kind an diesem classischen Typus und ein Berliner Schauspieldirector brachte es unter dem Titel „Bartelmanns Leiden" auf die deutsche Bühne. Gegenwärtig redigirt Versezio die von ihm gegründete „Gazzetta piemontese", welcher er seit zwei Jahren ein beliebtes litterarisches Wochenblatt, die „Gazzetta letteraria" beigefügt. Seither begann der energische Mann eine Cultur- und Litteraturgeschichte Piemonts unter Victor Emanuel, in der er selbst eine so hervorragende Stelle verdient. Ist Versezio doch der piemontesische Romancier par excellence, der humane Dictator der dortigen Kritik, dazu der Schöpfer des piemontesischen Dramas, mit einem Worte der bedeutendste Vertreter piemontesischer Litteratur.

Wir haben Versezio hier nur als Romandichter zu betrachten. Ich weiß nicht mehr in welchem Bande seiner Année littéraire nennt Vapereau unseren Autor den Balzac des Piemont. Ein großes Wort im Munde eines Pariſers, der seine Litteratur an Fingers Enden kennt! Denn was war nicht Balzac für die schöne Litteratur unter Louis Philipp, was ist er nicht geblieben für die Litteratur des Jahrhunderts! Wäre ihm die künstlerische Form zu Gebote gestanden, wie er die Typen seiner Gesellschaft in sich aufzunehmen und zu reproduciren wußte, so stünde er fast ebenbürtig neben Shakespeare da. Und an Shakespeare erinnert in der That zuweilen auch Versezio im Reichthum und im Leben seiner originellen Schöpfungen. Wie bei Balzac würde es eine Arbeit erfordern, alle von Versezio nach dem Leben gemalten Typen aufzuzählen. Ueberdies hat er ja fast alle Genres angebaut, vom historischen Romane bis zur Dorfgeschichte. Um eine Idee von Versezios Kraft zu geben, wähle ich einen Stadt- und einen Dorfroman.

Der Stadtroman führt den Titel „Mißgeschick" (Fortuna disgraziata), erzählt uns die herben Schicksale eines Mädchens, dessen blendende Schönheit für sie selbst und für ihre Umgebung in wahrhaft verhängnißvoller Weise zum Unsegen und zum Fluche wird. Die Heldin der Erzählung, Lena Gugletti kommt gegen 1850 in Turin zur Welt. Ihr Vater ist ein wohlhabender Kaufmann, die Mutter eine gute Frau, die ihr Kind nach dem Recepte von Gellerts Assenmüttern großzieht. Lena wächst im Ueberflusse auf und wird auf jede Weise verzogen und verhätschelt. Ein junger Mann aus gutem Hause freit um die Hand des herrlich aufblühenden Mädchens, aber er wird schnöde abgewiesen; denn Herr und Frau Gugletti streben Beide nach höheren Allianzen. Unterdessen verspielt der Alte sein Vermögen an der Börse, verliert darüber

Digitized by Google

sein Bischen Verstand, dann noch sein Restchen blödes Dasein, und Gram und Noth bringen die Mutter um. Blutarm und verlassen, findet Lena eine Zuflucht im Hause einer Tante, der rohen Ehehälfte eines ausgedienten Offiziers. Hier entrollt uns Verfezio ein meisterhaftes Familienstück. Der pensionirte Hauptmann Borbotti mit seinen Soldatenlastern und Kasernenflüchen, sein streitbares Ehegespons Frau Maddalena, das Dienstmädchen Brigida, dessen Talente sich zwischen Spionage und Zutragen bewegen, der älteste Sohn Bernardo, ein Bureaukrat vierten Ranges mit dem Hochgefühle eines Ministers, ein lederner Pedant, ein lächerlicher Wichtigthuer, ein hartgesottener Egoist, der seine freie Zeit an der Drehbank arbeitet, von wo sein einförmiges Pfeifen die Hausbewohner zur Verzweiflung bringt, — Alles das Photographien von schlagender Wirkung und sprechender Wahrheit. In diese abstoßende Welt tritt nun die arme, durch das Unglück eingeschüchterte und geknickte Lena, und der stille Zauber ihrer unwiderstehlichen Reize wirkt dämonisch und verwildernd auf ihre rohe Umgebung. Der Bureaukrat beschließt, dem Mädchen Antheil zu gewähren an seinem diplomatischen Range, mit andern Worten, sie zu seinem Weibe zu machen. Sein Vater, der Hauptmann, wird eifersüchtig und sucht umsonst diese Eifersucht in Wein und Schnaps zu ersäufen. Die schnüffelnde Magd kommt hinter die Geheimnisse Beider und stachelt und hetzt die streitbare Hausfrau zu Wuthausbrüchen einer Furie. Ein wahres Bellum omnium contra omnes entspinnt sich, ein wüthender Kleinkrieg von vier Bestien, die alle mit Fangzähnen und Klauen, mit Schutz- und Trutzwaffen wohl versehen sind. In eine der belebtesten Vorstellungen dieser Menagerie fällt wie eine Bombe die Ankunft Michele's, des zweiten Sohnes, eines Scharfschützenoffiziers von bester Haltung und glänzenden Lastern, ein Typus des militärischen Egoisten. Natürlich macht dieser junge Held den beiden andern Herren die ungesäumteste und unbefangenste Concurrenz, und die Lohe des Bürgerkrieges schlägt furchtbarer empor als je. Nur Einer lebt in dieser Welt der rohen Selbstsucht, der die Selbstverleugnung kennt. Es ist des Hauptmanns jüngster Sohn Giuseppe, Commis in einem Bankhause. Selbstverständlich ist auch er verliebt in die schöne Dulderin, aber seine tiefe und reine Neigung äußert sich nur im Streben, Lenas schlimmes Loos zu mildern. Endlich kommt es zur Katastrophe. Lena wird aus dem Hause getrieben und findet Zuflucht bei einer reichen Jugendfreundin, Gräfin Elvira. Doch auch hier verfolgt sie der Fluch ihrer Schönheit; ihre Erscheinung hat dem Grafen bald den Kopf verdreht und stiftet auf diese Weise neues Unglück. Endlich raubt ihr eine Blatternkrankheit die verhängnißvollen Reize, und von nun an lebt sie glücklich, — an Giuseppes Seite.

In diesem Romane zeigt sich so recht die dramatisch angelegte Natur von Verfezios Talent. Es geschieht sehr viel, und die Charaktere entwickeln sich, ganz shakespearisch, durch ihr Handeln und ihr Wollen. Selbst die Ueberschriften der Kapitel erinnern an ein Bühnenstück, tragen sie doch fast durchweg nur die Namen der handelnden Personen: Michele und Giuseppe — Maddalena und Bernardo ꝛc. Die oben berührten Familienscenen sind ein

Digitized by Google

realistisches Prachtstück für Denjenigen, der die Aesthetik des Häßlichen ertragen kann und hinreichend starke Nerven besitzt, um Blitz und Donner ein Weilchen auszuhalten. Es wettert und hagelt in jenen Scenen allerdings erschrecklich durcheinander.

Der Dorfroman „Povera Giovanna" gilt in Italien für Versezios gediegenste Leistung. Es ist eine rührende Geschichte mit reichen Detailschönheiten. Der Dichter führt uns in das Dorf seiner Kindheit, malt uns die „gros bonnets du village" in kecken Zügen und mit satten Farben. Aber ein milder Friede waltet in dem ganzen Buche, es ist eine innere Geschichte, die Leidensgeschichte einer schönen Seele. Die arme Hanne kam häßlich und mißgestaltet zur Welt; statt des Lächelns empfing sie die Enttäuschung und der Verdruß ihrer Erzeuger. Dem Kinde ward nur Schmerz und Spott, dem Mädchen nur Kummer und Lebensekel. So wird Hanne menschenscheu und einsam, und ihre Träume sind die einzigen Freunde, die ihr bleiben. Sie hat auf den letzten Strahl jener Freude verzichten müssen, die das Leben zu einem erträglichen macht. Da wird durch eine Laune des Geschickes, durch den Tod eines fremden Vetters, die arme Verwachsene plötzlich reich. Hohn und Spott verwandeln sich mit einem Male in Unterthänigkeit und Schmeichelei. Sogar die Freier tauchen jetzt in Menge auf. Hanne vergißt einen Augenblick das wie und warum und überläßt sich dem schönen Traume, ihr Vetter Piero, dem sie lange schon heimlich ihr Herz geweiht, sei wirklich einer ehrlich gemeinten Gegenliebe fähig. Doch kurz genug ist diese Täuschung. Piero liebt ihre Schwester; diese schmerzliche Entdeckung bricht der Unglücklichen das Herz. Sie stirbt hochherzig und selbstlos mit einem Segen auf das Glück, welches ihre Nebenbuhlerin in Pieros Armen erwartet.

Man sieht, das Interesse muß sich hier auf die psychologische Seite des Gegenstandes, auf die Entwicklung eines einzigen Charakters concentriren. Verseżio zeigt sich seiner Aufgabe gewachsen. Ohne sein sentimentales Motiv in Weinerlichkeiten aufzulösen, weiß er die Gefühlsanalyse so zart als spannend durchzuführen. Ein italienischer Kritiker des Tages, Molmenti, will eine entfernte Verwandtschaft entdecken zwischen unserer Giovanna und Quasimodo, dem Zwerge von Notre Dame. Die Antithese der zarten Regung und der häßlichen Mißgestalt ist allerdings hier wie dort ein Hebel künstlerischer Wirkung. Aber Giovanna bleibt ein menschliches, friedliches und der Wirklichkeit entsprechendes Wesen, während Victor Hugos Zwerg auch im Sinne der künstlerischen Wahrheit ein kleines Ungeheuer ist. „Wenn Shakespeares Kaliban eine Esmeralda im Thurme von Notre Dame zu hüten hätte, er würde wenig Federlesens machen, während Quasimodo sich auf die platonische Seite wirft". Damit sei gesagt, daß Shakespeare und Verseżio, im Gegensatze zu Hugo und seinen Romantikern, vor Allem bei der Wahrheit verharren. Bei Verseżio zeigt sich dieser gesunde Realismus auch in der duftenden Frische, welche über dem ländlichen Hintergrunde des Romans, dem Dorfleben und der Landschaft, schwebt. Die Naturschilderungen sind kurz und skizzenhaft,

Digitized by Google

aber sie wirken wie diejenigen der besten Meister. Es bleibt in der That dabei, Versezio ist unter den heutigen Romandichtern Italiens Keinem andern nachzustellen, im Punkte der Erfindung und Conception übertrifft er sie wohl alle, nur im reinen, ächt italienischen Ausdrucke mögen Barrili und Farina ihn überholt haben.

Dem Piemontesen Versezio reiht sich der Toskaner Cesare Donati nicht unwürdig an. Toskaner ist Donati zwar nicht von Geburt. Er wurde 1826 in Lugo di Romagna geboren. Mit zehn Jahren raubte ihm Familienunglück die Gelegenheit, sich schulmäßig fortzubilden. Aber der Knabe verschlang mit fieberhafter Lesewuth Alles, was er an Büchern erreichen konnte. Mit derselben Leidenschaft betheiligte sich der Zweiundzwanzigjährige an der Bewegung von achtundvierzig, und floh nach den österreichischen Siegen in die Toscana. Unterstützungen einiger Wohlthäter gestatteten ihm, die Universität Pisa zu beziehen. Aber nun starb sein Vater, und sein Sohn hatte für die zahlreiche Familie allein zu sorgen. Donati zog nach Florenz, wo er als Privatlehrer sich kümmerlich durchhalf. In Folge der Revolution von 1859 ward ihm eine Anstellung im Unterrichtsministerium der Toscana, und hier arbeitet Donati noch heute. Schon seit 1856 hatte er sich an litterarischen und politischen Journalen betheiligt, und seit 1860 lieferte er besonders der Nuova Antologia eine Reihe von Novellen, welche sich durch ihre lebhafte Sprache, durch Geschmack und Humor auszeichnen. Auch in Mailand hat Donati mehrere gute Romane veröffentlicht. Donati, im Ausdrucke so ganz italienisch und so echt toskanisch, in dieser einen Beziehung Versezio überlegen, lehnt sich nichtsdestoweniger in seiner Composition an französische Muster an. War er doch, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse der italienischen Kritik, einer der Ersten, welche die französische Disinvoltura in den italienischen Roman einführten, indem sie die schwerfällige Feierlichkeit ihrer Vorgänger energisch abschüttelten, natürlich und packend zu schreiben bemüht waren. Ich stimme seinem Beurtheiler Bosio (Rivista Europea 1869) bei, wenn dieser sagt, in Frankreich wäre ein Talent, wie dasjenige Donatis, reichlich gelohnt worden, in Italien aber werde es trotz seiner vortrefflichen Eigenschaften nur kümmerlich honorirt. Wie oft in der That klagen die italienischen Belletristen, — selbst ein De Amicis und ein Barrili, — über ihre erbärmlichen Honorare, und sie haben fürwahr die triftigsten Gründe; denn noch hat Italien sein bezahlendes Publikum nicht gestellt. Mantegazza ist der einzige populäre Autor, der aus dem Ertrage seiner Schriften eine Villa sich bauen konnte. So wie die Sachen stehen, können Männer, wie Donati, erst nach der Büreauqual des heißen Tages an ihre Schriftstellerarbeit gehen. Gewiß, das ist hart.

Donati gehört zu den wenigen Pflegern des „Romanzo intimo", welche das psychologische Moment spannend zu verwerthen wissen. Unter seine besten Romane zähle ich seine „Miniatur-Revolutionen", weil sie offenbar Selbsterlebtes, die Revolution von achtundvierzig in ihrer ergötzlichen Wirkung auf den italienischen Kleinstädter, schildern. Durch natürliche Einfachheit zeichnet

Digitized by Google

sich sodann die Novelle „Meines Großvaters Schnupfdose" aus, während „das Blumenmädchen der Carrajabrücke" an die düstere Welt von Eugen Sue erinnert. Donati ist nicht eben tief, er will es übrigens auch nicht scheinen. Mitunter geht er der Lösung seiner eigenen Probleme geflissentlich aus dem Wege. Doch gewinnt sein Leser dabei die Ueberzeugung, daß es hierzu mehr an Lust als an Befähigung gebricht.

Zur französischen Schule lassen sich auch noch folgende Romandichter der Gegenwart rechnen. Einmal der Sicilianer Verga, der neben zwei gelungenen aus dem Stadt- und aus dem Landleben seiner Heimath geschöpften Idyllen mehrere Boudoirromane im Pariser Geschmacke verfaßt hat. Verga stammt aus einer wohlhabenden Familie Catanias, hat heute seine vierzig Jahre passirt, lebt häufig in Mailand, wenigstens früher, wo er dem Kreise Andrea Maffeis angehörte. Verga hat im Jahre 1865 mit einer Carbonari und einer Liebesgeschichte begonnen, die er seine beiden Jugendsünden nennt und von denen er nicht mehr gerne reden hört. Sein erster Erfolg war die „Geschichte eines Schwarzköpfchens" (Storia di una Capinera) 1869 in Florenz geschrieben. Ein lebensfrohes sicilisches Mädchen wird durch die Habsucht ihrer Familie zum Klosterleben verurtheilt und geht in dieser Gefangenschaft jämmerlich zu Grunde, wie ein gefangenes Vögelchen. Vergas Dorfgeschichte führt den Titel „Nedda", ein rührendes Genrebild mit malerischem Hintergrunde. Leider hat sich Verga nach diesen schönen Proben eines unleugbaren Talentes dem französischen Schabloneuromane zugewandt und mit „Eros, Eva, Königstiger" Massenerfolge davongetragen, welche blendender als solid sind. Um so freudiger begrüßen wir seine Rückkehr zum Dorfidyll (Vita dei Campi 1880).

Vergas Landsmann Capuana ist heute nicht nur als Kritiker und Feuilletonist bekannt, sondern er hat durch seine ganz im Pariserchik gehaltenen „Profili di Donne" als Novellendichter Glück gemacht. Diese graziösen Medaillons werden Jedem gefallen, der sie betrachten will.

Zur französischen Gruppe gehören die Neapolitaner Mastriani und Petrucelli della Gattina, Ersterer Verfasser einer Art Geheimnisse von Neapel (I vermi di Napoli), Letzterer ein fruchtbarer Erzeuger von Sensationsromanen. „Der König betet" (Il re prega), vor einigen Jahren erschienen, mag als Typus von Petrucelli's Weise gelten. Hier wird das Bourbonenregiment von Neapel mit der Leidenschaft des Südländers und einem großen Aufwande verwegenster Gallicismen geschildert. Auch der Mailänder Cletto Arrighi (ein nom de guerre für Franz Righetti) gehört durch neuere Leistungen der Gegenwart an. Er hat unter anderem die italienische Bohème, das Vagabunden- und Zigeunerleben verkannter Künstlergenies in seinem Roman „Scapigliatura" hübsch und wahr behandelt. — Ghislanzoni von Lecco hat seit den oben angeführten „Artisti da Teatro" (1855) zwar noch viel geschrieben, aber nichts jenem ersten Romane Ebenbürtiges hervorgebracht; und was diesem Reiz verleiht, sind die autobiographischen Bekenntnisse des damals zweiundzwanzigjährigen Theatersängers. Schade, daß Ghislanzoni sein unleugbares

Digitized by Google

Talent in nachlässiger Vielschreiberei so oft mißbraucht hat. Man durchgehe die „Rivista minima“ vor ihrer Redaction durch Salvatore Farina, um von jener Nachlässigkeit einen Begriff zu erhalten. Eine fragmentarische Autobiographie gibt uns Ghislanzoni auf einigen Seiten (171—179) seines „Libro Serio“.

In dem Mailänder Luigi Gualdo (geb. 1847) hat die französische Schule sogar einen französisch schreibenden Romancier erhalten. „Um nicht in Gallicismen zu verfallen, schrieb ich lieber gleich französisch!“ So erklärt dieser Realist das Entstehen zweier in Paris erschienener Romane. Den italienischen Hervorbringungen Gualdo's widmet Capuana in den neulich erschienenen „Studien“ einige ansprechende Seiten.

Auch der rohe französische Realismus findet seine unkünstlerischen Nachahmer im heutigen Italien. Dahin gehören die Mailänder Carlo Doni und besonders Tronconi mit seiner „Passione maledetta“, einer Ehebruchsgeschichte, welche ihre Moral in dem Untergange des Helden durch das Uebermaß seiner Liebesgenüsse sucht!

In einem gewissen Sinne, namentlich mit Rücksicht auf Stil und Diction, läßt sich zur französischen Schule des italienischen Romans auch Mantegazza zählen. Diesen liebenswürdigen und geistreichen Epikuräer wollen wir nicht mit einer bloßen Nennung entlassen. Der berühmte Florentiner Professor stammt aus Monza, wurde daselbst 1833 geboren. Seine Mutter war eine hochherzige, für Italiens Unabhängigkeit begeisterte Frau. Der kleine Paul liebte und verehrte sie, wie nur ein Italiener seine Mutter zu lieben und zu verehren pflegt. (In keiner Litteratur kehrt die tiefempfundene Erinnerung an die Mutter so häufig wieder als eben in der italienischen. Die Thatsache zeugt für die Tiefe und den Adel des italienischen Gemüths.) „Was ich bin“, so schreibt der sechszehnjährige Mantegazza in sein Tagebuch, „das verdanke ich meiner hochsinnigen Mutter, ihrem Herzen und ihrem Geiste. Sie hat mich die kleinste Lüge, die leiseste Gemeinheit verabscheuen gelehrt“. Hoch schlug dem noch zarten Jünglinge das Herz, als Mailand in den Märztagen 1848 sich gegen Oesterreich erhob. Auch er kämpfte vom 18. bis 23. März (an den berühmten „fünf Tagen“) auf den Barrikaden mit. Im Alter von neunzehn Jahren war Mantegazza Doctor der Medicin. Bald darauf docirte er in Mailand Chemie. Aber jetzt kam ihm Eros in die Quere: eine tiefe Leidenschaft ergriff den jungen Mann und drohte seine Kraft zu lähmen. Die treue Mutter schickte ihn deshalb auf Reisen, nach Deutschland, Skandinavien, England und Paris. Hier schrieb er sein erstes Buch „fisiologia del piacere“, das heute seine zehn Auflagen hinter sich hat. Die Vorrede desselben beginnt mit den Worten: „Der Plan dieses Buches wurde am 22. November 1852 in Pavia entworfen, ich vollendete es am fünfzehnten April 1854 in Paris. Es wurde in hundertfünfundachtzig Stunden geschrieben, vertheilt auf achtundvierzig Arbeitstage. Ich hatte mir vorgenommen, gar keinen Vorgänger zu lesen. Gut oder schlecht, es ist mein alleiniges

Digitized by Google

Eigenthum". Dieselbe Vorrede schließt mit den zehn Geboten unseres modernen Epikuräers. Dieselben lauten: „Rastlos arbeiten. — Immer lieben. — Das Weib theurer halten als sich selbst. — Die Dankbarkeit der Menschen niemals in die Activa unseres Lebens eintragen. — Statt hassen, erziehen, statt verachten nur lächeln. — Aus der Nessel den Faden, aus dem Absynth die Medicin zu ziehen wissen. — Sich beugen nur um die Gefallenen zu heben. — Immer mehr Talent als Ehrgeiz an den Tag legen. — Sich jeden Abend fragen: Was habe ich heute Gutes gethan? — In der Bibliothek stets ein neues Buch, im Keller stets eine volle Flasche, im Garten stets eine frische Blume besitzen".

Mantegazza ließ sein Buch in Europa und reiste nach Südamerika, wo er als Arzt und Forscher lebte und sich ein Weib nahm. Er kehrte 1858 zurück, ward Professor der Pathologie zuerst in Mailand, dann in Pavia. Seit geraumer Zeit lehrt Mantegazza in lebendigstem Vortrage am Istituto superiore von Florenz. Das Ausland kennt den gelehrten, Italien den populären Mantegazza, d. h. seine trefflichen Schriften über Gesundheitspflege, Physiologie, Moral und Lebensphilosophie, besonders auch seine Natur- und Volksgemälde und seine Romane. In diesen letzteren spendet uns Mantegazza sein ganzes liebenswürdiges Wesen mit verschwenderisch hochherziger Freigebigkeit. Und im Hintergrunde lauert stets die Belehrung, die Absicht irgend etwas Gutes zu stiften, irgend einen Landschaden zu heilen. So bietet Mantegazzas kleiner Roman „Un giorno a Madera" (ein Tag in Madeira), in anziehendstem Gewande die ernste Mahnung: Schwindsüchtige oder solche, die es zu werden bestimmt sind, sollen keine Familien gründen. Die Heldin unserer Erzählung ist eine bildschöne Engländerin, welche ihre ganze Familie hinsterben sah und heldenmäßig eine tiefe Leidenschaft erstickt, da sie selbst dem Tode sich geweiht weiß. Eine farbenvolle Schilderung Madeiras schmückt den Eingang der Erzählung und in den Londoner Consultations-Scenen hat Mantegazza zwei picante Abschnitte über diesen Theil der ärztlichen Praxis geschrieben, welche den Leser wieder einmal hinter die Coulissen führen.

Umfangreicher ist der Roman „Dio ignoto" (der unbekannte Gott), der ein gutes Stück Autobiographie aus dem äußern und innern Leben des Verfassers enthält. Mantegazza ist ein lombardischer Typus, mit dem ganzen Feuer des Südens begabt. Zugleich eine Dichter-, Künstler-, Denker- und Forscherseele, reißt er uns mit im gewaltigen Strom einer hochberedten Darstellung. Alles ist Leben, Geist und Poesie an diesem interessanten Menschen.

Im Falle Mantegazza's zeigt es sich so recht, daß die Correctheit nicht dasjenige ist, was den Stil zu einer Gewalt macht. Die „Linguaj", wie man die Epigonen der alten Puristen spöttisch zu nennen pflegt, bekreuzen sich über Mantegazzas Gallicismen, seine Natürlichkeit, seine Vernachlässigung der Feile, der classischen und academischen Wendung. Aber auch sie fühlen sich behext durch die unwiderstehliche Beredtsamkeit eines Mannes, der uns immer bezaubert, er mag nun handeln oder reden oder schreiben. Wer ein Buch von Mantegazza

Digitized by Google

aufschlägt, dem ist es zu Muthe, als schaute er nieder in einen üppig sprudelnden Quell; Welle auf Welle, Sprudel auf Sprudel, ein lustiges und stetes Durcheinanderschäumen, das sich nimmer erschöpfen noch leeren will. Kein Wunder, wenn Mantegazza heute der gefeierte Liebling jedes Italieners ist und seiner Feder — unerhört in Italien — ein Vermögen verdankt.

Unter den vielen schriftstellernden Frauen Italiens hat sich schon seit den fünfziger Jahren die Venezianerin Codemo-Gerstenbrand durch ihre zahlreichen Bilder aus dem venezianischen Volksleben ausgezeichnet, während zwei Lombardinen, die unter dem Nom de plume einer Marchesa Colombi schreibende Signora Torelli Viollier und die unter dem Namen Emma bekannte Signora Ferretti erst später aufgetreten sind. Beide zeichnen sich durch Geist und Darstellungsgabe aus. Unter den Schriften der Marchesa Colombi hat mir ein kleines Buch „La gente per bene (Les gens comme il faut)" deshalb besonders gefallen, weil diese moderne Anstands- und Gesellschaftslehre zugleich ein anziehendes Bild norditalienischer Sitte bietet. „Emma" ist allen Lesern der Nuova Antologia wohlbekannt als Vermittlerin deutscher und englischer Litteratur. Seit fünfzehn Jahren hat sie auch manche ansprechende Novelle verfaßt. 1878 machte ihre Erzählung „Una fra tante" (Eine unter so Vielen) in Italien viel von sich reden: eine zart gehaltene und elegant geschriebene, gegen die Sclaverei der Prostitution gerichtete Tendenzschrift. Zierlich und ganz modern in ihrer Form ist auch die Toskanerin Luise Saredo, welche unter dem Namen Lodovico de Rosa schreibt.

Der historische Roman ist heute in Italien wie in Frankreich sehr zurückgetreten. Seit dem nachgelassenen Buche Ippolito Nievo's, welches Paul Heyse seinem hohen Werthe nach in einem früheren Jahrgange von „Nord und Süd" gewürdigt, hat sich jenes Genre mehr und mehr auf den Rahmen der Novelle beschränkt. Als ein Muster dieser Gattung darf man die kürzlich in Bergamo erschienenen Racconti von Pasino Locatelli empfehlen. Dieselben beruhen auf eingehenden cultur- und kunstgeschichtlichen Studien und geben uns sauber gearbeitete Sittenbilder aus den Römertagen, dem Mittelalter und dem Uebergange in die Neuzeit. Eine dieser Novellen erschien zuerst in der Nuova Antologia.

So herrscht denn im italienischen Romane der Gegenwart ein reges und ein reiches Leben. Wenn die französische Grazie und der französische Esprit dem Genius dieser Litteratur im Allgemeinen fremd geblieben sind, so entschädigt sie uns anderseits durch Humor, durch treue Sittenschilderung und in ihren Haupterscheinungen durch eine gesunde, idealistische Haltung. Classische d. h. unsterbliche Schöpfungen kann man nicht von jeder Epoche fordern. Es giebt auch hier eine Ebbe und eine Fluth. Die Ebbe ist heute ja so ziemlich überall eingetreten; denn die Wissenschaft hat für einmal der schönen Litteratur den Rang abgelaufen. Sollen wir deshalb von einem unaufhaltsam fortschreitenden Verfalle reden? So lange noch so viele Talente sich redlich an den besten Mustern bilden, sollte das ominöse Wort aus keiner Feder fließen!

Digitized by Google

# Paul Meyerheim.

Von

## Ludwig Pietsch.

— Berlin. —

Die Berliner Kunstausstellung im Herbst des Jahres 1860 bleibt in der Geschichte der modernen Berliner Malerschule insofern wichtig, als auf ihr zum ersten Mal das Talent des Meisters öffentlich hervortrat und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, welcher heute zu den populärsten, beliebtesten und eigenartigsten unter allen dieser „Schule" oder Künstlergruppe Angehörigen zählt: Paul Meyerheim. Seit damals steht er in Berlin in der vordersten Reihe. Ein erst Achtunddreißiger blickte er bereits auf zwanzig Jahre der immer erfolgreich gewesenen Thätigkeit zurück. Wenn in der Menge des von ihm Geschaffenen nicht Alles und Jedes die gleiche Zustimmung, denselben warmen und uneingeschränkten Beifall gefunden hat, so ist dennoch seine Kraft und seine Bedeutung im Ganzen fort und fort gewachsen; und daß er in diesem jugendfrischen Mannesalter noch lange nicht sein letztes Wort gesprochen hat, ist unzweifelhaft.

Daß er so früh beginnen konnte, daß das Erstlingswerk des achtzehnjährigen Künstlers bereits fähig war, Interesse zu erwecken und Anerkennung zu ernten, dankt er nicht nur der natürlichen Anlage, sondern eben so sehr dem elterlichen Hause, in welchem er aufwuchs. Das Gesetz, nach welchem sich die geistigen Kräfte und speciell die künstlerischen Talente der Väter und Mütter auf die Kinder vererben, ist noch nicht gefunden, die Formel durch unsere Physiologen noch nicht entdeckt, nach welcher man aus den in der Person der Eltern gegebenen Bedingungen das Wesen ihres Kindes vorausberechnen könnte. Es hat Männer von Geist und Genie gegeben, deren Söhne Schwachköpfe ersten Ranges gewesen sind; und umgekehrt haben wir glänzende künstlerische und wissenschaftliche Talente erwachsen sehen, bei deren Eltern kein erkennbarer Zug die Quellen verrieth, aus

Digitized by Google

denen diese großen Gaben geströmt wären. Wo sich noch am häufigsten die Vererbung des Talents oder doch des Berufs in directer Linie von den Vätern auf die Kinder zeigt, das ist bei bildenden Künstlern und Musikern; sehr viel seltener bei Dichtern und Schriftstellern. Der Grund dafür liegt zum großen Theil in der sichtbaren, resp. hörbaren, des Kindes Phantasie angenehm anregenden und beschäftigenden Thätigkeit des väterlichen Künstlers oder Musikers. Sie reizt und spornt auch die weniger begabten Söhne zur Nachahmung und Nacheiferung an. Und im Hause neben der Staffelei, dem Modellirschemel oder dem Klavier des Vaters entwickelt sich der Sohn frühe schon zu einem Besitz der technischen Bildung und Geläufigkeit des künstlerischen Ausdrucks, welche bei manchem sogar das weniger entschiedene Talent ersetzt, das wirklich vorhandene aber erst zur rechten vollen Wirkung gelangen läßt. Ueber die dritte Generation hinaus freilich pflegte sich diese Vererbung der künstlerischen Begabung und des technischen Geschicks auch da wohl kaum fortzusetzen. Paul Meyerheim hat das Glück, einer solchen Künstlerfamilie zu entstammen. Vater und Großvater waren Maler von glücklicher Begabung und ausgebildeter Werktüchtigkeit. Der Letztere lebte in Danzig. Er war eine von jenen urwüchsigen Künstlernaturen, wie sie uns in früheren Jahrhunderten so häufig, in unserer Zeit so selten begegnen, die zu Allem veranlagt sind und Alles können. Ausgezeichneter Perspectivist, Decorations- und Zimmermaler, scheute er auch vor Aufgaben der Portraitmalerei nicht zurück und handhabte den Geigenbogen mit nicht geringerer Lust und Geschicklichkeit als den Pinsel und Stift. Alle diese Talente übertrug er auf seinen Sohn Friedrich Eduard. Wie die alten deutschen Meister des 15. und 16. Jahrhunderts, erlernte dieser von Kindheit auf das Handwerk der väterlichen Künste. Malerlehrling und Geselle, spielte er gleichzeitig auch die Geige, wie der Vater. Aber ihm war es vergönnt, sich in seinen Jünglingsjahren aus den Banden des Handwerks zu lösen und zur Höhe der freien Kunst aufzuschwingen. Er kam nach Berlin, studirte die Malerei regelrecht auf der Akademie und wurde, wie man weiß, einer der mit Recht geschätztesten Genremaler seiner Zeit, ein Liebling seiner Nation, welche in seinen Gemälden das verklärte Spiegelbild gerade jener Gemüthseigenschaften erkannte, auf deren Besitz sie sich vorzugsweise etwas zu gute thut. Die Gattin, mit welcher Eduard Meyerheim in Berlin seinen eigenen Herd gründete, als er zu Verdienst und Anerkennung gelangte, war die Schwester des berühmten Bildhauers Friedrich Drake. Auch diese Geschwister sind die Kinder eines einfachen Mannes aus dem Volk, eines Mechanikers, dessen Veranlagung und vielseitige Werktüchtigkeit mit der des Vaters Eduard Meyerheims manches Verwandte hat. Aus der Ehe des Letzteren sind die beiden Söhne Franz und Paul entsprossen. Das künstlerische Naturell des älteren ist in vieler Hinsicht dem des Vaters ähnlicher gewesen, als das des jüngeren Sohnes Paul. Beiden aber war das Malen und Zeichnen von der zartesten Kindheit an nicht ein anerzogenes und angelerntes, sondern ein so natürliches Thun, wie jede andere unbewußt geübte körperliche Function des Knaben. Heranwachsend genossen sie den unschätzbaren Vortheil, in ihrem

Digitized by Google

Vater zugleich das beste Muster und den besten Meister zu haben, dessen reiche Erfahrung, dessen sicheres, großes künstlerisches Wissen und Können sie bei jedem Schritt vorwärts in der Kunst auf's Beste beriethen und leiteten. Und wie das Zeichnen und Malen, so lernten sie auch an seinem Beispiel in dem traulichen, gemüthvollen, immerdar von edler Hausmusik durchklungenen Daheim die holde Kunst der Musik lieben, erkennen und ausüben auf Geige, Cello und Klavier. In ihren speciellen künstlerischen Liebhabereien gingen die Richtungen beider Brüder bald sehr bemerkbar auseinander. Bei Franz entwickelte sich früh die Leidenschaft für historische, und speciell historisch-kostümliche, Studien, welche ihn später zu immer seltsameren, romantischeren Phantastereien führte. Die vom Vater ererbte äußerste Strenge und Gewissenhaftigkeit in der Naturnachbildung und der künstlerischen Arbeit bekundete sich bald auch in der Art, wie Franz seine kleinen Bilder aus der Vergangenheit, Figuren und Scenen aus dem Leben des späteren Mittelalters, angriff und behandelte. Das mühsame Herbeischaffen und Zusammentragen der nöthigen Kostüm-, Waffen- und Hausrathsstücken, von Naturstudien nach den alten malerischen Architekturen, welche die Localitäten für diese Scenen gaben, betrieb er mit andachtsvollem Eifer und inniger Lust. Die vollkommenste „Echtheit" bis in alle Details der Erscheinung der Menschen und Gegenstände auf seinen Bildern war ihm ein vielleicht eben so wichtiges und ernsthaft erstrebtes Ziel als die irgend zu erreichende minutiöse Vollendung in der malerischen Durchführung. Der Strom der Erfindung aber floß bei ihm jederzeit nur mäßig. Die eigentlich productive Phantasie fehlte ihm. Nach schönen Anfängen und rühmlichen Erfolgen ist leider schon im blühenden Mannesalter dies viel verheißende Talent durch ein unheimliches Gehirnleiden gehemmt, seine Kraft gelähmt und schließlich (1880) vernichtet worden.

Paul Meyerheim ist in jeder Hinsicht der glücklichere der beiden Brüder gewesen, in Bezug auf Talent, wie auf sein späteres Leben. Eben so entschieden ausgesprochen, wie des Aelteren Neigung zu den Erscheinungsformen des Mittelalters, war bei Paul von Beginn an die Liebe zur lebendigen Natur, speciell für die Thierwelt. Diese Liebe blieb nicht bei der äußeren Gestalt und Erscheinung derselben stehen. Sie trieb den Knaben auch bereits zu eingehender Beschäftigung mit der inneren Construction, mit der Anatomie seiner Lieblinge; nicht nur zum Sammeln, zum Zeichnen und Malen derselben, sondern auch zu ihrem Zergliedern und Ausstopfen. So erwarb er sich in seinen Studienjahren bereits eine gründliche zoologische Kenntniß und Anschauung und damit die Fähigkeit, die Thiere in allen Aeußerungen der ihnen eigenen individuellen Lebensthätigkeit charakteristisch darzustellen. Doch auf dies Gebiet allein blieb sein Studieneifer und seine Bildnerlust keineswegs beschränkt. Die landschaftliche Natur und das von ihr umgebene Menschendasein hatten das gleiche Interesse für seinen, aller Wirklichkeit erschlossenen, Malersinn. Er brauchte nicht lange in Chroniken, in Kostümbüchern und Waffensammlungen zu forschen und zu studiren, um die rechten Stoffe für seine Kunst und das nöthige Material zu

Digitized by Google

ihrer Gestaltung zu gewinnen. Die simple Landschaft der nächsten dörflichen Umgegend Berlins, jede Stadt- und jede Dorfgasse, jeder Jahrmarkt, jeder Hühnerhof oder Kuhstall, jeder Käfig und Wiesenplan des zoologischen Gartens gab ihm Motive und Modelle zu Bildern in unerschöpflicher Fülle und Mannigfaltigkeit. Aber sie sind nie ängstliche Copien dieser Wirklichkeit gewesen, sondern immer freie Schöpfungen der eigenen, durch deren Anschauung befruchteten, Phantasie. Es soll hier nicht unerwähnt bleiben, daß auf seine jugendliche, künstlerische Entwicklung der segens- und folgenreichste Einfluß außer durch seinen Vater auch durch dessen innig vertrauten Freund A. Menzel geübt worden ist, den Meister, welcher die Natur und die Wahrheit an Stelle des conventionellen Ideals und der Phrase auf den Thron der Kunst erhoben hat. Paul Meyerheim zählt recht eigentlich zu den indirecten Schülern dieses Bahnbrechers und Hauptes der realistischen Berliner Malerschule, dieser echten Tochter des protestantisch-norddeutschen Geistes.

Die künstlerische Specialität, in welcher sich Paul Meyerheim zuerst hervorthat, war die Thiermalerei. Jenes kleine Bild auf der Berliner Ausstellung von 1860 stellte einen prächtigen schwarzen, weißgefleckten Newfoundländer Hund am Boden neben einem gedeckten Tisch sitzend dar, oben zwischen den noch unabgeräumten Tellern und Gläsern, einen Affen, der sich mit den Dessertresten zu schaffen macht. Diesen komischen Zerrbildern des Menschen, unseren vierhändigen Stammesvettern, hat P. Meyerheim seitdem jederzeit eine besonders zärtliche, ausgesprochene Liebe bewiesen. Er hat in dieser Neigung einen der ersten Meister der älteren Kunst, David Teniers, zum Vorläufer gehabt. Seit dessen mannigfachen Affenbildern waren diese, durch die neue Schöpfungsgeschichte und Descendenztheorie zu nie geahnten Ehren gelangten, Quadrumanen bei den bildenden Künstlern stark in Mißcredit gekommen. Erst der Franzose Decamps und Paul Meyerheim haben sich derselben wieder besser angenommen; unabgeschreckt durch das Verdammungsurtheil, welches Goethe von seinem einseitig klassischen Standpunkt der Kunstanschauung aus über das ganze Genre bekanntlich in den Wahlverwandtschaften ausgesprochen hat. Ein Vorbild sind Teniers Affen für Paul Meyerheim indeß nicht gewesen. Man wird ihn nie und nirgends auf der Nachahmung eines „berühmten Musters" ertappen. Er hielt sich stets direct an die lebendige Natur vor seinen Blicken und war immer ziemlich skeptisch den Leistungen auch der gepriesensten alten Meister gegenüber; wenigstens auf dem Gebiet der Thierdarstellung. Keinem mit den Werken der großen Holländer des 17. Jahrhunderts Vertrauten kann es beikommen, deren Verdienste schmälern und das Eminente in den Leistungen auch der Thiermaler darunter verkleinern zu wollen. Aber wer vollständig unbefangen zu sehen und zu vergleichen versteht, wird doch auch selbst in den Thierbildern dieser Realisten, selbst in den Stieren Paul Potters, einen Rest von jener conventionellen Auffassung der Thiergestalt erkennen müssen, welche die ganze Kunst der Blüthezeit der Renaissance beherrscht und besonders die italienischen Meister derselben schlechthin unfähig gemacht hatte, ein zahmes Hausthier oder eine wilde Bestie aus fremden Zonen so zu zeichnen, daß das Bild im Charakter der Gesammterscheinung wie in den Einzelformen dem

Digitized by Google

lebendigen Original entspräche. Seltsam genug ist diese ganze Erscheinung, die wohl einmal einer kunstgeschichtlich kritischen Untersuchung werth wäre. Die urälteste egyptische Kunst erfaßte, wie wir es in den zahllosen Flachreliefdarstellungen an den Wänden der Grabkammer des Ti in Sakkarah am Nil sehen, jede Thiergestalt durchaus genau, treu, richtig und charakteristisch. In viel jüngeren Zeiten der egyptischen wie der griechischen Kunst erscheint diese Fähigkeit wieder völlig verloren gegangen. In der Zeit der höchsten Blüthe der hellenischen Plastik ist sie wieder gewonnen. Die Friesbilder des Festzuges der Panathenäen an der Cella des Parthenon beweisen es. Nachdem sie aber mit dem Sturz der römischen Welt und dem Versiegen der antiken Kunst abermals verschwunden war, hat auch die wieder erwachte und mächtig erblühte italienische Kunst der Renaissance jene Fähigkeit nicht wieder zu gewinnen vermocht. Den Thieren aus fremden Welttheilen gegenüber, welche damals doch nur als verhältnißmäßig seltene Gäste nach Europa herüber gelangten, wie Kameele, Giraffen, Elephanten, Nashorne, Löwen und Tiger, erscheint das allenfalls erklärlich. Die Bekanntschaft mit ihnen war immer eine nur zu flüchtige, um ein genaues und wahres Bild in der Phantasie des sie beobachtenden Künstlers zurück zu lassen. Aber desto weniger begreiflich dünkt uns die souveraine Nichtachtung, mit welcher jene großen italienischen Meister fast ausnahmslos die wirkliche Gestalt so vertrauter, täglich gesehener Geschöpfe wie Pferde, Rinder, Schafe, Hirsche ꝛc. in ihren Bildern derselben behandeln. Es ist, als hätten sie sich nie die Mühe genommen, diese Thiere nur einmal ordentlich anzusehen, die Maler wenigstens. Die Bildhauer der Epoche haben wenigstens in Bezug auf die Pferde viel mehr als nur das gethan.

Der heutige Thiermaler hat es in jeder Hinsicht besser und leichter als seine Kunstgenossen im 16. und 17. Jahrhundert, zumal wo es sich um die ganze reiche Welt jener fremden exotischen Geschöpfe handelt. Nicht nur zum flüchtigen Besuch erscheinen sie heute bei uns, sondern als vortrefflich einquartierte Bewohner unserer zoologischen Gärten, wo sie den Künstlern als Modelle zum genauesten Studium ihrer Gestalt und Farbe, in Ruhe und Bewegung, in der Aeußerung aller ihrer Triebe und Leidenschaften jederzeit bereit sind. Dieser Vortheil, welcher speciell unseren Berliner Künstlern im weitesten Maß vergönnt ist, hat Paul Meyerheim ausgiebig zu benutzen verstanden. Zu vielen seiner hervorragendsten Werke dankt er dem zoologischen Garten und seinen Bewohnern Anregung und die vollkommensten Modelle. Ein solcher, dort angesiedelter Sprößling Indiens gab den Mittel- und Kernpunkt des zweiten Bildes, mit welchem Meyerheim vor das Berliner Publikum trat: der Elephant im Jahrmarktscircus seine Künste producirend und angestaunt von dem Publikum eines hessischen Dorfes oder Landstädtchens. Die Sicherheit der Naturanschauung wie der malerischen Behandlung dieses Bildes, die schlichte Wahrheit, in der Schilderung des ganzen Vorganges, in der thierischen Hauptgestalt wie in den Figuren der Zuschauer und des Circus, die heitere sonnige Helligkeit in dem Ganzen — alle diese guten Eigenschaften des Bildes überraschten doppelt bei

einem so jungen Künstler und erfreuen auch heute noch immer in gleicher Weise beim Wiedersehen der originellen Jugendarbeit.

Von da ab folgten sich die Gemälde Meyerheims rasch ohne Stockung und Unterbrechung in der Production. Der Scheerenschleifer in der Dorfstraße, der Ziegenhändler, der Schäfer im Schatten der mächtigen einzelnen Eiche auf der Berghöhe, verschiedene Affenbilder voll tollen übermüthigen Humors, der Schlangenbändiger im Jahrmarkts-Circus, — diese in der ersten Hälfte der sechsziger Jahre gemalten Bilder ließen ein beständiges Fortschreiten in der Erfindung und Charakteristik der Menschen und Thiere, wie in der Tongebung und im Machwerk erkennen. Der Ziegenhändler, mit welchem ein altes Mütterchen um ein, von ihr sorglich geprüftes und untersuchtes, Thier aus seiner Heerde feilscht, kann auch heut noch im Ton als eines der feinsten gelten. Im „Schlangenbändiger" ist eine noch bedeutend gesteigerte Energie der Farbe und des Vortrags erreicht. Der braune herkulische Kerl in rother Weste und hohen Wasserstiefeln, welcher, von dem Monstrum umwunden, zugleich dessen fürchterliche Eigenschaften dem bewundernd lauschenden Publikum schildert, ist eine prächtige Schöpfung, ein Meisterstück, lebenswahr und unkarrikirt humoristischer Charakteristik. Eben so glücklich erfunden, so genau der Wirklichkeit abgesehen sind die Zuschauer und die mit der Betrachtung der anderen Merkwürdigkeiten der Menagerie beschäftigten Besucher und die buntgemischte Gesellschaft der Käfigbewohner, der Papageien auf den Stangen, der umherkletternden Affen, der frei daher stelzenden großen Wat- und Wasservögel in dem fein gedämpften Halblicht des Raumes, in welchen die Tageshelligkeit nur durch die Zwischenräume und Lücken der Leinenwände und Zeltdächer eindringt. Das Bild war es besonders, durch dessen Ausstellung in Paris im Jahre 1867 P. Meyerheim, der zuvor im Ausland kaum Gekannte, zu einem der viel genannten und geschätzten Künstler in der großen internationalen Gemeinde wurde.

1866 trat er seine erste größere Studienreise an. Eine früher schon gemachte Ausflucht zur See in Begleitung des Prinzen Adalbert nach England hinüber, hatte weder künstlerische Zwecke noch directe künstlerische Resultate gehabt. Jene Reise aber führte ihn zu längerem Studien-Aufenthalt nach Holland und Paris. Besonders Holland, oder vielmehr das intimere Bekanntwerden mit den alten großen Meistern der niederländischen Malerei, hat damals einen sehr entschiedenen Einfluß auf ihn, speziell auf seine coloristische Anschauung und die Haltung seiner Bilder, geübt. Dieser Einfluß wurde besonders offenbar in zwei damals von Meyerheim eingesendeten Gemälden, deren Gegenstands-Wahl und Composition wieder einmal von der übermüthigsten satirischen Laune eingegeben war: eine Gerichtssitzung und das Vorzimmer eines Chirurgen; beide darin dargestellte Scenen aber von Affen verschiedener Familien gespielt. Mit der tollen Laune des Inhalts, mit der unwiderstehlichen Komik des Ausdrucks, der Action und der Gestalten in beiden, stand der edle Schmelz und Ernst des Tons und der malerischen Durchführung dieser Bilder in höchst wunderlichem



Digitized by Google

Contrast. Die gesättigte Tiefe und Kraft der Farbe unterscheidet diese Bilder sehr wesentlich von den meisten seiner in den vorangegangenen Jahren gemalten, die, nur mit Ausnahme des Schlangenbändigers, in einer lichten Tonscala gehalten sind. Eine andere sehr erfreuliche und liebenswürdige Frucht des holländischen Aufenthaltes ist das etwas später gemalte Bild, welches heute die Berliner Nationalgalerie schmückt. Zwei Amsterdamer Waisenhausmädchen in ihrer dunkelblauen Tracht und weißen Mützchen stehen vor dem offenen Ladentisch eines Bücherantiquars auf einer der stillen Grachten dieser Stadt der Kanäle und wählen unter seinen Bänden einen zum Kauf aus; im Vordergrunde geht ein Schmiedelehrling, der einen meisterhaft gemalten kupfernen Kessel auf den Kopf gestülpt trägt, dahin.

In Paris verweilte Meyerheim bis zum Sommer 1867. Neben mannigfachen Studien führte er dort das anmuthige Bild aus: Savoyardenkinder auf der Wanderung, vor dem Dorf auf der Wiese ihr Murmelthier mit der Milch tränkend, welche ihnen im Topf von drei blonden Dorfkindern gutmüthig gereicht worden ist. Noch ein anderes: Aus dem Jahrmarktscircus, malte er in Paris. Man wurde rasch auf den jungen Deutschen in den dortigen Künstlerkreisen aufmerksam. Aber nicht nur seine Kunst und sein Talent waren es, welche ihn in denselben so wohlgelitten und beliebt machten. Das Wort Goethes: „Volk und Knecht und Ueberwinder, sie gestehn zu jeder Zeit: höchstes Glück der Erdenkinder, sei nur die Persönlichkeit", hat sich vor vielen zeitgenössischen Künstlergestalten auch an Paul Meyerheim bewährt. In seiner Persönlichkeit, in deren ungewöhnlicher, allgewinnender Eigenart, in deren innerem Reichthum und deren Freigebigkeit, womit sie diese Gaben verschwendet, in deren Anziehungskraft, die nie ermattet und versagt, liegt ein großer Theil seiner glänzenden Erfolge begründet. Ihre Wirkung haben damals in Paris die Fremden, die mit ihm in Berührung kamen, nicht weniger erfahren, als seine Landsleute hier in der Heimath und wo er sonst mit ihnen zusammentrifft, sie auch heute noch empfinden. Ich kenne wenige Menschen, welche befähigt wären, so wie er die solide künstlerische Fach- und Werktüchtigkeit, stupenden Fleiß, Ernst und Ausdauer bei der Arbeit mit so vieler allgemeiner, praktisch sich bethätigender, geselliger Liebenswürdigkeit zu vereinigen. Während er unausgesetzt schafft, arbeitet und weiter strebt, findet er doch noch immer Zeit und sogar auch aufrichtige Lust und Vergnügen daran, seine Liebe zur Musik thätig zu befriedigen im Cellospiel oder im Gesange, wie in der Vorstandsschaft des Stern'schen Vereins; und ebenso den tausend zerstreuenden Pflichten eines viel begehrten und bewunderten Lieblings der besten Gesellschaft Berlins zu genügen. Dieses seltene gesellige Talent und die noch seltenere Fähigkeit, mehreren einander so widerstrebenden Herren mit gleichem Eifer und mit gleicher Treue zu dienen, sollte nicht lange nach seiner Rückkehr auf immer stärkere Proben gestellt werden.

Kaum ein Jahr später verheirathete sich Meyerheim mit seiner Jugendliebe, einer jungen Dame voll frischer Anmuth und lebhaften Geistes. Er gründete sich

in der Vaterstadt ein Haus, welches bis diesen Tag den immer noch wachsenden Ruf eines durch Geist und Kunst auf's Reichste geschmückten, gastlichen Sammelplatzes genießt, auf welchem sich das Meiste von dem, was in Berlin durch Rang und Ruhm, Talent und Kunst, Witz und Schönheit gesellig hervorragt, begegnet. In der malerischen Decoration seiner Wohnräume hat sich Meyerheims Erfindungskraft, sein Geschmack und seine, das ganze Reich des Lebendigen, der Thier- und Pflanzenwelt umfassende, sichere und klare Anschauung der geschaffenen Dinge in ganz besonders reiz- und glanzvoller Weise bewährt. Da breitete er nicht nur über die Wandflächen seines Speisezimmers und in den Deckenfeldern seines Salons, sondern auch über die Füllungen der Stubenthüren über die weißen Kacheln des Berliner Ofens, die Thüren einfacher Wäscheschränke ꝛc. eine Fülle sinniger, bald humoristisch, bald einfach anmuthig erfundener, halb ornamentaler, halb realistischer Malereien aus und veredelte seine ganze tägliche Umgebung so durch künstlerische Schönheit und originelle poetische Symbolik.

Meyerheims Aufenthalt in Berlin und die Thätigkeit in seinem dortigen Atelier ist, seitdem er in diesem Hause seinen dauernden Wohnsitz nahm, nur durch jeweilige Sommer- und Herbstreisen und eine italienische Tour von mehreren Monaten unterbrochen gewesen. Die Zahl der von ihm seitdem gemalten Oelbilder ist außerordentlich groß. Aber gleichzeitig mit ihnen hat er seitdem eine unabsehbare Menge von Aquarellen, Bücher- und Journalillustrationen für den Holzschnitt, Festkarten, Gedenkblätter, Reisestudien und mehrere Cyklen großer, viel umfassender Werke der decorativen Wandmalerei geschaffen. Die Mehrzahl jener kleineren, in sich abgeschlossenen Oelbilder gehört meist demselben Genre an, wie diejenige, mit denen er seine ersten Erfolge errang. Das Leben oder die Thätigkeit einfacher Menschen, der Landleute, der Dorfdirnen und Kinder, wird da am liebsten in seinen Beziehungen zur Thierwelt innerhalb der deutschen Landschaft oder des Dorfes geschildert. Oder dieselben Menschen, dem Publikum der kleinen Landstädte gesellt, erscheinen unter dem Eindruck des Anblicks nie gesehener fremdartiger Thier- oder Menschenwesen. Oder die wilden Bestien der tropischen Länder, resp. die harmloseren, scheuen Bewohner der heimischen Wälder bilden in ihrem natürlichen Rahmen für sich allein die Gegenstände der Darstellung. Auch das Menschendasein für sich allein in Lust und Leid, in behaglicher Ruhe und eifervoller Thätigkeit hat er oft genug, besonders in den großen Wandbildern zum Vorwurf seiner Kunst gewählt und es verstanden, ihm in solchen Schilderungen nicht weniger gerecht zu werden als dem Leben der Thiere. Nicht minder glücklich ist er wiederholt in der Malerei von Märchen- und Fabelbildern gewesen, in welchen Thieren der verschiedensten Gattungen eine wichtige Rolle zugewiesen ist. Von Zeit zu Zeit aber überkommt Meyerheim unwiderstehlich die alte Lust, seine übermüthige, humoristische Laune ergötzlich gleichsam auszutoben in Bildern der bereits geschilderten Art, auf denen man Affen mit hochkomischem Ernst menschliches Thun parodiren sieht. In diesem Genre ist eine seiner verwegensten Schöpfungen: der Modellsaal in der Affenakademie; sprühend von satirischem Humor, geist-



Digitized by Google

reicher Tollheit und von einer imposanten Energie des Tons wie des ganzen Machwerks. Jener Humor kommt zu einem noch reicheren Ausdruck in einem Cyklus von Federzeichnungen, den Originalen für die Holzschnittillustrationen der leider nur zu kleinen Ausgabe von Goethes Reineke Fuchs (Berlin Grote'sche Buchhandlung). Und dennoch hat er selbst gerade an diesen meisterhaften Zeichnungen keine recht volle Freude. Er bemerkt sehr richtig: Wenn Reinecke Fuchs doch schon einmal (was ziemlich überflüssig ist), illustrirt werden soll, so könne das eigentlich der Dichtung wahrhaft entsprechend nur von einem Zeichner ausgeführt werden, welcher die Thiere nur ziemlich oberflächlich kennt und vor der Natur und Wahrheit einen sehr geringen Respect hat. Wilhelm von Kaulbach befand sich in dieser Lage, und es war ihm daher ein Leichtes, mit all den Thiergestalten nach Belieben umzuspringen und sie so zu vermenschlichen, daß sie denen, deren Namen sie führten, genau so wenig glichen, wie es die redenden und handelnden, in Thiermasken gesteckten Charakter- und Gesellschaftstypen jener lustigen Weltbibel vom Siege der Arglist und Gewalt auch ihrerseits thun. Nur der Affe ist dem Menschen ähnlich genug, um, ohne daß der Maler seiner Erscheinung einen widernatürlichen Zwang anthäte, für unser Auge, also im Bilde, zur Parodirung menschlichen Thuns und menschlicher Charaktere verwendet werden zu können. Um als rechte Illustrationen des Reinecke Fuchs gelten zu können, sind die Thiere Meyerheims zu richtig gekannt und zu wahr gezeichnet. — Von seinen Oelbildern jenes Genres, das er sich schon in seinen frühesten Gemälden, dem Elephanten im Dorfcircus, dem Scheerenschleifer, dem Ziegenhändler und dem Schlangenbändiger gewählt gehabt hatte, nenne ich im Folgenden nur die hervorragendsten und am bekanntesten gewordenen: die Wildenbude, in welcher zwei phantastisch verrückt aufgeputzte, kaffeebraune Zulus einen tollen Kriegstanz vor ihrem Publikum aufführen, das theils mit Grauen, theils mit bewunderndem Entzücken an ihrem Anblick hängt; die Melkerin, die Heuernte, die Schafschur, das Kohlenfuhrwerk am nebligen Herbstmorgen in der Lichtung des Bergwaldes, an dessen Saum die schwarzen Kohlenmeiler schweelen, wo das Ochsengespann mit äußerster Anstrengung arbeitet, um unter Beihilfe seines Führers das schwer belastete Gefährt durch den tiefen, fetten, regenerweichten Sumpfboden des ausgefahrenen Waldweges zu ziehen; das Holzfuhrwerk im bayrischen Gebirge, ein Bild von prächtiger, sonnig glänzender Wirkung, das auch in Paris in der deutschen Abtheilung der internationalen Kunstausstellung von 1878 den gebührenden Erfolg erntete. Zur Malerei von Märchenbildern wurde Meyerheim durch einen mit seinem Bruder Franz gemeinsam ausgeführten Auftrag des Banquier Magnus Herrmann zu Berlin veranlaßt, einen Saal seiner Wohnung mit solchen großen Darstellungen zu den schönsten deutschen Volksmärchen zu decoriren. Dort malte er Rothkäppchen im Walde in der Unterhaltung mit dem bösen Wolf, dem die Kleine erzählt, daß sie Wein und Kuchen zur kranken Großmutter bringe. Dort ferner das reizende blonde Kind Aschenputtel, das im armseligen grauen Kleidchen, von der bösen Stiefmutter und den stolzen

Digitized by Google

Schwestern in die Küche gebannt, am Herde sitzt und den hilfreichen Tauben zusieht, welche durch das Fenster herein geflattert sind, um die unmögliche Aufgabe für den holden Günstling der Feen zu lösen; — ein Bild von nicht zu schildernbem Reiz reiner und lieblicher poetischer Anmuth und echtem Märchenzauber bei vollkommenem Realismus der Darstellung. Als drittes, mehr decorativ behandeltes und phantastisch groteskes Bild im schmalen Format eines Wandpfeilers fügte er die „vier Musikanten" des Grimm'schen Märchens, Esel, Hahn, Hund und Kater hinzu, welche bei Mond- und Fackellicht ihr heilloses Ständchen bringen. —

Der Zoologische Garten zu Berlin ist eines der ihm willkommensten und von ihm auf's Gründlichste ausgenutzten Studienfelder Meyerheims. Hier hat er die prächtigen, stolzen, blutgierigen Bestien der Wüste in vollendet schönen Exemplaren zu beobachten Gelegenheit gehabt, die er in seinen großen Bildern: das Löwen- und das Königstigerpaar in ihrer afrikanischen und indischen Heimath, mit so packender und überzeugender Kraft der Wahrheit schilderte. Die dortigen Käfigbewohner kennen ihn sehr gut als ihren anhänglichsten Freund und Besucher. Sie haben ihn oft, wenn er, nach längerer Abwesenheit von einer Reise heimgekehrt, wieder vor sie hin trat, mit einem wahren Jubelgebrüll, dem untrüglichen Zeichen des Wiedererkennens, vielleicht gar einer gewissen Freude an seinem vertrauten Umgang begrüßt.

In Erwiderung dessen gleichsam, was seine Kunst dem Zoologischen Garten dankt, hat er einem der größten und interessantesten Gebäude desselben, dem Antilopenhause, durch diese Kunst einen prächtigen Schmuck gegeben. Auf die Wandfläche der Eingangsthür desselben malte er eine Antilopenjagd im Innern von Afrika. Die flüchtigen Thiere, die angstgehetzt dahinstürmen, werden von schwarzen Reitern in flatternden Gewändern mit geschwungenem Wurfspeer auf feurigen Pferden verfolgt und erlegt. Die rasende Bewegung in den Gestalten des Wildes wie der Rosse und Jäger ist mit großer Meisterschaft, das Localcolorit mit solcher Treue wiedergegeben, daß es den Beschauer an seine Wahrheit zu glauben zwingt.

Die in früheren, kunstfreudigeren Epochen herrschende Sitte auch der reicheren Bürger und Patrizier, wie der Fürsten und Edlen, das Innere ihrer Wohnungen nicht nur durch darin aufgehängte Staffelei-Bilder, sondern auch durch Malereien zu schmücken, welche direct für diese bestimmten architektonisch gegebenen Räume entworfen, den Besonderheiten ihrer Formen und ihrer Umgebung in der Composition und der Farbenhaltung angepaßt waren, — diese Sitte sehen wir seit etwa fünfzehn Jahren mehr und mehr wieder auch in den Häusern unserer glücklicher Situirten in Aufnahme kommen. Das neue Bedürfniß hat theils neue Talente zu seiner Befriedigung erweckt; theils sind manche in andern Richtungen bereits bewährte Maler dazu bewogen worden, ihre Kraft diesen interessanten decorativen Aufgaben zuzuwenden. Auch Paul Meyerheim gehört dazu. In wie origineller Weise er dieselben aufzufassen und zu lösen versteht, hatte er in kleinerem Umfang bereits in der Decoration

Digitized by Google

seiner eigenen Wohnung bewiesen. Aber auch den größten zeigte sich seine prächtige Erfindungsgabe und malerische Kunst nicht minder gewachsen. So schmückte er vor einigen Jahren den Speisesaal im Berliner Hôtel des Herzogs von Ratibor mit großen Landschafts- und Thierbildern, welche die vier Jahreszeiten im Innern des Waldes durch dessen Färbungen und das Verhalten des Wildes darin veranschaulichen. So neuerdings den Speisesaal der Dienstwohnung des Staatssecretärs im Palais des neuen Reichsjustizamtes in der Voßstraße zu Berlin mit Wandgemälden, Park- und Gartenlandschaften, belebt mit großen Gestalten von zahmem Gethier von allerlei Gattung und einem schmucken blühenden Landmädchen. In der Conception wie in der farbigen Wirkung erscheinen uns diese, mit Leimfarbe in verhältnißmäßig kurzer Zeit und mit außerordentlich geschickter und geschmackvoller Anschmiegung an die gegebenen Formen der Wandflächen gemalten Decorationsbilder als die glücklichsten derartigen Schöpfungen ihres Autors. Die Frische und Naturfreudigkeit in ihnen muß jeden in diesem Raume Verweilenden mit frohem Behagen und wie mit sonniger Wärme erfüllen. Von den Parklandschaften auf den drei Wänden des Saales — die vierte wird von den Fenstern eingenommen — ist die eine im klaren Licht und Ton des Frühlings, die andere in den satten Färbungen des Hochsommers gehalten; die dritte prangt in dem schon leicht gebräunten und vergoldeten Blätterschmuck des Herbstes. Unter den Bäumen der ersteren weidet und ruht im frischen saftigen Grase zierliches, leichtfüßiges Damwild, graziöse weiße Hirsche strecken die sammtigen Männer nach den jungen Blättern und Blüthen der hohen Gesträuche aus, deren zartes Gezweig die Broncebüste einer Diana beschatten und deren hohes Postament umflechten. Kaninchen drängen sich bei ihrem Futter auf den Rasen zusammen. Das farbig glänzende Volk der Hühnervögel stolzirt über den grünen Teppich dahin. — Auf der zweiten Wand, in deren Fläche eine Thür hoch hineinschneidet, heben hohe Sonnenblumenstauden ihre großen leuchtenden Blüthen. Der Thürsturz und der Theil der Thürwangen oberhalb des Getäfels wird von blüthenreichen wilden Rosenstranchzweigen umhangen. Aepfelbäume mit Früchten beladen, senken ihre lastenden Zweige herab und eine blühende, junge Dirne hebt sich auf den Fußspitzen und reckt Hand und Arm empor, um von jenen zu pflücken. Auf der dritten Wand, welche durch den hohen Kaminmantel und durch eine zweite darin einschneidende Thür zerstückelt wird, staffirt und belebt an der einen Seite ein prachtvoller Pfau, auf der Balustrade einer Parkterrasse thronend, auf der anderen eine Schaar von zartfarbig schillernden Tauben, umherflatternd und bei einander sitzend, die herbstliche Parkscenerie. Der Eindruck dieser decorativen Malereien ist ein in hohem Maß poetischer. Aber nirgends ist derselbe auf Kosten der realistischen Wahrheit erreicht. Der natürlichen Erscheinung der Dinge ist nicht der geringste Zwang angethan; weder die Landschaft noch die Thierformen sind „stilisirt“ oder „idealisirt“. Und doch weht in dieser so geschilderten Welt ein echt idealer, ich möchte fast sagen paradiesischer Hauch.

Eine der bedeutendsten künstlerischen Thaten Meyerheims bildet ein anderer, schon mehrere Jahre vor diesem letzten ausgeführter, Cyclus decorativer Gemälde, die nach Gegenstand und Behandlung im stricten Gegensatz zu den eben geschilderten stehen. Es sind sieben große, auf Kupfertafeln gemalte Wandbilder, welche die offene Loggia im Garten der Villa Borsig in Moabit bei Berlin schmücken. In sechsen von ihnen ist das „Leben der Locomotive" dargestellt. Der Originalität des jedenfalls noch nie zuvor von der Kunst gewählten Gegenstandes entspricht die Eigenartigkeit, die Größe und Tüchtigkeit seiner Auffassung und Gestaltung. Die Reihe der Darstellungen beginnt mit dem Bilde der Einfahrt der Bergleute, welche das Eisen dem Schooß der Erde entringen, in den Schacht beim ersten matten Schimmer der Morgendämmerung. Das zweite Bild wird durchleuchtet von dem Gluthschein der Flammen und des schmelzenden Metalls in den Hochöfen, deren Arbeiten es mit einer unvergleichlichen Energie der farbigen Wirkung schildert. Auf dem dritten sieht man die modernen Cyklopen der Borsig'schen Eisenwerke dem Metall die ersten rohen Grundformen der Theile der Locomotive geben. Das glühende Eisen unter die Hämmer schieben, es recken und gestalten. Auf dem vierten ragt die Locomotive in ihrer Generalform aus dem Rohen fertig in der hohen Werkstatthalle im Mittelgrunde auf, die Arbeiter sind an ihrer Montirung thätig, während im ersten Plan der Werkmeister mit einigen Ingenieuren und Lehrlingen die Maschinenzeichnungen einsieht und bespricht. Dann sehen wir das fertige Werk seinen Dienst thun. Das fünfte Bild zeigt das Rheinufer bei Coblenz, wo sich hoch über den Strom die in den Borsig'schen Werken geschmiedete Eisenbahnbrücke schwingt. Und über dieselbe dahinbraust das Erzeugniß derselben Werkstatt, die Locomotive mit der Wagenkette des Schnellzugs, während unten auf der alten Uferstraße der Postwagen dahergefahren kommt, neben welchem der „Wanderbursch den Stab in der Hand" auf dem urältesten aller menschlichen Fortbewegungsmittel, den eigenen Füßen, pilgert. Den Schluß der Reihe macht ein Hafenbild aus einer norddeutschen Seestadt, wo das Erzeugniß der deutschen Eisenindustrie an Bord des Transportschiffes gehoben wird, um die Reise in die überseeische Fremde anzutreten. In der Mitte der Langwand aber, zwischen dem dritten und vierten dieser Bilder von der Locomotive, hat eine Schilderung anderer Art ihren Platz gefunden, ein tief liebenswürdiges Bild echten, schönen, vollkommenen Menschenglücks, wie solches der Familie des Herren und Leiters dieser Eisenwerke, Borsig, dem Sohne des Begründers der letzteren, bis zu seinem vor zwei Jahren erfolgten Tode beschieden gewesen ist. Diese Tafel schildert das Fest des Erntekranzes auf Borsigs ländlicher Besitzung. Umgeben von seiner schönen Gattin und den blühenden Kindern empfängt der Gutsherr die Glückwünsche und Festesgrüße seines Hofgesindes und seiner ländlichen Arbeiter und Arbeiterinnen. Welche frische Gesundheit der Empfindung und der Anschauung, welche markige Kraft, Tüchtigkeit und Mannhaftigkeit, ja welcher große Stil und welche malerische Gewalt in diesen Verherrlichungen der modernen Arbeit und der schönen Frucht derselben. — Eine der edelsten Auf-

Digitized by Google

gaben aller Kunst und Poesie ist hier in seltener Vollendung gelöst worden: die Verklärung des gewöhnlichen, menschlichen Thuns durch deren wunderbare Kraft. Was einmal dem modernen deutschen Roman gerathen worden ist: er müsse das Volk bei seiner Arbeit aufsuchen und schildern, das hat hier die Malerei gethan, wie gleichzeitig auch A. Menzels Kunst in seinem berühmten Bilde des Walzwerks. Und das bewunderungswerthe Resultat, welches hier durch diesen Meister, wie dort durch Paul Meyerheim erreicht wurde, beweist am besten, wie gut und richtig jener Rath gewesen ist.

Auf die Menge großer Stillleben und Thierstücke, darunter ein paar höchst geistreiche Thierfabelbilder (wie der Fuchs bei dem Storch und der Storch beim Fuchs zu Gast), welche Meyerheim überwiegend gleichfalls als Decorationen von Speisesälen ausgeführt hat, näher einzugehen, muß ich mir hier versagen. Sie stehen selbstverständlich nicht alle auf gleicher künstlerischer Höhe mit seinen Hauptwerken. Aber in jedem erfreut dennoch die Originalität der Erfindung das starke und feine Gefühl für die Natur, die gründliche Kenntniß derselben und die reiche, klangvoll harmonische Ton-Wirkung.

Noch einer anderen Richtung und Aeußerung seines vielseitigen Talents ist zu gedenken, um des Künstlers Charakterbild vollständig zu machen. Es ist die Fähigkeit, welche er in sehr hervorragender Weise in den Gestalten des Borsig'schen Erntekranzbildes bewiesen hat: das Talent der Portraitmalerei. Als seine schönste und vollkommenste Leistung darin gilt mir das Werk, an welchem die innige kindliche Liebe und dankbare Verehrung einen eben so großen Antheil hat, als die künstlerische Freude an seiner Aufgabe und deren Lösung: das lebensgroße Bildniß seines Vaters Eduard. In ganzer Figur, in seiner Werkstatt an einem kleinen Bilde auf der Staffelei vor ihm malend, ist er dargestellt. Das schöne Denkmal der Pietät des Sohnes für den Vater und Meister, dem er Leben, Talent und künstlerische Erziehung verdankt, ist ein hochgeschätzter Besitz des städtischen Museums zu Danzig, der väterlichen Heimathstadt. Ein anderes großes Porträtbild Paul Meyerheims aus der Mitte der Siebziger Jahre hat, zumal in Berlin, nicht geringes Aufsehen gemacht. Es zeigt eine der um ihrer Schönheit und Eleganz willen bekanntesten und gepriesensten jungen Frauen der Berliner Gesellschaft im Park ihrer Villa, im Reitkleide neben ihrem vom Reitknecht für sie zum Aufsitzen bereit gehaltenen Lieblingspferde, und ihr zur Seite auf den Stufen der Terrassentreppe ihren blonden Knaben und ihr Töchterchen mit einem großen Hunde spielend. Man fand freilich, daß der Hund und dies naive anmuthige Kinderpaar in Bezug auf Frische, Sicherheit und Lebendigkeit den Preis noch vor dem Bildniß der eigentlichen Heldin des Bildes verdienten.

Bis an die jüngste Zeit ist Meyerheim wiederholt mit Bildnissen von Männern und Frauen, kleinen Buben und Mädchen auf unseren Ausstellungen hervorgetreten; auf der des vorigen Jahres sogar mit einem lebensgroßen Porträt Kaiser Wilhelms in ganzer Figur, das er für den Saal des Reichsgerichts zu Leipzig zu malen beauftragt worden war. Man hat in

Digitized by Google

allen diesen Bildnissen, mit Ausnahme jenes väterlichen, aber jederzeit mehr auszusetzen gehabt und die Anerkennung der künstlerischen Leistung darin mehr einschränken zu müssen geglaubt, als bei seinen Arbeiten von anderer Gattung. Auch die aufrichtigen Freunde und warmen Verehrer seines Talents und seiner Leistungen konnten sich nicht gegen den Eindruck verschließen, daß diesen Bildnissen etwas von jener vollen Sicherheit, Unmittelbarkeit und Frische, jener schlichten Gesundheit und Unbefangenheit der Malerei, welche Meyerheims Genre- und Thierbilder auszeichnen, mangele. Da er indeß noch sehr weit von dem letzten Ende seiner Entwicklung entfernt ist und die Grenzen seiner Kraft noch lange nicht erreicht, noch seinen inneren Fonds erschöpft hat, so kann er ziemlich gleichmüthig in Bezug auf die überscharfen Tadler eines oder des anderen, einmal weniger gelungenen, Werkes mit dem Dichter sagen: „Sie zerren an der Schlangenhaut, die längst ich abgelegt!" Etwaige Scharten rasch auszuwetzen und geringere Erfolge, die auch dem besten Meister nicht erspart bleiben, durch desto vollständigere und glänzendere bald wieder vergessen zu machen, ist er vor Vielen befähigt. Er hat es ganz neuerdings wieder bewiesen durch die köstlichen Zeichnungen zu jener von Trojan gedichteten Bilderfibel, die um Weihnachten in G. Stilkes Verlag in Berlin erschien. Der Redacteur dieser Monatsschrift hat ihr damals in der „Gegenwart" eine so eingehende treffende Besprechung und eine so rückhaltlose Anerkennung gewidmet, daß mir darüber zu sagen nichts mehr übrig bleibt. Meyerheim steht gegenwärtig im Begriff, dieser eminenten zeichnerischen Leistung eine malerische folgen zu lassen (ein ländliches Genrebild, ein von Ochsen gezogener Erntewagen in der belebten Dorfgasse, in welcher ein Kesselflicker arbeitet), bei deren Ausführung ihn ersichtlich der Ehrgeiz beseelt, das Vollendetste zu schaffen, wozu seine bisher erworbene Erfahrung, Uebung, Erkenntniß und Meisterschaft ihn irgend befähigen.

Wer ein Paar Jahrzehnte lang bereits beobachtender Zeuge des modernen Kunstschaffens ist, hat die Erfahrung gemacht, wie leicht wir uns über die dauernde, objective Bedeutung der Kunstwerke täuschen, welche gleichsam unter unseren Augen entstehen. Wie Viele von denen, welche, als sie zuerst bekannt wurden, sonst klar blickenden kritischen Geistern als Schöpfungen von hoher Vollendung und bleibender Wichtigkeit erschienen sind, schrumpfen für unser Urtheil innerhalb 30 Jahren schon so zusammen, daß wir ihre damalige Wirkung und Schätzung kaum noch zu begreifen vermögen! Daß es unseren Nachkommen mit Paul Meyerheims besten Arbeiten eben so ergehen werde, glaube ich nicht. Sie sind in ihrem Ernst wie in ihrem Humor zu gesund, zu manierfrei; zu wenig im Dienst von Tagesmoden und in der Anbequemung an deren Forderungen entstanden. Wenn eine künftige Geschichte der deutschen Malerei des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts die besten Namen nennt, so wird sicher von ihr, wie heute von uns, auch der seine genannt werden.

Digitized by Google

# Die neue Pompeji-Forschung.

Von

**H. Schoener.**

— Rom. —

(Fortsetzung.)

Zur Betrachtung der öffentlichen Gebäude übergehend, beginnen wir mit dem ältesten der drei ursprünglichen Tempel und jedenfalls dem ältesten erhaltenen Gebäude Pompejis überhaupt, dem sogenannten „Herculestempel“. Daß er den Namen mit Recht führe, behauptet noch Fiorelli, und zwar mit Berufung auf die unzureichenden Gründe, daß der Heros als Vorläufer und Schützer griechischer Colonisation gefeiert ward, daß sein Zug mit den Rindern des Geryones an die campanische Küste verlegt war, wo eine kleine Insel am Ausflusse des Sarnus — jetzt Revigliano — den Namen Petra Herculis führte, und daß kein andrer ihm geweihter Tempel in der ganzen Gegend bekannt ist. Wenn es vorsichtiger ist und in den Anklängen der Bauart an die Tempel von Pästum, Selinunt und Agrigent eine gewisse Berechtigung findet, den Namen „Griechischer Tempel“ anzuwenden, so erweckt dies doch leicht die falsche Vorstellung, als sei griechischem Einfluß noch ein anderer als künstlerisch vorbildlicher Antheil an dem Tempelbau zuzuschreiben. Daß derselbe eine besonders nahe Beziehung zu dem Stadtgründer oder der Stadtgottheit haben muß, wird durch seine dominirende Lage auf der Arx, die ihn zum eigentlichen Stadtheiligthum stempelt, evident erwiesen. Nissens auf das Wesen antiken Gefühlslebens tief eingehende Prüfung kommt zu dem Resultat, daß der Burgtempel wirklich der der Stadtgöttin Venus sei. Seine Gründe sind diese: Es ist Regel, daß eine weibliche Gottheit als Schützerin der Burg gedacht wird. Venus Pompejana wird mit der Mauerkrone und zugleich mit dem Steuerruder dargestellt, wurde also auch als Schützerin der Schifffahrt aufgefaßt, wozu die Lage des Tempels, des einzigen von der See aus deutlich sichtbaren, vortrefflich paßt. Das sogenannte Puteal ist ein Heiligthum der Vesta, die in alter Zeit ohne Bild verehrt wurde, mit andern Worten der Gemeindeheerd, der unter dem Schutze der Stadtgöttin stehen mußte. In

Digitized by Google

der räthselhaften viereckigen Einhegung vor der Tempelfront glaubt Nissen eine Grabstätte für die Priesterinnen vermuthen zu dürfen; die drei Altäre gelten ihm für die der alten Trias der Stadtgottheiten, Venus, Jupiter Liber und Ceres.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß nun auch der bisher sogenannte Venustempel am Forum einer andern Gottheit angehören muß, und Nissen erkennt diese in der Ceres. Nach dem Grundsatz, daß Venus die Stadt, Ceres das Land repräsentirt, glaubt er den Stadttempel auf der Burg, den „Bauerntempel" am Forum suchen zu müssen und findet den Inhalt des Tempels am Forum in Uebereinstimmung mit solcher Eigenschaft. Die Votivinschrift, welche mit Bewilligung der Aedilen gesetzt ist, beweist, daß diese die Oberaufsicht hatten, wie die römischen Aedilen über die aedes Cereris, von der sie den Namen und wo sie ihr Amtslocal hatten. — Die Markthalle war in unmittelbarer Nähe, und der Steintisch mit den Normalmaßen war in einer Nische an der Außenseite des Tempels selbst angebracht. Man kann hinzufügen: die Zimmer an der Rückseite des Tempels, die für Priesterzimmer zu halten kein Grund vorhanden ist und die mit den Kaufhallen in näherer Verbindung als mit dem Tempel stehen, können zu nichts Anderem gedient haben als zum Aufenthalte Derer, die den Marktverkehr und das Maßwesen zu beaufsichtigen hatten. In dem Tempel sind die Statuen des Hermaphroditen (Personification der doppelgeschlechtigen Erde), der Diana und Venus gefunden worden. Sie standen vermuthlich vor der dritten, fünften, siebenten Säule im Westen; ihnen entsprechend gegenüber Maja, Mercur, Apoll, Letzterer wie Diana schießend. Jene symbolisirten die Geburt, diese den Tod. Nissen nimmt an, daß der Ceres in der Cella gleichfalls ein Gegenbild, und zwar ein doppeltes, in Mars und Liber gegenübergestanden habe, und erkennt hierin die Di Novensiles, einen unter griechischem Einfluß entstandenen sabinisch-oskischen Neungötterkreis. Das T. D. V. S. auf der Votivbasis des Fabius Secundus will er deshalb lesen: Telluri, Dianae, Veneri Sacrum. Da die Basis aber in der Cella aufgestellt war und danach angenommen werden müßte, daß dort außer der Tellus auch die beiden andern genannten Gottheiten aufgestellt waren, die doch schon im Tempelhofe ihren Platz gefunden, so scheint bis auf Weiteres die alte Interpretation Telluri deae votum solvit vorzuziehen. Sie erlaubt, das Postament in der Cella als das der Ceres und den Omphalos als Symbol der Tellus anzusehen.

Frei von Zweifel ist von jeher die Benennung des dritten alten Tempels, desjenigen des Jupiter, gewesen, wenn auch die Zugehörigkeit des colossalen Jupiterkopfes im Museum zu Neapel nicht ganz bestimmt erwiesen ist. Eine Weihinschrift von 37 — 38 nach Chr. ist ausschlaggebend. Jupiter war der Schützer des staatlichen Lebens. Deshalb stand sein Tempel auf dem Forum, und wir haben die Forums-Area geradezu als Tempelhof zu betrachten, was die Stellung des 20 m vor der Front des Tempels befindlichen Hauptaltars bestätigt. Nissen und Schöne halten den Tempel für sehr alt und der Erstere die Maße für durchweg oskisch. Man widerspricht dem auf Grund sehr sorgfältiger Nach-

Digitized by Google

messungen, welche keine größere Wahrscheinlichkeit für die Anwendung des oskischen Fußes als für die des römischen ergeben. „Auf keinen Fall darf behauptet werden, daß an diesem Bau der oskische Fuß von 0,275 m irgendwie deutlich hervortritt". Er rechnet ihn unter die mit der Basilica gleichzeitigen Bauten, mit welcher er namentlich die Construction der Ecken aus quaderartigen, mit ihrer Länge abwechselnd nach der einen und der andern Seite sich erstreckenden Lavablöcken gemein hat. Schöne vermuthet, daß er in oskischer Zeit als Sitzungssaal des Senats und das Innere des Unterbaus als Schatzhaus gedient habe. Eine Basis für ein Götterbild fehlt; es muß als solche der in drei Kammern getheilte Bau in der Cella gedient haben. Interessant und voller anregender Bemerkungen über die Mannigfaltigkeit des religiösen und Culturlebens ist Schönes Nachweis, daß der Tempel wie der capitolinische einer Göttertrias und zwar der im oskisch-griechischen Campanien als Liber (Jupiter), Libera (Venus) und Ceres bezeichneten geweiht war. Da Venus Jovia auch als Patronin der campanischen viel vorkommt, so wird es erlaubt sein, zur Vergleichung auch die Namen der in den Weihinschriften der Thonstelen von Capua genannten Göttertrias heranzuziehen, die freilich noch einer ausreichenden Erklärung entbehren: Jupiter Flagins, Vesolia, Jovia Damusa.

Die bisherige Benennung des „Venustempels" stützt sich hauptsächlich auf den Fund der Venusstatue. Die Ausgrabungsberichte sind unzuverlässig; doch scheint sicher, daß jene nicht in der Cella gefunden worden ist. Der Tempel war schon bei der Auffindung 1816 in einem sehr zerstörten Zustande, und die modernen Restaurationsarbeiten haben seine ursprüngliche Beschaffenheit noch unkenntlicher gemacht. Mau will ihm eben so wenig wie dem Jupitertempel das hohe Alter zugestehen, welches Nissen und Schöne sowie auch Fiorelli für ihn in Anspruch nehmen. Die von der Richtung des Forums abweichende auf sacralen Vorschriften beruhende Orientirung ist kein Beweis eines solchen, da derartige Vorschriften auch später in Geltung blieben. Eben so wenig der Gebrauch des oskischen Fußes — den Mau übrigens wie in vielen anderen Fällen für nicht erwiesen hält — weil er sicher bis zum Jahre 80 fortgedauert hat. Auch Reste alterthümlicher Construction wie Eckquadern aus Kalkstein finden sich noch in der Tuffperiode. Das Mauerwerk der Cella ist kein Quaderbau, sondern opus incertum. Weiter findet Mau die Decoration derjenigen der Basilica entsprechend, welche im allgemeinen der Tuffperiode angehört. — Sehr wichtig für die Baugeschichte ist die Pfeilerreihe, welche den Tempel ostwärts vom Forum scheidet und jetzt durch eine Füllmauer geschlossen ist, welche nach übereinstimmender Annahme einst fehlte. An sie knüpft sich eine Polemik Maus gegen Nissen-Schöne, die wir nicht übergehen können.

Schöne erklärt die Pfeiler für den nächst dem Tempel ältesten Theil der ganzen Anlage, weil an mehreren noch Kalksteinquadern, an andern auf der Außenseite Tuffblöcke zu erkennen sind. Mau berichtigt dies dahin, daß sämmtliche Pfeiler auf der Forumseite eine Façade aus Tuffquadern hatten, die außer am vierten, der modern ist, überall noch am Fuße zu erkennen sind. Er betont

Digitized by Google

im Gegensatz zu Nissen und Schöne, daß die Pfeiler mit Rücksicht auf die Säulen der Ostporticus disponirt sind, also keineswegs die Existenz der Füllmauer vor der Anlage der Porticus angenommen werden muß, daß vielmehr „die Pfeilerreihe von Anfang an bestimmt war, dem jetzigen Säulengange oder einem ganz gleich disponirten zu entsprechen, daß sie also nur entweder gleichzeitig oder später, keinesfalls aber früher erbaut sein kann". Unnöthig ist es, die Meinung Fiorellis zu discutiren, welcher von der Errichtung der Mauer spricht, welche „an einigen Stellen durch Pfeiler verstärkt" worden sei. Denn es ist über jeden Zweifel erhaben, daß die Pfeiler vor der Füllmauer vorhanden waren, ohne welche Thatsache auch der Ausdruck in der bekannten Inschrift vom „Verbauen der Lichtöffnungen" unverständlich wäre.

Nissen und Schöne nehmen ferner an, daß der jetzige Haupteingang an der Südseite erst geschaffen worden sei, als die lumina geschlossen wurden, und daß auch die Umfassungsmauern auf den andern Seiten später sind als die Pfeiler — etwa 80—60 v. Chr. Betreffs der Südmauer bestreitet dies Mau. Daß die Südmauer vor den Pfeilern existirte, schließt er aus der eigenthümlichen Beschaffenheit des südöstlichen Eckpfeilers, dessen eigentlicher Ecktheil aus größeren Quadern besteht, welche denen der übrigen Ostpfeiler gleich und später an den Kern des Pfeilers angesetzt sind. Da Letzterer genau von derselben Construction ist, wie die des Südeinganges, so ergiebt sich, daß auch der Eingang, also die ganze Südmauer, älter ist als die Ostpfeiler. „Es ist also Nissen und Schöne gegenüber festzuhalten: 1) daß die Pfeiler alle gleichartig und gleichzeitig sind; 2) daß sie der jetzigen Porticus oder einer ganz gleich disponirten entweder gleichzeitig oder jünger als dieselbe sind; 3) daß sie jünger sind als die Südmauer mit dem jetzigen Eingange, welche ihrerseits der Blüthe der sogenannten Tuffperiode angehört". Für die Priorität der Porticus gegenüber den Pfeilern findet Mau keinen Hinderungsgrund in der Dachconstruction, einen weiteren Beweis aber darin, daß mehrere lumina bis in die letzte Zeit Pompejis unvermauert blieben. Er schließt sogar noch weiter aus einem der ersten Decorationsperiode angehörenden, in besonderer Weise situirten Stuckreste an dem erwähnten Eckpfeiler der Strada della Marina, daß die ganze Pfeilerreihe jünger ist als 78 v. Chr.

Den Beweis für Schönes Ansicht von der Errichtung der Pfeiler und lumina in oskischer Zeit, welchen Nissen wiederum im oskischen Maß zu finden glaubt, erschüttern Maus Nachmessungen. Ebenso den für die Disposition des gegenwärtigen Tempelhofes in römischer Zeit. Nissen nennt die Errichtung des großen Altars vor der Cella, der durch eine Inschrift in 80—60 v. Chr. gesetzt wird, unzertrennlich von einer neuen Limitation der Area und diese vom Bau der Portiken. Doch liegt kein Grund vor, die Errichtung eines neuen Altars innerhalb eines alten Hofes für unmöglich zu halten. Desgleichen bleibt unerwiesen, ob die Ausschnitte im Stylobat wirklich, wie Nissen will, Spuren älterer dorischer Säulen sind.

Die Baugeschichte gestaltet sich sonach in den beiden Untersuchungen

Digitized by Google

wesentlich verschieden. Man setzt den Tempel sammt Porticus und Südmauer nicht in die ältere Zeit, sondern in das zweite Jahrhundert, und zwar „eher gegen das Ende desselben", bald danach die Errichtung der Pfeiler am Forum, früh genug, daß man auf einen derselben programmata antiquissima schreiben konnte; doch möchte für sie vielmehr mit Nissen ein höheres Alter anzunehmen sein. Die Limitation der Area und Errichtung von Einfassungsmauern und Portiken dorischen Stils setzt Letzterer in 80—60 v. Chr., die Schließung der Oeffnungen zwischen den Pfeilern Beide in c. 10. v. Chr. Doch nimmt Nissen an, daß zugleich der neue Eingang nach der Strada della Marina angelegt und die dorische Porticus in eine pseudo-jonische umgewandelt wurde; Man, daß die sechste, siebente und achte Oeffnung von Süden offen gelassen worden sind. In der allerletzten Zeit, seit 63 n. Chr., wurde die Umwandlung in den korinthischen Stil, die neue Bemalung und Verstuckung, wie sie jetzt sichtbar ist, durchgeführt. — Man sieht auch an diesem Beispiel, wie viele Fragen historischer und technischer Art durch eine genaue Betrachtung der Entstehung der Bauten aufgeworfen werden und wie wenig genau sie bisher betrachtet worden sind. — Nissen bringt, wie er gern thut, die Phasen der Baugeschichte mit den politischen Epochen der Stadtgeschichte in Verbindung, und man muß gestehen, daß seine Ausführungen viel Bestechendes haben. Der Wechsel der Tempelgemeinde infolge des Zutritts der Sullaner hat nach ihm die erste Umgestaltung des alten oskischen, ursprünglich freistehenden Heiligthums hervorgerufen. Die Viermänner errichteten den neuen Altar, und die Verbindung mit den Straßen, auf denen nun nicht mehr gefahren wurde, ward aufgehoben. Der Verlust der selbständigen religiösen Bedeutung, den die Stadtgemeinde unter der Monarchie erfuhr, hatte eine größere Abschließung der religiösen Gemeinde gegen die Oeffentlichkeit zur Folge. Daher noch weitere Abschließung des Tempels durch Bau der Füllmauern. „Die Trennung von Kirche und Staat beginnt sich zu vollziehen und damit zugleich jener Proceß, welcher die Grundlage der alten Welt angriff und ihre schließliche Auflösung bewirken mußte". Der Cerestempel erhielt so einen kirchlichen Charakter, welcher seit 63 noch durch Anlage des Priesterzimmers — wenn es ein solches ist — verschärft wurde.

---

Das Forum mit seiner regelmäßigen, sicherlich auf einer frühzeitigen Limitation beruhenden Anlage und seinen zahlreichen öffentlichen Gebäuden war ein besonders ergiebiges Feld für die bau- und culturgeschichtlichen Untersuchungen Schönes und Nissens. Sie sind durch höchst bedeutende Resultate gekrönt worden und haben über die meisten Forumsgebäude neues Licht verbreitet, mehrere derselben überhaupt zum ersten Male richtig bestimmt.

Zu den wenigen öffentlichen Gebäuden, deren Benennung Dank einer Inschrift außer Zweifel war, gehört die durch die Strada della Marina vom vorher besprochenen „Cerestempel" getrennte Basilica. Dieselbe Inschrift bezeugt, da sie aus dem Jahre 78 v. Chr. stammt, daß das Gebäude damals schon in Gebrauch gewesen ist, und andere Umstände, daß sie beträchtlich älter ist.

Digitized by Google

Die Wichtigkeit der Ruine als einer der besterhaltenen rechtfertigt es, daß sowohl Nissen-Schöne wie Mau ihr eine eingehende Untersuchung zu theil werden lassen, die jedoch wiederum zu erheblich differirenden Resultaten kommt.

Schöne nimmt an, daß die Basilica nach hinten, wo früher eine Straße vorbeiführte, geöffnet gewesen und das jetzt dort befindliche Tribunal erst später errichtet sei, wobei er sich auf die Analogie der Basilica Julia, sowie auf Besonderheiten der Construction und Decoration beruft. Er glaubt, daß sie ihrer griechischen Herkunft zufolge ursprünglich nur eine geweihte oblonge Area mit Vor- und Hinterraum, von Portiken eingeschlossen, gewesen sei; der Mittelraum habe den Richtern, die Hallen dem Volke gedient. Die mit der staatlichen Wandlung eintretende Aenderung des Charakters und der Formen der Rechtspflege habe die bauliche Umwandlung aus einer Hallenbasilica in eine Apsisbasilica hervorgerufen. Der große Aufwand von Richterpersonal in oskischer Zeit mäßigte sich in der römischen. Ein Tribunal genügte, und der Hauptraum konnte dem Markt- und Geschäftsverkehr überlassen werden. — Mau dagegen spricht sich für Gleichzeitigkeit des Tribunals mit dem übrigen Bau aus, weil es „genau dasselbe, ausschließlich aus Lava bestehende opus incertum, genau denselben Mörtel wie die ganze Basilica" zeigt, ferner weil die Stellung der vorderen Eckſäulen des Tribunals sich nur mit der Rücksicht auf dasselbe erkläre, wodurch freilich noch nicht erklärt wird, warum, wenn das Tribunal gleichzeitig mit den Säulenreihen der Basilica gebaut ist, man ihm nicht eine geringere Breite gegeben hat, damit es zwischen den Säulen Platz finde. Auch Construction wie Decoration des Tribunals erklärt Mau für gleichartig, also gleichzeitig mit der der Basilica.

Zum ersten Male wird in den vorliegenden Arbeiten die Frage nach der Bedeckung der Basilica einer eingehenden Erörterung unterzogen. — Schöne und Nissen erklären die bisherige Annahme, daß die noch in Stümpfen vorhandenen Backsteinsäulen der Porticus beträchtlich — nach Overbeck um fast das Doppelte, nach Breton im Verhältniß von 11 zu 6,90 — höher gewesen seien als die Halbsäulen der Umfassungsmauer, für irrig. Nach dem Verhältniß der beiderseitigen Durchmesser — 4:5 — können sie leicht von gleicher Höhe gewesen sein. Letzteres will Mau nicht zugeben, weil ihm die Voraussetzung Nissens, daß die inneren Säulen im helleren Raume gestanden haben, unstatthaft scheint. Gegenüber Breton nehmen sowohl Nissen und Schöne, als auch Mau eine Bedachung des Mittelraumes an, Letzterer aus dem Grunde, weil ohnedies die bedeutende Höhe und Stärke der Porticussäulen — circa 10 m und 1 m — nicht zu erklären wäre und die Portiken des nothwendigen Schutzes gegen Sonne und Regen entbehrt hätten. Die Art der Bedachung wird verschieden gedacht. Schöne nimmt eine obere Stellung von kleinen Tuffsäulen und Halbsäulen und demgemäß eine obere Gallerie an; Mau nicht, weil er die gleiche Höhe der inneren und der Wandsäulen für unwahrscheinlich hält, weil die Gesammthöhe übermäßig sein würde und weil kein Aufgang zu einer Gallerie vorhanden ist. Eine in den Ausgrabungsberichten angegebene Treppe zu einer solchen, welche Schöne an der

Digitized by Google

Westwand hat finden wollen, ist nach Maus durch den tüchtigen Architekten Sikkard unterstützten Nachforschungen entschieden nicht vorhanden gewesen. Ueberdies hat derselbe ein halb zerstörtes nur durch eine Leiter zugängliches Thürchen 2,20 m über dem Boden der Vorhalle an der linken Seitenwand entdeckt, welches nur ein Zugang zum Dache gewesen sein kann und unnöthig sein würde, wenn ein oberer Umgang existirt hätte. Mau glaubt die große Stärke und Höhe der Säulen — ca. 35 osk. Fuß — nicht anders erklären zu können als dadurch, daß sie das Dach trugen. Von dieser Voraussetzung aus und durch sorgfältige Prüfung der Reste, auch der erhaltenen Capitelle, gelangt er noch zu weiteren Thesen bezüglich der Construction. Eine Dachöffnung will er nicht annehmen, weil die oben zusammengehenden, unverkleideten Balken unschön gewesen sein würden. War aber das Dach geschlossen, so mußte das Licht durch Fenster in der Außenwand eingeführt werden. Diese können sich nur in dem nicht erhaltenen Theil oberhalb der Halbsäulen befunden haben, welcher also mit einer zweiten Säulenstellung versehen gewesen sein muß. In ihr lassen sich die sämmtlichen erhaltenen Halb- und Dreiviertelsäulen, sowie Capitelle in der That unterbringen. Da so die Außenwand eine größere Höhe erreichte als die inneren Säulenreihen, so schließt Mau, daß nur das Mittelschiff der Basilica ein Giebeldach, die Porticus aber ein nach innen geneigtes Dach gehabt habe. Die hiervon unzertrennliche Frage nach dem Abfluß des Regenwassers ist damit noch nicht beantwortet. Wenn es über den Säulen zusammenfloß, so mußte es in Röhren nach dem Inneren der Basilica geleitet werden; wohin es dann seinen Lauf nahm, bleibt fraglich, da eine im Mittelraum entdeckte Rinne aus opus incertum offenbar zu wenig geräumig ist. — Gegen die Altersschlüsse Nissens aus angeblich oskischen Maßen erhebt Mau die mehrfach angeführten Einwände. Doch ist an einer Errichtung der Basilica in oskischer Zeit nicht zu zweifeln.

Eine ganze Reihe interessanter Gebäude liegt an der Ostseite des Forums, wie sehr sie noch der Prüfung bedurften, mag der Umstand beweisen, daß eines von ihnen abwechselnd als Pantheon, Augustus- und Vestatempel, ein zweites als Tempel des Mercur, Quirinus und Divus Julius bezeichnet worden ist u. s. w. Wir werden sehen, wie Nissens Forschung auch hier zuerst einen festen Grund gelegt hat.

Das „Pantheon“ wird man sich bescheiden müssen fortan, wie es schon Bunsen und Urlichs gethan, als Macellum, d. h. Schlachthof, anzusehen. Der Nachweis Nissens läßt in diesem Punkte keinen Widerspruch zu. Der bekannte Fund von Fischgräten, frutti di mare u. Aehnl. in der Zwölf-Pfeiler-Rotunde des großen Hofes hatte schon früher auf verwandte Vermuthungen geführt. Da aber die poesievolle Pietät, die man allem Pompejanischen schuldig zu sein glaubte, eine profane Deutung nicht gestattete, so flüchtete man sich zu der tröstlichen Hypothese, daß der einem Tempel verzweifelt unähnliche Hofraum mit seinen räthselhaften Dependenzen als Speiselocal der Augustuspriester gedient habe und in jenen Resten Ueberbleibsel von Opferschmäusen der geistlichen Herren erhalten seien. Wem noch immer die Vorstellung von profanen Bedürfnissen

Digitized by Google

der Alten und ihrer ungeirrten Befriedigung widerstrebt, der kann sich diesmal an Nissens feinsinnige Motivirung der Lage des Schlachthofes halten, durch welche derselbe mit einer Art geheiligten Charakters umkleidet wird.

Nissen führt unter Hinweis auf die Begriffe der Alten vom Opfer und Blutvergießen aus, daß alles Schlachten als Opfern angesehen und wegen dieser seiner religiösen Beziehung unter gewissen sacralen Formen ausgeübt werden mußte. Als Schlachtort mußte daher ein geweihter Platz dienen. In alter Zeit war es das Forum, die Area des Jupitertempels, die man erst in der allerletzten Zeit Pompejis zu pflastern begonnen hat. Daß dies aus religiösen Gründen so lange unterblieben sei, damit die Mutter Erde das Blut trinken könne, nennt Nissen selbst eine nicht sichere Vermuthung. Sie ist unwahrscheinlich, weil es zu diesem Zweck genügt haben würde, einen Theil des Platzes um den Altar ungepflastert zu lassen. Auch hätte die Pflasterung, wenn sie nur aus jenem Grunde unterlassen worden wäre, früher beginnen können, da mindestens seit der Consecration des Augustus der neue Schlachthof neben dem Forum eingerichtet war. Dies beweist seine Verbindung mit einer Capelle dieses Kaisers, in welcher die Statuen der Livia und des Drusus gefunden worden sind, und ursprünglich noch drei andere, darunter unzweifelhaft die des Augustus, gestanden haben. Nissen bringt die Anlage des Macellum direct mit der Einführung der Verehrung der Gens Julia und der Vergötterung des ersten Kaisers in Verbindung, welchem Letzteren schon bei Lebzeiten — wahrscheinlich 7 v. Chr. — der weiter südwärts gelegene Tempel geweiht worden war.

Die zwölf im Kreise stehenden Postamente, die ganz zertrümmert und unkenntlich aufgefunden wurden und den Namen Pantheon veranlaßt haben, sind nicht Reste eines Rundtempels, sondern einfach die Altäre der Zwölfgötter, an denen alles Schlachtvieh geopfert wurde. Die Fontaine in der Mitte lieferte das Wasser zu den Reinigungen. Der Raum rechts von der Capelle mit der herumlaufenden breiten Bank und der Rinne diente unzweifelhaft zum Zerlegen der Thiere, die elf vorn offenen Gemächer wahrscheinlich als Verkaufsläden. Wie in vielen Theilen des Forums, war man auch hier im Jahre 79 mit Umbauten beschäftigt; eine Säulenhalle sollte um die ganze Area geführt werden. — Zahlreiche Knochen kleinerer Thiere, sowie ein Fund von Ochsenschädeln in der anstoßenden Sackgasse bezeugen des Weiteren die angegebene Bestimmung des Gebäudes, um gar nicht von den auf den Wänden abgebildeten Küchengefäßen, Eßwaaren, Fischen, Wildpret u. s. w. zu reden. Overbeck hat also gewiß Unrecht, an jener Bestimmung zu zweifeln und die Meinung geringschätzig zu behandeln, daß ein Forumsgebäude von den Alten zu einem baulichen Zwecke benutzt sein könne. Von übertriebenem ästhetischen Zartgefühl war, wie Nissen richtig bemerkt, der praktische Sinn der Italiker am weitesten entfernt.

Wie schon erwähnt, war das südwärts vom Macellum liegende, bisher fälschlich als Mercur- oder Quirinustempel bezeichnete Gebäude in Wahrheit ein Tempel des Augustus. Die Construction beweist, daß es frühestens in dessen



Digitized by Google

Zeit erbaut ist, die Reliefs des bekannten Altars, die zuerst Garrucci richtig gedeutet hat, daß er sich nur auf den Kaiser selbst beziehen kann, während das Stieropfer noch näher auf den Genius des lebenden Kaisers hinweist. Die Orientirung bestätigt dies nach den von Nissen im „Templum“ aufgestellten Grundsätzen und zeigt außerdem, daß er nicht lange nach 7 v. Chr. fällt. Eine unbekannten Ortes gefundene fragmentarische Inschrift, nach welcher die Priesterin Mamia einem Genius eine Stiftung macht, wird von Fiorelli richtig durch den Namen des Augustus ergänzt und paßt, wie Nissen erkannt hat, genau zum Epistyl der Cella dieses Tempels. Das Trottoir und vielleicht ein Stück Fahrdamm der südlich anstoßenden Straße ist zum Tempelbau verwendet worden. — Die Anbringung der Inschrift im Innern zeigt, daß der Cult noch nicht Staatscult war, wie auch der der Fortuna Augusta. Doch muß er entgegen dem letzteren schon anerkannt gewesen sein, was eine schnelle Zunahme der Idolatrie beweist. Sogar blutige Opfer wurden hier schon dargebracht. Da der Cult des Genius Augusti im Pagus Augustus Felix Suburbanus 7 v. Chr. organisirt worden ist, so möchte Nissen die Weihung des Tempels geradezu in dieses Jahr setzen. Schon 3/2 v. Chr. wird M. Holconius Rufus als „Augustuspriester“ genannt, und Ministri Augusti finden wir von 25 v. bis 34 n. Chr. datirt. Nach des Kaisers Tode trat der Cult der Gens Julia ein, für welchen die Augustales, die ausschließlich den höheren Ständen angehörten, eingesetzt wurden. Das dadurch nöthig werdende neue Heiligthum haben wir bereits in der Capelle des Macellum kennen gelernt, in welchem außer den Bildsäulen des Kaisers, Livias und Drusus' noch die der Julia und des Tiberius gestanden haben werden.

Ein dritter zum Augustuscult in Beziehung stehender Tempel ist der unweit von jenen an der Ecke des Decumanus Maximus und der „Via Decurialis“ gelegene Tempel der Fortuna Augusta. Seine Baugeschichte ist einer der wenigen Punkte in denen sich Schöne und Nissen nicht in Uebereinstimmung befinden. Schöne bestreitet die bisherige Annahme, daß der Tempel nach 19 v. Chr., dem Jahre der Einführung des Dienstes der Fortuna, erbaut sein müsse, und will aus dem Platze der Widmungsinschrift auf dem Epistyl über der Aedicula der Apsis schließen, daß sie sich nur auf diese Aedicula, nicht auf das ganze Gebäude beziehe. Dagegen hebt Nissen hervor, daß die Inschrift vom Bau des ganzen Tempels, nicht der Aedicula rede, und ihre Anbringung im Innern nur, wie beim Augustustempel, den Sinn habe, daß der Cult kein öffentlicher gewesen sei; ferner daß die Construction — aus opus incertum, mit Ecken und Wölbungen aus ziegelförmigem Tuff, Thürgewänden aus Ziegel, Verkleidung mit Travertin und Marmor — auf keine ältere Zeit hinweise und daß die ersten Ministri Fortunae Augustae sich 3 n. Chr. finden. Der Augustuscult trat Anfangs nur verschämt und privatim auf. Vielleicht wurde der Tempel bald nach 19 v. Chr. als öffentliches Heiligthum errichtet, dieser Charakter aber auf Einschreiten des Staates wieder entzogen und durch Anbau der an ein Privathaus angelehnten Nische aufgehoben. Später dagegen wurde er durch eine Porticus mit der Forumsseite, auf der die andern augusteischen Heiligthümer lagen, verbunden. —

In derselben Reihe mit diesen, und zwar zwischen dem Augustustempel und dem Decumanus Minor, liegt ein eine ganze Insula einnehmendes Gebäude, welches bei seiner zweifelhaften Bestimmung bisher entweder nach dem Namen seiner Erbauerin „Gebäude der Eumachia“ oder mit einem Namen der Weihinschrift „Chciladicum“ genannt worden ist. Nissen sieht in ihm „der ästhetisirenden Betrachtungsweise“ zum Trotz abermals ein praktischen und sehr profanen Zwecken dienendes Etablissement, und zwar eine Walkerei.

Wer den Fundbericht ansieht, wird nicht umhin können, diese oder eine ganz ähnliche Bestimmung dem Gebäude zuzuerkennen. „Zehn Bassins verschiedener Größe, zwei Waschtröge und zehn Cisternenöffnungen“ sind darin vorhanden gewesen. Dies weist mit Sicherheit auf irgend einen industriellen Betrieb hin, und zwar mit hoher Wahrscheinlichkeit auf den der Stoff-Appretur und -Reinigung, der in so engem Zusammenhange mit dem unter staatlicher Aufsicht stehenden Bekleidungswesen sich befand. Den ironischen Ausspruch Overbecks: „Ein öffentliches Waschhaus stimmt prächtig mit dem benachbarten Schlachthaus und giebt gewiß eine höchst würdige Begrenzung des Forums ab“ acceptirt deshalb Nissen in allem Ernste, und er findet es höchst rühmlich für die Alten, daß sie verstanden haben, „die gemeinen Bedürfnisse des Lebens durch die Kunst so zu adeln“, daß man sich heute sträubt, ihr Unterworfensein unter die gewöhnlichen Bedürfnisse anzuerkennen. — Durch Vergleichung mit römischen Verhältnissen sucht Nissen zu zeigen, daß die Walkereien in gewissem Sinne öffentlichen Charakter trugen und oft auf öffentlichem Grund und Boden lagen, weshalb es um so weniger auffällig erscheinen kann, daß die pompejanische am Forum lag. Ihre Einrichtung paßt auf's Beste zu dem angenommenen Zweck. Die Area und die sie umgebenden Portiken dienten zum Waschen, Stampfen u. s. w., die geschlossenen Räume hinten als Magazin, die Terrassen zum Trocknen — Verrichtungen, die uns in pompejanischen Gemälden in interessantester Weise dargestellt sind.

Von der Erbauung des Etablissements spricht die fragmentarische, aber leicht zu ergänzende Inschrift am Epistyl der Vorhalle, welche als Gründerin die Staatspriesterin Eumachia nennt. Eine Marmorstatue derselben stand in dem rückwärtigen Umgange des Gebäudes, und zwar laut Inschrift „gewidmet von den Walkern“ — gewiß nicht das unbedeutendste Zeugniß für die Bestimmung des Baues. Die Widmung desselben an „Concordia Augusta“ und „Pietas“ symbolische Bezeichnungen für die Kaiserin, als welche Livia oder Neros Mutter Agrippina gedacht werden kann, läßt Nissen auf 14—24 oder 54—59 als Gründungszeit schließen. Er hält es für wahrscheinlich, daß das Grundstück früher im Besitz eines Tempels gewesen, deshalb nach dem Bundesgenossenkrieg römische Staatsdomäne geworden und daher zu seiner Bebauung die kaiserliche Bewilligung erforderlich gewesen sei. Da man diese eher von Nero als von Tiberius zugestanden glauben könne, so entscheidet er sich für den letztgenannten Zeitraum. Aus gewissen, vermuthlich dem Steinmetz vorgezeichneten, nicht vollendeten Inschriften schließt Nissen im Verein mit constructiven Gründen, daß 79 n. Chr. die Vorhalle des Gebäudes behufs Ausgleichung mit der Fluchtlinie



TAYLOR INST. OXFORD
Digitized by Google

des Forums vorgerückt wurde auf Kosten einer Cerespriesterin Aquuja Quarta, deren Name dann auch angebracht werden sollte. Besonderen Grund zur Dankbarkeit gegen Eumachia hatte die Walkerzunft auch deshalb, weil die Weihung des Gebäudes ihnen zugleich Abgabenfreiheit sicherte. — Den Namen Chalcidicum der Inschrift bezieht Nissen nur auf die Vorhalle und leitet ihn von der euböischen Stadt Chalcis her, die so viele und alte Verbindungen mit den campanischen Küsten hatte und diese Bauform erfunden haben wird. Das Chalcidicum in Pompeji „mag als Kaufhalle und bei festlichen Gelegenheiten als Versammlungsort des Collegiums (der Walkerzunft) gedient haben".

Ein viertes öffentliches Gebäude der Ostseite des Forums ist die sogenannte „Senatscurie", welcher Nissens Untersuchung das Schicksal nicht erspart, ihren Namen wechseln zu müssen. Die Lage und Construction zeigt, daß sie zuletzt erbaut ist und die Lücke zwischen Macellum und Augustustempel hat schließen müssen. Zu Senatssitzungen hat das Gebäude nicht dienen können, da es vorn offen ist und nur durch Gitter verschließbar gewesen sein kann. Da die Hinterzimmer mit dem Augustustempel in Verbindung stehen, so glaubt Nissen, daß es entsprechend den drei andern Gebäuden der Ostseite zum Kaisercult in Beziehung gestanden und vielleicht als Festlocal irgend eines Collegiums gedient habe. Die Vermuthung, daß es Vespasian und seinen Söhnen geweiht gewesen sei, kann nur als eine solche in Betracht kommen. Man nennt sie „höchst wahrscheinlich unrichtig". Gegen die Chronologie Nissens, welcher den Augustustempel in 7—2 v. Ch., das Macellum 14—19, die Fullonica 54—59, das sogenannte Senaculum 52—54 setzt, wendet er ein, daß die Uebereinstimmung zwischen Augustustempel und Gebäude der Eumachia zu groß ist, um Beide in so verschiedene Zeit zu setzen, und daß die Bemalung Beider im sogenannten „dritten Stil" gegen die neronische Zeit spricht. Die „Curie" ist jedenfalls später als Macellum und Augustustempel, an die sie angebaut ist. Decorationsspuren im Stuck u. A. lassen Mau schließen, daß der Bau vor 50 zurückgehen müsse und daß dagegen die dem Augustustempel und dem „Chalcidicum" vorgelegte Ziegelfront ihrerseits jünger sei als die „Curie". Er erkennt daher nur für den Augustustempel und das Macellum die Datirung Nissens an und stellt folgende Chronologie auf: 7—2 v. Chr. Augustustempel; 14—24 n. Chr. Gebäude der Eumachia; 14—19 Macellum, aber noch ohne die Läden am Forum; 20—50 „Curie" und Läden des Macellum; wahrscheinlich nach 63: Umbau des Augusteums und Eumachia-Gebäudes; „Herstellung einer fortlaufenden Ziegelfaçade mit Marmorbekleidung von der Curie bis zur Ecke der Strada dell'Abbondanza"; Ersetzung der Stuckdecoration der Curie durch Marmorincrustation; Bau des Volcanals und Neudecorirung des Macellums im letzten Stil; endlich Bau der sogenannten Musikantentribüne. —

Das letzte Gebäude auf der Ostseite des Forums, von den übrigen durch die Abbondanza-Straße getrennt, ist die sogenannte „Schule", die aber allem Anschein nach als Abstimmungslocal gedient hat und deshalb als Sæpta zu

Digitized by Google

bezeichnen ist. Schöne glaubt, daß sie zu diesem Zwecke eingerichtet worden sei, seit das alte Comitium am Fuße der Arx — die sogenannte Gladiatorenkaserne — nicht mehr benutzt wurde. Haupteingang war vom Decumanus Minor her. Die dort im Trottoirrande befindlichen Löcher könnten zur Aufnahme von Pfählen für die Seile gedient haben. Daß, wie Nissen glaubt, das Ganze der römischen Zeit angehöre, muß man mit Mau bestreiten, da die Stellung der sehr alten Säulen der Forumsporticus nur durch die Rücksicht auf den schon bestehenden Eingang des Gebäudes bestimmt worden sein kann. Das jetzt darin befindliche Tribunal ist nachträglich eingerichtet und zu diesem Zwecke ein Stück des anstoßenden Hauses herzugezogen worden. —

Die südliche Schmalseite des Forums nehmen die drei „Curien" ein. Da der südliche Theil der Forums-Area, der sich durch seine alte Säulenhalle und die große Zahl der Denkmäler bestimmt unterscheidet und einst durch den zum Seethor laufenden Decumanus abgetrennt war, nur als Comitium aufzufassen ist, so glaubt Nissen in den drei Gebäuden „den Sitz der Regierung" finden zu müssen und erklärt sehr ansprechend das östliche, vor welchem Netze oder Seile zwischen Pfosten den Eingang abschließen konnten, für das Local der Duovirn, das westliche, weil größer und reicher und mit Statuennischen versehen, für den Sitzungssaal der Decurionen und das ursprünglich durch eine fahrbare Straße von letzterem geschiedene mittlere, das jüngeren Ursprungs ist, für das Aerarium und Amtslocal der Aedilen. Die letztere Vermuthung stützt sich hauptsächlich auf die Spuren besonders sicheren Verschlusses und auf die viereckigen Nischen, welche zur Aufnahme der großen Schatzkisten geeignet scheinen. Auch sind nach Breton wirklich steinerne „coffres" und eine Anzahl Münzen darin gefunden worden. Früher wurde der Gemeindeschatz im Tempel aufbewahrt. Als die Tempel römische Staatsdomäne wurden, ward ein eigenes Gebäude dafür nöthig, und Nissen glaubt, daß es unter Augustus gebaut worden sei, der die Trennung des Staats- und Municipal-Vermögens vornahm. — Im Senaculum fand sich ein Stück einer Cipollin-Basis mit der auf Augustus bezüglichen Inschrift: „Imperatori Caesari Divi filio". — In den Nischen standen also jedenfalls die Statuen der Kaiserfamilie. Die Technik, die Marmorincrustation und die Maße weisen auf vorgeschrittene römische Zeit. — Die Halle vor den Curien war vermuthlich, wie in Rom die Schola Xantha, für das Schreiberpersonal bestimmt.

Auf der Westseite des Forums liegen außer der Basilica und dem Ceres-tempel noch eine große Halle, eine öffentliche Latrine und das Gefängniß. Die Erstere ist zum Ersatz der verbauten Halle auf der Rückseite des Tempels nach 63 errichtet worden. Die Vermuthung Overbecks, daß sie den Unbeschäftigten zum Spazierengehen gedient habe, weist Nissen zurück und erkennt in ihr mit Fiorelli u. A. eine Kauf- und Markthalle, worauf auch der in nächster Nähe befindliche Tisch mit den Normalmaßen hinweist. —

Die Betrachtung der Forumsgebäude hat gezeigt, daß dieselben eine mannigfach abgestufte Baugeschichte haben. Damit in Verbindung standen

Digitized by Google

Umgestaltungen und Neuerungen auf dem Platze selbst. Von seiner späten Pflasterung war schon die Rede; ebenso von der ursprünglichen Isolirung des südlichen Sechstheils der Area. Es läßt sich aber die Geschichte dieses Stadtplatzes, des einzigen aus dem Alterthum uns vollständig und mit Zeugnissen aller seiner Beziehungen erhaltenen, noch in bestimmten Zügen ausführen, und sie verdient es, da an keiner anderen Stelle der Stadt so viele Fäden antiken Lebens zusammenlaufen. Der jetzige Zustand kann nur durch die Erkenntniß seines historischen Werdens zu richtiger Würdigung gelangen. „Aus seiner Vergangenheit allein ist die Frage zu beantworten, durch welche Umstände die jetzige Anlage und Gestaltung bedingt ist".

Nissen unterscheidet drei Phasen der Forumsgeschichte: die oskisch-unabhängige, die römische und die neronische. Aus den Maßen schließt er auf oskische Gründung. Doch fehlt jeder Beweis für die Richtigkeit der Dimensionen, die er den beiden Forumsabschnitten und der sie ursprünglich trennenden Straße zuweist, um so mehr, als die Marina- und Abbondanzastraße in ihrem jetzigen Zustande weder in der Breite, noch in der Richtung genau übereinstimmen, also die ehemals über das Forum laufende Strecke derselben weder in Breite, noch Richtung so genau zu bestimmen ist, um auf die resultirenden Maße so weitgehende Schlüsse zu bauen. Auch sind die Messungen selbst im Einzelnen anfechtbar, wie denn Mau als Länge des Jupitertempels statt m 36,67 m 37,01 gefunden hat. — Ohne Zweifel ist, wie auch Nissen erwähnt und begründet, der Platz in altoskischer Zeit ausgedehnter gewesen, da der später in die zahlreich entstehenden Läden der Hauptstraßen sich zurückziehende Verkehr hauptsächlich dort seine Stelle haben mußte. Die erhaltenen bildlichen Darstellungen zeigen uns den Betrieb mancher Geschäfte auf dem Forum, die später verschwunden sind. Die Regulirung der Area ist spät vorgenommen worden, offenbar nach der Errichtung des Macellums und der Fullonica, da diese andernfalls nicht eine so abweichende Fluchtlinie haben würden, die zu verbessern man sich später große Mühe gab. Als bestimmend für die Regulirung hat der Jupitertempel gedient. Alle anderen älteren Gebäude stimmen bis auf geringe Abweichungen — die Basilica um einen halben, die drei Curien um dreiviertel Grad — mit der Orientirung des Forums überein. Der „Cerestempel" weicht um volle drei Grad ab.

Das Forum hatte ursprünglich keine Säulenhallen. Wenn auch Pompeji in der mit der Lebensverfeinerung zusammenhängenden Verwendung der Säule im Profanbau Rom weit voraus war, so kam es doch erst circa 10 v. Chr. zum Bau der westlichen Forumsporticus, mit der die Verbauung der Oeffnungen des Cerestempels in Verbindung stand. Die Tempelgemeinde zahlte für die Erlaubniß dreitausend Sesterzen, wahrscheinlich als Entschädigung für den Wegfall der Miethen, welche die Besitzer der Buden, die zwischen den Pfeilern standen, gezahlt hatten. Die Abschließung der über das Forum führenden Straßen und die Verdrängung der Verkaufsbuden

Digitized by Google

machte jenes allmälig respectabler und schuf Raum für seine künstlerische Gestaltung und Ausschmückung. Nach der westlichen nahm man die östliche Porticus in Angriff, deren Säulen und Pfeiler in Verbindung mit der Regulirung der Façaden der dortigen Gebäude deren unregelmäßige Fluchtlinien verdecken mußten. — Die Mehrzahl der Statuenbasen auf der Area stammt aus der jüngeren Kaiserzeit, welche mit den Ehrenbezeugungen verschwenderisch wurde. Der Bogen in der Mitte der Südseite ist nach Fiorelli schon 20 v. Chr. dem Augustus geweiht worden. Die beiden Bögen neben der Front des Jupitertempels, sowie die neben seiner Rückseite gehören den letzten Jahrzehnten Pompejis, der nordöstliche der Zeit Tibers an, wenn auch zweifelhaft ist, ob er des Drusus Enkel Nero geweiht war. — Das Erdbeben des Jahres 63 beschädigte das Forum sehr und wurde Anlaß zu neuen Restaurationen und Decorationen, die noch nicht beendet waren, als das Verhängniß über die Stadt hereinbrach. Dieser Umstand, der vom Standpunkte des Forschers aus ein glücklicher genannt werden muß, hat uns die Reste früherer Entwickelungsperioden des Forums aufbewahrt, die wahrscheinlich verschwunden sein würden, wenn der Plan, dasselbe einheitlich zu decoriren und zu einem Prachtsaal umzuschaffen, ganz zur Ausführung gekommen wäre. Der Zustand der Gebäude und Monumentbasen, die halbfertige Pflasterung, die begonnene Marmorincrustation, die zwischen den Säulen liegenden der Aufsetzung harrenden Gebälkstücke u. s. w. zeigen, daß man mitten in der Ausführung eines durchgreifenden Verschönerungsplanes war. Die alten Tuffsäulen der Portiken sollten durch solche von Travertin ersetzt werden. Auf der Westseite ist es schon geschehen; auf der Südseite stehen die Tuffsäulen noch, für uns ein schätzbares Zeugniß des früheren Zustandes.

Um also die wichtigen Veränderungen am Forum nach dem Jahre 63 zusammenzufassen, so wiederholen wir an der Hand der Nissen'schen Chronik: Moderne Restauration und Erweiterung des Cerestempels; Basilica, Säpta, Jupitertempel unfertig und als Bauhütten dienend; Regulirung des Forums, Beginn der Pflasterung und Aufstellung von Travertinsäulen; Erbauung der Markthalle, der Latrine und des Carcer sowie der sogenannten „Curie" zwischen Macellum und Augustustempel; der Letztere erhält eine neue Façade; diejenige der Fullonica wird mit Marmor decorirt und in Fluchtlinie gebracht; die von Osten auf das Forum führende Straße wird gesperrt und der Wagenverkehr noch mehr beschränkt. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Ludwig der Baier.

## Eine Jagdfahrt im Ammergau.

Von

**Karl Stieler.**

— München. —

### I. Waldritt.

Alles blüht im hohen Lenze,
Der den holden Sieg erstritten;
Als an Ettals Hochwaldgrenze
In's Gebirg zwei Männer ritten,

Bald im Schirm des Tannenhages
Bald durch grünen Almengarten;
Um im Frühlicht andren Tages
Auf den schwarzen Hahn zu warten.

Vorn, die Wege zu bereiten,
Ritt der Knecht auf grauem Rosse,
Steig- und Jagdzeug an der Seiten,
Wohl ein treuer Waidgenosse.

Hinter ihm in kurzer Strecke
Der Gebieter, ernster, älter;
Edles Rauhwerk trägt die Decke
Edlen Ganges geht sein Zelter.

Und er athmet tief und müde
In den blauen Bergesmorgen;
Um den Zelter kreist der Rüde,
Maiwind küßt die Stirn voll Sorgen.

Keiner kennt den Mann, den bleichen,
Redestillen, waldvertrauten;
Doch ein Adler ist sein Zeichen
Und ein Schild mit lichten Rauten.

Also kommen sie zur Almen,
Und der Rosse Gang wird leiser.
„In den sammetgrünen Halmen
Laß uns rasten!“ — sprach der Kaiser.

## II. Bergesodem.

Er hebt die Arme hoch und frei,
Er sieht die Felsen ragen,
Er hört im Blau den Falkenschrei —
„Nun laß' mich jagen, jagen!“

Es ist sein Herz so kummerwund
Von ungetreuen Mannen —
Das Alles macht der Wald gesund
Und rauscht der Wind von dannen.

Es wankt das Reich im langen Zwist,
Als sollt' es ganz zergehen;
O Bergwelt, o wie herrlich ist
Dein ewiges Bestehen!

O Bergesluft, komm' Du zu mir,
Du blaue, sonnenwarme,
Weltflüchtig steht Dein Kaiser hier,
Stähl' Du ihm Herz und Arme!

## III. Niedere Herberg'.

Sie hatten manchen Tag verthan,
Seit sie heraufgestiegen;
Da mußte wohl manch wilder Hahn
Dem scharfen Pfeil erliegen.

In brauner Hütte, eng und schlicht,
War Obdach bald gewonnen;
Im Kessel braut ein Waidgericht,
Der Brack liegt an der Sonnen.

Das Rößlein neigt zum Klee den Hals,
Der Bergfink sang im Wipfel —
Das war die neue Kaiserpfalz
Auf hohem Alpengipfel!

TAYLOR INST. OXFORD

Digitized by Google

Und fröhlich dient der junge Knecht,
Ein Jäger schlanken Wuchses;
Macht Pfühl und Mahl und Zaum zurecht,
Als Marschalk, Mundschenk, Truchseß.

Doch Ludwig lugt in's Land hinein,
Das Neider ihm zerrütten;
Er sprach: „Des Reiches Edelstein'
Sind doch die braunen Hütten".

## IV. Sternennacht.

Nur manchmal, wenn im Almenheu
Entschlafen längst der Jäger,
Und wenn der duft'ge Nachtwind flog
Um's schweigende Geläger,

Dann trat der Kaiser sacht hinaus
In's nächtige Bergesdunkel
Und sah aus schwerer Seele auf
In's hohe Sterngefunkel:

Die haben ihren sichern Weg,
Den wir in Sorge suchen;
O wüßten Jene meine Noth,
Die meinen Nöthen fluchen!

Wie müht' ich mich, daß Reich und Volk
Sich lichten Segens freue!
Und Alles sank, und Alles trog,
Und mir blieb nur die Reue.

Sein ganzes Herze ging ihm auf
In den gefeiten Stunden!
O mehr als jedes schlichte Kleid
Birgt wohl der Purpur Wunden!

Und Manches wird uns klar zur Nacht,
Was dunkel ist am Tage —
So klingt in hehrer Bergespracht
Die stille Kaiserklage.

## V. Spielhahnfalz.

Da regt sich drinnen Kunz, der Knecht,
Frühlicht lugt durch die Spalten:
„Bei Gott, mein kaiserlicher Herr
Hat Freinacht heut gehalten".

Digitized by Google

„Nun dämmert's schon, macht Euch bereit,
Es falzen schon die Hähne:
O, lugt dort nach dem Schneefeld hin
Und prüft des Bogens Sehne!"

„Gar mancher, der uns jüngst entrann,
Wird heute unser eigen,
Heijoh, heijoh!" — Dann ging's bergan,
Lautlos mit Waidmannsschweigen.

Kaum hallt der Schritt; noch liegt der Thau
Im grünen Almenhage;
Da kämpft das Spielgeflüg im Schnee
Mit wildem Flügelschlage.

Das weckt dem Herrn die alte Lust
Am Kampf und am Gejaide;
„„Heijoh — noch trifft des Kaisers Pfeil!
Der Kernschuß schafft mir Freude"".

Im Osten aber graut der Tag
Und dann beginnt's zu blauen;
O wieviel Herzensnoth zerfließt,
Wenn wir die Sonne schauen!

„„Mein Kunz — Du bist ein treu' Geleit;
Wir trotzen dem Verderben;
Heijoh! — und kommt einst Sterbenszeit:
Im Jagen möcht ich sterben!""

## VI. Sonntagsfeier.

Ein Sonntag war's und im Gebirg
Lag gold'ne Morgenfrühe,
Da sprach der Kaiser: „Heut soll ruhn
Des Waidwerks Lust und Mühe".

Es hing an einer Fichte Stamm,
Ein hölzern Gottesbildniß.
Dort kniet er nieder zum Gebet,
Der Kaiser in der Wildniß.

„Sei Du mein Kirchlein, grüner Baum,
Du schließst mir nicht die Thore;
Dein ärmlich Bild ist mein Altar,
Ihr Vöglein, singt im Chore!"

Und händefaltend sah er auf
In's wogende Geäste,
Die Sonne schimmert durch's Gezweig,
Das Vöglein lauscht im Neste.

Digitized by Google

„O ew'ger Gott, ſchau auf den Mann,
Der hier zu Dir gekommen,
Verbot'nen Gang's, der mit viel Ehr'
Viel Leid auf ſich genommen!"

„Hier darf ich beten ſonder Bann;
Viel Noth liegt auf den Meinen.
O hilf mir Du, mein letzter Troſt,
Das Volk in Frieden einen!"

„Erbarme Dich!" — Der Morgen blaut,
Die Waldesvöglein ſangen;
Der junge Jäger ſtand dabei,
Die Zähren auf den Wangen.

## VII. Luginsland.

Dann ließ er an der Felſenwand
Im Steingeröll ſich nieder
Und dachte, lugend in das Land,
Vergang'ner Jahre wieder.

Und Sonntagsruh' umfing ihn ganz — —
Sein Geiſt flog durch die Zeiten
Von Kaiſernoth und Kaiſerglanz,
Sein Blick durch blaue Weiten.

Es lag als wie ein rieſig Buch
Dies Land hier vor ihm offen;
Dort las ſein Blick — kein Menſchenſpruch
Hätt' tiefer ihn getroffen,

Als was die Scholle hier erzählt
Von ſeinem Thun und Leiden;
Was er erfüllt, was er gefehlt —
Der Himmel mag's entſcheiden!

Die Fichte wölbt' ihr grünes Dach,
Ein Adler flog im Blauen;
Der Kaiſer ſah dem Adler nach —
Es blitzt um ſeine Brauen.

## VIII. Am Inn.

Dort, wo der Silberſtreif verſchwimmt,
Von duftiger Flur getragen,
Das iſt der Inn; dort hatt' er einſt
Die Königsſchlacht geſchlagen.

Digitized by Google

So heiß war wohl ein Herbsttag nie,
So blutig keine Ernte;
Dort brach so mancher Held in's Knie,
Der nie das knieen lernte.

Drommetenklang und Speerkrach scholl
Und Wiehern von bäumenden Rossen;
Das blitzt und dröhnt, das stampft und stöhnt —
Viel Herzblut war geflossen,

Eh' jener Tag den Sieg gewann!
Doch als der Tag zergangen,
Da brachten sie König Friedrich heran,
Das Haupt geneigt, gefangen.

Er aber, im blauen Kriegsgewand,
Stand unter schattigem Baume
Und bot ihm grüßend die Freundeshand —
Er denkt's als wie im Traume.

Und rauschender Jubel scholl dann durch's Land —
Nun war die Krone sein eigen! — —
Still rauscht der einsame Bergeswind
Hoch droben in den Zweigen.

## IX. Wälsche Pfade.

Seine Augen schweifen weiter
Südwärts — und im Sonnenstrahl
Stehn die Ferner, hoch und heiter,
Schneehell über'm Stubaithal.

Dort zieht wohl manch' lange Stunde
Deutscher Weg gen Wälschland hin.
Wälschland! — alte deutsche Wunde,
Liebestrank im deutschen Sinn!

Und in ihm erwacht auf's Neue
Seiner Fahrt Erinnerung. —
O dies Rom voll Himmelsbläue,
Greisenhaft und ewig jung!

O dies Rom, die Stadt der Städte,
Dieser Abgrund deutscher Kraft,
Daß ich's nie gesehen hätte —
Und die Zwietracht, die das schafft!

Da sie mich zum Kaiser krönten,
Scholl Hosanna durch den Dom;
Bis sie bald den „Fremdling" höhnten
Und verriethen! — das ist Rom.

Digitized by Google

Und dem Kaiser zog ein kalter
Schauer durch den heißen Sinn — —
Vor ihm schwebt ein gold'ner Falter
Spielend um den Abgrund hin.

## X. Städtebilder.

Scharf mußt Du gen Norden äugen,
Wie der Falk aus blauer Luft,
Bis sich ferne Thürme zeigen,
Städte im verschwomm'nen Duft.

Augsburg ist's, das alte treue,
Dort liegt München im Gefild;
Gönn mir's Gott, daß ich mich freue
Ihrer, die mir gut gewillt!

Denn das war in allem Streite
Immer doch mein bester Stern,
Immer doch mein best' Geleite —
Bürgerthum hat gold'nen Kern.

Zog nach Süden, zog nach Norden,
Und es ist manch' edler Mann
Mit dem Glück mir untreu worden,
Der doch Glück von mir gewann!

All' der Falschheit überdrüssig,
Gäb' ich hin die Krone gern —
Aber euch, ihr Städte, grüß' ich . . .
Bürgerthum hat gold'nen Kern!

## XI. Abendrast.

Am Abend vor der Heimfahrt war's,
Da ward das Haupt ihm müde;
Da ruht' er in des Jägers Schooß,
Daneben lag der Rüde.

Er trank vom kühlen Bergesquell,
Er netzte sich Stirn und Hände,
Wildveilchen blüh'n um seinen Fuß,
Ihm aber ahnt das Ende.

Er sprach: Ich bin vom heil'gen Schooß
Der Kirche losgerissen,
Und doch in jedes Bauers Schooß
Darf ich daheim mich wissen.

Digitized by Google

Man bannet Den, der treu mir blieb,
Die Großen ſinnen Rache —
Und dennoch hat das Volk mich lieb,
Das Volk hält meine Wache.

In tiefen Schlummer ſank er dann,
Die Droſſel lockt, die ſcheue;
Der Jäger hält den Odem an —
Es giebt noch deutſche Treue.

## XII. Schlimme Kunde.

Nur wenig Monde gingen hin,
Und Herbſt lag auf den Gauen,
Der Bergwald ſteht in gold'nem Laub,
Die klaren Lüfte blauen.

Da hallt wohl Hufſchlag haſtig — horch! —
In ſtiller Bergesrunde,
Ein Bote iſt's auf ſchwarzem Roß,
Der meldet dunkle Kunde:

„Herr Abt von Ettal, thut mir auf,
Gott geb' Euch Troſt und Frieden!
Der aber, der dies Haus gebaut,
Der Kaiſer iſt geſchieden".

Der Abt erbleicht, die Mönche nahn,
Das Volk liegt auf den Knieen;
Er ließ trotz Interdict und Bann
Die dumpfen Glocken ziehen.

Und klagend hub der Bote an,
Wie's ihm ſein Herr gewieſen:
„Es ritt von Fürſtenfeld waldein
Der Kaiſer durch die Wieſen"

„Zur Bärenjagd; wir ſah'n ihm nach,
Mit mildem Gruße ſchied er;
Da plötzlich auf dem freien Feld
Brach er vom Roß hernieder".

„Der Zügel ſank, das Roß hielt an;
Ein Wehruf klang vom Munde —
Gen Ettal ging ſein letzter Gruß . . . .
Und geht die erſte Kunde".

„„Es war ſein Leben (ſprach der Abt)
Voll Kampf; doch kampflos ſank es,
Uns aber löſt kein wälſcher Fluch
Den deutſchen Brauch des Dankes"".

Digitized by Google

„„Drum schmückt den hohen Katafalk,
Wir beten für seinen Frieden!““
Und klagend geht's von Mund zu Mund:
Der Kaiser ist geschieden!

Im Volke stand ein junger Knecht
In Zähren wohl, in herben,
Der sprach: Wohlan, so hatt' er Recht:
„Im Jagen möcht' ich sterben!“

---

**Bemerkungen.** Kaiser Ludwig IV., der Baier, hatte 1330 das Kloster Ettal in Ammergau erbaut, in dessen Wäldern sein liebstes Jagdgehege war. Noch wenige Monate vor seinem Tode, im Frühjahr 1347, war er dort gewesen; zu jener Zeit, da in den Bergen der Spielhahn (Birkhahn) zu balzen beginnt.

In einem Alpenstreite, der zwischen Kloster Ettal und der Herrschaft Hohenschwangau geführt ward, wurde u. A. auch ein alter Jäger Namens Kunz Vendt als Zeuge vernommen, der sich rühmte, daß er noch in jungen Jahren den Kaiser Ludwig als Jäger und Führer begleitet habe und daß er mit ihm „in die Alben und Geläger zur Spielhahnfalz hineingeritten“.

Ludwig selbst war im Jahre 1347 bereits von den meisten seiner früheren Anhänger verlassen, die den Gegenkönig Carl IV. gewählt hatten; nur die Städte und der Bauernstand hielten noch theilweise zu ihm.

Ueber die große Schlacht bei Mühldorf am Inn (28. Sept. 1322), über seinen Römerzug (1327) und seinen jähen Tod bei Fürstenfeldbruck (11. October 1347) vgl. Riezler „Geschichte Baierns“ II. Band. 1880. S. 334 ff.

Digitized by Google

# Calderons Arzt seiner Ehre und Shakespeares Othello.

## Eine Studie vergleichender Literaturgeschichte.

Von

**M. Carriere.**

— München. —

Eine Blüthe dramatischer Kunst setzt nicht bloß die Entwicklung epischer und lyrischer Poesie voraus, um die Elemente beider verschmelzen zu können, sondern auch einen Kampf geschichtlicher Principien im Leben selbst. So war für das neuere Europa das Weltalter der Renaissance und Reformation im Ringen von Autorität und Freiheit des Geistes, im Widerstreit und Ausgleich einer alten und neuen Bildung eine Epoche, die in der idealen Spieglung durch die Kunst zum Drama führte; aber es war zunächst nur zwei Nationen beschieden, hier den Lorbeer zu pflücken. In Italien überwog die Nachahmung des antiken Vorbildes den neuen Lebensdrang, und dieser ward an eine fremde Form gebunden, statt sich eine eigene anzuorganisiren; nicht zufällig, denn das Streben nach religiöser Befreiung ward durch die katholische Restauration des Jesuitismus unterdrückt und gerade während der Blüthe der Malerei ging die Freiheit der Städte wie die Selbständigkeit der Nation an die Fremdherrschaft verloren, und indem man sich gewöhnt hatte, dem selbstsüchtigen Verbrecher zu huldigen, wenn er den äußeren Erfolg für sich hatte, blieb den Dichtern die Verflechtung von Schuld und Sühne, der Zusammenhang von Schicksal und Charakter verborgen. In Deutschland zog zunächst die kirchliche Reformation die besten Kräfte in ihren Kreis und unterbrachen die Religionskriege die Entwicklung der nationalen Kraft auf so verwüstende Weise, daß erst zwei Jahrhunderte später, als wieder um der Menschheit große Gegenstände gerungen ward und wieder die Persönlichkeit sich auf sich selbst stellte, Schiller den Wallenstein und Goethe den Faust dichtete. Auch Frankreich fand erst nach den Bürgerkriegen der Protestanten und Katholiken die Gestaltung des nationalen Dramas unter dem Einfluß des Hofs und der antikisirenden Gelehrten, England und Spanien aber, bei denen hier das protestantische, dort das katholische Princip



Digitized by Google

bald zum Siege gekommen und die dadurch eine Zeit lang die Führerschaft der Nationen erhielten, sahen in der zweiten Hälfte des sechszehnten bis tief in das siebenzehnte Jahrhundert das Drama in eigenthümlicher Weise erwachsen, von einer Fülle von Dichtern gepflegt und von einigen großen Genien zu künstlerischer Durchbildung gebracht. Hier wie dort hatte sich der Bruch mit dem Mittelalter nicht schroff vollzogen, der nationale Geist nahm das neue Element der Antike als ein schulendes in sich auf, um mittelst desselben seine Eigenthümlichkeit auszubilden, nicht sie zu opfern. Hier wie dort war in den Volksballaden ein Keim, der sich zum Drama entfalten konnte. In Spanien errang das despotische Königthum und der Katholicismus die Herrschaft, und so wurden Beide zu unantastbaren Heiligthümern gemacht, deren Dogmen auch die Poesie sich fügen mußte. In England brach der Protestantismus herrschend durch, die Persönlichkeit, auf das eigene Gewissen gestellt, ließ sich von keiner Satzung beschränken, und so lernte die Poesie die Leidenschaft in ihrer verzehrenden Gewalt wie nach ihrer beseligenden Macht darstellen und in der psychologischen Entwicklung der Charaktere ein Höchstes erreichen.

England wie Spanien hatte eine Nationalbühne, die uns gefehlt hat; dort konnten Dichter, Schauspieler und Publikum einander erziehen und wechselseitig fördernden Einfluß üben, so daß immer höhere Leistungen in organischem Zusammenhang möglich wurden. Der Dichter konnte an die wachsende Kunst der Schauspieler höhere Anforderungen stellen und tiefere Probleme darstellend lösen, und die Söhne verargten es ihrem zeitgenössischen Poeten nicht, wenn er an die Werke seiner Vorgänger anknüpfte; sie wollten vielmehr das, was die Väter erschüttert oder ergötzt hatte, auch wieder sehen und hören, und zwar so, wie der Stoff ihrem mehr geläuterten Geschmack gemäß auch in veredelter Form erschien, welche ergreifende Motive, packende Scenen beibehielt, aber dem neugestalteten Ganzen einschmolz. So ist Moretos Donna Diana die feinste Durchführung eines Problems, das in derberer volksmäßiger Weise längst vor ihm auf der Bühne ausgeführt war. So hat Calderon im standhaften Prinzen, im Arzt seiner Ehre, im Schultheiß von Zalamea Lope'sche Dichtungen zur Grundlage genommen und im öffentlichen Geheimniß den Gedanken eines Vorgängers in die anmuthigste Kunstform gegossen; ebenso sind der alte König Johann, der alte König Lear uns erhaltene Vorläufer von Shakespeares Meisterwerken, und seinem Hamlet ging ein andrer auf der Bühne voraus. Der größte Dramatiker verschmähte es nicht, ältere Stücke für seine Zeitgenossen neu einzurichten und mit kräftigen Zügen seiner Hand auszustatten.

Das neu-europäische Drama lag, wie das attische, in der Wiege der Religion. Wie dieses aus dem dionysischen Chorgesang, so entwickelte sich jenes aus den Volksspielen, welche biblische Geschichten dramatisirten und bereits parallele Bilder aus dem alten Testament in die Darstellungen aus dem neuen einflochten, sowie sie dem Komischen in Zwischenspielen Raum gewährten. Schon hierdurch trat ein größerer Reichthum des Begebenheitlichen ein. Das attische Drama behielt das ideale Gepräge gottesdienstlicher Feierlichkeit. In einfachen großen

Digitized by Google

Zügen wurden Grundrichtungen des menschlichen Lebens im Geschicke der Heroen veranschaulicht. In voll austönenden Reden gaben die Darsteller ihr Pathos dem versammelten Volk unter freiem Himmel kund, der Kothurn und die Maske erhoben sie selbst über das Gewöhnliche, gestatteten ihnen aber nicht die leichte Beweglichkeit oder das wechselnde Mienenspiel, sondern ließen sie gleich Bildsäulen in plastischen Gruppen das Wesen der Charaktere und der Action dem Auge versinnlichen, während der Chor der aus der Handlung erwachsenden Stimmung selbst einen musikalischen Ausdruck gab. Das neueuropäische Drama ließ an die Stelle des Mythus große Ereignisse der weltlichen Geschichte oder anziehende Begebenheiten des Privatlebens treten; so ward es von Anfang an realistischer und stellte auf geschlossener Bühne dem Dichter wie dem Schauspieler die Aufgabe, die Charaktere individueller zu zeichnen und wechselnde Gemüthszustände auch im geflüsterten Wort und im Mienenspiel auszudrücken. Das antike Drama war eigentlich nur die Entfaltung einer Katastrophe; die Herleitung derselben aus vorhergehenden Thaten, die Entwicklung der Handlung aus der Eigenart der Charaktere, der Fortgang der Seele vom Entschluß zur Ausführung, der Kampf, den sie mit den Anreizen der Welt geführt, bis sie zum Entschlusse kam, gerade dies Werden, Wachsen und Reifen war der große Fortschritt in der dramatischen Kunst, der in Spanien und in England geschah. Jetzt sieht man die Thaten des Helden aus seinen Gemüthsbewegungen und aus seinem Willen entstehen, jetzt den Charakter sich sein Schicksal bereiten. Eine malerische Fülle von Personen und Ereignissen tritt an die Stelle der einfachen plastischen Gruppe, ein Reichthum mannigfaltiger Töne und wechselnder Stimmungen in der Seele der Handelnden selbst ersetzt den Chor und giebt die Lyrik der Empfindungen eigenartig kund. Während die Antike das Komische und das Tragische streng geschieden, nahm das neue Drama scherzhafte Scenen gern in die ernste Handlung auf; Lope de Vega selbst beruft sich auf die Natur, die durch solche Mannigfaltigkeit ergötze. Die Volksbühne bot ihren Zuschauern eine bunte Menge wechselnder Scenen und verschiedener Gestalten und erschütterte durch das Gräßliche, erregte das Gelächter durch das Rohe; kunstverständige Dichter trachteten in jener Lebensfülle dennoch die Einheit der Idee zu bewahren, die wechselvollen Ereignisse in causalen Zusammenhang zu bringen und durch geistreichen Witz zu belustigen, durch den Sieg der sittlichen Weltordnung das Gemüth über Leid und Untergang zu erheben. Wenn Lope sagt, daß er den Aristoteles wohl kenne, aber ihn mit sechs Schlüsseln verschlossen halte, sowie den Terenz und Plautus aus seiner Studirstube werfe, wenn er eine Komödie schreiben wolle, so drückt er damit aus, daß er, wie Shakespeare, das Kunstgesetz der Alten nicht zu einer Schablone für die neuen Stoffe machen, nicht dem Volksgeschmack zuwider anwenden will, sondern diesen selbst zu läutern und Stoff und Form volksthümlich zu wählen weiß. So brachten die Dichter maßvolle Klarheit und verführen der Volksbühne gegenüber beschränkend und idealisirend. Sie verstanden statt der äußerlichen Einheit des Ortes und der Zeit die Einheit der Weltlage und die Stetigkeit der Zeitentwicklung in der ununterbrochenen Führung der in sich zusammenhängenden Handlung zu



Digitized by Google

bewahren. Sie verstanden die Sprache den Personen und Stimmungen anzupassen und von der Prosa der gewöhnlichen Rede zu ergreifendem Schwung und zur Pracht oder Lieblichkeit glänzender Bilder zu heben. Bei den Spaniern tritt gelegentlich das epische Element in einer romanzenartigen Erzählung hervor, oder das lyrische, wenn der Ausdruck der Empfindung zum kunstreichen Gedichte wird; Shakespeare ist auch hier so eminent dramatisch, daß er den Schlachtbericht zu Anfang des Macbeth in Frage und Antwort zum spannenden Dialog werden läßt. Allbekannt ist Shakespeares Wort: „Der Zweck des Schauspiels war und ist, der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten, der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner eigenen Gestalt zu zeigen". Ganz ähnlich sagt Lope: „Das Schauspiel ahmt die Handlungen der Menschen nach und malt die Sitten des Jahrhunderts". — „Hast Du nie eine Komödie gesehen?" fragt bei Cervantes Don Quixote den Sancho Pansa, „worin Kaiser, Könige, Ritter, Päpste, Damen und verschiedene andere Personen vorkommen? Einer spielt den Kuppler, Der den Betrüger, Der den Kaufmann und Der den Soldaten, Der den klugen Narren, Der den dummen Liebhaber, und wenn die Komödie alle ist und die Kleider ausgezogen sind, ist ein Komödiant so viel als der andere und alle sind einander gleich. Niemand kann uns lebhafter vor Augen stellen, was wir sind und sein sollen, als die Komödie. Wer die kunstreiche, gut angeordnete Komödie sieht, wird über den Scherz vergnügt, über die Begebenheiten erstaunt, durch die Betrachtungen vernünftig, scharfsinnig und vorsichtig, durch die Ueberwindung der Hindernisse empört gegen die Laster, enthusiastisch für die Tugend". Die Komödie, erklärt der Pfarrer dort, soll nach des Tullius Meinung ein Spiegel des menschlichen Lebens sein, ein Musterbild der Sitten, eine Darstellung der Wahrheit.

Die spanischen Romanzen beginnen gewöhnlich mit einem Bilde: Die grünen Wellen des Flusses sind von Blut gefärbt, die Wogen wiegen Leichen auf und ab, Christenleichen, Maurenleichen; oder die Infantin sitzt unter dem Olivenbaum, kämmt das Lockenhaar mit goldenem Kamme und sieht hinaus auf das Meer, wo ein Schiff landet und ein Ritter aussteigt. Dort wird dann der Kampf, der Heldentod erzählt, hier wird der Ritter um Kunde nach dem Geliebten gefragt und ist es selbst. In den englischen Volksballaden schwört Percy von Northumberland, daß er drei Tage zum Trotz des Douglas auf Chyviats Au jagen wolle, oder fragt die Mutter den Sohn, wie sein Schwert von Blut so roth sei, und in der Darlegung der Stimmungen oder aus dem Wesen der Charaktere heraus wird die Handlung entwickelt, die der Dichter oft nur andeutet oder der Ahnung überläßt. So herrscht im spanischen Drama die Poesie der Situation, im englischen die Poesie der Charaktere. Shakespeare besitzt für das Begebenheitliche wenig Erfindungskraft, er läßt es sich von außen bieten; aber er erfindet die Charaktere, aus deren Sinnesart oder Leidenschaft er es ableitet. Die spanischen Dramatiker, Lope voran, wissen uns sogleich beim Aufgange des Vorhangs in anziehende Verhältnisse zu versetzen, eine spannend interessante oder eine erquickliche Lage der Menschen und Dinge tritt uns entgegen, und in gesteigerter

Digitized by Google

Weise wissen sie solche Scenen zu wiederholen. Dagegen zeichnen sich die Engländer dadurch aus, daß sie eine Mannigfaltigkeit von eigenartigen Charakteren schaffen und in der psychologischen Entwicklung derselben ihre Stärke zeigen; statt der Verwicklungen des Zufalls sehen wir die Laune, die Willkür, die Intrigue der Menschen die Lebensfäden verwirren und entwirren. Die inneren Conflicte, Kampf und Versöhnung im Gemüth stehen bei den Engländern der Darstellung der Ereignisse voran, in deren bunter Fülle und überraschender Verkettung die Spanier glänzen.

Das katholische Spanien hat das religiöse Schauspiel des Mittelalters auch in der Renaissancezeit beibehalten und künstlerisch vollendet. Das Weltliche geht daneben her, und während jenes tiefsinnig und erbaulich, aber in wenig individualisirten Gestalten oder in allegorischen Figuren sich bewegt, dient dieses vornehmlich der Unterhaltung; es will weniger erschüttern und in der Verknüpfung von Schuld und Sühne auch im Furchtbaren doch das Walten der Gerechtigkeit erkennen lassen, als auf anmuthige Weise ergötzen. Bei den Engländern hat die Tragödie den vollen Ernst des Lebens in sich aufgenommen und wirkt in freier, aber wahrhafter Weise religiös, wenn sie durch die Darstellung der sittlichen Weltordnung im Geschicke der Menschen wie der Völker das göttliche Walten in der Geschichte, die göttliche Gerechtigkeit und Liebe auch im Loos der Individuen veranschaulicht. Selbstverständlich, daß die unterhaltenden Stücke auf der englischen Bühne so wenig fehlen, als einzelne großartig ergreifende, weihevolle Tragödien in Spanien.

In Spanien wie in England heftet sich gern dem Erhabenen, das sich übersteigt, das Lächerliche an die Fersen und es kann ein komisches Motiv dem ernsten Pathos zum erläuternden Gegenbild dienen. Gerade dies Letztere haben die Spanier durchgebildet, indem sie der Handlung in der oberen Schicht der Gesellschaft ein parodistisches Seitenstück in der niederen Bedienten- und Zofensphäre gern einflechten; aber dazu gehen sie nicht fort, daß, wie in England, auch der tragische Charakter ein Scherzwort spricht und der Humor, die Doppelwirklichkeit des Lebens betrachtend, am Rührenden selbst die Stelle aufzufinden weiß, wo es ein Lächeln erregen mag. Die Engländer wie die Spanier führen dabei gern komische Talente ein, Spaßmacher, welche allen Dingen eine erheiternde Seite abzugewinnen wissen. So hat Shakespeare seinen Falstaff geschaffen und in einigen Stücken den Narren der Volksbühne in künstlerischer Vollendung auftreten lassen, Lope seinen Gracioso gebildet, der nicht blos wie bei Calderon der schlaue oder witzige Bediente ist, sondern auch als Bauer, als Hirt, als amerikanischer Wilder auftritt; und der Dichter weiß dabei in der Tölpelei auch die ehrliche Gutmüthigkeit und in der Schalkheit auch die Herzlichkeit mitklingen zu lassen. Ja, wir vernehmen aus dem Munde dieser trefflichen Bursche gar oft die Stimme der Natur und der Wahrheit gegenüber der verschrobenen Convenienz, der die ernsthafte Handlung sich unterwirft.

Denn dem Dogma der Ceremonien, der zur Satzung gewordenen Adelssitte, unterwirft sich der Spanier. Der Engländer sieht gerade das Dramatische,

Digitized by Google

das Hochtragische in dem Kampf des selbständigen Geistes gegen die Autorität; nicht dem äußeren Richter, sondern dem inneren seines Gewissens folgt er oder verfällt er. Dem Spanier genügt es, daß Einer die Holzfigur des Kreuzes heilig hält, er kann morden, wenn er diese auf das Grab des Erschlagenen stellt; bei Shakespeare betet der König im Hamlet, aber er weiß, daß Worte ohne Gesinnung nicht in den Himmel dringen, das Gebet ist fruchtlos, weil er den Gewinn des Verbrechens nicht aufgiebt. Wenn der spanische Karl V. meinte, daß der Herrscher sein Gewissen opfern möge, um Großes auszuführen, so zeigt Shakespeare solche Gewissensopferer, wie Richard III., wie Macbeth, selbst als die Opfer ihrer Gewissenlosigkeit; der freie Mensch ist sein eigener Priester und Richter. Auf diese Art hat das englische Drama seinen großen Vorzug im Echttragischen, während die Spanier durch die Lebensfülle und den romantischen Reiz ihrer Lust- und Schauspiele den Preis davon tragen; und wohl auch deshalb lieben die Spanier den glücklichen Ausgang, weil ihnen der Kampf des freien Geistes mit der Satzung und seine Erhebung über dieselbe auch in Leid und Untergang versagt blieb. Die Unterwerfung unter das Herkömmliche, unter die Ueberlieferung aber beleidigt uns weniger, wenn sie dem Menschen doch zum Guten ausschlägt.

Spanier wie Engländer haben mit stolzem Nationalgefühl die Geschichte ihres Volkes, die Helden der Sage wie die wirklichen Ereignisse auf die Bühne gebracht, namentlich ist auch hier Lope von erstaunlicher Fruchtbarkeit; aber der Vorzug der Engländer liegt darin, daß ein Dutzend von Meisterwerken den Aufgang ihres staatlichen Lebens geschildert hat, indem Shakespeare Naturkraft und volksthümliche Frische mit der künstlerischen Bildung vereinigte. Bei den Spaniern fällt Beides in der Art doch auseinander, daß Lope de Vega in der übersprudelnden Fülle seiner Productionskraft die meisten Stücke nur improvisirend hinwarf und nur wenige künstlerisch vollendete, bei Calderon die regelrechte künstlerische Durchbildung gar oft die Stubenluft des Salons oder den Weihrauch der Kirche statt der duftigen Frische der Natur uns bietet, durch die Lope namentlich auch in der Darstellung des Landlebens erquickt. Ihm gegenüber verfällt Calderon nur zu oft in gekünstelte Zierlichkeit der Sprache wie in schablonenhaft berechnete Planmäßigkeit in der Führung der Handlung. Er ist der Kunstdichter neben Lope, dem Volksdichter, Shakespeare ist Beides vereint. Das sah auch Goethe, als er schrieb: „Shakespeare reicht uns die volle reife Traube vom Stock; wir mögen sie nun beliebig Beere für Beere genießen, sie auspressen, keltern, als Most, als gegorenen Wein kosten oder schlürfen; auf jede Weise sind wir erquickt. Be Calderon dagegen ist dem Zuschauer, dessen Wahl und Wollen nichts überlassen; wir empfangen abgezogenen, höchst rectificirten Weingeist, mit mancherlei Spezereien geschärft, mit Süßigkeiten gemildert; wir müssen den Trank einnehmen, wie er ist, als schmackhaftes köstliches Reizmittel, oder ihn abweisen". Goethe nennt es den größten Lebensvortheil Shakespeares, daß er als Protestant geboren und erzogen worden; darum habe er nie das Absurde vergöttern müssen, und erscheine überall als Mensch, mit Menschlichem vollkommen vertraut, Wahn und

Digitized by Google

Aberglauben tief unter ihm, während bei Calderon so oft der Stoff beleidige, wo die Behandlung entzücke.

Wenden wir uns zu näherer Veranschaulichung zu zwei berühmten Werken der spanischen und englischen Bühne, die man als die Tragödien der Eifersucht zu bezeichnen pflegt, zu Calderons Arzt seiner Ehre und zu Shakespeares Othello. Die wahre Ehe beruht auf Vertrauen und Treue; die Liebenden, die sich einander ganz hingegeben, sind Beide zu fordern berechtigt und werden in ihrem tiefsten Sein verletzt, wenn solche gebrochen werden. Das Tragische kann hier eintreten, wenn der Gatte, durch Mißverständnisse veranlaßt, an der Geliebten zu zweifeln beginnt und in der gährenden, quälenden Unruhe des erschütterten Gemüths gerade das, was ihn beschwichtigen sollte, für überzeugende Beweise der Schuld nimmt und sich zur Rache berechtigt, ja vom sittlichen Geiste zum Richteramte berufen glaubt, während er im verblendenden Wahne der Leidenschaft sich selbst sein schönstes Lebensglück zerstört. Im Bruch der Treue ist Beides, die Liebe des Mannes nach innen, die Ehre nach außen, tödtlich getroffen. Shakespeare, der Germane, hat vornehmlich die Innerlichkeit betont, die Spanier, der erfindende Lope wie der durchbildende Calderon vornehmlich das Aeußere hervorgehoben; das liegt schon im Titel des spanischen Werkes. Die Ehre ist das berechtigte Selbstgefühl der Menschenwürde, die auch von Andern ihre Anerkennung verlangt und dafür Unehrenhaftes weder thun noch dulden mag; aber dies allgemein Menschliche ist bei den Spaniern in einem Codex von Anstandsregeln festgestellt worden, die dem Edelmanne vorschreiben, was er in der Gesellschaft zu thun, zu unterlassen und nicht zu ertragen hat. Da soll, wie es der Titel eines Calderonischen Lustspiels: „Fürst, Freund, Frau" bezeichnet, die Liebe der Freundschaft, diese der Vasallenpflicht untergeordnet sein, da soll auch nicht einmal der Schein des Unehrenhaften geduldet werden; und gerade daß der Schein vor dem Wesen betont und, um den Schein zu wahren, beide Gatten schuldig werden, das ist es, was dem spanischen Werke bei aller Trefflichkeit doch eigentlich seine Weltgiltigkeit raubt. Das örtlich und zeitlich Conventionelle der Satzung steht an der Stelle der ewigen, ungeschriebenen Gesetze des Herzens und Gewissens. Dem Engländer bestimmt das eigne Wissen und Gewissen sein Thun und Lassen; der Spanier bindet sein Denken und Wollen an die Meinung Anderer, an Standesvorurtheile. Wir verkennen nicht, daß die Menschheit, indem sie aus den mittelalterlichen Banden heraustrat, grade für die Selbständigkeit der Individualitäten einer Zügelung bedurfte und daß, ähnlich wie das klassische Alterthum für die Phantasie, so die gesellschaftliche Sitte für das Leben heilsam war, und Rabelais sagt sehr schön: „Edle Menschen, in guter Gesellschaft aufgewachsen, haben schon von Natur einen Sporn und Anreiz zum Guten und Rechten, einen Zügel gegen das Laster, den sie Ehre nennen", — nur daß diese Innerlichkeit des Ehrgefühls, wie einst das Liebesgefühl und seine Entwicklung bei den Troubadours, jetzt in Spanien ganz conventionell geregelt ward. Da sagt denn Lope einmal in einem seiner feinsten Lustspiele (der Gärtnerhund), in welchem er den Kampf der Liebe mit der Standesehre im Herzen einer Gräfin

Digitized by Google

schildert: „Fluch der Ehre! Schreckliche Erfindung der Menschen, Du hebst die Gesetze der Natur auf, und ich weiß nicht, ob dein Zaum so heilsam, so gerecht ist, wie man behauptet. Wehe dem, der dich erfunden!“ Calderon hat das bekanntlich im Maler seiner Schande wiederholt:

„Daß die Ehre mir zerronnen,
Ist der Schmähruf, den ich höre;
Darum Fluch Dem, der der Ehre
Qualgesetz zuerst ersonnen!
Er, ein kalter Machtgebieter,
Hat die Ehre nie erkannt,
Drum nicht eigne, — fremde Hand
Wählt er zu der Ehre Hüter;
Hat sie Fremden übergeben
Und den Qualspruch festgesetzt:
Dem nicht Schande, der verletzt.
Der Verletzte soll erbeben!
Ob die Ehre nicht alsdann
Jedes Buben Beute wäre?
Darum Fluch Dem, der der Ehre
Qualgesetz zuerst ersann!“

Beide große Dichter haben es gewußt, die Möglichkeit muß vorhanden sein, daß der Glaube an das Weib in der Seele des Mannes wankend wird. Don Gutierre und Donna Mencia haben Beide vor ihrer Ehe geliebt, ihr hat früher der Infant, der Bruder des Königs gehuldigt, er war mit Leonore verlobt, hat sie aber verstoßen, als er bei nächtlicher Weile einen Mann von dem Balcon ihres Hauses herabsteigen sah. Er fragte dabei nicht, ob sie sein Vertrauen getäuscht, ihm genügt der Schein, seine Braut soll eben auch scheinen, was sie ist, sie soll auch zum Argwohn keinen Anlaß geben, und so hat er sich um Mencia beworben, die ihm vom Vater vermählt wird, während der Infant fern ist. Shakespeare läßt seinen Othello von Desdemona sagen:

Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand,
Ich liebte sie um ihres Mitleids willen.

Es sind Beide offene, edle Naturen, aber sein Wesen ist Heldenkraft, das ihre Milde. In ruhigem Bestand der Ehe würden sie sich in einander einleben und einander völlig verstehen lernen; noch aber fehlt ihr das volle Verständniß für die dämonischen Gewalten, die er gebändigt, über die er gerade durch die Aufnahme ihres holden Wesens in sein Gemüth Herr geworden, die aber chaotisch wieder hervorbrechen werden, wenn er an ihr irre wird, und ebenso hat er in seiner kriegerischen Männlichkeit keinen Sinn dafür, daß ihr schweigendes Dulden keine Folge der Schuld, sondern nur das Ergebniß hingebender Liebe ist, die Alles trägt. Daß Othello aus Lust am Abenteuer sie entführt und so den Frieden des elterlichen Hauses bricht, ist kein guter Anfang, um das eigene sicher zu begründen, und berechtigt ihren Vater zu dem verhängnißvollen Wort.

Acht' auf sie, Mohr, mit immer wachen Blicken;
Denn wie den Vater kann sie dich berücken!

Digitized by Google

Ulrici hat es getadelt, daß der Intrigue in unserer Tragödie zu viel Spielraum gewährt sei, daß nicht aus den Charakteren selbst und aus der Lage der Dinge das Tragische hervorgehe, wie in Shakespeares anderen großen Dramen, sondern daß Jago mit teuflischer List und Tücke den Samen des Verderbens ausstreue, die verzehrende Flamme errege und schüre. Allerdings ist die Tragödie dadurch zur furchtbarsten, aber auch um so dramatischer geworden; denn Jago nennt sich ja selbst einen Schergen des Schicksals und zeigt uns, wie er nur entbindet, was in den Umständen liegt und Jeder darin finden kann. Er ist von Othello zurückgesetzt und beschließt darum, sich zu rächen und alle Anderen seine Ueberlegenheit fühlen zu lassen. Sein scharfer kritischer Verstand wird ihm zum Dämon, indem er im Dienste der Selbstsucht für Andere und zuletzt für ihn zersetzend und vernichtend wirkt. So stehen nicht die Umstände im Vordergrund, sondern der Wille, der Charakter des Gegners wird das treibende Motiv, und Jago selbst wird durch die auch ihn erschreckende Leidenschaftlichkeit des gewaltigen Helden weiter getrieben, als er wollte, bis er sich selbst in dem Netze fängt, das er gestellt. Im spanischen Drama sehen wir dagegen die Umstände, die Verhältnisse, das ungewollte Zusammentreffen von Ereignissen, kurz das Begebenheitliche, die Situation vorwalten.

Eine poetische Situation eröffnet sogleich das Stück. Die neuvermählte Mencia sieht an ihrem Landhaus Reiter vorübersprengen, einer stürzt mit dem Pferd, wird ohnmächtig hereingetragen, und sie erkennt in ihm den heimgekehrten Geliebten, der, unter ihrer pflegenden Hand erwachend, von ihrer Liebe beglückt zu werden hofft, während sie ihm ihre Pflicht und Ehre entgegenhält. Als der Infant ihr Haus verlassen, ruft sein Vasallenthum auch ihren Gemahl nach dem nahen Sevilla an den Hof des Königs. Sie hat ihm von der Bewegung des Gemüths, von der Beziehung zum Infanten nichts gesagt, gedenkt vielmehr neckend Leonoreus und er erwidert ihr mit dem stereotypen Bilde der spanischen Liebhaber, wenn sie eine neue Geliebte der alten vorziehen: Der Stern verschwindet vor der Sonne:

Gestern war der Mond mir schön,
Da die Sonn' ich nicht gesehn.
Heute, da ich sie verehre,
Könnt' ich da des Tages Ehre
Wohl der Nacht noch zugestehn?
Höre mich, Mencia, ganz:
Durch die Nacht mit süßem Schein
Glänzt ein Sternbild, hell und rein,
Und sein goldner Strahlenkranz
Hellt mit mildem, sanftem Glanz
Weit den Himmel; — doch da gehet
Auf das Tagsgestirn, verwehet
Ist sein Licht, todt seine Wonne;
Denn kein Stern der Nacht bestehet
Vor dem Meer des Lichts, der Sonne.
Wend' ich dieses an, so war
Jener Stern, der mich gezogen,

Digitized by Google

Hell von Glanz und wunderbar
Wohl am nächt'gen Himmelsbogen,
— Ja — ich war dem Stern gewogen;
Da bist du im goldnen Prangen
Deiner Strahlen aufgegangen,
Und er sank hinab zur Fluth,
Denn ein Stern weckt das Verlangen
Nur, so lang die Sonne ruht.

Am Hof des Königs ist Leonore bereits als Klägerin gegen Don Gutierre aufgetreten, der ihre Ehre durch den Bruch der Verlobung gekränkt habe, als dieser selbst erscheint. Hinter einem Vorhang hört sie, wie er sich damit rechtfertigt, daß er einen Mann bei nächtlicher Weile von ihrem Balcon habe steigen sehen. Don Arias, der Freund und Begleiter des Infanten, erklärt sofort, daß er dies gewesen und seine bei Leonoren weilende jüngstverstorbene Braut besucht habe. Leonoren zu vertheidigen greift er nach dem Schwert, und da Don Gutierre dies gleichfalls thut, läßt der König Beide verhaften. Abends im Garten wartet Mencia auf die Rückkehr des Gemahls, während der Infant sich bereits eingeschlichen und im Gebüsch verborgen hat und hervortritt, als Mencia unter Liedern ihrer Zofen entschlummert ist. Er erweckt die Geliebte, die sofort ihm sein Erkühnen gegen ihre und Don Gutierres Ehre verweist, aber unter der Macht, die er über ihr Herz übt, voll Todesahnung erbebt. Doch heißt sie ihn bei Don Gutierres Ankunft in ihr Gartenzimmer flüchten. Der Wächter hat Don Gutierre auf sein Wort für die Nacht entlassen, und dieser ist in Liebessehnsucht zur Gattin geeilt.

Sie antwortet:

Instrumente, hört ich sagen,
In der Saiten Stimmung gleich,
Theilen durch der Echo Reich
Mit sich ihre süßen Klagen.
In dem einen angeschlagen,
Tönt das Lied im andern nach,
Klagt, was dort die Sehnsucht sprach;
Das hab' ich an mir erkundet,
Da, was dort dein Sein verwundet,
Hier mein zitternd Leben brach.

Und doch lebt ein anderer Mann in ihrem Herzen, wenn sie auch geglaubt haben mochte, daß die Achtung vor dem edelstolzen Gemahl jene frühere Neigung zurückgedrängt habe. Dann geht sie in ihr Zimmer, erhebt selbst den Schreckensruf, ein Mann sei dort, läßt aber absichtlich das Licht fallen, damit der Infant entrinnen kann. So täuscht sie, um den Schein zu wahren, den Gemahl. Sie ist nahe daran, sich zu verrathen, als Don Gutierre den Dolch findet und aufhebt, der dem Infanten entfallen war, indem sie glaubt, er wolle das Eisen gegen sie zücken. Der scheidende Gatte spricht ahnungsvoll das düstre Wort:

Ehre, sehn wir uns allein,
Viel zu sprechen bleibt uns Zwein!

Am andern Morgen gewährt der König dem Infanten die Befreiung der beiden Granden, die nun Freunde sein sollen. Während sie vor dem

Digitized by Google

Infanten stehen, heften sich Gutierres Augen auf dessen Schwert, es gleicht dem Dolch, den er gefunden; sein Blick bleibt haften, während er mechanisch Don Arias umarmt, und als der Prinz sagt, wer von Beiden noch ferner hadere, der sei sein Feind, ergeht er sich in düsterem Brüten über diesen Feind. Und als er dann allein ist, giebt er dem Schmerze bis zu Thränen Raum, sammelt sich aber dann zur Erwägung der Sachlage, zum Kampf des Verstandes mit der Leidenschaftlichkeit. Hat doch Mencia selbst gerufen, daß ein Mann im Zimmer sei! Und kann das Licht nicht zufällig erloschen sein, kann ihn nicht die Aehnlichkeit des Dolchs mit dem Schwerte getäuscht, kann nicht ein Anderer den Dolch verloren, ja wenn der Infant es war, kann nicht eine bestochene Zofe ihn ohne das Wissen seiner Gattin eingelassen haben? Doch wenn auch die Sonne von den Wolken nicht ausgelöscht wird, verdunkelt ist sie, und so liegt ein Schatten auf Mencia, ein böser Schein, der schon die Ehre erkranken läßt. Gutierre will zunächst seinen Kummer schweigend tragen und Mencia prüfen, wieder zur Nachtzeit unerwartet in seinem Hause eintreffen. Sein Herz zuckt krampfhaft, als er das Wort Eifersucht ausspricht. Hat er Ursache dazu, so ist er entschlossen, als Mann von Ehre die Krankheit zu heilen. Im Dunkel und Schweigen der Nacht überspringt er die Mauer seines Gartens, gramerfüllt, und findet Mencia dort eingeschlafen, in aufdämmernder Freude, daß sie allein sei. Doch um sich völlig zu überzeugen, löscht er das Licht aus und spricht mit gedämpfter Stimme ihren Namen aus, glaubt bei ihren holden Worten, daß sie ihn erkannt habe und nur ihn im Herzen trage. Wie süß ist es ihm, so vom Argwohn enttäuscht zu werden! Da redet sie ihn Hoheit an und mahnt, sich nicht von Neuem der Gefahr auszusetzen. Aufgeschreckt weiß er nun, daß der Infant sie besucht hat, und zweifelt nicht, daß sie diesen wieder erwartet habe. Als durch das Herannahen der Zofe ein Geräusch entsteht, heißt sie ihn fliehen. Gutierre thut es; kommt aber nun bald als eben heimgekehrter Gemahl zurück.

Mein Gatte, o mein Heil, mein Glück, mein Ruhm!

begrüßt ihn Mencia, und auf seine Fragen, was sie gemacht, will sie eben zum Garten gekommen sein, wo ein Windzug das Licht ausgelöscht. Er versetzt:

Kalt fühl ich den Wind, in dem das Licht
Erlosch, die Luft durchstreichen,
Kömmt er herauf doch aus den finstern Reichen.
Nicht blos dem Lichte eben
Ist er verderblich, auch dem Menschenleben,
Und leicht in seinem Hauch
Erlosch der Funke deines Lebens auch.

Auch hier wieder eine hochpoetische Situation in überraschendem Wechselspiel der Empfindungen. Sie bemerkt, daß er doppelsinnig, eifersüchtig rede, und er erwidert, daß, wenn er dies je werden sollte, er dem Weibe das Herz aus dem Leibe reißen werde, sie aber sei ja sein Ruhm und Heiligthum. Aber Todesgrauen liegt über ihrer Seele, während er entschlossen ist, seine Schande mit Erde zu bedecken. Er klagt dem König seine Noth. Gegen den Prinzen kann er als Vasall seine Rache nicht wenden, und dem, der seine Ehre hochstellt,

Digitized by Google

ist schon der Verdacht unerträglich. Der König will ihn beschwichtigen, verborgen soll er ein Gespräch mit dem Infanten anhören; aber gerade hier rühmt der Infant sich seiner hoffenden Liebe. Der König hält ihm jenen Dolch vor, den Zeugen seiner Schuld, und indem der Infant denselben anfaßt, verwundet er unversehens den König, der sich mörderisch angefallen glaubt. Zu dessen Beruhigung will er in die Verbannung gehen. Don Gutierre aber will, daß die Nacht bedecke, was im Finstern geschehen; Mencia soll sterben, und man soll nicht wissen, ob er oder Gott gerichtet. Freilich möchte er, daß früher der Himmel über ihn zusammengestürzt wäre und der Blitz der Vernichtung seinen Schmerz verzehrt hätte, ehe er solch ein Ende solcher Liebe schauen müsse. Als Mencia von der Abreise des Infanten hört, fürchtet sie, daß das ihre Ehre verletze, weil man den Grund der Verbannung in sträflicher Liebe zu ihr sehen werde. Sie will ihm schreiben. Der heimkehrende Don Gutierre wendet sich forschend an Diener und Dienerin, deren Verwirrung und Bestürzung seinen Argwohn nur nähren kann, er sieht Mencia schreiben und entreißt ihr das Blatt, auf welchem sie den Infanten bittet zu bleiben. Sie sinkt in Ohnmacht. Er sieht darin das Bekenntniß ihrer Schuld und seiner Schande, und er schreibt auf das Blatt: Der Leib soll sterben, aber die Seele gerettet werden, und geht ab. Die Erwachende meint ihn noch zu sehen und bittet, sie mild zu richten, die keusch und rein sei, da fällt ihr Auge auf das Todesurtheil. Er sendet ihr den Beichtiger, er holt einen Arzt, den er nöthigt, ihr die Adern zu öffnen: dann will er sagen, ein Verband sei aufgegangen, sie habe sich verblutet. Damit Alles verborgen bleibe, damit kein Verdacht seinen Namen beflecke, als sei die Gattin ihm treulos geworden, will er den Arzt ermorden. Der Arzt entrinnt nach der That und stößt auf den König, der bei nächtlicher Weile die Stimmung des Volks zu erkunden, umherwandelte; er berichtet ihm das Geschehene, Mencia sei mit Betheurung ihrer Unschuld gestorben. Nun trifft auch Leonore ein, die dem Don Arias ihre Hand verweigert hat, weil es ja sonst aussähe, als ob er doch ihr Geliebter gewesen. Verborgen vor der Welt zu sein, geht sie früh zur Messe. Alle sind vor Don Gutierres Haus gelangt; der Arzt, der mit verbundenen Augen ein- und ausgeführt worden, hat es durch den Abdruck seiner blutbefleckten Hand bezeichnet. Innen ruft Don Guiterre wehe über den Tod seiner Gattin, die an schlecht verbundenem Aderlaß sich verblutet habe. Der König befiehlt ihm nun, Leonoren seine Hand zu reichen, ihr zur Sühne, ihm zum Trost. Anfangs bittet er, daß man ihn seinem Kummer überlasse, daß er, kaum dem Sturm entronnen, nicht von Neuem auf's Meer getrieben werde. In lebendiger Wechselrede wird uns noch einmal alles Geschehene vor die Seele gerufen, und bekennt Gutierre sich zu seiner That:

Gutierre.

Wenn ich jemals
Mich in solchem Falle sähe,
Daß ich wieder euren Bruder,
Herr, in meinem Haus entdeckte?

Digitized by Google

König.
Gönnet Raum nicht dem Verdacht.

Gutierre.
Und wenn hinter meinem Bette,
Nur gesetzt den Fall, ich wieder
Nun den Dolch des Prinzen sehe?

König.
Glaubt dann, daß es in der Welt
Sklaven giebt und feile Knechte,
Und vertrauet eurem Werthe!

Gutierre.
Den scheint man herabzusetzen,
Wenn ich stets umringt mein Haus
So wie Nacht bei Tage sehe.

König
Wendet euch zu mir!

Gutierre.
Und wann
Ich geklagt und mein Verderben
Wächst durch das, was ich da hörte?

König.
Dann könnt ihr zugleich vernehmen,
Eures Weibes Schönheit sei
Eine unbezwungne, feste,
Welche nie ein Sturm erschüttert.

Gutierre.
Und wenn ich, nach Hause kehrend,
Einen Brief nun finde, bittend
Den Infant, nicht fortzugehen?

König.
Für das Alles giebt's ein Heil.

Gutierre.
Kann dafür noch eins bestehen?

König.
Ja, Don Gutierre!

Gutierre.
Wie Herr?

König.
Selber lehrt ihr's.

Gutierre.
Ich?

König.
Man muß,
Eine Ader öffnend, helfen.

Gutierre.
Herr, was sagst du?

Digitized by Google

König.
Laßt mit neuer
Farbe euer Hausthor decken,
Wo man eine blutge Hand sieht!

Gutierre.
Jeder Handel, jed' Gewerbe
Stellt ein Schild auf seine Thüre,
Daß man, was es führt, erkenne;
Eine blutge Hand so male
Ich, dem Ehre sein Gewerbe,
Auf mein Thor hin, denn mit Blut
Wäscht sich die gekränkte Ehre.

König.
So reicht Leonor' die Hand;
Denn ich weiß, daß ihrem Werthe
Sie gebührt!

Gutierre.
Wohlan, es sei! (Zu Leonore.)
Doch bedenke, ich befleckte
Sie mit Blut.

Leonore.
Mir soll das nicht
Schrecklich sein, noch mich entsetzen!

Gutierre.
Wisse du, ich war der Arzt
Meiner Ehre, unvergessen
Bleibt die Kunst!

Leonore.
Wenn ich erkranke,
Heile du durch sie mein Leben!

Gutierre.
Wagst du's drauf, wol, so nimm
Hin die Hand!

Befremdet stehen wir bei diesem poetisch großartig durchgeführten Schluß. Der Mörder seines Weibes, das ihm die Ehe nicht gebrochen, erhält ohne Reue und Sühne für diese That auf des Königs Befehl die erste Geliebte zur Ehe, da bleibt für uns die poetische Gerechtigkeit aus. Gutierre wollte Fleckenlosigkeit vor der Welt, um dieser willen ist er zur Bluthat geschritten, ohne daß sein Gewissen ihn richtet, ohne daß er erkennt, um der Aeußerlichkeit willen ein ihm theures Leben vernichtet zu haben; dem Götzen des Scheins würde er von Neuem ein Opfer bringen, und solch ein Mord würde ihm zur Ehre angerechnet werden. Nach unserem Sinn müßten wir mit ihm einen Kampf gegen die herkömmliche Satzung durchleben, sein Seelenleid erfahren, wenn er um der Meinung der vornehmen Welt willen Mencia tödtet. Aus ihrem Tod müßte sich die Ueberzeugung von wahrer Ehre, von echter Treue in seinem Gemüth hervorbilden,

Digitized by Google

ihm zum Gericht und zur Sühne werden, wie denn auch der deutsche Bearbeiter West ihn durch Selbstmord enden ließ.

Nicht minder steht auch Mencia ganz unter der Herrschaft des Scheins. Um den Schein zu wahren, entzieht sie gleich Anfangs den Infanten den Augen ihres Gatten, indem sie fürchtet, daß er die Anwesenheit des Prinzen, selbst wenn sie ihn zurückgewiesen, nicht verzeihen werde. Daran geht sie tragisch zu Grunde; denn die Liebe, die Ehe fordert vor allem Vertrauen und Wahrheit. Und wieder um den Schein zu retten, heißt sie den Prinzen bleiben und giebt damit dem Gemahl den scheinsamen Beweis ihres Einverständnisses mit Jenem. Des Ehebruchs ist sie nicht schuldig, im Conflict zwischen der früheren Neigung und der gegenwärtigen Pflicht hat die Letztere gesiegt; aber sie hat der Aufrichtigkeit, der Wahrhaftigkeit gegenüber dem Gatten ermangelt.

Beide Charaktere wie überhaupt die Anderen alle sind ohne nähere Individualisirung gezeichnet. Spanier und Spanierin der vornehmen Welt, ritterlichen Sinnes, edler Bildung und freier Sitte stehen vor uns, und Don Gutierre weiß das Decorum besser zu wahren als Othello, der nach Desdemona schlägt und vor unseren Augen in Ohnmacht fällt, dessen Charakter aber von Shakespeare bewundernswürdig tief und gründlich angelegt und reich ausgestattet ist. Satt des ehrenstolzen Castilianers steht der heißblütige Afrikaner vor uns, der Soldat, der unter Abenteuern aufgewachsen, in Thaten und Leiden gereift, sich selbst und Andere beherrschen gelernt und endlich in der Liebe Desdemonas den Frieden der Seele gefunden hat, innigen Gemüths, arglos, aber auch leichtgläubig, phantasievoll, aber auch die Beute seiner Einbildungskraft und ihrer Lust und Qual. So steht er vor uns, ein Held im ächten Sinne des Wortes. Durch die Zurücksetzung Jagos, durch die Entführung Desdemonas hat er sich auf vulkanischen Boden gestellt, und läßt nun der Dichter den Gegner ganz von fern durch hingeworfene Andeutungen in jener unnachahmlichen Unterredung ihm das Gift in die Seele träufeln. Othello ist ein Mann der echten Ehre, der im Gefühl des Werthes auf seine Würde, auf die Achtung der Welt als Feldherr hält und halten muß. So sieht auch er im Verlust der Ehre den Zusammenbruch seines Lebens:

Fahr wohl, du wallender Helmbusch, stolzer Krieg,
Der Ehrgeiz macht zur Tugend! O fahr wohl!
Fahr wohl, mein wiehernd Roß und schmetternd Erz,
Muthschwellnde Trommel, muntrer Pfeifenklang,
Du königlich Panier und aller Glanz,
Pracht, Pomp und Rüstung des glorreichen Kriegs!
Fahrt wohl! Othellos Tagwerk ist gethan!

Aber die Liebe steht bei ihm im Vordergrund; durch sie hat er Ruhe und Glück gefunden, und so könnte er Noth und Schmach geduldig tragen, er könnte es tragen, der Zeit zum Hohne dazustehen. Er spricht es aus mit markdurchbebendem Seufzer o! o! und fährt dann fort:

Doch da, wo ich mein Herz als Schatz verwahrte, —
Wo ich muß leben oder gar nicht leben:

Digitized by Google

Der Quell, aus dem mein Leben strömen muß,
Sonst ganz versiegen — da vertrieben sein,
Oder ihn schaun als Sumpf für eklen Kröten
Begehn und Brüten, — da verfinstre dich,
Geduld, du junger, rosenwangiger Cherub!
Ja schau so grimmig als die Hölle!

Als er den Freund Cassio des Ehebruchs schuldig glaubt, da ist dessen Tod beschlossene Sache, den Sündigen soll seine Rache treffen, während Don Gutierre dem fürstlichen Friedensstörer gegenüber als Vasall nichts unternimmt. Othello bedient sich keiner conventionellen Phrase, er greift für das Ungeheure nach einem unerhörten Bilde.

So wie des Pontus Meer,
Deß eisger Strom und fortgewälzte Fluth
Nie rückwärts ebben mag, nein, unaufhaltsam
In den Propontis rollt und Hellespont:
So soll mein blut'ger Sinn in wüthgem Gang
Nie umschaun, noch zur sanften Liebe ebben,
Bis eine vollgenügend weite Rache
Ihn ganz verschlang.

Beweise, die ihm zwingend dünken, erschüttern ihn auf das Furchtbarste, er leidet selbst das tiefste Weh und richtet sich aus demselben durch den Gedanken auf, daß er das Richteramt vollziehen müsse.

Die Sache wills! Die Sache wills!
Laßt sie mich euch nicht nennen, keusche Sterne!
Die Sache wills!

Desdemona soll sterben, ihr Leib soll nicht ferner durch die Sünde befleckt werden, er will ihre Seele retten. Nicht vornehm kalt läßt er einen geheimen Mord vollziehen; weinend steht er am Lager Desdemona's, er küßt sie, ehe er sie tödtet, um die Getödtete, Entsühnte lieben zu können. Sein Schmerz ist wie der des Himmels, strafend, wo er liebt. Und wie die That geschehen ist, meint er, es müßt' ein groß Verfinstern sein an Sonn' und Mond und die Erde erbeben. Und wie nun nach einander das Truggewebe zerreißt, das um ihn gesponnen war, da leidet er die Pein der Hölle und ruft die Teufel, ihn in den Schlünden flüß'ger Gluth zu waschen, und dann richtet er sich auf in dem Bekenntniß, daß er ein ehrenvoller Mörder war, dem nicht Haß, sondern Liebe die Hand geführt und treu dem sittlichen Geiste, dessen Gebot er an Desdemona zu vollstrecken glaubte, richtet er sich selbst, den letzten Kuß auf Desdemonas Lippen drückend. Seine Thräne ist heilungskräftiger Balsam geworden. Gerade hier hat Shakespeare die Novelle, die ihm vorlag, umgebildet. Dort läßt Othello sein Weib durch den Fähnrich ermorden, sucht die Ursache ihres Todes zu verbergen, leugnet auf der Folter, wird aus Venedig verbannt und durch Desdemonas Verwandte erschlagen, — ein Ausgang, der für uns eben so unbefriedigend ist wie der Schluß der spanischen Tragödie, während wir bei Shakespeare sehen, wie auch der Edle vor Verirrung, vor Tücke, vor dem Ausbruch der Leidenschaft zu entsetzlicher That nicht sicher ist, aber der sittliche Geist über alle Verwirrung und allen Jammer dennoch triumphirt und dadurch die Seele über den Untergang erhebt.

Digitized by Google

Desdemona ist als schöne Seele in der Einfachheit weiblicher Natur nicht so vielseitig ausgestattet wie Othello. Sie hat nicht kämpfen müssen, wie er, um zum Frieden zu gelangen, den sie in reinem Gemüthe trägt. Ganz hingebende Liebe, folgt sie ihm arglos in das Abenteuer der Entführung, und eben so arglos reizt sie ihn durch ihr Bitten für Cassio. Keine andere Neigung lebt in ihr. Sie hat nicht wie Mencia vor dem Gemahl etwas zu verbergen, und wenn auch sie einmal der Aufrichtigkeit ermangelt, da er nach dem Tuche fragt, das sie verloren, als sie nur mit dem Gemahl beschäftigt war, so thut sie es, weil sie ihn beschwichtigen, nicht reizen möchte. Auch ihr ist, wie ihrem Othello, die Arglosigkeit gefahrvoll; wie wir früher angedeutet, ohne ihn völlig zu verstehen, bringt sie ihn zur Verzweiflung, wo sie begütigen will; aber wenn nun das schwere Geschick über sie kommt, so entfaltet sich die ganze Herrlichkeit ihrer Natur; in der stillen Wehmuth des Duldens offenbart sie, was ein liebendes Weib in schweigender Hingebung tragen kann. So vollendet und verklärt sich gerade in Leid und Tod auf rührend schöne Weise ihr eigenthümliches Wesen. Sie sühnt jene frühere Unwahrheit gegen Othello mit dem edlen Worte, das die Schuld von ihm wegnehmen soll, indem sie selbst sich als die Urheberin ihres Todes bezeichnet und ihren lieben Herrn grüßen läßt. So ist Shakespeares Größe dem Spanier gegenüber in der Darstellung sittlicher, allgemein giltiger Wahrheit und in der Poesie der Charaktere klar. Die Mannigfaltigkeit der Vorgänge ist größer im Othello, so hoch der Arzt seiner Ehre durch den Glanz seiner Situationen steht. Dem Komischen ist in beiden Stücken nur wenig Raum gegeben. Wir wissen es Shakespeare Dank, daß er den Narren nur in einer kurzen Scene auftreten läßt, während der Bediente durch Calderons Stück ein frostiger Lustigmacher ist, der uns so wenig wie den König zum Lachen bringt. Eine komische Wirkung hat bei Shakespeare die Art und Weise, wie Jago mit Rodrigo umgeht; aber dem geschieht sein Recht, und Jago erhält wie durch seine Tapferkeit und seinen soldatischen Ton, so durch diesen derben Humor eine positive Grundlage für das Negative, Boshafte in seinem Charakter. Dieser tritt sogleich in der Exposition als das treibende Element im Drama hervor und versetzt uns mit einem Schlag in eine spannende Handlung hinein.

Ulrici hat bereits darauf aufmerksam gemacht, daß man den Othello zu eng faßt, wenn man das Gedicht die Tragödie der Eifersucht nennt. Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft. Nach dieser bekannten witzigen Definition Schleiermachers eignet sich dies selbstquälerische Suchen wo nichts zu finden ist, mehr für die Komödie; denn wo wirklicher Grund vorhanden ist, da hört der Spaß auf. Othello sucht nicht, es wird ihm vorgehalten, was ihn außer sich bringen muß, der von der Schuld Ueberzeugte ist nicht mehr eifersüchtig; und so werden wir besser sagen: der Arzt seiner Ehre würde die Tragödie der äußerlichen Ehre sein, wenn der Ausgang tragisch wäre; so ist er nur ein großartiges, kunstvolles Schauspiel zur Verherrlichung eines falschen Begriffs. Dagegen hat Ulrici die eheliche Liebe und Treue in ihrem ewigen sittlichen Gehalt als die ideelle Basis der ganzen dramatischen Entwicklung und als



Digitized by Google

das Centrum der dargestellten Lebensansicht bei Shakespeare bezeichnet. Ich habe mich (Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung IV, 506) ihm angeschlossen und in meiner Weise die Einheit der Idee in der Mannigfaltigkeit der Charaktere und der vielverflochtenen Handlung bezeichnet. Auch die volle echte Ehe, Othellos und Desdemonas Lebensglück und Lebenskraft, dies hohe Gut, herausgerissen aus dem organischen Zusammenhange des Ganzen einer ethischen Weltordnung, in Widerspruch gesetzt mit anderen geistigen Mächten und durch Irrthum und Verblendung verwüstet, verwandelt sich in Unheil, läßt aber doch die edlen Seelen aus der Nacht sich an's Licht herauswinden und, durch das tragische Pathos geläutert, sich über das Irdische erheben. Keine menschliche Größe ist vor dem Sturze sicher, kein Gut unantastbar; aber wie auch Menschenwitz und Menschentrug die Besten verwirren und zu Falle bringen, den inneren Seelenadel, die aus Reue und Buße wiedergeborene Geisteskraft, vermögen sie nicht zu rauben. Jago und Emilia gehen durch einander zu Grunde, weil sie in einer Scheinehe ohne innere Weihe und Liebe leben; Rodrigo, weil er in gemeiner Sinneslust eine echte Ehe brechen und Desdemona entführen will; der alte Brabantio, weil er das Recht des Herzens in der Liebe verkannt; Bianca hat sich durch ihre, die eheliche Gebundenheit verachtende Ausschweifung des ehelichen Glückes unwürdig gemacht, und sein Verhältniß mit ihr verwickelt Cassio in das tragische Verhängniß, das ihn wenigstens streift. So ist die Idee der Ehe die Schicksalsmacht im Drama.

In neuerer Zeit will wie die Goethephilologie so auch die Shakespearephilologie in manchem ihrer Vertreter und Lobredner hochmüthig sich nicht blos für einen großen Fortschritt ausgeben, sondern sich als das höher, ja wohl gar allein Berechtigte erheben über die philosophische und specifisch ästhetische Betrachtung, welche nach dem Wahrheitsgehalt der Dichtungen und nach dem Maaß ihrer künstlerischen Vollendung fragt, die Ideen auslegend klar macht, welche der Dichter im Stoff geschaut oder ausgeprägt, und zeigt, wie sie die organisirenden Seelen der Werke sind. Wir wollen der Kleinkrämerei der Seminararbeiten, welche die äußere Entstehungsgeschichte der Dichtungen in den Vordergrund stellt, die Lesarten vergleicht und ihre rechte Wonne hat, wenn sie ähnliche Beiwörter, ja ähnliche Sätze in den anakreontischen Spielereien von Gleim und seinen Genossen wie in den innigsten Herzensergüssen Goethes findet, oder wenn sie uns des Breiteren darlegt, woran nie ein Mensch gezweifelt, daß z. B. die Theaterbearbeitung des Götz keine poetische Vervollkommnung sei, oder wenn sie gar in einer, oft leider nicht verlorenen Handschrift noch das Ungenügende, Unreife finden und veröffentlichen kann, das der Dichter vor der Herausgabe ausgestrichen und verbessert hat, — wir wollen ihr weder ihre Freude stören, noch ihre Berechtigung versagen. Aber auch wir werden uns die Wissenschaftlichkeit nicht absprechen lassen, wenn wir unserer Fahne treu bleiben, uns mehr an die Meisterwerke als an die Nebenarbeiten, mehr an den Geist als an den Buchstaben, mehr an den Kern als an die Schale halten.

Digitized by Google

# Socialpolitiſche Reiſeſkizzen aus Schottland.

Von

**Franz von Holtzendorff.**

— München. —

## VII.

Edinburgh, 12. October 1881.

Den Beſchluß des geſtrigen Tages machte eine „Converſazione“. Der italieniſche Name dieſer Unterhaltung ſcheint auf einen fremdländiſchen, vielleicht gar ſüdlichen Urſprung der Sache ſelbſt hinzuweiſen. Ich habe nicht erfahren können, ſeit welcher Zeit in England ſolche Abendgeſellſchaften üblich geworden ſind. Der Typus der deutſchen Abendgeſellſchaften iſt bei feierlichen Gelegenheiten ein vierfach verſchiedener: Tanzen, Sitzen, Stehen oder Quetſchen. Mir ſcheint, daß der Typus der „Converſazionen“, der freien Bewegung in großen, gut gelüfteten, und nicht überheizten Räumlichkeiten unter den Veranſtaltungen des öffentlichen geſellſchaftlichen Verkehrs alle mögliche Begünſtigung verdient. Keine Form der Geſelligkeit dient ſo ſehr dem Zwecke, die Berührung und Miſchung unter Einheimiſchen und Fremden zu erleichtern.

Unſere Gaſtgeberin war die Stadt Edinburgh, vertreten durch ihren Bürgermeiſter, der den Titel Lord Provoſt führt, durch ihre „Magiſtrates“ und den Stadtrath. Die geräumigen Säle des Muſeums für Wiſſenſchaften und Künſte glänzten, in feſtlicher Weiſe erleuchtet. Den vorhandenen Beleuchtungsmitteln waren außerordentliche Hilfskräfte in Geſtalt von zwölf großen elektriſchen Flammen hinzugefügt worden. Unter all den Inſignien der modernen Geſellſchaft, ſchwarzen Anzügen, rothen Militäruniformen, geiſtlichen Amtsröcken und buntem Frauenſchmucke fehlte es nicht an einigen Ueberbleibſeln des Mittelalters: Der Lord Provoſt und ſeine Stadtbeamten im alterthümlichen Talar an der Eingangspforte harrend, Schwert und Keulen tragende Pedelle in ſeiner Nähe, altmodiſche Hellebardiere hinter ihm vertheilt. Im Ganzen verlief das Feſt ähnlich den Empfangsfeierlichkeiten, die im botaniſchen Garten ſtattgefunden hatten. Auch die muſikaliſche Bewirthung war faſt die gleiche. An Stelle des Pflanzenreiches traten jedoch als örtliche Umgebung diesmal die Werke des Kunſtfleißes und der Technik, der todten und anorganiſchen Natur.

Das Museum für Wissenschaften und Künste ist nach dem Muster von South Kensington erbaut, nachdem der Prinz-Gemahl am 23. October 1861 die Grundsteinlegung vollzogen hatte. Von den verschiedenen Naturaliensammlungen soll diejenige Abtheilung, die sich auf die Geologie Schottlands bezieht, von einzigartigem Werthe sein. Unter den Modellen der Technik ragen die Nachbildungen der schottischen Leuchtthürme nicht nur empor, sondern auch hervor. Ich bezweifle nicht, daß die Constructionen, die hier nachgebildet sind, zu den kühnsten der Welt gehören und die höchste, von Menschenhand geschaffene Widerstandskraft gegen den furchtbaren Anprall darstellen, den die schottischen Felsenküsten von den Furien des Sturmes und der Meeresbrandung auszuhalten haben. Einen nicht uninteressanten Bestandtheil des Museums, das man nach der Ausdrucksweise des Continents eher ein Gewerbemuseum und Naturaliencabinet nennen würde, bildet eine von Mr. Bragge als Leihgabe überlieferte Sammlung von Rauchwerkzeugen und Pfeifen aller Art. Von der Indianerpfeife nordamerikanischer Indianerstämme bis zur Pfeife des chinesischen Opiumrauchers, von dem Birkenmaser des Thüringer Bauers bis zu den Meerschaumspitzen eines Wiener Banquiers, von der rothen Thonpfeife des neapolitanischen Lazzarone, bis zu dem Nargileh eines türkischen Pascha, mag hier ziemlich Alles vertreten sein, wodurch die Dampfkraft der menschlichen Lippen auf die kleinen Maschinen übertragen wird, in denen so viel von dem mühsam gewonnenen Erwerbe des Arbeiters, von der Muße des Künstlers und Gelehrten weggeblasen wird. Erstaunlich ist es in Wirklichkeit, wie viel Erfindungsgabe in Mr. Bragges Sammlung zum Vorschein kommt. Daß so große Mannigfaltigkeit der Formen bei einer so einfachen Sache, wie der Pfeife eines Rauchers möglich sei, würde man kaum vermuthen, wenn man es nicht mit eigenen Augen sähe. Aber auch hier zeigt sich, daß der Schönheitssinn viel eher ein Naturgeschenk als ein Werk der modernen Zeit genannt werden könnte. Denn einige Indianergeräthe übertreffen an Zierlichkeit und Anmuth der Form die Gebilde der europäischen Civilisation durchaus und in jeder Hinsicht.

Von den Künsten der Indianer, die als Rauch bildende Künste eine für die Menschheit und die Staatsfinanzen so großartige Verbreitung gefunden haben, wende ich mich zu den Künsten, die dem Alterthum und Mittelalter entsprangen.

Der letzte Tag der Congreßarbeit gehört in seinem Hauptheile den schönen Künsten.

Anfangs fehlte dem Congreß eine besondere Abtheilung für die Besprechung der Kunstangelegenheiten. Später überzeugte man sich von der Nützlichkeit, ihnen einen Platz einzuräumen. So entstand diejenige Section, über die heute der Professor der Kunstgeschichte zu Oxford, Herr Richmond, den Vorsitz führte. Ihm war die Aufgabe zugefallen, den einleitenden Vortrag des Tages zu halten und dem Interesse der Anwesenden die Gegenstände vorzuführen, die der allgemeinen Aufmerksamkeit des großen Publikums besonders nachdrücklich anzuempfehlen waren.

Wie in der Politik, so giebt es auch in der Kunstpflege eine aristokratische Richtung des Mäcenatenthums und eine demokratische Richtung, der daran

Digitized by Google

gelegen ist, das Ideal des perikleischen Zeitalters oder der florentiner Renaissance in die breiten Schichten der modernen Gesellschaft zu verpflanzen. Aristokratische Geister nehmen daran Anstoß, wenn man es überhaupt der Mühe werth erachtet, die Ausbildung begabter Kunstjünger durch Kunstunterricht zu fördern, das Schöne durch Kunstausstellungen der Menge zugänglich zu machen, oder durch Kunstvereine und Verloosungen den Absatz von Kunstgegenständen zu erleichtern. Nach der Meinung vornehmer Kunstfreunde hat nur das Genie eine Daseinsberechtigung in der Menschheit. Die Kunst würde, wie man meint, erniedrigt werden, wenn man sie in Berührung zum Volke setzen wollte.

Ein Fremder möchte vermuthen, daß diese aristokratische Auffassungsweise dem Zuschnitte des englischen Lebens ganz vorzugsweise entsprechend sein müßte, würde aber mit dieser Annahme sehr irren. Zur Zeit ist die Gegenströmung in der öffentlichen Meinung an die Oberfläche getreten. Gerade die politisch herrschende Klasse fühlt in England lebhafter, als in manchen anderen Ländern die Verpflichtung, der Verwahrlosung des guten Geschmackes entgegenzuwirken. Den Ausgangspunkt dieser stets wachsenden Bewegung bezeichnete, wie oft genug hervorgehoben worden ist, die erste Londoner Industrie-Ausstellung und der Anstoß, den Prinz Albert dem englischen Volksgeiste gegeben hat. Beweggründe verschiedener Art sind den auf Hebung des Kunstsinnes gerichteten Bemühungen zu Hilfe gekommen: *Kirchliche* Interessen, denen es entspricht, den religiösen Motiven durch Kunstpflege zu Hilfe zu kommen und den alten Zusammenhang zwischen Cultus und Kunstübung wiederherzustellen; *sittliche* Interessen, insofern man glaubt, durch Veredlung des Geschmacks und der Volksvergnügungen der Barbarei entgegenzuwirken; *wirthschaftliche* Interessen, die danach trachten, der englischen Kunstindustrie einen hervorragenden Antheil am Weltmarkte zu sichern; *nationale* Interessen, die sich dadurch verletzt fühlen, daß England so oft den Vorwurf mangelnder Befähigung in Hinsicht auf die Aufgaben ästhetischer Cultur zu hören bekam. Es mag wahr sein, daß, von der kirchlichen Heuchelei abgesehen, nirgends so viel Heuchelei anzutreffen ist, wie unter den Bekennern der Kunstliebe, und es mag zugegeben werden, daß auch in England Kunstfrömmelei durch den guten Ton der Gesellschaft zahlreichen Menschen aufgenöthigt wird, die im Grunde ihres Herzens andern Neigungen huldigen und Angesichts klassischer Werke das Gähnen mühsam unterdrücken. Ist aber mit dieser Wahrnehmung die Behauptung widerlegt, daß die Kunst ihr Machtgebiet allmählig erweitere? Hat man nicht viel gewonnen, wenn der Barbar der Geschmacklosigkeit beginnt, sich vor der Oeffentlichkeit zu schämen, und wenn die Verbrecher gegen die Gesetze der Aesthetik sich vor der Verurtheilung durch die öffentliche Meinung fürchten? Wo der Kunstsinn nicht mehr als Naturgabe des Volkes unmittelbar aus dem Empfindungsleben entspringt, muß man da nicht zufrieden sein, wenn sich allmählich aus der Furcht vor gesellschaftlicher Rüge eine Angewöhnung an Musterbilder besten Geschmackes, aus der Gewöhnung an solche Vorbilder ein Verständniß für ihre Bedeutung und zuletzt, mindestens in kommenden Geschlechtern, die *Ehrfurcht* vor der Kunst entwickelt? Wenn man auf den Taschentüchern nordischer Bauern die Bilder großer Heerführer oder siegreicher Schlachten mit

Digitized by Google

einer praktischen Beziehung zu dem Geruchsorgan der Menschen dargestellt findet, fragt sich sicherlich Mancher, ob auf dem Boden der Kunstempfindungen nicht eine Art von Lynchjustiz zulässig sein sollte? Gilt es als Milderungsgrund, wenn ein Mensch im gerechten Zorn erschlagen wird, so sollte man es auch begreiflich finden, wenn gegen Ungeheuerlichkeiten der Geschmacksverirrung ein gewisser Zerstörungstrieb in Thätigkeit gesetzt wird.

Will man der Ausartung des Geschmacks entgegenwirken, so muß zunächst für die Beseitigung solcher Schaustellungen gesorgt werden, die geeignet sind, das Auge des Beschauers öffentlich zu beleidigen und allgemeines Aergerniß zu erregen. Mir scheint es durchaus einleuchtend, was ich von verschiedenen Seiten in Edinburgh als wünschenswerth bezeichnen hörte: die Nothwendigkeit einer Nachprüfung der in englischen Städten so zahlreich vorhandenen Monumente der Bildgießerei und Sculptur. Man fängt an, sich jener Herren zu schämen, die, auf Großvaterstühlen sitzend, ihre eisernen Arme dem vorübergehenden Publikum entgegenstrecken, als wollten sie ein Almosen erhaschen oder eine Petition um Aufnahme in ein Armenhaus überreichen. Erbarmungswürdige Gestalten, die nur deswegen zu sitzen scheinen, weil sie am Podagra leiden, oder nur deswegen stehen, weil kein Sessel zu haben war. Aber wohin mit den Mißgebilden der Plastik? Schwerlich läßt sich die historische Pietät davon überzeugen, daß das Recht der Lebenden stärkere Berücksichtigung verlangen darf als die den Todten gebührende Ehre.

Professor Richmond, in dessen heutigem Vortrage die demokratische Richtung der Kunstpflege sehr nachdrücklich vertreten wurde, dürfte vor einer Säuberung öffentlicher Plätze und vor lebenslänglicher Einsperrung kunstwidrig geformter Gestalten vielleicht nicht zurückschrecken, denn er befürwortete die Errichtung einer Schönheitspolizei in mannigfachen Richtungen. Ihre Aufgabe würde zum Beispiel auch darin bestehen, öffentliche Anzeigen an Mauern und Wänden zu überwachen.

Sicherlich sind gewerbliche Annoncen eine der verschiedenen Typen, in denen sich die Nationalität der Engländer und Amerikaner am deutlichsten dem Auge des Reisenden darstellt. Mancherlei ist davon in den Großstädten des Festlandes nachgeahmt worden. Aber dennoch muß man anerkennen, daß Engländer in der Ausnutzung der Oertlichkeiten für die Zwecke gewerblicher Anpreisung und in der Bethätigung industrieller Erfindungsgabe kaum irgendwo erreicht sind. In London, Liverpool, Manchester, Birmingham erstand an öffentlichen Fuhrwerken, an tragbaren Holzkästen, auf Wänden und an Schornsteinen ein Geschlecht von Buchstaben-Riesen, sei es durch den Druck, sei es durch eine al fresco betriebene Anstreicherei die „zum Himmel schreit". Alle Stimmungen des Menschen sind hierbei geschickt aus den örtlichen Umgebungen herausgelesen. Wer einen Eisenbahnzug auf großen Londoner Stationen oder ein Dampfboot im Hafen besteigt, findet pomphafte Anpreisungen eines Sargmagazins an den Wänden und daneben die Bedingungen einer Lebensversicherungs-Gesellschaft. An den langen Wänden der Provinzialbahnhöfe bekämpfen sich in verschieden gefärbter Uniformirung die Placate der Bierbrauer und Schnapserzeuger mit

Digitized by Google

der Armee der Mäßigkeitsannoncen. Die Märchenwelt ist in diesem industriellen Wettkampfe der Concurrenz wieder belebt. Während Zwerglettern in den Spalten der englischen Zeitungen den Verkehr des Gewerbetreibenden mit dem Publikum vermitteln, fechten Riesen ihre Kämpfe an den Hausgiebeln aus.

Künstlerische Interessen werden durch Illustration der Plakate in Mitleidenschaft gezogen. Dies geschieht um so häufiger, als die Erfahrung gelehrt hat, daß die Illustration eines der wirksamsten Mittel ist, um die Aufmerksamkeit des Publikums anzuziehen. Von den einfach gedruckten Annoncen gilt bereits, daß man den Wald vor lauter Bäumen, das heißt den Sinn der Sache vor lauter Buchstaben nicht mehr sieht. Was mich selbst anbelangt, so berechnete ich auf einem schottischen Bahnhof, auf dem ich eine halbe Stunde lang des durchgehenden Zuges harrte, daß die Kenntnißnahme von sämmtlichen auf Tafeln ausgehängten Placaten einen Zeitraum von mindestens zwölf Stunden beanspruchen würde.

Die Illustration der Placate wirkt, je mehr die schwarz gedruckten Anzeigen an Wirkung durch ihre Massenhaftigkeit einbüßen, nicht nur als Reizmittel der Neugier von industrieller Bedeutung, sondern gewinnt auch an Wichtigkeit für die Pflege des besseren Geschmacks. Durch ärgerliche und geschmacklose Bilder kann viel geschadet, durch geschickte Benutzung dargebotener Gelegenheiten mancherlei genützt werden.

Eben mit Beziehung auf solche Gewerbewandmalerei befürwortete Professor Richmond zweierlei: Erstens, die Einführung einer von Staats wegen gehandhabten Aufsicht, der es obliegen würde, in diesem Stücke dem Verbrechen der Geschmacksbeleidigung eben so entgegenzuwirken, wie das in Städten durch die Baupolizei bei unsymmetrischen Straßenbauten auf Kosten der Grundeigenthümer bereits geschieht, und außerdem zweitens die Bemühung gewandter Zeichner um Gewinnung eines im Interesse des guten Geschmacks zu handhabenden Einflusses auf die Einrichtungen des Placatwesens. Mit seinem Vorschlage einer Kunstcensur wird man sich in Großbritannien wahrscheinlich nicht befreunden, obgleich man auch in England einsieht, daß ungehinderte Publication und uneingeschränkte Preßfreiheit nur auf dem Boden des politischen Kampfes unter den Parteien und gegenüber der Staatsregierung nothwendig ist, während präventives Eingreifen durch vertrauenswürdige und verantwortliche Staatsorgane sehr wohl gerechtfertigt werden kann, wo es sich um den Schutz der öffentlichen Sittlichkeit handelt. Anders hingegen dürfte es sich mit dem Vorschlage verhalten, aus dem Annoncenwesen, soweit es auf Illustration beruht, ein Mittel der Geschmacksbildung zu schaffen. Es wäre gewiß, zumal in England, nicht undenkbar, daß eine Actiengesellschaft in vortheilhaftester Weise von künstlerisch gebildeten Kräften unterstützt, gewerbliche Zwecke mit ästhetischen Gesichtspunkten zu verknüpfen verstände.

Durch abgeschmackte Zeichnungen sind gegenwärtig nicht nur viele Bahnhöfe verunziert. Auch in der Tagespresse selbst wird das Auge des Beschauers oft genug beleidigt. Manche illustrirte Pennyblätter stiften großen Schaden. Professor Richmond erhob mit vollem Rechte Anklage gegen ein von ihm namentlich bezeichnetes Blatt: die Police News, ein Blatt, das im Holzschnitt

Digitized by Google

seinem Leserkreise den letzten und „neuesten Mord“ vorführt, rohe Scenen der Mißhandlung an Weibern und Missethaten anderer Art veranschaulicht. Nur zu oft sieht man auf den Straßen, wenn die Nummern solcher Blätter ausgeboten werden, sich Kinder zusammenthun, um den letzten Criminalfall zu beschauen und zu besprechen. Daß durch solche Praxis der „Preßfreiheit“ unermeßlicher Schaden gestiftet wird, läßt sich eben so wenig bestreiten wie die Unmöglichkeit, mittels besserer Preßerzeugnisse der krankhaften Neugier des Publikums eine veränderte Richtung zu geben. Gewiß hat es keinen Sinn, die Hinrichtung eines Mörders den Blicken der Menge zu entziehen und es geschehen zu lassen, daß durch noch viel scheußlichere Phantasiegebilde zum Zwecke der Speculation die Mordthat selber und die Hinrichtung hunderttausenden von Menschen veranschaulicht wird. An demselben Uebel einer verbrecherisch zu nennenden Litteraturgattung krankt freilich nicht blos England, sondern in noch viel höherem Maße Amerika und eine nicht geringe Anzahl continentaler Staaten, ohne daß in ihnen diejenigen Gegenwirkungen vorhanden wären, deren man sich zur Bekämpfung des schlechten Geschmackes in England bedient, wo es mehrere sehr gut illustrirte Volkszeitschriften giebt, von denen der „Workman“ und The Band of Hope Review genannt werden können.

Als kunstfeindliche Macht muß, außer dem niedrigen Entwicklungsstande der ästhetischen Bildung, auch das englische Klima angesehen werden. Jene Ungunst, welche die Witterungsverhältnisse in Mittel-Europa den Marmorwerken und der Wandmalerei erzeigen, steigert sich auf englischem Boden bei der großen Feuchtigkeit der Atmosphäre um ein Bedeutendes. Noch größer erscheint die zerstörende Macht des mit Kohlenstaub vermischten Nebels gegenüber den feineren Werken der Textilindustrie, den farbenreichen Stickereien des Orients, dem empfindlichen Colorit zahlreicher Gemälde. Nur ein Glaspanzer oder undurchdringlicher Verschluß sichert die Erhaltung derjenigen Stoffe, deren Farbe irgendwie durch atmosphärische Einflüsse bedroht ist. Nicht wenige Kunstfreunde sind der Ansicht, daß auch der natürliche Farbensinn der Bevölkerung im Umlauf der Jahrhunderte in gleichem Maße, wie der Glanz der Kunstwerke selbst, durch den Rauch gleichsam verdunkelt wird, der in den Städten die hellere Urfarbe aller Bauwerke nach kurzer Zeit mit schwarzer Kruste überzieht.

Um so anerkennenswürdiger ist es, wenn die im öffentlichen Leben leitenden Männer nicht den Muth verlieren, sondern in richtiger Erkenntniß aller Hindernisse zu noch größeren Anstrengungen auffordern, gleichzeitig aber auch diejenigen Gebiete genauer bestimmen, auf denen ernsthafte Bemühungen dauernden Erfolg versprechen. Was erreicht werden kann, zeigen die erstaunlichen Fortschritte der englischen Thonwaaren-Industrie, die es verstand, aus sorgfältigen Studien die Schönheiten der Formgebung und Farbe neu zu entwickeln und die Bewunderung der Italiener in so hohem Maße erregte, daß das Königreich Italien einen Sachverständigen in die englischen Productionsstätten entsandte. um die Erzeugung englischer Majoliken gründlich zu erforschen. Eben die Thatsache, daß die Thonwaarenindustrie, die aus

Digitized by Google

ihrer ältesten Heimath im Süden auswanderte und innerhalb des Volkes, dem man ein hohes Maß künstlerischer Naturbegabung nachrühmt, verfiel, seit zwanzig Jahren im Norden zu neuer Blüthe gedeihen konnte, obwohl die natürlichen Verhältnisse ungünstig zu liegen scheinen, liefert den Beweis dafür, daß gründliches Studium und eiserner Fleiß auch in der Kunstpflege nicht unbelohnt bleiben. Was bisher in verhältnißmäßig kurzer Zeit durch einzelne Zweige der Kunstindustrie in England erreicht wurde, erinnert uns an gleiche Erfolge des Gartenbaues. In demselben Lande, in dem der Weinstock der natürlichen Bedingungen des Gedeihens entbehrt, reifen in den Treibhäusern Trauben, deren Schönheit Alles übertrifft und die Früchte des Südens in Schatten stellt.

Wenn man ehemals die Werthlosigkeit oder Geringfügigkeit eines Erzeugnisses damit dargethan zu haben glaubte, daß man dasselbe als eine „Treibhauspflanze" bezeichnete, so ist dies Bild überall da nicht anwendbar, wo durch menschlichen Fleiß Gegenstände hervorgebracht werden, deren Vollendung die ursprünglichen Erzeugnisse der Naturgunst an Schönheit oder an Werth übertrifft. Könnte daher die Kunst in nordischen Ländern auch nur als eine „Treibhauspflanze" unter sorgsamem Schutz gegen Unbilden der Naturbegabung gedeihen, so wäre ihre Pflege darum nicht aufzugeben. Nur darüber muß man sich klar werden, daß man in Treibhäusern zwar die schönsten Tafeltrauben ziehen, aber keine Weinberge anlegen kann.

Durch die gegenwärtig so oft in anstößiger Weise hervortretende Geschmacklosigkeit des großen Publikums ist ohnehin keineswegs bewiesen, daß nicht auch in den untersten Klassen nordländischer Bevölkerungen Kunstgefühl und Kunstsinn gleich den Diamanten durch darüber gelagerte Sandschichten verdeckt werden. Auch in den Grubenfeldern Australiens und Kaliforniens hat man nur selten Goldklumpen an der Oberfläche gefunden. Selbst des gediegenen Goldes Körner wollen aus dem Kies oder dem Schlamme ausgegraben werden. Es wäre also immer noch die Frage, ob der Versuch, Schönheitsgefühl in den unteren Volksklassen zu entdecken oder zu erziehen, so völlig fruchtlos bleiben würde, wie man so häufig versichern hört.

Professor Richmond, der an einer hocharistokratischen Universität lehrt, verdient gewiß Glauben, wenn er behauptet, daß nach seiner alltäglichen Wahrnehmung Kunstsinnigkeit und Empfänglichkeit für Eindrücke des Schönen unter der arbeitenden Klasse Englands im Wachsthum begriffen sind. Er berichtet, daß er in der Londoner Nationalgallerie zuweilen durch den Ausdruck höchsten Entzückens überrascht wurde, das auf den Lippen einfacher Arbeitsleute Angesichts altitalienischer Altargemälde laut wurde. Und in der That erscheint das vollkommen begreiflich. Obwohl heute Niemand mehr malen kann, wie Fra Bartolomeo oder Masaccio, so mag es in den unteren Volksklassen doch immer noch Menschen geben, deren religiöse Empfindungsweise ähnlich ist dem Gefühlsleben derjenigen, für welche die alten Florentiner Meister gemalt haben.

In der Photographie verfügt unser modernes Unterrichtswesen über ein Mittel, das, zumal in Verbindung mit gutem Farbendruck, seiner Billigkeit

Digitized by Google

wegen überaus geeignet ist, für die Verbreitung ästhetischer Volksbildung verwendet zu werden. Auffallend ist nur, daß die Kirche in dürren dogmatischen Interessen zu sehr befangen blieb, um zu erkennen, wie auch der wankenden Religiosität durch Verbreitung guter Photographien eine Stütze geboten werden könnte. Professor Richmond hob heute auf das Nachdrücklichste hervor, wie wichtig es wäre, wenn dafür Sorge getragen würde, die nackten Wände der Schulzimmer mit guten Darstellungen aus der biblischen Geschichte zu schmücken. Während das niedere Volk für Sculptur ein geringes Interesse zeigt und für die Antike kein unmittelbares lebendiges Verständniß haben kann, würde die malerische Gestaltung der religionsgeschichtlichen Vorgänge, die Darstellung großer Ereignisse aus dem nationalen Leben und die Abbildung historisch leitender Menschen nicht nur dem Anschauungsunterricht zu Hilfe kommen, sondern auch die Empfänglichkeit für das Schöne aus ihrem Schlummer erwecken und bei Manchen die Begierde nach dem Erwerb guter Bildnisse steigern. Holzschnitt, Photographie und Farbendruck, die gegenwärtig vorwiegend literarischen Erwerbszwecken dienen, könnten sicherlich in größerem Umfange, als bisher, für Volksbildungszwecke ausgenützt und in den Dienst des Erziehungswesens hineingezogen werden.

Neben den Unterlassungssünden des heutigen Zeitalters, unter denen die Unzulänglichkeit der für guten Zeichnenunterricht dargebotenen Gelegenheiten zu beklagen ist, rügte Professor Richmond auch die Begehungssünden, deren sich ein verkehrter Kunsteifer gerade in England vielfach schuldig macht, indem man alte Baudenkmäler in fehlerhafter Weise restaurirt. Auch die Ruinen der Vergangenheit haben ein wohlgegründetes Recht, nicht verunstaltet und zu Dingen umgeschaffen zu werden, mit denen sie in ihrem Ursprunge keinerlei Aehnlichkeit gehabt haben. Wie es eine Verfälschung von Urkunden und Nahrungsmitteln giebt, ebenso giebt es auch eine Verfälschung von architektonischen Werken, die unter der Bezeichnung der „Restauration" beschönigt wird. Hätte England, so meinte der Vortragende, nur den zehnten Theil des Geldes, das auf vermeintliche Restaurationen verwendet worden ist, auf die Erhaltung vorhandener Kunstdenkmäler und auf Abwehr drohenden Verfalles verwendet, so würde das Land weniger reich an Ruinen und ärmer an Kunstfälschungen oder Verunstaltungen sein.

Bekanntlich hat sich, um das Unwesen verkehrter Restaurationen zu bekämpfen, vor Jahren ein einflußreicher „Kunstverein" (Society for the protection of Ancient Buildings) in England gebildet, der seine warnende Stimme auch gelegentlich der beabsichtigten Restauration der St. Marcuskirche nach Venedig entsendete.

Nachdem Professor Richmond seinen Vortrag beendigt hatte, begab ich mich zu meinen alten Freunden von der Verbrechersection. Dem Wunsche des Lordadvocaten entsprechend, gab ich eine Auseinandersetzung über das Verhältniß der Gesetzgebungsarbeiten zu den Einrichtungen des Rechtsstudiums. Mir lag daran, englischen Juristen begreiflich zu machen, daß die bisher wirkungslos gebliebenen Codificationsversuche des Parlaments durch die Mängel des Rechts-

Digitized by Google

unterrichts an den Universitäten verschuldet sind und umgekehrt, die Vollendung der großen Gesetzgebungswerke des deutschen Reichs nur durch die einheitliche Gestaltung der juristischen Unterrichtsmethode an den deutschen Universitäten ermöglicht worden ist. Meines Wissens war dieser Punkt in den vielfachen Untersuchungen über die Codificationsfrage auf englischem Boden noch nicht zur Sprache gekommen.

Will man sich das Verhältniß der englischen Parlamentsgesetzgebung zu deutschen Gesetzgebungsacten klar machen, so reicht es schon hin, sich die Definition des Diebstahls zu vergegenwärtigen.

In Deutschland genügen drei Zeilen eines im Taschenformat gedruckten Büchleins, um auszusprechen: „Wer eine fremde bewegliche Sache einem Anderen in der Absicht wegnimmt, dieselbe sich rechtswidrig zuzueignen, wird wegen Diebstahls mit Gefängniß bestraft". In England hat die Parlamentsgesetzgebung zahlreiche Bestimmungen erlassen, welche, ohne eine grundsätzlich allgemeine Definition aufzustellen, den Diebstahl an einzelnen Gegenständen mit Strafe belegen. Ein einziger Artikel des englischen Diebstahlsgesetzes aus dem Jahre 1861 lautet:

„Wer bis zum Werthe von zehn Schilling irgend eine Art von ‚Wollen, Leinen, Hanf oder Baumwollen-Garn' stiehlt, oder Waaren und Artikel aus Seide, Wolle, Baumwolle, Alpaca oder Mohair oder Waaren, die aus mehreren solchen Stoffen zusammengesetzt sind, oder aus diesen Bestandtheilen und anderen hier nicht benannten Bestandtheilen, während solche Bestandtheile in irgend einem Stadium, Verfahren oder Vorgang der Verfertigung in einem beliebigen Gebäude, Feldraum oder anderen Räumlichkeiten niedergelegt, aufgestellt oder aufgelegt sind, macht sich eines Verbrechens schuldig und soll, wenn derselbe überführt wird, nach dem Ermessen des Gerichtshofes mit Zwangsarbeit für irgend eine Zeitdauer, jedoch nicht über vierzehn Jahre, bestraft werden".

Eine Parlamentsakte vom 3. Juli 1879 zur Erhaltung der Hasen in Irland bestimmt: „Insofern Hasen ein wichtiges Nahrungsmittel darstellen, und in den letzten Jahren in Irland erheblich abgenommen haben, indem man dieselben müberlegter Weise niedermetzelte, es auch in Anbetracht ihres Marktpreises wichtig erscheint, sie während der Setzzeit zu beschützen, soll hiermit bestimmt werden, wie folgt:

„Wer vorsätzlich einen Hasen oder Junghasen tödtet, verwundet oder zu tödten und verwunden versucht, oder Schießgewehre, Netze, Schlingen, Hunde zu dem Zwecke gebraucht, Hasen oder Junghasen zu tödten und zu verwunden oder wegzunehmen oder in seinem Gewahrsam einen getödteten oder verwundeten Hasen oder Junghasen hat, der in der Zeit zwischen dem 20. April und 12. August angeeignet wird, soll des Hasen oder Junghasen für verlustig erklärt und mit einer Geldbuße nicht über ein Pfund Sterling bestraft werden! Das Gesetz hält es für nöthig, den Hasen (hare) und Junghasen (leveret) nebeneinander zu nennen.

Trotz dieser Schwerfälligkeit der Gesetzessprache läßt sich freilich nicht verkennen, daß das englische Strafrecht einem Zwecke genügt, dem in Deutschland sehr wenig entsprochen wird, dem Zweck nämlich, die persönliche Freiheit zu

Digitized by Google

sichern gegen eine sogenannte ausdehnende Erklärung des Richters, Angesichts welcher es in Deutschland nach und nach völlig unmöglich wurde, die Grenzen des Erlaubten und Gesetzwidrigen vom Standpunkt des Laien aus zu erkennen.

Während meines Vortrages bemerkte ich, daß die Räumlichkeiten des hohen Criminalgerichtshofes sich mit einer ungewöhnlich großen Anzahl von Damen zu füllen begannen. Ich zog daraus den Schluß, daß mein Nachfolger ein höchst interessantes Thema behandeln würde, und täuschte mich darin nicht. Nach mir kam nämlich die Ehescheidungsfrage auf das Tapet.

Den Verhandlungen über diesen Gegenstand sah ich mit um so größerem Interesse entgegen, als ich befürchte, daß gerade das Ehescheidungsrecht in Deutschland bei der Feststellung eines bürgerlichen Gesetzbuches zu erheblichen Schwierigkeiten führen wird. Mit den Ergebnissen der heutigen Berathung hatte man freilich keinen Grund, besonders zufrieden zu sein. Wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten kamen drei verschiedene Ansichten zum Vorschein: die Meinung, daß man sich am besten bei den bestehenden Zuständen beruhigen sollte, die Anempfehlung von Erleichterungen in der Ehescheidung und die Klage über Zunahme der in der Häufigkeit der Ehescheidungen zunehmenden Sittenlosigkeit. Erfreulich war es jedenfalls, daß die Discussion über das schottische Ehescheidungsrecht ohne allen theologischen Beigeschmack geführt wurde. Die Bibel, deren neutestamentarische Bestimmungen Milton, wie ich glaube, viel richtiger aufgefaßt hat, als sämmtliche Concilien und Consistorien zusammengenommen, blieb glücklicher Weise völlig aus dem Spiele.

Das schottische Ehescheidungsrecht entspricht in seinen gegenwärtigen Entwicklungsstadien der strengen Richtung, die sich in der protestantischen Kirchenlehre des XVI. Jahrhunderts zur herrschenden erhob, indem sie außer Ehebruch und böswilliger Verlassung keinerlei Scheidungsgrund zuließ. Mit dem Beweise der böswilligen Verlassung wird es noch heute sehr streng genommen, so daß eine Simulation gegenüber dem Gerichte oder ein Einverständniß scheidungslustiger Ehegatten kaum durchführbar erscheint. Man verlangt nämlich im schottischen Ehescheidungsproceß, wo aus dem Grunde der böswilligen Verlassung geklagt wird, den Gefährde-Eid, mittels dessen der klagende Theil zu beschwören hat, daß der Proceß nicht zum Schein geführt und jedenfalls ohne Einverständniß mit den Proceßgegnern unternommen wird. Neben der Beschränkung der Ehescheidung auf die beiden schriftmäßigen Verschuldungsgründe fiel bisher als Erschwerungsgrund auch noch der Kostenpunkt in's Gewicht. Der Durchschnittssatz der Gerichtskosten betrug für die einfachen Fälle bis vor Kurzem 50 Lstr., was für die unteren Klassen der Bevölkerung in Schottland als ein sehr hoher Satz angesehen wurde, während englische Gentlemen gewiß glücklich gewesen sein würden, wenn sie sich um diesen Preis von der Plage einer unerträglich gewordenen Lebensgefährtin hätten loslösen können. Neuerdings ist das Verfahren durch Vereinfachung in einigen wenig erheblichen Nebenpunkten so weit erleichtert worden, daß die Durchschnittskosten auf 30 Lstr. gesunken sind. Die Wahrnehmung, daß in den letzten Jahren die Zahl der Ehescheidungen

Digitized by Google

etwas gestiegen ist, dürfte wohl mit dieser Veränderung eher im Zusammenhange stehen, als mit irgend einer Verschlimmerung des Sittenzustandes. Ohnehin bliebe freilich zu fragen: ob die Thatsache der Ehescheidung schlechthin als ein Anzeichen der Sittenlosigkeit im Volksleben gedeutet werden dürfe? Gewiß dürfen Schlußfolgerungen in diesem Stücke nur mit äußerster Vorsicht zugelassen werden. Ich möchte meinerseits nicht behaupten, daß die oft gerügte Häufigkeit der Ehescheidungen in Preußen die Annahme gestattet, als ob deswegen in Nord-Deutschland Familienleben und eheliche Verhältnisse minderwerthig gehalten werden dürfen, als in Frankreich und Italien, wo eine Ehescheidung überhaupt nicht zugelassen wird. Es sind fast niemals edlere, noch auch religiöse Motive, aus denen innerlich unheilbar zerrüttete Ehen äußerlich vor der Welt zusammengehalten werden, sondern im Gegentheil Rücksichten des gesellschaftlichen Anstandes oder des wirthschaftlichen Vortheils.

Zu bedauern war, daß in den heutigen Verhandlungen ein Punkt nur flüchtig berührt wurde, der in neuerer Zeit von Bedeutung geworden ist, als es in England darauf ankam, den Ehefrauen Schutz gegen willkürliche Plünderung ihres Arbeitserwerbes zu verleihen. Die Frage war, ob gewohnheitsmäßige Trunksucht des einen Ehegatten den anderen zur Scheidungsklage berechtigen solle? Für England und Schottland ist dies Thema von großer Bedeutung, denn unzweifelhaft bedeutet Trunksucht des Ehegatten wirthschaftlichen Ruin der Familie, Trunksucht der Frau Untergang des Hauswesens. Durch gewaltsame Aufrechterhaltung einer durch Trunksucht zerrütteten Ehe werden aber auch die unerwachsenen Mitglieder der Familie dem sicheren Verderben Preis gegeben. Es ist mir beinahe unbegreiflich, wie man, in kirchliche Skrupeln befangen, daran festhalten kann, daß ein Davonlaufen des Ehegatten die Ehe mehr zerrütten soll als die Praxis, im trunknen Zustande allabendlich den nüchtern gebliebenen Ehegatten zu mißhandeln und alle sittlichen Keime des kindlichen Gemüthes zu vergiften. Ein sogenanntes christliches Gesetz, das den Trunkenbold berechtigt, den Tageserwerb arbeitsamer Frauen in Alkohol zu verwandeln, steht, sittlich betrachtet, auf keiner höheren Stufe, als die altindische Sitte, durch welche Wittwen verpflichtet werden, sich mit ihrem verstorbenen Gatten zu verbrennen. Der einzige Unterschied ist, daß es nach europäischem Herkommen eine Spiritusflamme ist, die den moralisch überlebenden Theil verzehren soll. Wie viel weiser als die modernen Brahminen ist das preußische Landrecht, das, unter geeigneten Vorsichtsmaßregeln, die Scheidung wegen Trunksucht und nuordentlicher Wirthschaft gestattet! Wenn die neuere Wissenschaft dargethan hat, daß Anlagen zur Geisteskrankheit vererben, daß Alkoholismus nicht nur eine Quelle der Noth, sondern in zahlreichen Fällen auch eine pathologische Offenbarung geistiger Störungen ist, so streift es an die Unbegreiflichkeiten, daß durch gesetzliche Zwangsehen für eine möglichste Vermehrung krankhafter Anlagen in der Nachkommenschaft der Trunksüchtigen gesorgt wird. Auch in England und Schottland übersieht man, daß das religiöse Ideal der Ehe ebenso wenig an die Kette einiger Gesetzparagraphen festgeschmiedet werden kann, wie die biblische Miß-

Digitized by Google

billigung des Eides, und daß die Ehescheidungspraxis, die die Reformatoren unter den einfachern Lebensverhältnissen des sechszehnten Jahrhunderts festgehalten wissen wollten, für die heutigen Zustände ungeeignet wird.

Hiermit will ich meine eigenen Congreßskizzen schließen. Was ich berichtet habe, giebt gleichsam nur die einfachsten Umrißlinien einer an ihrem Horizonte abgegrenzten Gebirgslandschaft, ohne den Baumschlag der in der Ebene und im Vordergrunde stehenden Bewaldung. Wenn ich nach oberflächlichen Eindrücken urtheilen dürfte, würde ich meinen, daß der Congreß in seinen verschiedenen Abtheilungen an fünf Arbeitstagen weit über hundert schriftliche Vorträge entgegengenommen und zum Gegenstande theils einfacher Betrachtung theils nach Befinden auch eingehender Discussion gemacht hat. Genauere Zählungen werden erst dann möglich sein, wenn die gedruckten Verhandlungen vorliegen, in denen die einleitenden „Adressen" der Vorsitzenden wörtlich, die sonstigen Vorträge und die daran geknüpften Debatten im Auszuge mitgetheilt zu werden pflegen. Zwei und zwanzig stattliche Bände enthalten die Jahresberichte vorangegangener Versammlungen und geben Zeugniß für die reformatorische Lebenskraft der englischen Gentry, in der noch heute die wunderbare Begabung waltet, — Anhänglichkeit des Gemüthes an die ehrwürdigen Satzungen des überlieferten Herkommens zu verschmelzen mit dem offenen Freimuth einer Kritik, die alles Bestehende nach seinem wahren Werthe abzuschätzen sucht, und jener Thatkraft, die, unbeirrt durch die lockende Nähe oder einschüchternde Ferne des wahrscheinlichen Erfolges, im Vertrauen auf eigene Kraft die als gerecht und nützlich erkannten Forderungen der öffentlichen Meinung durchzusetzen unternimmt.

Diesem Grundzuge eines in der Gentry weit verbreiteten Pflichtgefühls, dem Nelson vor der Schlacht von Trafalgar jenen durch Bescheidenheit imponirenden Ausdruck gab, entsprach es auch, daß der Congreß heute am letzten Abend sich nicht durch geräuschvolle Festlichkeiten von Edinburgh verabschiedete, sondern durch eine Zusammenkunft, in welcher, unter dem Vorsitze von Lord Reay, die leitenden Männer des Congresses Tausenden von Arbeitern klar machten, welchen Zwecken die vorangegangenen Verhandlungen dienten, an welchen Aufgaben des öffentlichen Lebens zunächst gearbeitet werden sollte, welcher Antheil an den Gütern der nationalen Gemeinschaft dem Arbeiter aus dem Volke gebührt, und wie im Haushalte der Nationen sämmtlichen Gesellschaftsklassen, mögen sie nun den Titel der Besitzenden oder der Arbeitenden führen, als höchste Richtschnur des Handelns die Forderung gegeben ist: Nicht gegen einander, sondern für einander und mit einander!

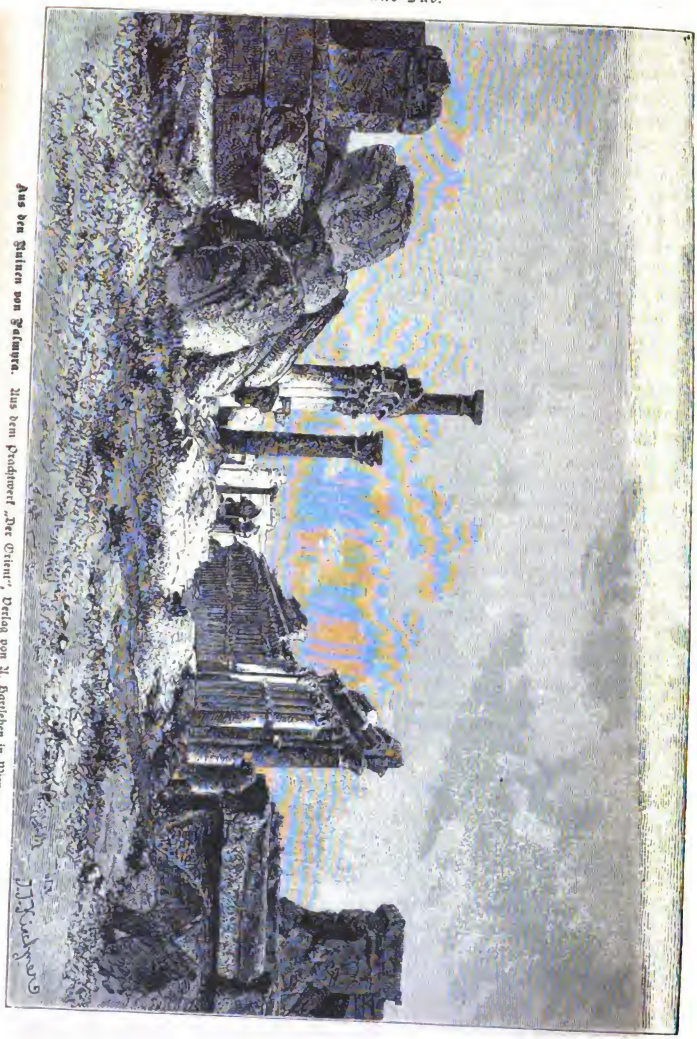
Digitized by Google

# Illustrirte Bibliographie.

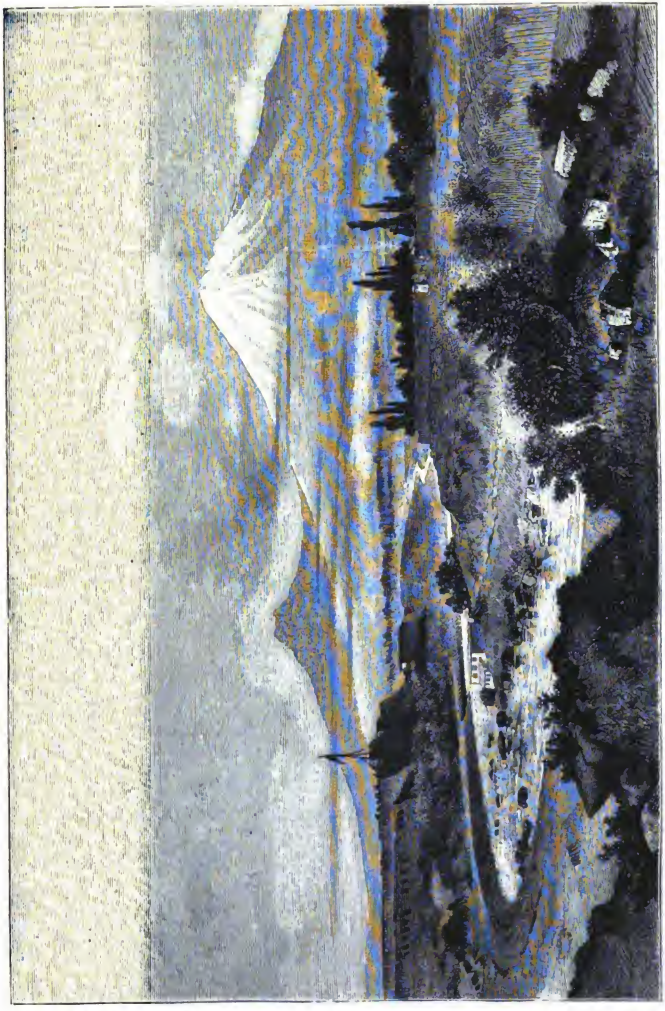
* Unserer Prunkliteratur, die ihre Arme immer weiter über die Erde ausstreckt, um ein Land nach dem andern in den Kreis ihrer Schilderungen hereinzuziehen, war der Orient bisher entgangen. Nur Aegypten, dieses freilich um so prächtiger, war dargestellt worden. Alles Uebrige war noch frischer Boden. Und doch ist seit einer Reihe von Jahren zu dem lockenden Zauber, den der Osten nun schon Jahrhunderte lang auf das Abendland ausübt, ein neues Element getreten. Dieses seltsame Ländergebiet, wo unter sengender Sonne Formen und Farben in unvergleichlicher Schönheit glühen, der Boden, worauf sich die Anfänge unserer Weltgeschichte abgespielt haben — einst die Wiege der Völker und noch heute der Tummelplatz buntscheckigsten Nationalitätenwimmelns — wir sehen gegenwärtig das Alles mit frischeren Augen an als bisher. Früher war es mehr die Neugier des Unbetheiligten, womit wir dort Natur, Kunst und Geschichte verfolgten; heute, wo sich noch dazu in jenem abgelegenen Märchenwinkel die wundersamsten Wandlungen, längst vorbereitet, endlich in's Werk zu setzen scheinen, fängt es uns bewußt zu werden an, daß die Verhältnisse dort und manche jener Vorgänge für unser eigenes Volksleben von äußerster Wichtigkeit sind, daß aus dem Schutt, worunter Jahrhunderte lang die Türkenherrschaft die Wunder des Ostens begraben hat, auch für uns zukünftige Dinge von noch unberechenbarer Größe erstehen mögen.

Während wir so aufmerksamer nach dem Osten blicken, als wir es lange gewohnt gewesen sind, hat man sich neuerdings auch angeschickt, uns jene Dinge ein wenig näher zu rücken. A. Hartleben in Wien, dessen Rührigkeit dem alten Verlage immer neue Gebiete eröffnet, hat kaum daß das „Frauenleben der Erde" (von dessen Illustration wir unseren Lesern kürzlich eine Probe gegeben) abgeschlossen ist, mit dem Verfasser jenes Buches, Amand von Schweiger-Lerchenfeld, gemeinsam ein neues Lieferungswerk begonnen, welches das Morgenland schildern soll. **Der Orient** ist unverkennbar Geschwisterkind mit dem „Frauenleben": dasselbe Format, derselbe Ton, der in der Schilderung angeschlagen wird — offenbar, um auf dieselben Leserkreise zu wirken, wofür schon jenes Werk berechnet gewesen war. Sehr vortheilhaft unterscheidet sich dagegen das neue Buch von seinem Vorgänger in der Illustration. Wie man aus den beigedruckten Proben entnehmen wird, ist der Holzschnitt besser ausgeführt, als man es in den Hartleben'schen Verlagswerken zu finden gewohnt war, auch an sich sind diese landschaftlichen Darstellungen charakteristisch und recht lobenswerth. Dasselbe kann man auch von den kleineren, in den Text gedruckten Illustrationen behaupten. Schon das Titelblatt — ein maurisches Fenster, von Vorhängen und Palmenzweigen eingerahmt, mit

Digitized by Google



Aus den Ruinen von Jerusalem. Aus dem Prachtwerk „Der Orient", Verlag von M. Hartleben in Wien.



Der Ararat. Aus dem Prachtwerk „Der Orient" Verlag von A. Hartleben in Wien.



Digitized by Google

Aussicht auf eine Moschee im Garten — davor ein Divan und ein Tisch mit jenen Gegenständen orientalischen Kunstgewerbes, wie sie die Orientreisenden heimzubringen pflegen: Bronzeschalen, Nargileh, Sorbetgeschirr u. s. w. — das ist recht hübsch zusammengestellt und sogar ganz geeignet, Stimmung zu erwecken. Architekturfragmente, Trophäen aus Waffen und Hausgeräth, Landschaftliches — das Alles ist geschmackvoll dargestellt. Weniger wird man sich schon mit den Volks- und Trachtentypen befreunden können — in solchen Darstellungen sind wir doch Besseres gewohnt, und wenn man auch an ein Werk, das auf Familienkreise berechnet ist und deshalb schon eine besonders kostspielige Herstellung nicht tragen könnte, nicht mit den strengen Forderungen herantritt, durch deren Erfüllung die eigentlichen Luxuswerke uns verwöhnen, an deren Herstellung große Meister sich betheiligen — so verhehlt man sich doch nicht, daß der Künstler, der hier mitgearbeitet hat, auf diesem Gebiete seiner Aufgabe nicht voll gewachsen gewesen ist, daß er besonders Schärfe der Charakteristik nicht in genügendem Grade besitzt, um diese Typen individuell und dadurch interessant herauszubilden. Diese Bilder mögen authentisch bis in das kleinste Detail sein — Niemand wird ihnen dieses Verdienst absprechen — aber sie machen keine malerische Wirkung. — Historische Darstellungen — im Geschmack der Spamer'schen Jugendschriften — sind in dem Werke glücklicher Weise nur in sehr beschränkter Anzahl verwendet worden. Ganz ließen sie sich wohl nicht umgehen — ein Buch, das sich an ein weites Publikum wendet, muß eben Concessionen machen; aber man ist mit ihnen so sparsam umgegangen, daß sie unter dem reichen übrigen Bilderschmuck so ziemlich verschwinden.

Es bleibt noch ein Wort über den Text zu sagen. Schweiger-Lerchenfeld hat eine Art „malerische Wanderung" (eine seltsame Wortzusammenstellung, anscheinend dunklen Ursprungs, aber wenigstens recipirt im Begriff) geschrieben. Von Epirus ausgehend, schildert er eine Art Reise durch den Orient — erst durch die europäische, dann durch die asiatische Türkei. Die einzelnen Landschaften, die er aufrollt, geben den Rahmen zu Bemerkungen über Geschichte, Ethnographisches u. s. w. Acht bis zehn Bogen des Werkes sollen noch ganz besonders der Behandlung derjenigen Fragen gewidmet werden, die sich in jene Art „historische Landschaft" (so nennt der Prospect recht glücklich die eben charakterisirte Darstellungsweise) nicht recht einfügen wollen. Einige dreißig Karten und Pläne sollen das Buch auch nach dieser Seite hin vervollständigen.

Ueber diesen Theil kann man sich natürlich noch kein Urtheil bilden, da er erst am Schluß als Anhang herausgegeben werden soll — auch würde eine Besprechung desselben nicht recht zu diesem Orte stimmen. Jenes Anhanges ist hier nur Erwähnung geschehen, damit man daraus entnehme, daß dieses neue Lieferungswerk, so unterhaltend es auch im Allgemeinen geschrieben ist, nebenher doch eine stark belehrende Tendenz verfolgt.

**Gfaias Tegnérs** Abendmahlskinder (in Edmund Zoller's Uebersetzung) sind bei A. Titze in Leipzig in einer Prachtausgabe erschienen, die sich den von uns kürzlich angezeigten Chamisso'schen Gedichten nicht unwürdig anreiht.

Erwin Oehme hat dafür vier Illustrationen (Vollbilder) gezeichnet, die sehr stimmungsvoll wirken und durch ihren gesunden, von jeder Phrase freien, aber dabei durchaus liebenswürdigen Realismus ansprechen. Der Typus des Pfarrers, seiner ländlichen Gemeinde ist charakteristisch und freundlich wiedergegeben, die Kinderköpfe sind anmuthig, ohne geziert zu sein. Wenn schon die drei Interieurs gefällig sind, so ist das erste der Bilder, der Kirchgang — betrachtet man die Composition im Ganzen — entschieden das gelungenste und reichste. Fr. Bruckmann in München, hat wie schon früher, so auch diesmal die Herstellung der vier Lichtdrucke übernommen, und die Ausführung derselben verdient das höchste Lob: er hat sich beinahe selbst übertroffen; wenigstens ist seine Nachbildung der Individualität des Zeichners selten so nahe gekommen wie hier. Jede Seite rahmt überdies eine braungedruckte Leiste von äußerst discreter Erfindung ein. Die übrigen Theile der Ausstattung sind so vorzüglich, wie

Digitized by Google

Kaisarjeh (Caesarea). Aus dem Prachtwerk „Der Orient" von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. Verlag von A. Hartleben in Wien.



Digitized by Google

man dies von den Prachtwerken des Titze'schen Verlags gewohnt ist. Die einzelnen Mitarbeiter: die Neue Papier-Manufactur zu Straßburg i. E., Fischer und Wittig in Leipzig, die den Druck besorgt haben, die Leipziger Architekten O. Hummel und G. Weidenbach, von denen die Entwürfe zum Einband und zum Vorsatzpapier stammen, endlich die Buchbinder Hübel und Denck in Leipzig haben allesammt Anspruch auf ehrenvollste Erwähnung.

Die Abendmahlskinder eignen sich vorzüglich zu Confirmationsgeschenken — zu welchem Zwecke auch schon ein Widmungsblatt eingebunden ist. Sie erscheinen zum angemessensten Zeitpunkt, und da es bekanntlich nicht immer leicht ist, für einen Confirmanden eine passende Gabe zu finden, so wird dieses Buch, eine classische Dichtung, die einen Jeden anspricht, in künstlerischer Ausstattung, sicherlich Manchem eine willkommene Erscheinung sein. — Die Titze'sche Verlagshandlung verdient sich mit jeder neuen Veröffentlichung ein neues Anrecht auf unsere Sympathien.

**Georg Tipold.** Roman aus der Zeit des Bauernkrieges. Gotha, 1881. Friedr. Andr. Perthes. ℳ 4.—

Wir besitzen heutzutage eine ganze Reihe zum Theil vielgenannter historischer oder culturhistorischer Romane, denen man entweder das schwere Rüstzeug der geschichtlichen Einzelforschungen allzu sehr anmerkt, oder denen durch allerlei philosophische, belletristische, socialpolitische Excurse der einheitliche, lebendige Fluß der Handlung fühlbar gehemmt wird. So geht der künstlerisch durchsichtige Aufbau ebensosehr wie der poetische, über dem Ganzen lagernde Duft verloren. Es gereicht der vorliegenden Arbeit zum Lobe, daß sie von solchen Fehlern frei ist. Die historische Treue steht in dem Roman mit der dichterischen Erfindungskraft in ansprechendem Gleichgewicht. Die Charaktere sind wahr und lebendig durchgeführt; der Naturscenerie fühlt man es ab, daß überall eigene Anschauung zu Grunde liegt. Ob in frischen Farben die Scenerie uns geschildert, ob ein Naturbild sich vor uns entrollt, oder ob in lauschiger Waldeinsamkeit die leisen Herzenstöne sinniger Liebe erklingen, — alle diese Partien sind vortrefflich.

**Fr. Wilh. Schirrmacher,** Geschichte Castiliens im 12. und 13. Jahrhundert. (Zugleich Fortsetzung von Lembke-Schäfer, Geschichte von Spanien, Band IV. 8. XVIII und 696 S. Gotha, 1881, Friedr. Andr. Perthes, ℳ 12.—

Nachdem Heinrich Schäfer in den vor 20 Jahren erschienenen drei Bänden der „Geschichte von Spanien", von der Mitte Spaniens abgehend, die Geschichte des Südostens und zwar vornehmlich die Staatsverfassung Aragons und Cataloniens Seehandel eingehend behandelte, hat der Fortsetzer die anziehende Aufgabe einer ununterbrochenen Darstellung der unvergleichlich thatenreichen Geschichte Castiliens während des 12. und 13. Jahrhunderts, von der Eroberung Toledos (1085) bis zu der Tarifas (1292) zu lösen versucht. Von den zwei Büchern, in welche das Ganze zerfällt, umfaßt das erste die Ereignisse von der Schlacht Ucle's (1108), dem Höhepunkt der Herrschaft der Almoraviden bis zum Siege der Christen bei Navas de Tolosa (1212), also die für Castilien durch die Vereinigung innerer und äußerer Conflicte verhängnißvolle Mißregierung der Königin Urraca, die großen Zeiten ihres Sohnes Alfonsos XII., der Wiederherstellung der königlichen und imperialen Macht Castiliens und des Eroberers von Almeria, ferner das kurze aber segensreiche Walten seines Sohnes, König Sanchos III., wenn man von seiner unseligen Erbtheilung der Königreiche Castilien und Leon absieht, und endlich das vielgeprüfte, vom Unglück getroffene und doch schließlich durch den höchsten Ruhm gekrönte Leben Alfonsos VIII., des Edlen, insofern es ihm gelang, nicht allein der inneren Parteiconflicte Herr zu werden, die während seiner Minderjährigkeit aufgekommen waren, sondern schließlich auch den endlosen Feindseligkeiten seiner rivalisirenden Nachbarn, der Könige von Aragon und Navarra, Einhalt zu gebieten und mit ihrer Hilfe durch den nationalen Sieg bei Navas de Tolosa

Digitized by Google

über die Almohaden, wie er herrlicher nicht gedacht werden kann, die Schmach der im Jahre 1195 bei Alarcos erlittenen schweren Niederlage zu tilgen. Im zweiten Buch beginnt die Darstellung mit der Geschichte des Protectorats Don Alvaros de Lara während der Minderjährigkeit König Enriques I., erhebt sich zu den durch die Wiedervereinigung Castiliens mit Leon und die Aufrechthaltung friedlicher Beziehungen zu den christlichen Nachbarn ermöglichten Großthaten des heiligen Fernando: die Eroberungen Cordovas und Sevillas und die Unterwerfung der moslimischen Fürsten von Granada, Murcia und Niebla unter die Lehnshoheit Castiliens; sie steigt dann wieder zu der an inneren Widersprüchen, Erfolglosigkeiten und Empörungen überreichen Regierung des gelehrten Alfonso X., schildert seine gesetzgeberische Thätigkeit, die Rückschläge seiner der Krone wie dem Lande verderblichen Kaiserpolitik, die Empörung des Erbinfanten Don Sancho, den machtlosen Ausgang des Königs und schließt mit der Regierung eben dieses Sancho, des Eroberers von Tarifa. Wieviel die Geschichte Castiliens innerhalb der genannten Jahrhunderte durch die in diesem Werke überall bezeugte kritische Behandlung des umfangreichen Quellenmaterials gewonnen hat, dem überdies die Ergiebigkeit einer bisher noch nicht verwertheten arabischen Handschrift wesentlich zu Hilfe kam, das dürfte ein eingehender Vergleich mit den bisherigen Vorstellungen dieser Epoche leicht ergeben.

**Julius Pabst**, festliche Glocken. Dichtungen zum Gedächtniß festlicher Stunden im Dresdener Hoftheater und im Kreise seiner Künstler und Freunde. 8. Dresden 1881, Pierson. ℳ 2

Das Buch enthält die bedeutendsten, aus der Feder eines begabten Dichters hervorgegangenen poetischen Illustrationen der wichtigsten festlichen Ereignisse bei dem Königlich Sächsischen Hof und im höheren gesellschaftlichen und künstlerischen Leben Dresdens und seines ausgezeichneten Hoftheaters, seit einem Vierteljahrhundert bis einschließlich des Jahres 1880. Es stehen sowohl diese Dichtungen, wie auch die dem Vaterlande gewidmeten Gesänge und Festspiele, deren reiche Erträge stets milden Zwecken, insbesondere in den Jahren 1870 und 1871, überwiesen wurden, weit über dem Niveau des Gelegenheitsgedichtes, wie das bereits von namhaften kritischen Stimmen beim Erscheinen der ersten Auflage anerkannt worden.

**Karl Lohmeier**, Geschichte von Ost- und Westpreußen. Erste Abtheilung. 8. VIII und 290 S. Gotha, 1881, Friedr. Andr. Perthes. ℳ 3.80

Seitdem Ludwig v. Baczko und Johannes Voigt die preußische Provinzialgeschichte nach dem ihnen damals zugänglichen Quellenmaterial ausführlich behandelt, und Heinel einen nicht ganz ungeschickten Auszug aus ihren Werken gegeben, ist eine Zeit reicher und ergiebiger Thätigkeit auf diesem Gebiete gefolgt, welche viele Forschungen jener Männer als haltlos nachgewiesen hat. Die Herausgabe der „Scriptores rerum Prussicarum", der „Monumenta Historiae Warmiensis", der „Städteacten von Ostpreußen", die zahlreichen Abhandlungen in den preußischen Provinzialblättern, in der Altpreußischen Monatsschrift, der Zeitschrift für preußische Geschichte, der Zeitschrift für ermländische Geschichte, die größeren selbständigen Arbeiten von Toeppen, Ewald, Perlbach, Caro u. A., und von namhaften livländischen und russischen und polnischen Gelehrten, die Forschungen auf dem Gebiete der preußischen und litthauischen Sprache haben für einzelne Theile, sowie für das gesammte Gebiet, so neue Resultate geliefert, daß es endlich an der Zeit erscheint, dieselben zu sammeln und auch weiteren Kreisen in lesbarer Form zugänglich zu machen. Die in diesem Sinne von Dr. E. Laudien versuchte Neubearbeitung der Heinel'schen Geschichte wurde fast einstimmig von der Kritik als fehlerhaft zurückgewiesen. Prof. K. Lohmeyer, den Fachgenossen längst durch seine Monographien über Preußen als Bernsteinland der Alten, über Preußen vor der Ankunft des deutschen Ordens, über Adalbert von Prag, über die Schlacht von

Digitized by Google

Rudau, über Polen-Litthauen und Preußen, über Herzog Albrecht u. s. w. als ein gewissenhafter Forscher bekannt, hat es unternommen, diese Lücke in unserer Literatur durch eine vollständig neue Arbeit auszufüllen. — Die eben ausgegebene erste Abtheilung behandelt die Geschichte Preußens unter der Ordensherrschaft bis zum Jahre 1407, die zweite und Schlußabtheilung, welche in kürzester Zeit folgen und an Bogenzahl jedenfalls nicht stärker als jene werden soll, wird die Geschichte Ostpreußens bis zum Jahre 1701, bis zur Erhebung des Staates zum Königreiche, fortführen und dabei auch die Geschichte des polnischen Theiles von Preußen möglichst anschließend darstellen.

Die Leser der ersten Abtheilung verweisen wir namentlich auf Folgendes. In dem ersten Buche, „die Vorgeschichte“ bis zur Ankunft des Ordens, werden die angeblichen Fahrten der Phönizier nach Preußen, die Religion und Sitten der Pruzen und ihre Beziehungen zu den Nachbarländern nur auf Grund der möglichst gleichzeitigen Quellen und nach den Arbeiten der unbefangensten neueren Forscher behandelt; ebenso wichtig ist die Darstellung der Verfassung des Ordensstaates und der Culturverhältnisse des aus einer eigenthümlichen Mischung verschiedener Stämme sich bildenden Volkes; die Beziehungen zu Polen und Litthauen sind zum guten Theile im Anschlusse an die Forschungen Caros entwickelt: von günstigem Einflusse auf die Behandlung der handelspolitischen Beziehungen, die dem Orden so großen Ruhm gebracht haben, mußten auch die Arbeiten und Quellenpublicationen des Hansischen Geschichtsvereins werden.

**Hermann Hettner,** Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert. A. u. d. T. Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. In 3 Theilen. 2. Theil 4. Auflage. 8. 595 S. Braunschweig, 1881, Vieweg. ℳ 8. —

Hermann Hettners Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, ein Werk, das unter seines Gleichen den ersten Rang einnimmt, von welcher jetzt der zweite Theil in vierter Auflage vorliegt, ist wesentlich eine Geschichte der großen Aufklärungskämpfe. Die Literaturgeschichte ist hier im Sinne einer eigentlichen Culturgeschichte behandelt. Voran stehen die bedeutendsten politischen und religiösen Entwicklungsphasen, darauf folgt die Rückwirkung und Abspiegelung derselben in Wissenschaft, Kunst und Dichtung.

Ueber Plan und Gliederung sagt der Verfasser in der dem ersten Theil vorangeschickten Einleitung: „Weil die Literatur der Aufklärung nicht ausschließlich diesem oder jenem Volk zufällt, sondern nach einer bekannten Bezeichnung Goethes durchaus Weltliteratur ist, so kann eine Geschichte der Aufklärung nur eine allgemeine, d. h. eine die Wirkungen und Gegenwirkungen aller abendländischen Völker in gleicher Weise umfassende Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts sein. Und umgekehrt ist eine solche allgemeine Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts in ihrem innersten Wesen durchaus Geschichte der Aufklärung“. „Der Gang der Darstellung ergiebt sich aus der Sache selbst. Der Ausgangspunkt ist die englische Literatur; denn dort liegen in dem Aufblühen der Naturwissenschaften, in der Erfahrungsphilosophie und im Deismus die ersten selbstständigen Aeußerungen des neuen Geistes. Der erste Theil enthält daher die Geschichte der englischen Literatur von der Wiederherstellung des Königthums bis zu der Zeit, in welcher die englischen Aufklärungsideen ihren Weg nach Frankreich finden und Voltaire, Montesquieu, Rousseau und die Encyklopädisten den englischen Schriftstellern den Rang ablaufen. Der zweite Theil stellt die Entwicklung dieser neuen französischen Literatur dar und deren umgestaltenden Einfluß auf das Leben und die Bildung aller übrigen Völker, der dritte Theil die deutsche Literatur in ihrer Wechselwirkung mit der französischen und englischen. „Es ist keine glänzende Literaturepoche, welche ich hier schildere“, sagt Hettner, von der in dem vorliegenden Bande geschilderten, „aber eine höchst denkwürdige nnd wichtige. Weder die Charaktere noch die Ideen gestatten volle

Hingebung und Bewunderung, aber ihr Einfluß ist so breit und mächtig, daß er bis auf den heutigen Tag fortwirkt. Seines Fleißes kann sich Jedermann rühmen. Ich habe redlich nach den Quellen gearbeitet. Man nennt diese Schriftsteller viel, aber man kennt sie wenig. Manchem werde ich zu schwarz, den Meisten zu hell gemalt haben. Ich malte, wie ich sah". — Diese vierte Auflage ist eine vielfach bereicherte und verbesserte, sie enthält alle die längst bewährten Vorzüge der früheren Auflage und hat nach Kräften einzelne kleine Mängel derselben mit Erfolg zu beseitigen gesucht. Zu seinen alten Freunden wird sich das Buch in seiner verjüngten Gestalt neue erwerben. Die Ausstattung ist musterhaft.

Digitized by Google

An die Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

**Berg**, Maria von, Der Burgunderzug. Frauenfeld 1880. J. Huber ℳ 4.—

**Boltz**, Dr. August. Die Bibliotheken der Klöster des Athos. Bonn 1881. Dr. Eduard Nolte.

**Brennecke**, Prf. Dr. A. u. andere. Nordlandfahrten. 5. Lieferung. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.

**Ebner-Eschenbach**, Marie von. Neue Erzählungen Berlin. 1881. Franz Ebhardt. ℳ 6.—

**Elster**, Dr. Ludwig. Die Postsparkassen. Jena 1881. Gustav Fischer ℳ 1—

**Gawalewicz**, Adolf Julius. Theodorich's des Grossen Beziehungen zu Byzanz und zu Odovakar. Brody 1881. J. Rosenheim.

**Gensichen**, Otto Franz. Die Märchentante. Berlin 1881. Eugen Grosser.

**Gross**, Dr. P. Die Propen und Figuren. Köln 1881. C. Römke & Cie.

**Kauszewski**, J. J., Der verlorene Sohn. 2 Bde. Wien 1881 A. Hartleben. ℳ 6.—

**Kretschmer**, Albert u. Dr. **Carl Rohrbach**. Die Trachten der Völker. Lieferung 10 u. 11. Leipzig. I. G. Bach. ℳ 8.—

**Langenscheidt**, **G**. Conjugations-Muster für alle Verba der französischen Sprache. Berlin 1881. Langenscheidt. ℳ 1.—

**Leixner**, Otto von. Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen. Liefer. 1—3. Leipzig 1881. Otto Spamer. Preis à Liefer. —50

**Meurer**, Dr. Karl, Französische Synonymik. Köln 1881. C. Roemke & Cie. Ungeb. ℳ 1. 60.

**Parr**, Mrs., Adam and Eve. In two Volumes Hamburg 1881. Karl Grädner & Richter. ℳ 1. 50.

**Pavel**, Georg. Katechismus der Deutschen. Kriegsmarine. Leipzig 1881. J. J. Weber. ℳ 1. 50.

**Perty**, Prof. Dr. Maximilian. Die sichtbare und die unsichtbare Welt. Leipzig 1881. C. F. Winter.

**Rauchmann**, Leo Religiöse Scheidewände. Zürich. 1881. Verlags-Magazin. (J. Schabelitz) —60.

**Richter**, Paul Emil, Verzeichniss der neuen Werke der Königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Dresden 1880. H. Burdach. ℳ 1. 50.

**Sanders**, Prof. Dr. Daniel, Abriss der deutschen Silbenmessung und Verskunst. Berlin 1881. Langenscheidt.

**Scherr**, Dr. Johannes. Allgemeine Geschichte der Literatur. Lieferung 1—6. Stuttgart 1880. Carl Conradi. Preis à Lieferung ℳ 1.—

**Schmidt**, Maximilian, Johannisnacht. Stuttgart, 1881. Carl Krabbe. Brosch. ℳ 2. 40; gob. ℳ 3.—

**Steinau**, Malvine, von. Der gute Ton für Damen. Wien 1881. A. Hartleben. ℳ 1. 20.

**Taylor**, Franklin. Katechismus des Klavierspiels. Leipzig 1881. J. J. Weber. ℳ 1. 50.

**Wagner**, B. A. Lessing-Forschungen. Berlin 1881. H. W. Müller.

**Wilkomm**, Prof. Dr. Moritz. Der Wald. Liefr. 6—7. Leipzig 1881. C. F. Winter.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Felix Dahn

Digitized by Google

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Digitized by Google

# Nord und Süd.

## Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

**Paul Lindau.**

XVII. Band. — Juni 1881. — 51. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Felix Dahn.)

**Breslau.**

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Digitized by Google

# Der geraubte Spielmann.

Novelle

von

## Ludwig Laistner.

— München. —

Im Lande Rhätien, der Wiege des Rheinstroms, liegt die uralte Veste Vatz. Daselbst lebten im 10. Jahrhundert zwei alte Knaben, Placidus und Victor, die letzten männlichen Sprossen ihres Geschlechtes. Placidus, der ältere, war verheirathet gewesen. Die Frau, eine reiche Erbtochter, hatte nie sparen gelernt und kannte eine Menge kostspieliger Bedürfnisse, welche ihr Gemahl mit Seufzen zwar, aber doch ohne Bangen vor der Zukunft bestritt, weil er der Ueberzeugung war, mit Antritt des vollen Erbes würde sich der Abgang leicht decken lassen und die Ausgaben zu den Einnahmen in's richtige Verhältniß treten. Darin aber täuschte er sich, denn die Hinterlassenschaft des Schwähers stellte sich weit geringer heraus, als man erwartet hatte. In wirthschaftlicher Hinsicht nannten es daher die Nachbarn einen Glücksfall für ihn, daß die Frau, an der er mit großer Zärtlichkeit hing, starb, ehe das ganze Besitzthum vollends aufgezehrt war. So tief verschuldet war es immerhin, daß er nicht hätte hoffen dürfen, Zeit seines Lebens sich wieder zu erholen, wenn er in die Hände wucherischer Gläubiger gefallen wäre. Er hatte jedoch nur einen einzigen, seinen jüngern Bruder Victor, der großmüthig darauf verzichtete, einen eigenen Herd zu gründen, damit er dem verarmten Bruder wieder aufhelfen könne. Der einzige Zins, den er für seine Vorschüsse begehrte, war die Genugthuung, sich selbst und hie und da wohl auch dem Bruder sagen zu dürfen, er, der Jüngere, sei der Erhalter des Hauses. Da er dem gutmüthigen Placidus an Findigkeit und Beweglichkeit des Geistes überlegen war, so kam es bald dahin, daß er nicht bloß die schuldigen Rücksichten, sondern ein Ansehen genoß, welches ihn im Größten wie im Kleinsten zum unentbehrlichen Rathgeber seines Bruders machte. Niemals jedoch mißbrauchte er diese Stellung: wenn er auch unter vier Augen mit ihm die Prahlerei sich nicht versagen konnte, er habe gleich von An-



Digitized by Google

fang an das Unglück kommen sehen, und wofern er nicht wäre, würde es sich jetzt bitter rächen, daß seine Warnungen in den Wind geschlagen worden seien, so wahrte er doch nach außen seinem Bruder auf's strengste seine Ehre als Geschlechtsältesten und trug gegen ihn ein fast ceremonielles Benehmen zur Schau.

Zum Theil hing das mit einer Familientradition zusammen, welche freilich außerhalb des Hauses Vatz wenig Beachtung fand. Die Vatzer wollten nämlich Nachkommen der alten Herzoge in Rhätien sein und zwar mit näherer Berechtigung als die anderen Herrengeschlechter, welche auf diese Ehre gleichfalls Anspruch machten. Urkundliche Beweise hatten weder sie noch die Uebrigen; aber die allgemeine Sage behauptete, das dreizipflige Bannertuch im Wappen der zu Fortifels, Feldkirch, Sargans und anderwärts angesessenen Grafen sei das der alten Herzoge, und die Bischofsmütze, welche als Helmzier diente, deute die Erbvogtei über das Bisthum Chur an. Die von Vatz, obschon nur Freiherren, erklärten aber die Grafen von der rothen Fahne für Emporkömmlinge aus Seitenlinien, die sich aufgeschwungen, weil sie ihre Herkunft verleugnend deutsche Namen angenommen und sich mit den erobernden Schwaben auf guten Fuß gestellt hätten, während der Hauptstamm, unversöhnlich gegen die Fremden, zum Zeichen der Trauer über seine hingeschwundene Größe statt der rothen eine schwarze Fahne ins Wappen genommen, aber soweit man zurückdenken könne, seine Glieder auf die im alten Herzogshause üblichen Namen getauft habe.

Victor verehrte also in seinem Bruder Placidus denjenigen, der Anspruch hätte, auf dem rhätischen Herzogsstuhle zu sitzen. Als Beleg für diesen Anspruch wäre, bei der Seltenheit von Wappen in damaliger Zeit, das Vatzische allerdings ein Zeugniß von einigem Gewichte gewesen, wenn nur überhaupt das längst mit Alemannien verbundene Land an die Wiederaufrichtung der alten Selbständigkeit hätte denken können; aber die Trauerfarbe gegen das ursprüngliche Roth umzutauschen, dafür war keinerlei Aussicht vorhanden. Der einzige Glanz, der in dem herabgekommenen Hause strahlte, ging von einem Kinde aus. Außer einem Töchterlein hatte Herr Placidus keine Nachkommenschaft von seiner Frau gewonnen; um so zärtlicher war seine Hingabe an das Mädchen, welchem die Mutter aus Virgil den Namen Elisa geschöpft hatte. Die Schönheit der Verstorbenen lebte glänzender in ihr auf, und was die Natur an Geistesgaben dem Vater versagt hatte, das holte sie an der Tochter nach. Schier abgöttisch hielt sie der Oheim Victor, und mit der umsichtigsten Sorgfalt leitete er die Erziehung des kleinen Geschöpfs. Wie in allen übrigen Stücken ließ ihn auch hierin Placidus gewähren, zufrieden, daß ihm die Liebe des Kindes nicht entzogen ward. Die edle Kunst des Lesens und Schreibens brachte der Burgkaplan ihr bei, und mit zehn Jahren schon war sie eine kleine Gelehrte, die im heiligen und profanen Schriftthum ganz hübsche Kenntnisse besaß. Eine That großer Selbstüberwindung war es von der „Pflegemutter" Victor, daß er sich entschloß, das Kind deutsch lernen zu lassen. Wie sehr auch der Haß gegen die Eroberer zu der Tradition des Hauses gehörte, so verlangten doch die Umstände gebieterisch, ihre Sprache zu verstehen, und es galt, auf etliche Jahre sich von der kleinen Elisa zu trennen, da

die auf Schloß Vatz verfügbaren Sprachkenntnisse nicht ausreichten, den Aufenthalt in der Fremde zu ersetzen. Wohl oder übel mußte also das Kind in einem deutschen Hause untergebracht werden, wie es Sitte bei den übrigen Adeligen des Landes war. Da jedoch der übliche Austausch der Kinder so nahe Beziehungen zwischen den Einheimischen und Fremden stiftete, daß nicht selten Heirathen daraus hervorgingen, so beschloß Victor einer solchen Gefahr vorzubeugen und gab das Mädchen zu einem reichen Bauern, der wenige Meilen von Schloß Vatz entfernt auf stattlichem Eigengute saß.

Elisa lebte sich mit großer Freude in die neuen Verhältnisse ein, welche sie von gar manchem Zwang des väterlichen Hauses befreiten. Die blonden Schwabentöchter waren ihr gar liebe Gespielinnen, und außer der Sprache lernte sie auf dem Hofe noch etwas, woran Oheim Victor nicht gedacht hatte, Wirthschaftlichkeit und hausfräulichen Stolz auf eigene Arbeit. Lächelnd sah die geschäftige Bäuerin zu, wie sich das welsche Herrenkind um die Wette mit ihren eigenen Mädchen zu allerhand häuslichen Verrichtungen drängte, und nannte Elisen gern im Scherze ihr schaffiges Bergfräulein: ein gar hohes Lob in ihrem Munde, denn kein schöneres Glück kennt die schwäbische Sage für einen Hof, als wenn die frommen Fräulein aus dem Gefolge der Erdmutter daselbst Einkehr halten. So stolz sie aber darauf war, daß das Kind so gut deutsch sich anließ, sprach sie dennoch nie ein Wort hierüber, wenn der Vater oder Oheim herübergeritten kamen, die Kleine zu besuchen; eben so wenig rühmte sich diese selber ihrer wirthschaftlichen Fortschritte, ein stilles Einverständniß sagte ihr wie der Pflegerin, ihr Aufenthalt möchte abgekürzt werden, wenn derlei Dinge verlauteten. Alle auf dem Hofe hatten das kluge und lebhafte Kind gern und freuten sich hoch, wenn sie sahen, wie das listige Köpfchen sich Mühe gab, vor Besuchern aus der Heimath seine Kenntnisse im Deutschen zu verbergen und die drolligsten Sprachfehler machte, um dann mit ernsthafter Miene sich über die Schwierigkeit alemannischer Zunge zu beklagen. Oheim Victor konnte nicht umhin, aus eigener Erfahrung solche Betheuerungen zu bestätigen und willigte immer wieder mit Seufzen ein, den Zeitpunkt der Rückkehr in's Elternhaus hinauszuschieben. Daß die Beziehungen zu demselben nicht gelockert würden, dafür sorgten die Besuche; und die ungeheuchelte Freude, womit Elisa die Ihrigen zu begrüßen pflegte, tröstete diese für die zeitweilige Entbehrung und benahm ihnen die Furcht vor Entfremdung.

Am vertrautesten stand Elisa mit dem Jüngsten auf dem Hofe, einem Knaben Namens Arbogast, der nur um zwei Jahre älter als sie selber war. Mußte ihr das kräftige Eigenleben deutscher Cultur weit eindringlicher in den bäuerlichen Umgebungen sich darstellen, als es auf einem fremder Sitte viel zugänglicheren Herrensitze geschehen wäre, so zeigte sich eine der schönsten Blüthen dieser volksthümlichen Besonderheit eben in Arbogast. Ein reicher Schatz alter Sagen lebte in seinem jungen Kopfe, und allabendlich versammelte sich das ganze Hausgesinde um den Knaben, der, seine kleine Harfe auf dem Knie, die Heldenlieder des Volkes sang oder allerlei lustige Einfälle und eigene Erfindungen zum Besten gab. Unter

Digitized by Google

der gesammten Zuhörerschaft war Keines so eifrig und aufmerksam als Elisa, die in kindlich frohem Staunen auf die Kraftgestalten der deutschen Volksdichtung blickte, und zugleich als kleine Lateingelehrte eine Art romantischen Entzückens verspürte, dasjenige, was sie bisher nur als Schriftwerk kannte, nunmehr als etwas Lebendiges, im Volke Umgetragenes und Fortwachsendes, die Poesie als Volksgesang wiederzufinden; denn nicht Arbogast allein, sondern auch andere aus dem Kreise trugen die alten Lieder vor, und nicht durch die Kenntniß der Sagen, sondern nur durch die Geschicklichkeit der Wiedergabe, durch die Begeisterung des Vortrages, aber auch durch die Fähigkeit, Neues zu erfinden und das was gestern vorgefallen, heute im Gesange zu berichten, unterschied sich der Knabe von den übrigen Hausgenossen. Dieser sein Vorzug fand willige und dankbare Anerkennung; da der Hof mitten in lateinischer Umgebung und ziemlich entfernt von anderen alemannischen Siedelungen lag, so war Arbogasts frischer, unerschöpflicher Liederquell ein Jungbrunnen für das allen Angriffen der Fremde preisgegebene Deutschthum der vorgeschobenen Ansiedler, und sein Vater würdigte dies Verdienst so hoch, daß er seinen Jüngsten mit keinerlei Arbeit beschwerte, während die übrigen Söhne und er selbst auf das alte Vorrecht des freien Germanen, nichts thuend auf der Bärenhaut zu liegen, nothgedrungen Verzicht leisteten.

Daß sich infolge dieser Sonderstellung ein gewisser launischer Stolz bei dem Knaben ausbildete, kann nicht befremden. Am meisten hatte denselben die kleine Elisa zu empfinden; schon aus dem einfachen Grunde, weil sie, von Bewunderung seiner Kunst hingerissen, mehr als irgend ein Anderes mit ihm umging. Dazu kam noch, daß sie diese Bewunderung unverhohlen aussprach und sich ihm willig unterordnete, zumal ihre eigenen Versuche, unter seiner Anleitung Spiel und Gesang zu lernen, einen unverkennbaren Mangel an derlei Gaben bei ihr aufdeckten. War er auch nicht ohne Zartgefühl und eine ungelenke Ritterlichkeit, so konnte er sich doch nicht versagen, die kleine Welsche seine Ueberlegenheit fühlen zu lassen und des öftern durch Spott zu kränken. Dafür entschädigte er sie dann wieder durch allerhand Artigkeiten und Schmeicheleien, verfaßte ein Liedlein von einem zierlichen großäugigen Rehe, das dem Klang der Harfe folgend zu Menschenwohnungen kam und sich willig fangen ließ, fand ihren Namen überaus wohllautend und erwies sich als fröhlichen Gespielen und treuen Gesellen. Wenn sie auf seine Frage, ob denn die Welschen keine Heldenlieder besäßen, ihm von Ovidischen Verwandlungen oder von Aeneas und Dido erzählte, dann lachte er sie aus, griff in seine Saiten und sang ein Spottlied auf den ungetreuen „Anchisung", der seine Elisa sitzen lassen, oder auf den ungeschickten Wagenlenker Phaeton, der so wenig vom Blute seines Vaters in sich gehabt, daß er nicht einmal dessen Gespann fest im Zügel halten konnte. Daß die jugendlich blühenden deutschen Sagenkönige ganz andere Helden seien, gab sie ihm willig zu, und ward nicht müde von den unglücklichen Harlungen zu hören und ihrem getreuen Meister Eckhart, von Wolfdietrich, dem in Sorgen und Mühsalen um seine gefangenen Mannen das Haar vor der Zeit ergraute, von dem Drachen bezwingenden Berner, der lieber sein Erbe dahin gab, als den Seinen die Treue

Digitized by Google

brach, von der lieblichen Krimhild, die aus Gattentreue zur erbarmungslosen Rächerin an ihren Brüdern ward. Ihr Lieblingsstück aber blieb das Lied von Walther und seiner Braut Hildegund, welche mitsammen aus der hunnischen Gefangenschaft entfliehend, nach blutigem Kampfe mit den Mannen des beutegierigen Königs von Worms die Heimath erreichen und ihrer hart erprobten Treue in langem, glücklichem Ehebunde genießen. Hildegund däuchte ihr der schönste aller Frauennamen, und sie wiederholte das so oft, daß er in Augenblicken besonderen Wohlwollens sie Hildegund zu nennen pflegte.

Was die Gedichte von deutscher Treue sangen, dafür bot freilich das Leben zunächst keine Bestätigung, weil es in dem engen, friedlichen Kreise an einem Anlasse gebrach. Eine andere Volkstugend dagegen sah Elisa um so häufiger üben, die Gastfreundschaft. Fast kein Tag verging, an dem nicht ein Wanderer, gleichviel ob Welscher oder Alemanne, freundliche Herberge auf dem Hofe gefunden hätte; und oft, wenn die Bäuerin in der Wirthschaft gerade nichts zu beschicken hatte, saß sie auf einer Bank am Thore und spähte mit ihren regen grauen Augen auf den Heerweg hinaus, ob nicht ein Fremdling käme, den sie mit gastlicher Rede zur Einkehr nöthigen könnte. Und diese schöne Uebung rührte das Herz des Mädchens so innig, daß, obgleich sie niemals Heimweh empfand, dennoch nicht selten eine Sehnsucht nach Hause sie beschlich, wo sie entgegen dem kargen Brauche ihres Stammes auch solche Gastfreiheit einführen wollte.

Hie und da kam es vor, daß Gaukler und Spielleute aus Burgund herüber sich hierher verirrten, meist römisch redende, doch auch solche von deutscher Zunge. Was sie brachten, waren keine Heldenlieder, sondern, neben allerlei Leibeskünsten und Possen, Gesänge niedriger und derber Art. Bären, Kamele, Affen und was sie sonst an ausländischen Geschöpfen und fremden Wesen mit sich führten, wurde höchlich angestaunt; unter ihren Liedern sprachen am meisten diejenigen an, worin sie ihr Standesrecht als „Schelter" übten, denn gewöhnlich galt ihr Spott der Unmilde, welcher sie bisher auf ihrer Fahrt begegnet waren, und den Beschluß bildete ein Lob auf die Freigebigkeit, welche sie nun erfuhren. Auf Arbogast blieben diese Besuche nicht ohne Einfluß; denn wiewohl er mit Verachtung auf die Leute herabsah, welche „Gut für Ehre" nehmend mit ihrer Kunst nach Brot zogen, so gab es doch bei ihnen allerhand für ihn zu lernen. Die kecke Freiheit, womit sie das Nächstliegende und Alltägliche aufgriffen und eulenspiegelhaft ihrem Zwecke, Lachen zu erregen, dienstbar machten, sagte seinem munteren Geiste ungemein zu und reizte ihn zur Nachahmung, unter welcher vornehmlich seine treue Genossin und Bewunderin Elisa zu leiden hatte; sie aber war eher stolz darauf, als daß sie's ihm verübelt hätte. Auch die Mannigfaltigkeit ihrer Spielweisen zog ihn an und er begann seine Harfe, die ihm zuvor lediglich zur Begleitung des Gesanges gedient hatte, zur selbständigen Musik zu handhaben. Die größte Freude machte ihm eine Fiedel, die er einmal erhandelt, und wenn er im Walde draußen seine Uebungsstunden hielt, so hatte er zur unermüdlichen Zuhörerin wiederum Elisa, die dann zu Hause von seinen Fortschritten erzählte, während er selbst über ihr mangelhaftes Kunsturtheil mitleidig

Digitized by Google

die Achseln zuckte und sich nicht bewegen ließ, etwas vorzuspielen, bis er es zu wirklicher Fertigkeit gebracht hätte. Mitunter, wenn er ermüdet den Bogen absetzte, sprach er wohl sein Bedauern aus, daß ein Makel darauf hafte, Gut für Ehre zu nehmen, denn er wüßte sich nichts Schöneres als jenen Spielleuten gleich die Welt zu durchziehen und die Herzen der Menschen durch Spiel und Gesang zu ergötzen. Alsdann pflegte das Fräulein wohl altklug ihm auseinander zu setzen, ein Sänger nach deutscher Art, der hochgeehrt an einem Fürstenhofe lebe, empfange außer der Ehre doch auch Gut in Gestalt von Leibes Nothdurft, prächtigen Gewändern und kostbaren Armringen, und was einen Meister des Gesanges entadle, sei nicht sowohl der Lohn als Stoff und Form seiner Lieder. Er wies solche Reden nicht zurück, aber er äußerte auch keine Zustimmung.

Die herzliche Hingabe des schönen Kindes, das sich allmälich jungfräulicher Blüthe näherte, hätte ihm mit der Zeit gefährlich werden müssen, wenn ihn nicht etwas der Art wie was wir heutzutage Künstlereitelkeit nennen, davor bewahrt hätte, ihr eine nähere Neigung zuzuwenden. Auch nahm ihr Aufenthalt auf dem Hofe ein Ende. Ihre Listen verfingen nicht länger bei dem Oheim, und eines Tages erklärte derselbe, indem er mit entschlossener Handbewegung die dünnen röthlichen Haare auf seinem Scheitel zurechtstrich, so viel als zum Hausbrauche nöthig sei, müsse sie jetzt von der barbarischen Zunge inne haben. Herr Victor war einigermaßen betroffen, als er sah, wie seine Nichte in großer Ergriffenheit und unter reichlichen Thränen Abschied nahm; noch mehr wäre er bestürzt gewesen, hätte er gewußt, daß sie mit Arbogast die Abrede getroffen hatte, von Zeit zu Zeit auf einer Bergweide halbwegs Schloß Vatz, die sie oft mit einander besucht hatten, zusammenzukommen. Daß sie zu Hause alsbald mit thatkräftigstem Eifer das wirthschaftliche Regiment an sich nahm, befremdete ihn wohl auch, doch erinnerte er nichts dagegen, weil ihm dies das beste Mittel dünkte, sie in der Heimath wieder heimisch werden zu lassen; und da zugleich allerhand Unordnung, die seinem Männerauge verborgen geblieben war, aufgedeckt und abgestellt ward, so fing er sogar an, sich's als Verdienst zuzurechnen, daß er das Fräulein in eine so gute Schule häuslicher Tugenden gebracht habe. Selbst mit der Uebung der Gastfreundschaft, welche doch nicht ohne beträchtlichen Aufwand möglich war, befreundete er sich, weil dadurch frisches Leben in das grämlich und düster gewordene Nest einzog. Der gute Placidus, der in den letzten Jahren stark gealtert und sich häufig beklagt hatte, daß er nicht früher geheirathet, da denn die Abwesenheit seines Kindes ihm in rüstigere Jahre gefallen und minder fühlbar gewesen wäre, ward wieder munter und gesprächig und ließ sich sogar mitunter bereden, gemeinschaftlich mit Tochter und Bruder einen Ausritt zu machen. Da das Fräulein auch die Armuth in den Hütten aufzusuchen pflegte und sich dabei jede Begleitung verbat, so fiel es ihr nicht schwer, ihre Zusammenkünfte mit Arbogast geheim zu halten. Dieser fand sich immer pünktlich ein, weil er sicher war, jedesmal weit überschwänglicheres Lob über seine Kunst zu hören und redseligere Bewunderung zu finden, als ihm zu Hause zu theil ward. Von der wochenlangen, sehnsüchtigen Vorfreude, mit

welcher Elisa diese Begegnungen vorausgenoß, war bei ihm nicht die Rede; aber er ließ sich gerne gefallen, den Gegenstand so holder Empfindungen zu bilden.

Jahr und Tag hatte das neue Leben gedauert. Elisas Heimweh nach ihrem Arbogast war schmerzlicher als je, weil der Winter ihre Zusammenkünfte seit langem unterbrochen hatte. Mit dem Frühling kamen wieder Spielleute in's Land, und durch einen derselben hatte sie dem Freunde Botschaft tragen lassen, sie würde an einem bestimmten Tage an der bewußten Stelle sein. Lange vor ihm fand sie sich ein. Als sie ihn von ferne kommen sah, jauchzte sie auf und lief ihm entgegen, ihm wie sonst mit einem schwesterlichen Kusse um den Hals zu fallen. Die längeren Kleider, die sie heute trug, waren ihr im Laufen hinderlich; sie mußte ihren Schritt mäßigen, und als sie erst in seine Nähe kam, wäre sie beinah still gestanden. Denn statt des Knaben vom vorigen Herbste sah sie einen angehenden Jüngling vor sich, mit einem unleugbaren Bärtchen auf der Lippe und mit unverkennbar anderer Haltung. Die Verlegenheit, die sich ihrer bemächtigen wollte, verscheuchte er sofort, indem er schon von weitem sie ansprach, seine fröhliche Verwunderung äußernd, wie groß die welsche Hildegund geworden sei. Diesmal gaben sie sich nur die Hände; dafür ließ sich Arbogast herbei, entgegen seiner sonstigen Gewohnheit zu plaudern und den Bericht von ihren kleinen Erlebnissen mit anzuhören. Ihm fiel der veränderte Klang ihrer Stimme auf, und der Blick ihrer dunklen Augen däuchte ihm weicher und wärmer als sonst. Doch war seine kühle Verwunderung weit entfernt von der freudigen Bestürzung, mit welcher Elisa sich sagte, wie stattlich und mannhaft der Freund geworden sei; eine nie gekannte Empfindung hielt sie ab, ihm auszusprechen, daß er ihr wohlgefiel. Sie ahnte, daß sie fortan mit einer neuen Art von Sehnsucht an ihn denken würde.

Daß ihr aber dies holde Gefühl mit bitterem Leide vergällt werde, dafür sorgte das Schicksal in kurzen Stunden. Nachdem die Beiden lange geplaudert hatten, bat sie ihn, ihr ein Lied zu singen. Mit stolzem Lächeln nahm er seine Fiedel vor und strich auf's kunstfertigste die Saiten, daß es weithin die Berghalde entlang scholl. Voll Entzücken hörte sie ihm zu, auf einem Steine sitzend, den großen Hund Wolf zu ihren Füßen, welcher seinen Herrn auf Schritt und Tritt zu begleiten pflegte. Sie klatschte jubelnd in die Hände, als er geendet hatte, pries seinen Fleiß und seine Fortschritte und bat um neue und aber neue Stücke.

„Aber wir vergessen ganz der alten Hildegund", sagte sie endlich. Mit einem Widerstreben, das sie befremdete, wandte er sich von den lustigen, ausländischen Spiel- und Tanzweisen zum Liedgesang und begann eine ihrer Lieblingsstellen vorzutragen. Es war nicht mehr das Feuer von ehedem; eine müde Bewegung, ein unmuthiger Klang zeigten ihr, wie wenig der Freund bei der Sache war. Sie forderte ihn nicht auf fortzufahren, als er nach kurzer Weile abbrach; ein Thränlein stand ihr im Auge.

„Es hilft nichts, wenn Du auch weinst, Mädchen", sagte er rauh. „Du weißt nicht, wie sie mirs gekocht haben diesen Winter her".

Sie drang in ihn, sich weiter zu erklären, und er berichtete, daß ihm das

Digitized by Google

väterliche Haus unbehaglich und fast unerträglich geworden sei. Die älteren Brüder fingen an scheel auf ihn zu sehen, weil er nichts in der Wirthschaft thue, und wenn auch des Vaters Ansehen ihn in Schutz nehme und sein gewichtiges Wort ihnen darlege, daß er keineswegs ein unnützer Brotesser sei, so lähme ihm doch die Schwüle ihrer feindseligen Stimmung alle Freudigkeit, und er sei auf dem besten Wege, zu den Werken untauglich zu werden, für die ihm der Vater bisher Dank gewußt. Er hätte gute Lust, in die weite Welt zu laufen und als Kriegsknecht sein Leben zu erhalten oder auch wegzuwerfen.

Das kluge Jungfräulein begriff, daß er ihr nur die Hälfte der Wahrheit sagte. Mit der Mißgunst der Brüder mocht' es seine Richtigkeit haben; aber wenn's ihn in die weite Welt zog, ein Kriegsmann, das wußte sie, wollte er nicht werden, ihn lüstete vielmehr ein Spielmann zu sein, denn von gelähmter Freudigkeit war in den Fiedelstrichen, die er zuvor hatte hören lassen, nichts zu verspüren. Nur der Stolz des Freigebornen sträubte sich gegen eine Lebensführung, die doch der Inbegriff seiner Wünsche, die aber in den Augen der Leute ein unehrliches Gewerbe war. Heute, da sie erkannte, wie ernsthaft sich die Dinge gestaltet hatten, wollte ihr nichts mehr über die Lippen von der einstmaligen Weisheit, welche das „Gut für Ehre nehmen" seinen Neigungen schmeichelnd ausgedeutet hatte. Sie sprach ihm Trost ein, bat ihn Geduld zu haben und ließ durchblicken, würde sie nur erst zu ihren Jahren gekommen sein, dann sollt' es ihm nicht an Gut noch Ehren mangeln.

Er schaute sie sonderbar an und lachte, so daß sie erröthete, als hätte sie etwas Unschickliches gesagt. „Nein, meine Gute", entgegnete er, „das möchte zu lang anstehn; bis dahin bin ich zehnmal aus der Haut gefahren. Hole der Teufel die Neider all und mich dazu".

Elisen erstarb das Wort im Munde, das ihm diese Rede verweisen sollte, so jählings schien sich wenigstens die zweite Hälfte derselben erfüllen zu wollen. Mit wüthendem Gebelle fuhr Wolf in die Höhe, zwei braunen Teufeln entgegen, welche wie aus dem Boden gewachsen in wildem Sprunge sich auf die beiden jungen Leute warfen. Ihre Köpfe waren mit buntfarbigen Wülsten bewunden und die hageren Arme reckten sich aus fliegenden, schmutzig weißen Mänteln hervor. Im Nu hatte der Eine das Fräulein um den Leib erfaßt, während der andere, größere, mit geschwungenem Säbel wider Arbogast ansprang. Aber Wolf fuhr ihm mit scharfem Gebiß nach dem Angesicht und der Jüngling stürzte, dem Thiere den Kampf überlassend, dem Räuber Elisens nach, den er alsbald mit einem scharfen Streich seiner Wehre zu Boden streckte. Eben war er daran, die Halbohnmächtige aus der Umklammerung seiner Arme zu lösen, da fühlte er einen grimmen Schmerz am Haupte; eine schwarze Faust hatte seine Locken ergriffen und schleppte ihn über Stock und Stein dahin, bis er schier betäubt war. Dann durfte er sich erheben, aber die Faust legte sich nun um sein Handgelenk und zwang ihn, in eiligem Laufe die steinige Halde entlang zu rennen. Die Waffe hatte er verloren und zu anderem Widerstande waren seine im Schleifen zerschundenen Glieder nicht mehr kräftig genug.

Digitized by Google

Nicht bloß die beiden wilden Gesellen waren durch den Klang von Arbogasts Fiedel angezogen worden, sondern auch etliche Hirten, welche die Frühlingsweiden befuhren. Zeugen des Ueberfalls, stürmten sie mit ihren knotigen Bergstöcken heran. Wolf war seinem riesigen Gegner erlegen, der sich jedoch vor der andrängenden Uebermacht zurückzog, sich begnügend, Arbogast als Geisel für das Leben seines verwundeten Gefährten mitzuschleppen. Da sich dieser zur Wehre setzte, so verloren die Hirten mit seiner Bewältigung so viel Zeit, daß der andere Räuber ihnen aus dem Gesichte war, als sie sich zu seiner Verfolgung anschickten. Ungeachtet der flehenden Bitten des Fräuleins blieben sie dabei, es helfe jetzt nichts, nachzulaufen und vertrösteten die Jammernde auf den folgenden Tag, der sicher eine Botschaft bringen würde mit Vorschlag einer Stelle zur Auswechselung der Gefangenen. Trostlos kam sie zu Hause an und bekannte den beiden Herren, wo sie gewesen und was ihr widerfahren sei; so entsetzt sie über die Gefahr waren, in der ihr Liebling geschwebt, so däuchte dem Onkel Victor doch noch bedenklicher die andere, in welcher sich seit lange schon das arglose Herz der jungen „Herzogin" befunden hatte, und statt ihr das schleunige Aufgebot sämmtlicher Vatzischen Streitkräfte zuzusagen, erklärte er barsch, um den Spielmann sei kein Schade, übrigens pflege Unkraut nicht zu verderben, und hielt ihr eine derbe Strafrede.

---

Die Vorhersage der Hirten traf nicht ein: weder vom Räuber, noch vom Geraubten verlautete etwas. Der Gefangene, falls er sich überhaupt in einer verständlichen Sprache auszudrücken vermochte, verweigerte in hartnäckigem Schweigen jede Auskunft. Aber auch Nahrung verschmähte er zu sich zu nehmen und starb nach fünf Tagen an Erschöpfung. Seine Leiche, als eines Ungläubigen, ward im Sumpfe versenkt; denn daß man es mit richtigen Saracenen, bis dahin unerhörten Gästen im Alpenlande, zu thun gehabt, das zeigte seine Kleidung und Gesichtsbildung, bestätigten auch die Erfahrungen der nächsten Zeit. Immer häufiger und zahlreicher traten Banden der braunen, fremdländischen Gesellen im rhätischen Land auf, und zugleich mit ihnen drangen Gerüchte über ihre Herkunft aus dem Rhonethal herüber. Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts war ein Saracenenschiff an die Küste der Provence verschlagen worden, die Mannschaft setzte sich in „Fraxnith" fest, nachdem sie die Christen im Schlafe überfallen hatte. Durch Zuzug aus der Heimath verstärkt, dehnten sie ihre Streifereien immer weiter aus, sorgten auch für einheimischen Nachwuchs, indem sie Töchter des Landes zur Ehe zwangen. Burgund sowohl als Italien, einer straffen Obergewalt ermangelnd, vermochten den Eindringlingen nicht zu wehren, welche bald der Schrecken der Lombardei und des südlichen Frankreich wurden. Wie groß das Entsetzen war, das von ihnen ausging, zeigt ein alter sagenhafter Bericht, welcher einen burgundischen König auf den Einfall kommen läßt, diese Teufel durch Beelzebub auszutreiben; er habe die wilden Ungarn eingeladen, die Saracenen aus ihren Sitzen zu verdrängen und nachdem sich beide in den Haaren gelegen, sei er mit seinen Burgundern hinzugekommen und habe die kampfmüden Mauren und Ungarn vollends erdrückt. Auch die Alpenpässe besetzten sie, so daß die Ver-

Digitized by Google

bindung zwischen Frankreich und Italien zeitweilig unterbrochen war, und nun drangen sie selbst ins obere Rheinthal und von da weiter bis vor die Mauern des heiligen Gallus vor.

Arbogast blieb verschollen. Ein schwacher Trost für Elisa war, daß man ihn so wenig todt als lebend entdeckte. Sie legte dunkle Kleider an und war schier wie eine junge Wittwe anzusehen. Dem Zürnen des Oheims über solche Thorheit setzte sie ein herbes Schweigen entgegen; Theilnahme für ihr Leid, das sie doch nicht auszusprechen wagte, zeigte ihr das zarte, liebevolle Benehmen ihres Vaters. Aber wenn sie von Arbogast reden wollte, mußte sie hinunter nach dem Bauernhofe reiten; doch bald fielen ihr diese Besuche allzuschwer, weil sie den stummen Vorwurf in den Augen der Mutter und der Schwestern nicht zu ertragen vermochte, welche sie der Schuld an dem Unglück zu zeihen schienen. Daß er sie über kurz oder lang doch freiwillig verlassen hätte, mochte sie den Trauernden nicht verrathen, auch sträubte sich eine leidenschaftliche Stimme in ihrem Innern dagegen, die Aeußerungen seines Unmuthes in allem Ernst als Zeugnisse seiner Wanderlust zu nehmen.

Nachdem der Oheim so unwirsch seine Hilfe versagt, blieb dem Jungfräulein vorläufig nicht viel andres übrig als zu warten. An den Vater mochte sie sich nicht wenden; denn falls überhaupt Herr Placidus zu einem selbständigen Entschlusse zu bringen war, so konnte das nur auf Kosten des Einvernehmens mit Herrn Victor geschehen. Laß mich nur erst zu meinen Jahren kommen, beschwor sie das mahnende Bild des Abwesenden, mein ganzes Erbe soll mir nicht zu kostbar sein, daß ich Dir Treue halte. Sie wußte nicht, wie geringfügig der Erbanspruch war, den „ihre Jahre" ihr einst geben konnten. Einstweilen trachtete sie wenigstens eine Spur des Verschwundenen zu entdecken. Daß er zu Fraxnith gefangen gehalten werde, war nach allem, was man von dem Verfahren der Saracenen hörte, überaus wahrscheinlich. Um sich Gewißheit zu verschaffen, wandte sie sich an die fahrenden Leute, welche von Zeit zu Zeit im Burghof einkehrten. Sie lohnte ihnen reichlich ihre Gaukelkünste und Lieder, wiewohl sie den Vorstellungen ausweichend sich ins entlegenste Gemach zurückzog; und reiches Gut versprach sie jedem, der ihr sichere Kunde von Arbogast brächte. Einem schnöden Sinne wäre es leicht gewesen, durch eine erfundene Nachricht die Arglose zu täuschen und das Geld zu erschleichen; aber das Herzeleid in ihren Augen, die Trauer in ihrer Stimme war so rührend, daß keines dieser leichtfertigen Gemüther es über sich vermochte, sie zu hintergehen. Mit aufrichtigen Versprechungen, sein Bestes zu thun, zog jeder von dannen, doch keiner ließ sich wieder blicken; es mochte zu schwierig und gefährlich sein, in die Höhle der Mauren zu gelangen.

Je hoffnungsloser es aber schien, den Entführten zu erkunden oder gar zu befreien, desto fester wurzelte sein Bild in ihrem Herzen. Ferne und Sehnsucht verklärten es, und all die Bewunderung deutscher Treue, die sie aus seinen Liedern gelernt hatte, machte es ihrer schwärmerischen Neigung zu einem kostbaren Horte; ihm, der bereit gewesen, sein Leben für sie zu lassen, war sie schuldig zu zeigen, daß König Wolfdietrichs Treue nicht ausgestorben sei. Und wenn

Oheim Victor hie und da mit heimlicher Beziehung ein verächtliches Wort über grobe Bauern fallen ließ, so zeigte sich ihre deutsche Bildung viel zu gründlich, als daß sie nicht in Worten oder Gedanken erwidert hätte, dem freien Könige sei der freie Bauer ebenbürtig und nicht gehalten, vor ihm den Hut zu lüften. Was für Folgerungen daraus für sie selbst, als eine Herzogin in bloßem Anspruch, zu ziehen waren, ist leichtlich zu erachten; ihre eigenen Gedanken fielen freilich nicht darauf.

Etliche Jahre waren so vergangen. Einst, im Frühsommer, an einem heitern Abende, wandelte das Fräulein durch das erkühlende Thal. Ihr leidvolles Auge war auf den Nachglanz der Sonne in den rosigen Wolken gerichtet, ihre Gedanken weilten bei Arbogast. Da sah sie, von der schwäbischen Seite her, etliche Reisige herantraben. Voran ritt ein junger Mann in reicher Lockenfülle, aber auch mit stattlichem Barte. Wiewohl er in Waffen war, trug er doch das Haupt unbedeckt; die Gegend mußte ihm so sicher dünken, daß er es wagen durfte, die Stirn in der kühlen Abendluft zu baden. Haar und Angesicht zeigten, daß er ein Deutscher war. Mit sittigem Gruße trat ihm Elisa entgegen, und lud ihn ein, auf ihres Vaters Burg Herberge zu nehmen, da die Sonne schon hinter die Berge sei. Der Fremde entgegnete, er habe vorgehabt, noch ein Stündlein zu reiten, auf den Bergkämmen sei der Sonnenstrahl noch nicht erloschen und es werde so rasch nicht nachten. Aber so freundlicher Aufforderung vermöge er nicht zu widerstehen, zumal, da er auf welschem Boden in seiner heimischen Zunge angesprochen werde. Ob aber das da droben nicht Burg Vatz sei. Elisa bejahte die Frage. Da hielt ihr lächelnd der Andere seinen Schild vor Augen, auf welchem in rother Farbe ein dreizackiges Bannertuch gemalt war.

„Verüble mir meinen Freimuth nicht, schöne Jungfrau und Stammverwandte", sagte er, „bei uns da draußen geht die Sage, denen von der schwarzen Fahne seien die von der rothen nicht allzu willkommen; und wenn Dich's jetzo reut, mich eingeladen zu haben, mich soll's nicht verdrießen, falls Du Dein Wort zurücknimmst, obschon ich so holde Wirthin ungern missen möchte".

„Ich weiß von solcher Feindschaft nichts", war Elisas doppelsinnige Antwort. „Aber wär' es auch, wie Du sagst, das Gastrecht kennt keinen Feind; und, es sei denn, daß Du etwa als ein solcher gekommen wärest, so heiß ich Dich nochmals herzlich willkommen, unbekannter Vetter!"

„Ich nehme an!" entgegnete der von Rothenfahn freudig und sprang aus dem Sattel, dann gab er den Schild an seiner Knappen einen, bot Elisen die Hand und ging mit ihr den Burgsteig hinan. In leichter Rede unterhielt er sie von diesem und jenem, nachdem er auf seine ehrerbietige Frage, ob etwa ihre dunkle Tracht auf einen Trauerfall im Hause oder in der Verwandtschaft deute, ein Kopfschütteln als Antwort erhalten hatte. Seine fröhliche Verwunderung über die liebliche Erscheinung der Base, wie er sie in geflissentlicher Zutraulichkeit zu nennen fortfuhr, obwohl ihm die Verwandtschaft bisher mehr als zweifelhaft

Digitized by Google

gewesen, verhehlte er so wenig, daß Elisa unterm Thore unterließ, ihm den Willkommkuß zu geben, den sie sonst jedem deutschen Gaste ganz unbefangen, doch zu großem Aerger ihres Oheims, gewährt hatte. Der Empfang von Seiten des Vaters war, dem Kinde zu Liebe, gar freundlich; auch Victor zeigte sich nicht rauh, aber äußerst zurückhaltend und er bemerkte, als Elisa den Vetter vorstellte, mit gezwungenem Lachen, die Vetterschaft sei freilich etwas weitläufig, das hindere aber nicht, daß sich's jener während der üblichen drei Tage so wohl sein lasse, als es ihm in Gesellschaft zweier Greisbärte möglich sei. Er wußte wohl, daß Elisa keinen Fremdling, der nicht dringende Eile hatte, vor dem dritten Tage weiter ziehen ließ; so hatte sie's auf dem Bauernhofe gelernt. — In kurzer Frist war sodann das Bad bereit, die erste Bequemlichkeit, die man jedem Einkehrenden zu bieten pflegte, und erquickt nach Staub und Hitze der Reise fand sich der Gast wieder in der Halle ein.

Der Vetter Adelbert oder Adilo gehörte dem mächtigen Grafengeschlechte an, das zu Fortifels und Feldkirch angesessen über weite Besitzungen bis zum See hinab und darüber hinaus gebot. Er war der zweite Sohn; weil jedoch der ältere, Heinrich, „gar ein einfältig Mann und übel gesprech" war, so hatte der Vater diesem ein reiches Weib, eine Gräfin von Sonnenberg, zur Frau gegeben, fand ihn bezüglich des Erstgeburtsrechtes dadurch ab, daß er ihm bei eigenen Lebzeiten die schöne Herrschaft Sargans überließ, und erkor, da ihm allmälig die Regierungslast zu schwer fiel, seinen Liebling Adilo zum Beistande, der denn auch nach seinem Tode die Grafschaft übernahm. Nun fand sich ein Ohrenbläser, die Chronik nennt ihn einen Bastard von Sonnenberg, also wohl ein natürlicher Bruder von Grafen Heinrichs Gemahlin, der lag diesem fortwährend an, die Grafschaft gebühre ihm, als dem Aeltesten, bis der sich dazu herbeiließ, den väterlichen Letztwillen anzufechten, also daß es zu einer scharfen Fehde zwischen den beiden Brüdern kam. Darin erlangte der Jüngere so viel Vortheil, daß die Berather des Aelteren diesen zu einem Vergleiche drängten. Schiedsleute wurden gewählt, die Alles so bestimmten, wie es vor dem Kampfe gewesen war. Damit gaben sich aber Heinrichs „Freunde" nicht zufrieden, denn sie waren zugleich seine Gläubiger geworden; sie schlugen vor, Adilo sollte die Kriegskosten übernehmen, da ja das buchstäbliche Recht unleugbar auf seines Bruders Seite gewesen; um des Friedens willen sagte Adilo ja dazu und billigte auch den weiteren Antrag, daß die Einkünfte seiner Grafschaft während der nächsten Jahre ausschließlich den Gläubigern gehören sollten. Inzwischen wollte er über Land fahren, die Welt sehen und unter fremden Kriegsherren die Schneide seines Schwertes erproben. Denn da ihn der Vater so frühzeitig zu den Geschäften gezogen, war ein starker Rest eines in's Weite strebenden Jugenddranges in seiner Brust vorhanden. Nach Italien oder der Provence gedachte er sich zu wenden; beides galt ihm gleich viel und da, wo sich die Wege schieden, hatte er seinem Rößlein die Zügel auf den Hals gelegt, dies aber hatte die Straße nach Burg Vatz eingeschlagen.

Digitized by Google

Diese Verhältnisse, welche Placidus und Victor nur zum Theil kannten, legte er offen im Gespräche dar. Seine muntere Art nahm Herrn Placidus für ihn ein, und selbst Victor schien zu vergessen, daß er von der abtrünnigen rothen Fahne sei. Das Churwelsch, das er vorbrachte, klang zwar nicht so zierlich als Elisens Alemannisch, aber doch gewandt genug, und wenn er sie laut um ihre Sprachfertigkeit belobte, so gab sie ihm in Gedanken die Anerkennung zurück. Bei Tische setzte sie sich an seine Seite, legte ihm vor und schenkte ihm den Wein, wie es eine rechte Wirthin soll und lächelte befriedigt, als er sie die preislichste Alemannin nannte, die er je gesehen. Ob er des Harfenspiels kundig sei, fragte sie nach dem Mahle. Als er verneinte, bekannte sie zwar im gleichen Falle zu sein; aber im Stillen mußte sie jenes Andern gedenken, der eine kunstfertige Hand besaß, ohne an muthiger Entschlossenheit zurückzustehen. Darüber ward sie düster und einsilbig, indessen Adilo fortfuhr, durch sein Gespräch den Wirthen sich dankbar zu erweisen. Man sah gar wohl, so jung er war und so wenig er von der weiten Welt gesehen, sein Bart war nicht männlicher als seine Erfahrungen und in den Händeln dieser Welt wußte er frisch Bescheid. Elisa brachte ihn auf das Burgunderland zu sprechen und auf die Saracenenschwärme, welche von dort herüberbrachen; von Arbogast sagte sie keine Silbe. Er schalt auf die Schlaffheit der provenzalischen Herren, welche diesen Schaden so gleichgiltig weiter fressen ließen, während durch die Vereinigung mäßiger Streitkräfte die gesammte Räuberbrut zu erdrücken wäre. Vom Lombardenland aus gedenke er hinüber zu reiten und nachzusehen, ob kein Heerzug in Stand zu bringen wäre; sei es doch für seine eigene Grafschaft von Wichtigkeit, daß die Quelle dieser Räubereien verstopft werde. Wüchsen die Dinge so fort wie bisher, so möchte es im Laufe der Zeit noch dahin kommen, daß Kaiser und Reich wider die Ungläubigen aufgeboten werden müßten, wie unlange am Lech gegen die Ungarn. Elisa hörte mit leuchtenden Augen auf seine Rede.

Nachdem sie dann den warmen Schlaftrunk kredenzt hatte, ging sie nachzuschauen, ob alles im Gastgemache bereit sei, kehrte darauf zur Halle zurück und geleitete ihn vor das lavendelduftige Bette. Die Sitte hätte erheischt, daß sie, nachdem er sich niedergelegt, nachfrüge, ob er bequem gebettet sei. Aber sie trug Scheu, die Kammer noch einmal zu betreten; ein harmloser Scherz, den er sich erlaubt hatte, hielt sie ab und sie ließ sich durch die Schaffnerin vertreten. Nachdem er nämlich mit erfreuten Blicken das wohnliche Stüblein gemustert und belobt, hatte er gefragt, ob das da wirklich Elfenbein sei, und da sie verwundert fragte, was, hatte ers nicht mit Worten bezeichnet, sondern war langsam mit dem Zeigefinger über ihre weißen Finger hingefahren, mit denen sie den schweren eisernen Leuchter umschloß; das da, holde Base, hatte er gesagt und dazu gelacht. Es däuchte ihr lästig, daß er mit der Vetterschaft Ernst machte.

Gleichwohl schien sie am andern Morgen nicht erwarten zu können, bis er aufstünde, und ging ihm freudig entgegen als er eintrat. Ein überreichliches Frühstück stand auf dem Tische, so daß er die Frage that, ob dies das Maß der schwarzen Fahne sei oder ob man der rothen so viel zutraue. Placidus und Victor lagen beide noch in den Federn, und so konnte er mit freudigem Behagen sich der un-

Digitized by Google

gestörten Zwiesprache mit seiner schönen Wirthin hingeben. Sonst war es Brauch, daß man tagüber den Gast sich selber überließ, denn das einzige Stück germanischer Gastlichkeit, das Elisa nicht nach Burg Vatz verpflanzen konnte, war eine fröhliche Trinkgesellschaft, das Mittagsmahl mit dem Frühstück, und mit jenem hinwiederum den Nachtimbiß durch ein ausdauerndes Gelage zu verknüpfen: weder Placidus noch Victor waren Trinker. Auch heute that Elisa die übliche Frage an den Gast, ob er etwa durch Jagen sich die Zeit vertreiben wolle; aber sie war sichtlich erfreut, als er ablehnte, falls er im Schlosse nicht lästig sei. Durchaus nicht, entgegnete sie, und was in ihren Kräften stehe, die Weile zu kürzen, wolle sie gerne thun.

Zunächst brachte sie das Schachbrett herbei und begann die ungefügen Figuren aufzustellen. Ueber dem trat Victor ein und schaute verwundert auf die leise gerötheten Wangen der sonst so blassen Nichte. Doch begrüßte er Adilo freundlicher als sie erwartet hatte. Er fand augenscheinlich Gefallen an seinem Wesen; aber je länger er die zuvorkommende Weise beobachtete, mit der Elisa dem „Vetter" begegnete, desto tiefer grub sich eine Sorgenfalte zwischen seine Brauen, und als nun Placidus erschien, und in unverhohlener Freude dem Gast den Morgengruß bot, verließ er finster blickend das Zimmer und ging unwirsch durch Haus und Hof. Späterhin begegnete er den Beiden, wie sie im Zwingergärtlein lustwandelten, dann sah er sie auf der Zinne stehen und ins Land hinausschauen, und mehr als einmal hörte er zu seiner größten Bestürzung ein Lachen aus Elisens Munde, der die letzten Jahre her so ernst und schweigsam gewesen war wie einer Nonne. Bei Tische sodann glaubte er schon in voller Blüthe stehen zu sehen, was er befürchtet hatte, so heiter, gesprächig, zutraulich benahm sich die Nichte gegen den Sprößling des abtrünnigen Zweiges. Nach dem Mahle benützte er eine Gelegenheit, ihr zuzuraunen, warum sie denn dunkle Kleider trage, wenn ihr Sinn so rosenfarbig sei. Sie aber entgegnete ganz aufgeräumt, ob denn nicht eines Fräuleins von der schwarzen Fahne Leibfarbe Schwarz sein dürfe und ob andererseits etwa ihr Herz schwarz sein müsse.

Victor hatte genug an dieser Antwort. Mit einem bösen Blick wandte er sich von ihr, nahm den erstaunten Placidus beiseit in eine Kemnate und hub an: „Placidus, Kinder treten einem auf die Füße, so lange sie klein sind, aber aufs Herz, wenn sie zu ihren Jahren kommen. Mir ist's ein geringer Trost, daß diese Schlange nicht meine eigene Tochter ist; ward sie mir nicht geboren, so hab' ich sie doch gekoren und bis diesen Tag gehalten wie mein Auge und als das letzte Auge an dem welken Reis unseres hohen Stammes. Das will ich nimmermehr erleben, daß sie zur Ueberläuferin werde und daß die Abtrünnigen sich brüsten, auch die Getreuen aufs Ende noch zu sich hinübergezogen zu haben. Du weißt, was wir seit langem mit einander beredet haben; der junge Branca soll sie heimführen, er gehört zu den Wenigen, in deren Adern noch altrhätisches Blut unvermischt fließt. Noch diesen Nachmittag reit' ich hinüber und bringe mein Gewerb an und wo möglich auch zugleich den Theodul selber mit herunter".

Placidus erwiderte gleichgiltig: „Mir ist der Theodul ganz recht, wie Du

Digitized by Google

weißt, und obgleich ich im Grunde nicht einsehe, warum nicht eben so gut der Adilo ein gemäßer Eidam sein sollte“ . . .

Eine heftige Scheltrede des Bruders unterbrach ihn, nnd er hatte Mühe ihn zu besänftigen durch die wiederholte Erklärung, er sei ja ganz einverstanden mit allem, was jener vorhabe. Uebrigens, fügte er hinzu, scheine sich Victor ganz unnöthige Sorgen zu machen, denn die Freude, die das Kind an dem „Vetter“ zeige, sei nicht Ausdruck einer Neigung zu ihm, sondern zu Arbogast, den sie mit Adilos Hilfe zu erlösen hoffe.

Victor stutzte, dann aber sagte er überlegen: „Lehre Du mich die Weiber kennen! Diese Trauer ist schon längst nur eine künstliche und ihr innerlich verleidet; die kindische Schwärmerei für den Bauern war überhaupt etwas ganz anderes und völlig harmlos gegen das, was jetzt ihr Herz bewegt. Sieh sie nur an! Sieh sie nur an! Aber freilich, Du hast keine Augen im Kopfe“.

Placidus schwieg und lächelte. Victor aber ging hinunter, ließ sich ein Rößlein satteln und verritt ohne Abschied. Als er am Abend wiederkam, brachte er den jungen Theodul mit, einen hübschen, schwarzhaarigen Menschen von gefälliger Beweglichkeit und regen, blitzenden Augen. Der Nichte Benehmen fand er unverändert. Ei, murrte er im Stillen, wie möcht' es auch noch ärger werden; sie kann ihm doch nicht vor den Leuten gar um den Hals fallen!

Einigermaßen irre ward er immerhin, als er sah, wie unverkürzt sie ihre Artigkeit und Aufmerksamkeit auch dem neuen Gast zu Theil werden ließ. Der saß übrigens freudig erstaunt bei Tische und verschlang die ihm Zugedachte mit den Augen; sein etwas verlebtes Gesicht röthete sich im Eifer, den deutschen Herrn an Munterkeit und Witz zu überbieten, und hie und da blinzte er Victorn zu, als wollt' er sagen: Wahrlich, Du hast mir nicht zu viel gesagt!

Am andern Morgen schien die Sachlage unverändert, nur glaubte Victor an Elisen das Bestreben zu bemerken, mit Adilo allein zu sein. Diese Wahrnehmung befriedigte ihn in soferne, als sie seinem Argwohne Recht gab. Noch eine Nacht, tröstete er sich, so reitet der Störer von dannen! Der Versuchung, sein Mittagsschläfchen zu halten, widerstand er um so weniger, als er gestern darum gekommen war; auch wußte er, daß Placidus, der sich erst am späten Nachmittage eine Weile zur Ruhe zu legen pflegte, um die jungen Leute sein würde. Ihm einen Wink zu ertheilen, daß er achtsam sein sollte, dazu fand sich keine Gelegenheit, weil Placidus in ein eifriges Gespräch mit den beiden Gästen verwickelt war. Als er sich zurückgezogen hatte, forderte der alte Herr den Branca auf, die Rüstkammer zu beschauen. Adilo lehnte lachend die Begleitung ab, da er von gestern her noch Alles auswendig wisse.

Flink setzte Elisa die Schachfiguren auf, aber zum „Zabeln“ kam es nicht; denn kaum daß sie mit Adilo in der gewölbten Halle allein war, begann sie, eine sichtliche Verwirrung nach Kräften bemeisternd: „Es ist mir lieb, Vetter, daß ich noch einmal unter vier Augen mit Dir sein kann, eh Du weiterziehst. Statt Dir ein Gastgeschenk zu geben, wie der Brauch es heischt, komm' ich mit einer Bitte. Wirst Du sie mir gewähren?“



Digitized by Google

„Alles, was Du willst, schöne Base", entgegnete er lebhaft und setzte lächelnd hinzu: „falls es nicht wider die Ehre geht".

So raschen Vortheil hatte sie sich nicht erwartet, und erröthete über den feurigen Ausdruck seiner Rede und seines Auges. Aber sie hielt klug das Gewonnene fest und die Hand über das Tischchen streckend, rief sie:

„Es gilt! Eingeschlagen?"

Ohne Besinnen ergriff er ihre Rechte und sie duldete es, daß er seine Lippen auf die schmalen Finger drückte.

„Du hast erzählt, Vetter, daß lediglich der Schritt Deines Rosses die Wahl entschieden habe zwischen den Straßen nach Burgund und Lombarden. Mir wäre lieber, wenn Du die Burgunderstraße . . ."

„Ich danke Dir für Deine Aufrichtigkeit", scherzte Adilo, seine Empfindlichkeit verbergend.

„Nein", sagte sie, „versteh mich recht. Ich wollte nicht sagen, eingeschlagen hättest; dann kennt' ich Dich ja nicht, und ich schätz' es als hohes Glück, daß ich Dich kennen gelernt habe. Vielmehr, wenn Du das ausrichten willst, was Du so freundlich und unbesehens mir zugesagt hast, mußt Du die Richtung ändern; und was ich meinte, ist nur, daß es Dir darauf nicht ankommen könne, so nahe noch der Wegscheide meinem Wunsche zu folgen, statt dem Triebe Deines Braunen".

„Ausrichten?" versetzte er; „also nichts als einen Botendienst verlangst Du? Mit Freuden, mit tausend Freuden; ich wollte, es wäre mehr".

„Vielleicht ist's auch mehr", antwortete sie schalkhaft, „und ich habe nicht das richtige Wort getroffen".

Sie hatte es ja in der Uebung, nach Bedarf gut oder schlecht alemannisch zu können. Und nun legte sie in raschen Worten dar, daß und warum ihre Gedanken zu Fraxnith stünden. Daß sie während des hastigen Geständnisses die Augen niederschlug, gleich als empfände sie Scham, kam ihr selber unterm Sprechen seltsam vor, und sie zwang sich Adilo anzublicken. Da sie aber die Lider aufhob, ward sie bestürzt über den Ausdruck von Enttäuschung und Aerger in seinem Gesichte. Annoch war das Minnezeitalter nicht angebrochen, da eine Dame dem Ritter, dessen Neigung sie erkannte, die tollsten Abenteuer zumuthen konnte; und statt sich auf jenen, dem Lehenrecht nachgebildeten Codex des Frauendienstes zu berufen, mußte sie darauf bedacht sein, den Mannesstolz zu schonen, wenn sie nicht befahren wollte, daß er aus der scherzhaften Clausel, es dürfe nicht wider die Ehre gehen, Ernst mache. Beim Anblick seiner gerunzelten Stirne wagte sie nicht zu verlangen, was sie ursprünglich gewollt hatte, da er ja doch von einem Heerzuge wider die Saracenen gesprochen, mög' er Alles aufbieten, den gefangenen Arbogast zu befreien, und sie beschied sich bei der Bitte, daß er seinen Aufenthalt zu erkunden trachte und sie durch einen sicheren Boten die Bedingungen des Loskaufs wissen lasse.

Adilo mühte sich gar nicht, seine Verstimmung zu bergen, und mit einem unmuthigen Seufzer entgegnete er: „Du hast mein Wort, Hinterlistige, und

Digitized by Google

ich von einem Weibe Bethörter werde nun schnurstracks nach Burgund reiten und um eines Bauern willen meine Haut zu Markte tragen".

„Das wolle Gott nicht", erwiderte sie demüthig. Es habe ja heuer noch gar nichts von Räubereien der Mauren verlautet, und irgend ein Kriegsungewitter möge im Westen niedergegangen sein, so daß er wahrscheinlich die Wege viel offener finde, als er etwa vermuthe. Daß er sich in andere Gefahr begebe, als die er ohnedies würde aufgesucht haben, sei entfernt nicht ihr Wunsch. Und daß sie dem Retter ihres Lebens Treue halte, werde doch am wenigsten er, ein Deutscher ihr verübeln. Schnurstracks übrigens, wie er ihr gesagt, brauche der Ritt nicht zu gehen. Sie wisse zu gut, wie auf Burg Vatz und überhaupt bei ihren Landsleuten ihre Bemühungen um den Entführten angesehen seien, und wolle um Alles in der Welt nicht, daß Adilo in's Gespött käme; sie empfehle ihm daher, zum Schein eine kleine Strecke nach dem Septimer hinzureiten, als setze er die beabsichtigte Reise fort, dann aber möge er auf einem Wege, den sie ihm genau beschrieb, einen Gebirgsrücken überkreuzen und im Nachbarthale sich zurückwendend den Vorderrhein gewinnen.

Als Oheim Victor wieder in die Halle trat, schwand sein Unmuth, die Beiden allein zu finden, rasch dahin, da er die augenfällige Verstimmung gewahrte, worin sich Adilo befand. „Sie hat eben doch das Blut der schwarzen Fahne", murmelte er vergnügt; „die rothe Fahne hat einen Korb davongetragen. Glück zu, Vatz und Branca".

Am andern Morgen verritt Herr Adilo. Von der Zinne aus winkte ihm Elisa mit einem weißen Tüchlein nach; aber der mit finstern Brauen dahin Sprengende wandte den Kopf nicht, und mit einem Thränlein im Auge kehrte sich das Fräulein endlich der Treppe zu. Da stand Herr Victor hinter ihr und begrüßte sie mit einem freundlichen Lächeln wie seit lange nicht. „Du hast Recht, mein Täubchen", sagte er. „Schwarz und Roth taugen nicht zusammen. Du bist eine fromme Tochter und überläßt die Wahl des würdigen Gatten dem Vater und dem Ohme".

Sie schaute ihn mit verwunderten Augen an. Er aber begann nun geschäftig sie auszufragen und in sie hineinzureden, wie ihr Herr Theobul gefalle und was für kluge Leute sie an ihren beiden Vormündern habe, so daß sie unschwer merken konnte, worauf er ziele. Ein unfreundliches Gefühl wider Herrn Victor regte sich in ihrem Herzen und auf das dünne röthliche Haar blickend sagte sie boshaftig: „Roth bei Schwarz behage ihr gar nicht". Herr Victor aber merkte nichts.

Im Laufe des Vormittages betraf er im Hofe einen Knecht, der sein Roß sattelte, und erfuhr, daß dieser den Auftrag habe, gen St. Gallen zu reiten und die Abschrift eines Stabsangs von Walthari und Hildegunda zu holen, welche dem Fräulein zugesagt worden; man war im Kloster nicht gut auf die Welschen im Churer Bisthum zu sprechen, aber das Fräulein von Vatz stand daselbst wohl angeschrieben. Als er von seinem Nachmittagsschlafe kam, vernahm er, das Fräulein sei ausgeritten, Kranke zu besuchen und in einer thalaufwärts gelegenen Kapelle



Digitized by Google

zu beten; zunächst habe sie den Weg thalab eingeschlagen. Vor Abend werde sie schwerlich zurückkommen.

---

Inzwischen war Herr Adilo seines Weges geritten, genau wie das Fräulein ihm Anleitung gegeben hatte. Seine Stimmung war gar nicht heiter, und sein Rößlein lief so scharfen Trab, daß die Knechte kaum zu folgen vermochten. Um die Wette mit dem Hufschlag seines Thieres hämmerten in seinem Haupte unfreudige Gedanken, also daß aus dem Zweitakt, der über den harten Weg hinklapperte, der höhnische Singsang hervorzuklingen schien: Graf Adilo, Du bist ein Narr, hast Dich von einem Mädchen lassen an der Nase führen. Wie thut Dir's Noth, Du Weiser, der seit Jahren schon der Grafschaft waltete, hinauszukommen in die Welt und List zu lernen; annoch bist Du ein Kind an Witze.

Nicht rechts noch links, nur zwischen seines Rosses Ohren aus, ganz schulgerecht, ging sein Blick. Halb ihm zum Aerger, halb zu schmerzlicher Wonne schwebte da vorn ein blasses, lächelndes Gesicht, eine zierliche Gestalt und wollte nicht weichen. „Du hast einen schlechten Geschmack, Dirulein", dachte er spottend, „und nieder hin kehrt sich Dein Sinn zu einem Bauern. Mache mir nicht weis, das sei nur die Treue, die Du im Munde führst. Zwischen Weib und Mann giebt es nur Minne, keinen Lehnsverband, keine Dienstmannschaft. Nennst Du es Treue, hängst Du Deines Herzens unwürdiger Neigung das Mäntelein der Dankbarkeit um, so wird's ja wohl das Beste sein, auch ich finde mich darein und denke mich als Deinen ‚Mann', weil Du mein Wort mir abgelistet hast. Ha, schwarzes Herzlein, Rothensahn ist Dir unterthan auch ohne das".

Also rüttelte er fortwährend an dem Haken, der in seinem Herzen saß, erreichte aber nichts andres, als daß er inne ward, wie fest derselbe hafte. Während der Mittagsrast ließ er von seinem Waffenknechte sich schwarze Farbe geben und strich das rothe Panier auf seinem Schilde eigenhändig schwarz an, sich zur Demüthigung, sagte er; eigentlich war das ein Gedicht ohne Worte, aber er ahnte es nicht. Zu den Knechten sagte er ganz offen: „Ich habe denen auf Batz ein Wort gegeben, darüber mich schier Reue anwandelt. Aber laßt uns eilen, daß wir's erfüllen, damit je eher je lieber die Schwärze wieder verschwinde, die mich meiner freiwilligen Dienstbarkeit mahnt". — Ein Wappen war in jenen Zeiten, selten wie es überhaupt vorkam, nicht ein Geschlechtsabzeichen; und auch wo sich ein und dasselbe Schild durch Generationen forterbte, beruhte die Beibehaltung des Ueberkommenen auf der freien Wahl des jeweiligen Trägers.

Durch den weiten Bogenritt, den sie heute ausgeführt hatten, geschah es, daß, als sie zu Abend einstellten, sie noch nicht allzu weit vom Schlosse Batz hielten, durch die Luft gemessen. In der Nacht scheuchten ihm unmuthvolle Gedanken den Schlaf: es war ihm unleidlich und beschämend, daß er, ein Mann, sich ein Dirulein nicht aus dem Sinne schlagen könne, das nichts von ihm wissen wollte. Als er endlich doch daran war, einzuschlummern, hub sich ein Lärm von der Straße her, die Stimme des Wirthes ließ sich in einer längeren Verhandlung hören, dann kamen seine schweren Tritte die Stiege herauf und den Gang entlang,

und daneben war ein leichter Frauenschritt zu vernehmen, der ihn wieder auf die alten Gedanken zurückbrachte. Etwas besonderes war übrigens nicht an dem Vorkommniß, denn dazumal konnten Frauen, unbeschadet ihres Leumunds und ihrer Sicherheit, allein über Land reisen, dafern die Gegend frei von Raubgesindel war. Seine Neugier ward deshalb gar nicht rege, zumal er heute den ganzen Tag herbe genug gebüßt hatte, daß er in ein Paar Weiberaugen geblickt.

Den andern Morgen ging es rüstig weiter, das Thal des jungen Rheins empor. Die Luft war still und die Sonne stach zu großem Unbehagen. Zuhinterst in den Hochthälern, wenn eine Wendung des Weges sie so weit hin aufschloß, sah man leichte Dünste brodeln, zum Zeichen, daß die Erdleutlein heute eine Hochzeit rüsteten. Der Versonnene achtete der Wetterzeichen wenig und ritt trotzig fürbaß, auch nachdem der Herbergvater, bei dem er Mittag gemacht, ihm bedeutet hatte, ein Ungewitter im Hochgebirge, wie sich eben eines zusammenbraue, sei kein Kinderspiel. Durch Tannenwipfel und Felsengipfel war die Aussicht so beengt, daß in der That das Stückchen Himmel, das sie sichtbar ließen, über das Wetter täuschen konnte. Doch stand es nicht allzu lange an, da schoben sich dichte weiße Wolken mit zackigen Rändern und tiefdunkeln Schatten von Westen herüber, so daß die Knechte mit Besorgniß sich unter einander anschauten, denn sie wußten, daß sie noch eine gute Strecke zur nächsten Siedlung hatten. Nun ließ sich von weiter Ferne her eine klagende Stimme vernehmen, in der Tiefe einsetzend und rasch zur Höhe springend, wo sie wimmernd aushielt und starb, bis sie nach kurzer Frist das Spiel von neuem anhub. Die Knechte erbleichten. „Geh weg!" ahmte einer der Stimme nach. Nein: „aus dem Weg!" hieß es deutlich, also raunte angstvoll ein Andrer, während ein Dritter gehört haben wollte: „Mitten in'n Weg!" Im Stillen machte sich jeder bereit, aus dem Sattel zu springen.

Herr Adilo ritt aber immer noch gelassen im Schritt dahin und ließ sein weiß beschäumtes Thier verschnauben. Plötzlich neigten sich vor ihm die bis dahin regungslosen Tannen, er hub die Augen auf und erblickte vor sich an einer Felsenecke eine riesenhafte Gestalt, halb einem ungeheuern Schleier vergleichbar, der aus dem Leeren geschleudert in die wilde Fluth des Bergstroms hinabsank, halb einer Menschengestalt ähnelnd, die aus der Fluh tretend über den Weg schritt und im Verschwinden einen langen Arm emporreckte. Die Knechte stammelten voll Entsetzen: „Behüt uns Gott in Gnaden, das war der treue Eckhart!" Herr Adilo aber rief: „Hoho!", gab seinem Roß die Sporen und flog um den Felsenvorsprung. Heulender Sturm empfing ihn und zwang ihn die Augen zu schließen. Dann wandte er das erschreckte Thier rückwärts und spähte durch die Baumstämme, welche durch den Windfang gedeckt kraftvoll und unverkrüppelt in die Höhe ragten. „Hieher!" rief er laut und sprang vom Pferde, das er am Zügel unter die Bäume führte. Im Hintergrunde gewährte ein Ueberhang des Felsens nothdürftigen Schutz vor dem ausbrechenden Ungewitter; röthlicher Sand bedeckte den Boden und schwarze Flächen darauf verriethen, daß hier zu Zeiten Feuer war angemacht worden. Rasch wurden den Pferden Decken übergeworfen, und mit

Digitized by Google

geduckten Köpfen und zitternden Gliedern standen sie unter dem dichten Dache des Nadelholzes, um dessen Stämme die Zügel geschlungen waren. Die Reiter aber traten unter den Fels, in die hinterste Bucht der flachen Höhlung ihre Waffen bergend. Tiefes Dunkel umfing sie mit einem Male, und rauschender Regen, mit Hagel untermischt rasselte auf die Bäume nieder, indessen die Männer noch geschäftig waren sich einzurichten. Plötzlich erhellte ein greller, wiederholt aufflammender Blitzstrahl das Dunkel, daß Alle unwillkürlich die Blicke in's Freie richteten.

„Um Gottes Willen, Base", schrie Adilo, „wie kommst Du daher?"

„Zu Pferde, Vetter, zu Pferde!" lachte übermüthig das Mädchen, das flüchtend unter den Felsen hereinsprang. Ein lustiges Wetter, findest Du nicht?"

So sehr sie selber erschrocken war, konnte sie nicht umhin, sich an Adilo's Bestürzung zu weiden. Der aber gab keine Antwort, sondern eilte hinaus, den Knechten zu helfen, welche vollauf Arbeit hatten, die aufgeregten Thiere zu beschwichtigen. Allmälig gewöhnten sich diese an das Geflacker der Blitze und die Schläge und das Grollen des Donners, so daß Adilo zu Elisa zurückkehren konnte, die mit gerötheten Wangen auf einem Bündelchen saß.

„Mein Gaul steht neben dem Deinen", sagte sie.

„Ich hab' es gesehn", entgegnete er, „aber sage mir nur" . . .

„Sehr einfach, Vetter", sagte sie; „mir ist plötzlich der Einfall gekommen, da Du ja doch gen Fraxnith fährst, könnt' ich die Reise mitmachen und um so früher erfahren was ich zu wissen wünsche. Lang kann sie keinesfalls dauern, wenn Du fortmachst, wie bisher; Du reitest ja wie der Wind, ich hatte Mühe Dir auf den Fersen zu bleiben".

„Nein, welche Tollheit!" seufzte er.

„Gar nicht so toll, wie Du glaubst", gab sie zur Antwort. „Wenn Du wüßtest" . . . Sie vollendete nicht, und eine höhere Röthe bedeckte ihre Wangen.

„Laß Dir sagen, Base", hub er an, „das geht nicht, das darf nicht sein: Du kehrst wieder um".

„Laß Dir sagen Vetter", erwiderte sie, „das geht und muß gehen und darf sein. Ich sehe schon, es hilft nichts, ich muß Dir alles sagen. Uebrigens bilde Dir nur nicht ein, Du könntest mich mit Deinen zornigen Augen zur Umkehr zwingen. Magst Du mich nicht in Deiner Gesellschaft haben, so reit' ich wie bisher hinterdrein. Dein Wort, daß Du ohne Aufenthalt reisest, hab' ich; und wolltest Du mich trotzdem mit Gewalt zurückbringen, ich ritte Dir dennoch wieder nach. Aber hör' mich jetzt an und blicke etwas sanfter".

Adilo nickte nur und Elisa fuhr fort: „Du hast ja den jungen Branca gesehen — den wollen sie mir zum Manne geben".

„Und Du?" fragte Adilo hastig.

„Ich? Fürs erste gehört zum Geben auch das Nehmen, und ich lasse mich nicht nur so unbesehns verschenken, wie Eure deutschen Weiber".

Dem Andern wars nicht gerade ums Lachen; aber doch konnte er die

Digitized by Google

spitzige Bemerkung nicht unterdrücken: „Walther und Hildegund waren auch von Kindesbeinen an verlobt".

„Das mein' ich ja eben", entgegnete sie ruhig, „zum Glück haben sie entdeckt, daß sie sich gern hatten, als der Verspruch längst vergessen war, und besannen sich dann erst darauf, daß auch der Eltern Segen bei dem Bunde sei. Uebrigens was ich mit Theodul thue oder gethan hätte, das kommt nicht weiter in Betracht als so, daß meines Oheims Geschäftigkeit mich daran gemahnt hat, es gebe für mich noch eine Aufgabe zu erfüllen, bei der ein Bräutigam und Herr Gemahl so wenig als meine Vormünder Lust haben dürfte, mir behilflich zu sein".

„Ganz richtig", bemerkte er trocken, „höchstens so ein dummer deutscher Vetter".

„Sei nicht so böse", sagte sie ernsthaft. „Wer als ein Deutscher hätte es mit mir empfinden sollen, daß ich schuldig bin Treue zu erzeigen?"

Adilo schaute das Mädchen mit großen Augen an, mehr noch über den gelassenen Ton sich wundernd, womit sie ihre Schwärmerei vortrug, als über diese selbst. Er begann sich zu fragen, ob denn hinter diesem Eifer der Treue wirklich und wahrhaftig nichts anderes stecke, als der schöne Drang eines warmen Herzens, es großen Vorbildern gleichzuthun, nachdem einmal das Schicksal ihr die Aufgabe gestellt zu haben schien. Wenn das wäre! frohlockte es in seinem Innern. Aber jetzt gab es andres zu bedenken.

„Liebe Base", sagte er, „Du bist groß — verzeih mir, daß ich den Jahrgang nicht weiß, da Du gewachsen bist; aber fast fürcht' ich, Du bist mehr ein Kind noch als eine Jungfrau, der Du im Aeußern gleichest. Weißt Du denn auch so recht eigentlich, was Du gethan hast?"

„O ja, Herr Prediger: ich bin auf einige Zeit von Hause fortgereist . . ."

„Davongelaufen, wolltest Du sagen, von Vater und „Mutter". Hast Du an den Kummer Deiner Eltern gar nicht gedacht, die nicht wissen was aus Dir geworden ist? Denn wo Du hin bist, wirst Du ihnen wohl nicht verrathen haben".

„Der gute liebe Vater, ach ja!" sagte sie weich. „Doch dafür ist gesorgt. Ich hab' ihm aus dem Dorfe eine Botin geschickt, eine durchaus zuverlässige, die ihm noch vor Abend sagen mußte, er solle sich keinen Kummer um mich machen, und ich würde gewiß bald wiederkommen, auch sei ich so gut aufgehoben wie in seiner eignen Hut".

„Was soll das heißen, bald wiederkommen?" murrte Adilo. „So ein weiter Weg, so ein schwieriges Unternehmen! Das kann ja Monate dauern".

„Monate, Adilo?" rief sie bestürzt mit weit offenen Augen, „Monate, sagst Du?"

Er sah, daß sie in der That keine auch nur entfernt richtige Vorstellung von der Größe des Unternehmens hatte, in das sie sich, erschreckt durch die drohende Kreuzung einer jahrelangen Sehnsucht gestürzt. Umständlich und in nüchtern belehrendem Tone setzte er ihr auseinander, was alles der Zufall in den Weg führen könne, und er machte sie recht kleinlaut dadurch. Dann fuhr er fort:

Digitized by Google

„Wär' aber auch das Alles leicht und kurz zu thun, was werden die Leute dazu sagen?"

Ganz harmlos entgegnete sie: „Die Leute? Wie viele Frauen reisen über Land, Vetter, und sind allein!"

„Das ist's ja eben", sagte er, „Du bist nicht allein".

Sie schaute ihn betroffen an: „Und was sollten sie da denken, ich in Deiner Hut?"

„Nun, im besten Falle denken sie, wir seien Walther und Hildegund. Oder meinst Du, sie halten gleich Dir mich für einen dummen Vetter, der sich zum Geleitsmann hergiebt, wenn ein kecks Jungfräulein von Hause davonläuft, einem . . . Andern nachzuziehen?"

Elisa schüttelte den Kopf, halb als lehne sie das Gehörte ab, halb als habe sie es nicht verstanden. Aber sie fand kein Wort der Erwiderung, und ein Ausdruck von Aengstlichkeit, der sich über ihre Züge breitete, verrieth, wie unsicher sie sich fühlte, wie der Sinn seiner Rede anfing ihrem Gemüthe aufzudämmern. Er fuhr fort: „Sieh, Kind, Du brauchst gar nicht einmal Dir vorzustellen, was der und jener dazu sagt. Frage Dich nur das Eine: was willst Du, was soll ich diesen Knechten hier sagen?"

Sie schaute auf die Knechte, welche noch immer mit den Pferden zu thun hatten, obgleich das gräuliche Unwetter etwas nachließ: der Donner vergrollte in der Ferne, aber Sturm und Regen dauerte fort. Verstanden konnten sie von der Unterredung schon aus dem Grunde nichts haben, weil sie auf churwelsch geführt war. Dann wandte sie die Augen wieder auf Adilo und lächelte ihn rathlos an. Sie gab keine Antwort und erhob sich jählings, so weit von ihm wegtretend als der Felsenschirm erlaubte.

Die Stille wurde peinlich, weil die Wolken sich zu lichten begannen und der Regen nur noch fein rieselte. Die Knechte kamen einer nach dem andern herein und starrten neugierig bald auf das Fräulein, bald auf ihren Herrn. Aber nicht lange dauerte es, so wälzte sich von neuem schwarzes Gewölk heran, fahle Blitze und schmetternde Schläge brachen daraus vor und die Windsbraut heulte toller denn zuvor. Adilo trat mit den Knechten zu den scheuen Thieren, die jedoch von Angst ermattet stille hielten. Eine empfindliche Kälte drang vom Bergstrome herüber und Elisa schauerte in den feucht gewordenen Kleidern. Er brach dürre Aeste von den Tannen und schichtete sie zu einem Haufen. Bald brannte ein Feuer, das einigermaßen die Kälte brach, aber der Rauch, der in der Regenluft am Boden klebte, machte sich beschwerlich. Allmälig war auch das zweite Gewitter vorüber und es wurde hell, aber nur hoch oben, wo rosenfarbne Wölkchen dahinschifften: die Sonne war untergegangen und für heute konnte man an eine Fortsetzung der Reise nicht denken.

„Du wirst Hunger haben, armes Kind", sagte Adilo in alemannischer Zunge. Sie schüttelte heftig Nein. Den ganzen Abend war kein Wort mehr aus ihr herauszubringen; auf ihrem Bündelchen kauernd starrte sie in die Flamme. Adilo breitete seine „Kappe" in den trockensten Winkel, ergriff die Stumme bei

der Hand und sagte: „Komm, Kind, geh schlafen“. Sie erhob sich, er gab ihr das Bündelchen zum Pfühle, und sie legte sich nieder, in ihren Staubmantel gewickelt.

„Gute Nacht, Kind“, sagte er; sie nickte bloß und schloß die Augen. Er richtete einen Sattel hinter dem Feuer auf, so daß der Schein ihr Gesicht nicht treffen konnte; dann lehnte er sich mit gekreuzten Armen an die Steinwand und winkte den Knechten mit dem Haupte, daß sie sich zur Ruhe legen sollten.

Elisa blinzte nach ihm herüber, ob er nicht auch bald Nacht machen würde. Aber er traf keine Anstalt dazu. Hie und da schlich er zum Feuer und legte zu; auch setzte er sich wohl an die Erde, den Rücken wider den harten Stein, aber er schlief nicht und erhob sich bald wieder, um aufrecht stehend in die Gluth zu starren. Besorgt las Elisa in seinen Zügen, ob er sehr böse auf sie sei; aber da war nichts von Aerger zu entdecken über die Unbesonnenheit des „Kindes“, ein ganz anderes Leid machte ihm Stirn und Auge düster und zog den Mund ihm herbe. Es fiel ihr ein, daß er sie vor den Knechten immer als Kind angeredet hatte; wollte er sie damit demüthigen? Von Zeit zu Zeit ließ er die Augen nach ihr herübergleiten und sie machte hastig die ihrigen fest zu; es war ihr so seltsam, daß sie seinen Blicken still halten sollte und das Blut stieg ihr in die Wangen: als küsse er sie mit seinen Augen, so schamhaft fühlte sie sich. Dabei klangen alle seine Worte in ihrer Seele nach und wühlten unablässig in ihrem Innersten; sie hätte recht von Herzen weinen mögen, die Kehle zuckte ihr, aber sie bezwang sich, damit er es nicht sehe. Schlaf kam so wenig auf ihre Augen als auf die seinigen. Aber die Knechte schnarchten um die Wette.

So ging die kurze Sommernacht herum. Kaum fiel ein bleicher Tagesschein durch die Bäume, so erhob sich Elisa und trat mit gesenktem Antlitz zu Adilo hin. Nach seiner Hand haschend flüsterte sie: „Ich seh' es ein, Vetter, wie thöricht ich gehandelt habe und möchte gern wieder zurückkehren. Aber was Du mir sonst noch gesagt hast, hat mir auch klar gemacht, daß ich mit Ehren heimkommen nur dann kann, wenn ich das durchgeführt habe, weßwegen ich ausgezogen bin“.

„Aber Kind“, fiel er ein.

„Nenne mich nur Kind vor Deinen Knechten, ich danke Dir dafür; aber ich bin keines. Ich weiß genau was ich will, was ich muß, und Du müßtest ein anderer sein als Du bist, wenn Du mir nicht aus innerster Ueberzeugung Recht geben solltest. So freilich, wie ich mir's anfänglich gedacht, werde ich nicht dabei sein können, ich werde Dir's allein überlassen und in einem stillen Winkel abwarten bis Du's ausgerichtet. Im Leberberge weiß ich — der liegt doch in Burgunden, nicht wahr? — da steht ein Kloster, dort will ich abwarten was Du mir für Botschaft bringst. So werden auch Deine Knechte wissen, was sie von mir zu halten haben“.

Adilo stand in Staunen und Rührung; er fand nicht gleich Antwort, aber als sie ihr stilles großes Auge zu ihm aufschlug, sagte er: „Kann sein, daß Du Recht hast; aber wenn ich nun nichts ausrichte?“

„Dann weiß ich, wo ich bleiben muß“, entgegnete sie ruhig. Sie deutete

TAYLOR INST. OXFORD
Digitized by Google

auf ihr Bündelchen und sprach: „Die Perlen und Steine, wenn sie nicht zum Auslösen dienen sollen, werden eben recht sein zum Einkauf".

Adilo erkannte es für's Beste, sie gewähren zu lassen; er nahm sich vor, sobald sie im Kloster untergebracht sei, Herrn Placidus einen Boten zu schicken und ihm ihren Aufenthalt zu melden, indeß er selber sein unerfreuliches Amt auszuführen weiter zöge. „Es sei so, Elisa", sagte er.

Ueber ihrem Reden waren die Knechte erwacht. Adilo ließ die Pferde rüsten, und er selbst wappnete sich. Dabei erblickte Elisa die schwarze Fahne auf seinem Schild und trat in Verwirrung zu ihrem Thiere. Adilo hielt ihr das Steigeisen und das Fräulein saß im Sattel, die Kapuze über das Köpfchen gezogen, die kleinen Füße auf dem Schemelbrettchen ruhend, das zur Seite hing; das Angesicht wandte sie, wie es die Sitte vorschrieb, dem Haupte des Pferdes zu. Adilo ergriff dessen Zügel, und so setzte sich der reisige Zug in Bewegung, aufwärts die alte Römerstraße entlang, der burgundischen Grenze zu.

Von der Fahrt der nächsten Tage ist wenig zu berichten. Durch Saracenen wurden sie nicht belästigt, da eine größere Unternehmung in Lombardenland alle Außenposten auf den Hauptschwarm zurückgezogen hatte. Elisa ritt still dahin, und auch Adilo war in sich gekehrt und wortkarg.

Schon waren sie eine gute Strecke auf burgundischem Boden im Thale der jungen Rhone hinabgeritten, da mußten sie den übermüdeten Thieren einen halben Rasttag gönnen. Auf einer Holzbank, im Schatten des Hauses saßen Adilo und Elisa; ein Weg führte von der Heerstraße her, vorüber nach dem hinten liegenden Hofe; im übrigen stellte der eingezäumte Raum ein Gärtchen vor, mit Gemüse, Strauchwerk und Blumen bepflanzt, in ziemlich verwildertem Zustande. Um die Ecke, von der Straße her, scholl das Getümmel der Dorfjugend, welche die Kunstübung eines wandernden Spielmanns erwartete. Bald ließen sich auch die Töne einer Fiedel vernehmen. Elisa zuckte zusammen; der Vergleich, den sie unwillkürlich zog, trieb ihr das Blut nach dem Herzen. Nach einem solchen Leben hatte sich Arbogast gesehnt!

Die Fiedel ward recht geschickt gehandhabt, und in munteren Sprüngen und Läufen sprühten die Töne aus den gestrichenen Saiten. Dann fiel eines Mannes Stimme ein: nicht unangenehm, aber entstellt durch eine absichtliche Lustigkeit, zu der man sich ein herausforderndes, Beifall heischendes Grinsen des Sängers denken mochte. In der That lohnte auch schallendes Gelächter jede Strophe des grotesken Liedes, das, ohne unsläthig zu sein, durch seine gemeine Haltung anwiderte; die Sprache war deutsch, aber mit allerhand welschen Floskeln in südburgundischem Latein gemischt. Das bekannte Gleichnißwort vom Kameel und Nadelöhr war auf die geizigen Reichen ausgedeutet, welche die „Kunst" vergeblich nach Brot gehen ließen, und schließlich folgte die Ankündigung an die Umstehenden, daß ein solcher karger Wicht eingefangen sei und vorgeführt werden würde.

Elisa, welche die Augen mit der Hand verdeckend gesessen hatte, that plötzlich einen Schrei. Sie fühlte sich beschnuppert und gewahrte dicht vor sich

Digitized by Google

ein Kameel, das eben von einem braunen Weibe an der Halfter vorbeigezogen ward. Das Fräulein war allzu erschreckt, um die Entschuldigung des Weibes, das Thier sei ganz harmlos, zu hören oder sie selbst anzusehen; kaum daß sie den rothröckigen Affen wahrnahm, der von seinem Höckersitz herab die Zähne fletschte. Sie war ganz bleich geworden und lehnte sich an die Wand zurück; Adilo that ihr scherzhaft freundlichen Zuspruch.

Von drüben hörte man das Weib auf provenzalisch sagen: „Arvast, um die Ecke sitzt ein junges Paar". Adilo verstand die Worte deutlich, und in die Seele seiner Begleiterin hinein deren Verlegenheit empfindend, that er, als hätt' er nichts gehört und fragte sie, wie sie sich befinde. Das Fräulein lächelte trübselig. Dann sagte sie leise: „er singt ihm nicht ungleich". Darauf, als besinne sie sich jetzt erst auf seine Frage, fuhr sie mit einem tiefen Seufzer fort, wie die Chronik meldet: „Lieber, laß uns schier hinweg, daß ich kumm zu meinem Arbogast".

Er begriff, warum ihre Stimme so schmerzlich klang, aber er unterschied nicht, ob es herbe Entschlossenheit war oder bitterer Hohn auf sich selbst. Von der Seite sah er nach ihr hin, wie sie mit geschlossenen Augen dasaß und die Lippen fest auf einander drückte. Um nur etwas zu sagen, hub er an: „Du könntest wohl Deinen Vater wissen lassen, im Kloster wolltest Du mit Dir zu Rathe gehen wegen des Bräutigams".

Sie schlug die Lider auf und sah ihn mit einem langen Blicke an. „Lieber Freund", sagte sie dann, „das thun alle Novizen".

Adilo hatte sich noch nicht von seiner Betroffenheit über diese beziehungsvollen Worte erholt, da ward wiederum, und diesmal ganz in der Nähe, die Fiedel laut. Etliche jodelnde Bogenstriche schnellten über die Saiten, und mit muthwilligen Sprüngen tanzte der Fiedelmann um die Ecke. Bunte Nestelbänder flatterten hinter ihm her, eine veilfarbe, goldbewundene Schnur, welche das lange Haar zusammenhielt, lief mitten um die Stirn und ließ errathen, daß der Mann mit seinem Kopfe Künste treibe, die sonst den Füßen überlassen bleiben. Mit einer Gewohnheitsbewegung schüttelte er die blonde Mähne im Nacken und öffnete den von einem Bärtchen umsäumten Mund, unterwürfig lächelnd, um zugleich mit einem hoch herein geholten Geigenstrich sein Lied vor dem jungen Paare zu beginnen. Da erhob sich jählings vor ihm die hohe, jungfräuliche Gestalt, flammende Röthe im Gesicht, die alsbald tiefster Bläße wich.

„Arbogast!" rief sie mit einem Tone des Entsetzens und verschwand im Hause.

---

Damals, als die Faust des riesigen Saracenen den jungen Menschen fortgeschleift hatte, wäre es ihm ein leichtes gewesen, schon anderen Tages die Gemüther der Seinigen über sein Schicksal zu beruhigen. Der Maure hatte ihn zwar über zwei Meilen davon geführt, aber nun zeigte sich, daß er die Kraft nicht mehr besaß, den Gefangenen festzuhalten. Im Kampf mit Wolf hatte er tiefe Risse an beiden Händen davongetragen, die nun hoch aufzuschwellen anfingen; er

Digitized by Google

ertrug den Schmerz nicht länger, den ihm der feste Griff um Arbogast's widerstrebenden Arm verursachte. In der Absicht, ihn mit einem Riemen zu fesseln, stürzt' er sich auf den Jüngling, um ihn zu Boden zu werfen. Dieser aber, der sein letztes Stündlein gekommen glaubte, wehrte sich wie ein Verzweifelter; es gelang ihm sich los zu machen, und der brennenden Schürfwunden nicht achtend, die ihm das Gestein an allen Gliedmaßen gerissen hatte, lief er einem flüchtigen Wilde gleich davon. Erst als er völlig außer Athem war und sich erschöpft darein ergab, wieder ergriffen zu werden, machte er Halt und nahm zu seiner höchsten Freude wahr, daß der Andere die Verfolgung eingestellt hatte; denn nirgends war etwas von ihm zu sehen noch zu hören. Alsbald raffte sich Arbogast wieder auf und kroch durch das Buschwerk einer Felsenschlucht weiter, wo er die Nacht zubrachte. Am Morgen klomm er mühselig höher hinan, bis er zu einer Bergweide kam. Noch war die Herde nicht aufgezogen, aber zufällig war der Senn anwesend, der einiges zu beschicken hatte, was zum Empfang der Thiere bereit sein mußte. Dieser theilte sein Mahl mit ihm und bekam zum Danke Lieder zu hören; ohne Begleitung, denn die Fiedel war auf dem Kampfplatze liegen geblieben. Dann folgte er ihm zu seinem Weiler. Eine alte Geige, von einem Spielmann herrührend, der vor Jahren in einem Raufhandel erschlagen worden war, fand sich vor, und die halbe Nacht hindurch spielte Arbogast der Jugend seine Tanzweisen. Seinen Lohn bildete die Fiedel, und als er weiter zog, wandte er sich nicht der Heimath zu, sondern westwärts. Hinweggerissen vom väterlichen Hofe, däuchte ihm die Aussicht allzu lockend, still gehegte Wünsche, die bisher durch heimische Ehrbarkeit niedergehalten waren, unter der Entschuldigung der Noth zur Erfüllung zu bringen. Bald stieß er auf eine Bande provenzalischer Spielleute, die ihn leicht zum Beitritt beredeten, und mit ihnen durchzog er den sonnigen Süden Frankreichs, allerhand zu lernend an Kunstfertigkeit und Sprachkenntniß, aber Einbuße leidend an dem Stolze seiner freien Geburt. Eine Seiltänzerin Filiberta, die ihre vielumworbene Neigung seiner blonden Jugend zuwandte, betäubte sein von Zeit zu Zeit erwachendes Heimweh nach dem Elternhause und nach einem vorwurfsfreieren Dasein. Die Verbindung mit ihr brachte ihm aber so viel Haß und Eifersucht zu wege, daß die Beiden sich von der Gesellschaft trennten und auf eigne Hand ihrem Erwerbe nachgingen. Die Folge war, daß er vielseitiger werden mußte, und in Kurzem unterschied er sich von den gewöhnlichen Gauklern und Thierführern durch nichts als eine höhere Begabung, die zu verwerthen ihm leider sein Beruf blutwenig Gelegenheit bot. Er war des Spielmannslebens herzlich müde geworden, und daß er nicht Kriegsdienste nahm, daran hinderte ihn nur Filiberta. Zwar hatte er sie nicht als Weib, bloß als Kebse an sich genommen, und das einzige Band zwischen ihnen war die Neigung, die sie zusammengeführt, eine Neigung, die auf seiner Seite bald zu erkalten anfing. Aber sein innerster Kern bewahrte viel zu viel von jenem Golde seines Volksthums, das er selbst so oft, die alten Heldenlieder nachsingend, gefeiert hatte, als daß er ein Herz, das ihm so innig und ohne Wanken anhing, hätte von sich stoßen mögen. Halb Zufall halb geheime Sehnsucht nach dem Rheine hatte ihn ins obere Rhonethal geführt und

Digitized by Google

die überraschendste Fügung stellte ihm nun so unerwartet die Freundin seiner Jugend gegenüber. Daß er selbst der Anlaß sei, der sie dahin gebracht, davon hatte er keine Ahnung; war ihm doch früherhin von der warmen Anhänglichkeit des Kindes nur der Zoll der Bewunderung ins Auge gefallen und willkommen gewesen.

Von Scham verwirrt starrte er der Entfliehenden nach; dann wandten sich seine Augen auf Adilo, der selber höchlich verwundert, doch nicht ohne ein spöttisches Lächeln seine Erscheinung musterte.

„Du also bist Arbogast?“ sagte der junge Graf.

„Und in Dir“, erwiderte jener, „begrüß' ich den Gatten des edlen Fräuleins? O Du bist zu beneiden, gnädiger Herr, um solch edlen Schatz. Sie ist gar schön geworden und ich habe sie immer als ein kluges und gutes Kind gekannt. Auf der Harfe war sie minder“, fügte er mit Ueberlegenheit hinzu.

Adilo fühlte sich angewidert, aber zugleich war er dem Spielmann gar nicht gram, der Elisens Schwärmerei eine so wirksame Dämpfung gebracht hatte. Er erkundigte sich nach seinem Schicksale und erfuhr im Wesentlichen das Nämliche, was soeben erzählt worden. Mit großer Befriedigung entnahm er daraus, daß der Landläufer sich lediglich über ein selbstbereitetes Geschick zu beklagen hatte und das Rührende einer opfervollen Gefangenschaft hinwegfiel.

„Ich will ganz offen gegen Dich sein, Arbogast“, sagte er. „Das Fräulein und ich waren eben auf dem Wege Dich aufzusuchen und womöglich zu erlösen, da wir Dich in den Händen der Saracenen glaubten. Wie unwerth Du der Treue seiest, die sie ihrem Retter schuldig zu seiñ glaubte, davon ahnt das edle Herz noch gar nichts; sie weiß bis jetzt nur, daß ihr Liebeswerk überflüssig ist und daß Du in einer Verfassung bist, welche ihre schöne Absicht zum Gespötte machen muß. Ich bin mir für den Augenblick nicht klug genug zu entscheiden, ob es recht und nützlich wäre ihr mitzutheilen, daß Du aus freien Stücken in die Welt gelaufen bist und dies Leben ergriffen hast, darum bitte ich Dich, laß einstweilen das Fräulein mit Deiner Nähe unbehelligt, bis ich mir die Sache weiter überlegt habe“.

Arbogast war tief zerknirscht. „O Herr“, sagte er, „das ist bitter. Schon lange bin ich des Lebens überdrüssig und immer mächtiger wuchs in mir das Verlangen, zu meinem Vater zurückzukehren gleich dem verlorenen Sohne. Ich weiß ja, daß er nach unsres Landes Recht befugt ist, mich zu enterben, weil ich ein Spielmann geworden bin, und wie ich ihn kenne, wird er's nicht leicht über sich vermögen, die Schande mir zu verzeihen, die ich über das Haus gebracht habe. Allein ich dachte mir, wenn ich jetzt meine Thiere verkaufte und mich ihm in ehrbarem Gewande zu Füßen würfe, so möcht' er vielleicht in Betracht ziehen, daß ja die Leute nichts von meinem wirklichen Wandel wissen und gleich dem Vater im Evangelium an mir thun. Die Tochter freilich, die ich ihm in's Haus brächte, wäre nicht nach seinem Sinne, auch ob sie auf das schweifende Leben Verzicht thun möchte, weiß ich nicht. Aber lieber sag' ich mich los von ihr, als länger so zu leben; und willigt sie ein, so wollte ich ja gerne die niedrigste

Digitized by Google

Knechtesarbeit thun und ihm die Säue hüten, damit er uns dulden sollte, falls ich ihm unwerth erschiene hinterm Pfluge zu gehen. So, Herr, machte ich mir Hoffnung und habe mich näher und näher an die Heimath gezogen. Und nun muß ich das erfahren, daß die sich von mir wendet, die doch bereit war, mich zu retten; nun kann ich's ermessen, daß mich die Meinen von sich ausstoßen werden, wie mich die Mutter Kirche von sich ausgestoßen hat. Kannst Du's glauben, Herr? Wie ich nach dem Leibe des Erlösers begehrte, kein Priester wollte mir ihn reichen! O, ich Unseliger!"

Adilo faßte ein Bedauern zu dem Klagenden und wollte ihn trösten mit milden Worten: es würde ja nicht so schlimm gehen, und im Nothfall sei er auch noch da, ihm Hilfe angedeihen zu lassen, und ein Brot zu schaffen. Doch ehe er recht zu Worte kam, fuhr ein unerwarteter Sturm dazwischen. Filiberta, des Spielmanns braune Gefährtin, welche es eingeleitet hatte, daß Arbogast sich seinen ländlichen Zuhörern entzog, um die Gelegenheit zu einem reichlichen Fang bei dem jungen Paare zu nutzen, war sehr erstaunt gewesen, daß auf die einleitenden Geigenstriche kein Gesang anhub. Und Elisens Schreckensruf, der bis zu ihrem Ohre drang, erregte ihre Neugier aufs Höchste. Das Getümmel, das sie umgab, hinderte sie jedoch, irgend etwas Weiteres von drüben zu vernehmen. Kurz entschlossen gab sie einem der gaffenden Jungen die Halfter in die Hand, und während dieser, beneidet und umdrängt von seinen Gespielen, voll Stolz den Zügel hielt, wand sie sich durch die Menge, schlüpfte ins Haus und schlich bis zu jener Thüre, neben welcher sie Adilo mit Elisen hatte sitzen sehen. Dort belauschte sie das Gespräch, das ihr Arvast mit dem vornehmen Herrn führte; die beiden sprachen churwelsch; Arbogasts burgundische Freundin hatte aber keine allzugroße Mühe sich in dieser Mundart zurecht zu finden und war wenig erbaut von dem, was sie da zu hören bekam. Eifersucht auf das vornehme Fräulein, das eine so auffällige Theilnahme für den Spielmann an den Tag legte, und Entrüstung über die Bekenntnisse Arbogasts brachten sie so sehr in Hitze, daß sie es auf ihrem Lauerposten nicht länger aushielt. Mit hochgerötheten Wangen und blitzenden Augen trat sie hervor, stellte sich, die Hände auf den Hüften, vor die Beiden hin und begann: „Ei, schöne Dinge bekommt man da zu hören. Aber warte nur, Du Ungetreuer, ich will Dich lehren, wem Du zugehörst. Und was das adelige Fräulein betrifft, so glaub ich wohl gerne, daß sie Dich haben möchte . . ."

Arbogast sprang auf, die Wüthende zu unterbrechen und bei Seite zu führen. Aber sie sträubte sich, ihm zu folgen, und das Gesicht nach dem schmalen Fensterchen des oberen Stockwerkes wendend, wo sie Elisen vermuthen oder einen Schatten von ihr gesehen haben mochte, rief sie grimmig: „Nein, ich lasse mir den Mund nicht verbieten. Das Fräulein da droben hat keinen schlechten Geschmack; aber diese Trauben sollen ihr sauer bleiben, denn gottlob, in der Schönheit nehm ich's noch auf mit ihr, ich meine, wir können uns sehen lassen".

Indessen war es Arbogast doch gelungen, Filiberta außer Hörweite zu bringen. Adilo erwog, ob er Elisen aufsuchen sollte; sein Zartgefühl rieth ihm ab, unmittelbar nach diesem Auftritt, von dem sie Zeugin gewesen sein mußte, sie zu

Digitized by Google

stören, schließlich aber überwog doch der Wunsch, ihr ein tröstliches Wort zu sagen und so trat er ins Haus, mit leisen Schritten, damit sie nicht etwa den Riegel vorschieben könnte, wenn sie ihn kommen hörte. So war er vor ihrem Kämmerchen angelangt, da öffnete sich die Thüre und vor ihm stand Elisa, ihr Bündelchen unterm Arme, die schmerzlich weiten Augen bei seinem Anblick niederschlagend und die bleichen Wangen von plötzlicher Röthe übergossen. Er war betroffen, da er ihre Absicht errieth, aber er zwang sich zu scherzen: „Wie, so eilig, mein Kind?“ sagte er. „Ei, ei, es ist doch nicht so leicht Kinder hüten, als man glauben möchte. Komm Base, verzieh noch ein wenig und laß Dir was erzählen“.

Sie ließ es geschehen, daß er sie sanft in das niedrige Gemach zurückdrängte und sagte nur: „Hier brauchst Du mich nicht mehr Kind zu nennen, Vetter; mir ist, ich sei wunderalt geworden in diesen letzten Tagen“.

„O, Du Fräulein Methusalem, lachte er, ich wills gewiß nicht wieder thun. Aber wie sagtest Du? In diesen letzten Tagen: also nicht erst seit vorhin? Gott sei Dank für dies Wort, und Dir auch, liebe Base“.

Sie schlug einen Augenblick die Lider nach ihm auf und blickte ihn erschrocken an; sie wollte etwas sagen, brachte aber keinen Laut hervor. Ihm begann das Herz zu schlagen, und ihr Verstummen drohte ihn anzustecken. Mit Gewalt bezwang er sich und hub an: „Komm, gieb Dein Bündelchen her, das legen wir einstweilen nieder. Ich wollt', ich könnte Dir ebenso Dein schweres Herz abnehmen; auch sollte mir das ohne Mühe gelingen, wenn Du noch ein Kind wärest, aber wer so wunderalt ist, der wird freilich meines Rathes entbehren wollen“.

Da sie nichts erwiderte, so fuhr er fort: „Du hast Dich nun überzeugt, daß Du Dir um Arbogast keine Sorge mehr zu machen brauchst und es wäre Zeit, auch an die Sorge zu denken, die Du Deinem Vater und Ohm bereitet hast. Nicht nach dem Kloster im Leberberge geht mehr Dein Weg, sondern zurück ins Rheinthal“.

Sie zitterte und preßte die Lippen fest aufeinander. Er aber sprach hastig weiter: „Ich weiß wohl, daß Dir das schwer fällt, aber Du brauchst Dich nicht zu fürchten. Von der Heirath mit Herrn Theodul wird nicht mehr die Rede sein, nachdem sie Deinen Ernst gesehen haben, daß Du lieber ins Kloster gehen, als Dich zwingen lassen willst“.

„Du weißt recht wohl, Vetter“, stieß sie hervor, „daß es das nicht ist“.

„Gut denn, Du Unbeugsame“, entgegnete er mit einem Seufzer. „Es ist nicht die Furcht vor der Heirath, es ist die Scham über das, was bisher Dein Stolz war und was Du nun bereust, weil es zu diesem Ende geführt hat. Thut es wirklich noth, daß ich Dich gegen Dich selber in Schutz nehme? Jahre lang hast Du Deines Oheims Spott ertragen um die Treue, die Dir nicht lächerlich erschien wie ihm; und nun auf einmal gäbest Du ihm Recht, weil der Himmel nicht gewollt hat, daß Du einen armen Gefangenen aus den Händen der wilden Heidenschaft zu erlösen hättest. Geh, laß mich nicht glauben . . . .“

Er vollendete nicht, denn vom Gärtchen her drang Harfenschlag durchs Fenster, und Arbogasts Stimme sang dazu:

Digitized by Google

„Hab Dank, o Herrin — in dürftigen Worten:
Der stolzeste König, auch stammeln nur könnt er,
Nicht mit Golde vergelten Deine Güt' und Treue.
Dein Lohn sei die Liebe des erlauchten Gatten,
Dein huldreich Herze er heg' es treu:
Das Treu' erzeigende den Trauten fand es;
Den Walther gewannst Du, würdig der Hildegund!
Ich aber irre, ins Elend gestoßen,
Büße der Jugend unbändiges Trachten:
Wie recht Dein Rath war, die Reue lehrt mich's!
Von der Schwelle der Heimath schwank' ich zurück nun;
Empfunden hab' ich, was Pflicht erheische:
Dein frommes Vorbild finde mich willig,
Mein Trost in Trübsal sei Treue zu halten
Und Dein zu denken: hab Dank, o Herrin!"

In einem kurzen, wehmüthigen Nachspiel klang das Lied aus, dann hörte man die Schritte des Sängers sich entfernen. Adilo lachte still für sich hin, indem er daran dachte, wie viel Antheil an dem hier kundgegebenen Pflichtgefühl die eindringliche Beredsamkeit Filibertas haben möge. Diesen schnöden Verdacht gegen den wackern Spielmann, der in der That aus einem echten Gefühle freiwilliger Buße heraus sein Abschiedslied gesungen hatte, suchte das Schicksal alsbald an ihm heim, indem er selber sich gegen einen falschen Argwohn zu vertheidigen hatte. Das Fräulein nämlich stand heftig athmend und blitzte ihn mit zornigen Augen an: „Wessen habt Ihr gewagt", rief sie, „Euch gegen diesen Spielmann zu berühmen? Oder habt Ihr gar seinen feilen Gesang mit Geld erkauft? Das ist unedel, Herr, das ist abscheulich!"

Adilo war betroffen, aber er blickte ihr ruhig ins Gesicht und versetzte: „Wenn Du sonst keinen Grund hast, so darfst Du ruhig fortfahren Du zu mir zu sagen. Um mir ein Ja oder Nein zu holen, brauch ich keinen Spielmann zu dingen. Daß er uns für ein Paar hält — es ist freilich wahr, ich hab' ihm nichts davon erzählt, wer mir in Sturm und Ungewitter plötzlich wie eine Wetterhexe erschienen ist: aber ebensowenig hab' ich ihm anvertraut, daß ich von derselbigen Hexe mich verzaubert fühle oder gar noch höher mich berühmt. Oder hab ich etwa Dich selber dergleichen merken lassen? Wenn es geschah, so wars wider meinen Willen: wie ich gegen Dich gesinnt sei, das Dir jetzt zu sagen, hätt' ich für die schwerste Kränkung gehalten; denn wie ich keinen Spielmann zum Mittler brauche, so mag ich auch die Verwirrung und Scham des Augenblickes nicht benützen, um das zu erschleichen, was mir aus freiem Herzen und ohne den Zwang der Lage nicht zutheil würde. Ja selbst, daß ich mir dies Geständniß habe entschlüpfen lassen, würd' ich mir zum Vorwurf machen, wenn Du nicht soeben aufs deutlichste kundgegeben hättest, wie sehr Dich der bloße Gedanke entrüstet, als heg' ich einen kühnern Wunsch. So aber weiß ich, daß Du taub für alles bist, was jene Worte Dir verrathen mochten. Laß nur, ich bitte Dich, meine treuen Dienste nicht entgelten, daß sie aus einem treuen Herzen stammen, verschmähe nicht, weiter über mich zu verfügen, bis ich meine Schuldigkeit gegen Dich und Dein Haus

Digitized by Google

eingelöst habe, wie Du dem Spielmann Dein Gelübde erfüllt hast. Von dem, was Dir so lästig scheint, soll fürder nicht die Rede sein, ich verspreche es Dir".

Das Fräulein ward sehr erschüttert von diesen Worten, so milde und zart sie vorgebracht waren. Wie ein gescholtenes Kind sank sie auf einen Stuhl und schlug die Hände vors Gesicht, indem sie in fassungsloses Schluchzen ausbrach. Diese Wirkung seiner Rede hatte Adilo nicht erwartet; er bemühte sich sie zu begütigen, gab ihr die schönsten Worte, gelobte ihr hoch und theuer, er wolle gewiß nichts andres als ihr die uneigennützigsten Dienste weihen, und suchte ihr die Hände von den Augen wegzuziehen. Da sprang sie auf, schlang die Arme um seinen Hals und verbarg ihr thränendes Antlitz an seiner Brust.

Ihm ward wohl und wehe dabei. Seine Bewegung bezwingend sagte er: „Siehst Du, daß Du noch ein Kind bist! Denn wenn ein großes wunderaltes Fräulein an eines Mannes Halse hängt, und wärs der dümmste Vetter . . ."

Er konnte nicht weiter sprechen, so fest drückte sie ihn an sich; da glaubte er an sein Glück und hob sie jubelnd auf in seine starken Arme. — —

Wir würden etwas überflüssiges thun, wollten wir ausführlich berichten, wie die Heimfahrt verlaufen: wie das einträchtige Paar unterwegs noch einen Sturm zu bestehen hatte, da Placidus und Victor, im Stiche gelassen von Herrn Theodul, der auf die Nachricht von des Fräuleins Verschwinden mit schnöden Reden abgezogen war, sich aufgemacht hatten, der Entflohenen nachzusetzen, deren Spur sie erst fanden, nachdem sie irregeleitet durch den nach St. Gallen entsandten Knecht, einige Tage auf falscher Fährte verloren hatten; wie das Glück des Wiederfindens, die Kunde des Hergangs, der Anblick des schwarzen Feldes in Adilos Schilde rasch auch Herrn Victors Widerstreben überwand; wie endlich der wackere Ohm es ermöglichte, daß Adilo den zeitweiligen Verzicht auf seine Grafschaft rückgängig machen und das junge Paar sein Nest nach kurzer Frist beziehen konnte. Nur von Arbogast ist noch zu melden, daß er etliche Jahre darnach seiner Verpflichtungen gegen Filiberta ledig geworden zu sein scheint; denn wir begegnen ihm, seiner Frau Richildis und seinem Töchterlein Elise in einer Urkunde, worin ihm Graf Adilo ein kleines Lehen zutheilt. Noch manches Jahrhundert später aber erzählte sich das Volk um Feldkirch und Rankweil mit allerlei Verschiebungen, Entstellungen und abenteuerlichen Zuthaten die Geschichte von dem geraubten Spielmann.

TAYLOR INST. OXFORD



Digitized by Google

# Friedrich Rückert

(mit ungedruckten Briefen und Versen des Dichters)

von

## Felix Dahn.

— Königsberg. —

Weihevoll und feierlich wird mir zu Sinn und dankbare Rührung ergreift mich, gedenke ich der leisen, aber goldenen Fäden, welche mit dem poesie-umwobenen Dichterhause zu Neuseß mich verknüpfen.

Einiges, — nicht viel, — von meinen Beziehungen zu dem großen Dichter, dem herrlichen Menschen, mag nunmehr verlauten: ist doch bald ein Menschenalter darüber hingegangen. —

Sehr frühe hatte sich in mir die Phantasie geregt: in einer großen schönen Folioausgabe von Schiller, die mein lieber Vater besaß, hatte ich lesen gelernt. Weise zwar hielten die Aeltern übermäßige Erregung der Einbildungskraft des Knaben nieder: aber sie konnten doch nicht hindern, daß das Gespräch, ihr lautes Studium der Rollen, das Vorlesen dramatischer und lyrischer Dichter in dem der Kunst geweihten Hause an der Königinstraße zu München an das Ohr, in die Seele des Kindes drangen: noch bevor ich flüssig lesen konnte, wußte ich gar manche Stellen aus der „Jungfrau", aus „Wilhelm Tell", aus der „Glocke", dem „Taucher" auswendig. Ein großer, wunderschöner Garten am Hause, dann der vor der Thür liegende waldähnliche „englische Garten" weckten und förderten sehr früh das Naturgefühl, lenkten Sinn und Neigung darauf, das Naturleben in Licht- und Wolken-Wechsel, aber auch im kleinsten Detail des Thiertreibens, des Pflanzenwebens zu beobachten, nachzuempfinden. Loben freundliche Leser meine Landschafts- und Natur-Schilderungen, so muß ich dankbar und bescheiden den flüsternden Büschen meines Gartens, den ragenden, rauschenden Bäumen jenes herrlichen Parkes und ihren Vögelein solches Lob überweisen als meinen frühesten Lehrern.

Digitized by Google

Das allererste kindische Lallen eigener Verse ward zum Schweigen gebracht durch ehrfürchtiges Schweigen vor — Homer: im zwölften Jahr, in der ersten Gymnasialklasse nach bairischer, als Ober-Tertianer nach norddeutscher Terminologie, lernte ich die Ilias kennen: sie wurde epochemachend für meine ganze Entwicklung; ich war ein mittelmäßiger, fast ein schlechter Schüler gewesen bis dahin: nur Geschichte etwa hatte mich interessirt: sonst aber war mir an der Schule das liebste gewesen — der Schulweg, der eine halbe Stunde lang war und durch den englischen und den Hofgarten führte: Schneeballen oder Kriegspielen verlängerte ihn oft auf eine Stunde: die dumpfe Schulstube, die enge Schulbank, das Aufpassen — müssen verleideten mir den Unterricht: zog er mich doch aus meinem geliebten Garten, aus dem Natur-belauschen und „Römer- und -Germanen-" oder „Hohenstaufen-Spielen". Aber die Ilias begeisterte mich mit Inhalt und Form gleich mächtig: ich weiß noch, ich gerieth in eine Art Rausch des Entzückens: diese Götter! diese Helden! diese Kämpfe! und diese Natur-Bilder! — Sofort ward die Odyssee dazu angeschafft und in zwei Wochen hatte ich, während wir in der Klasse noch in den Anfängen des „Zornes des Achilleus" staken, natürlich mit Hilfe der Vossischen Uebersetzung, aber doch im Original, Ilias mit Odyssee verschlungen. Als ich fertig war, fing ich von vorn an. Ich ward nun ein guter Schüler: ich merkte, daß man Griechisch und Latein nicht blos deshalb lernen mußte, damit der Staat die Gymnasiallehrer beschäftigen könne. Meine kindischen Verse verbrannte ich. Schiller und mein Garten waren meine ersten Lehrer gewesen: Homer mein zweiter: mein dritter ward Friedrich Rückert.

In meiner Bücherei prangt ein schön in weißes Leder gebundenes, mit Goldschnitt und dem baierischen Wappen geschmücktes Büchlein; dessen Vorblatt trägt die Inschrift: Preis aus der allgemeinen Geschichte, zuerkannt dem Schüler der III. Gymnasial-Classe, Abth. B., Felix Dahn, München, den 25. August 1849. Ernst Luthardt. Es enthält: Friedrich Rückerts Gedichte, Auswahl des Verfassers, Frankfurt 1843.

Wie kommt Ernst Luthardt, der gewaltige Kriegsfürst der Lutherischen Kirche, zu Felix Dahn, dem Odhin-Verehrer? so frägt wohl der Leser.

Das hängt so zusammen.

In Baiern bestand damals — und leider noch viel später — es ist das Verdienst erst von Sybels und von Giesebrechts, Abhilfe bewirkt zu haben — die unaussprechliche Einrichtung, daß Geschichte für Katholiken und Protestanten getrennt und zwar von dem betreffenden Religionslehrer vorgetragen wurde. Die verschiedene Auffassung der Reformation, besorgte man wohl, könnte rückwirkende Kraft auch für die Darstellung der antiken und mittelalterlichen Geschichte äußern, wenn etwa ein protestantischer Geschichtslehrer sie den Söhnen Münchener Katholiken vortrüge: denn besonders auf Bewahrung der Katholiken vor dem protestantischen Gift war es wohl abgesehen. Ob der fragliche katholische Pfarrer oder protestantische Predigtamtscandidat irgend jemals seit seiner Gymnasialzeit ein Geschichtsbuch aufgeschlagen habe — danach frug man nicht: man verließ sich wohl auch hierfür auf den heiligen Geist. Die



Digitized by Google

Hauptsache war die „Gesinnung". Die Folge war freilich, daß manche dieser Lehrer in unverbergbare Verlegenheit geriethen, wenn ein fürwitziger Schüler eine Frage an sie richtete, welche über das von dem Herrn Professor für die Lection auswendig gelernte oder aufgeschriebene Pensum hinausging. Da man dermalen (1881) in Preußen die gottlosen Falk'schen confessionslosen oder gemischten Schulen wieder aufhebt, empfehlen wir den Provinzialschulräthen, folgerichtig, nach jenem von Abel'schen Muster in Baiern, doch auch einen katholischen Xerxes, einen Romulus und einen protestantisch-muirten Attila einzuführen. Aber ein englisches Sprichwort sagt: „it must be an evil wind blows nobody good"; und so hatte jene bornirte Einrichtung für mich die vortreffliche Wirkung, daß mein Lehrer wie in Religion so in Geschichte jener junge Candidat Ernst Luthardt ward: ein ausgezeichneter Lehrer! Treu und tief und warm trag ich ihm Dankbarkeit im Herzen für die mächtige, in meiner gesammten Entwickelung nachwirkende Anregung, die er mir gab: den bereits erwachten Sinn für Geschichte hat er auf das gewaltigste gefördert durch seinen geistsprühenden, lebendigen, nie im trocknen Auswendiglernen stecken bleibenden Unterricht —: er verwies uns stets geschichtsphilosophisch auf die „Bedeutung" der Geschehnisse.

Ich verschlang und excerpirte alle Geschichtswerke, die ich auftreiben konnte und nie mehr entging mir in diesem Fache der „erste Preis". Später hat der hoch verdiente Mann meine philosophische Entwicklung natürlich nicht gut heißen können: aber wir sind bis heute gute Freunde und ich ein tief dankbarer Schüler geblieben: in „Odhins Trost" habe ich „Luthardt meinem Lehrer, dem Mönch aus Franken" eine kleine Votiv-Tafel dieses Dankes eingefügt.

Im Jahre 1849 nun wählte Luthardt, der auch meine poetischen Neigungen kannte, als Preisbuch für mich die genannte Sammlung von Rückerts Gedichten.

Alsbald las und studirte ich sorgfältig auch alle andern Werke Rückerts: Rückert, später dann Platen und Geibel, wurden meine Lehrer in der Form — dies Wort im weitesten Sinne gedacht.

Aber außer der vollendeten Meisterschaft über die Sprache zog auch die pantheistische Weltanschauung Rückerts („sterbende Blume"), zumal die Weisheit des Brahmanen, mich auf das mächtigste an: studirte ich doch schon auf dem Gymnasium Platon und Aristoteles und Spinoza, Kant, Fichte, Schelling und Hegel, noch bevor ich die Vorträge Karl von Prantls besuchen durfte, die dann entscheidend für meine Weltanschauung werden sollten.

Mit sechzehn Jahren 1850/51 bezog ich die Universität München: 1852/53 studirte ich in Berlin: außer Philosophie, Geschichte, Recht und Sprachen wurden allgemeine Literaturgeschichte von Moses bis auf Paul Heyse eifrig getrieben und — in vielen Sprachen — ganz ungeheuerlich viele Verse gemacht, glücklicherweise aber fast ausnahmslos verbrannt: sie waren meist nur als Sprach- und Form-Studien gemeint.

Die pantheistische Weltanschauung ward nun noch mehr befestigt und gereift: schon deshalb blieb Rückert's Brahmane mein wahres Erbauungsbuch: den größten

Digitized by Google

Eindruck machte immer wieder die Fülle der Schönheit und Weisheit und tiefsinnigen Einfalt, welche an das Kleinste das Größte zu knüpfen verstand, aus unscheinbaren Thautropfen das Göttliche hervorleuchten sah. Wohl gedenke ich noch, wie ich im Frühling 1853 zu Berlin in meiner höchst bescheidenen Studentenstube (Neuer Markt Nr. 9, 3 Treppen), wann die Glocken des nahen Doms an schönen Sonntagmorgenden in die Kirche mahnten, meinen Brahmanen ergriff und, mit lauter Stimme daraus lesend, im Zimmer auf und nieder schritt, bis ich berauscht von Begeisterung und Andacht (— ja Andacht, liebe Leserin: die Pantheisten sind sehr fromme Leute —) zum Hause hinaus stürmte und erst im Thiergarten in den einsamsten Buschwegen, oft in strömenden Thränen unbestimmter Sehnsucht Ruhe fand.

Rückert war der Apostel, jenes Buch das Evangelium des Pantheismus für mich geworden.

Nach München zurückgekehrt, legte ich mir nun ernstlich die Frage vor, ob ich irgend genügendes poetisches Talent besäße, um es verantworten zu können, einen Theil meiner Zeit und Kraft der Wissenschaft zu entziehen und zur Ausbildung jener Begabung zu verwenden?

Denn — und das ist der einzige Punkt, an dem ich Selbstlob nicht unterdrücken mag — ich war sehr bescheiden und voller Zweifel an meinen Gaben: von der olympischen Selbstzuversicht, welche heutzutage so viele jüngste Poeten in beneidenswerther Unfehlbarkeit beseelt, war ich sehr weit entfernt.

Und dankbar gedenke ich es meinen Eltern, daß sie es an scharfer Kritik nicht fehlen ließen, nicht durch Eitelkeit auf den Sohn diesen selbst eitel machten. Solche Selbstbezweiflung hat mich auch später glücklicherweise nicht verlassen: wollte ich doch aus lauter Bedenken, ob meine Kraft die Schwierigkeiten der Aufgabe lösen könne, noch nach der Uebersiedelung nach Königsberg im Jahre 1873 das bis zum Tode des Vitichis vollendete Manuscript des „Kampf um Rom" verbrennen; nur die dringenden Bitten meiner Frau brachten mich davon ab und bewogen mich, die Vollendung zu versuchen.

Während mich nun damals — Winter 1854 — solche Zweifel beschäftigten, las ich in einem Gedicht Rückerts, daß sein Geburtstag auf den 15. Mai falle. Da kam mir der Einfall, dem Hochverehrten zu jenem Tag eine kleine Freude zu bereiten. Ich vertiefte mich, alle seine Poesien nochmal durchgehend, in seinen philosophischen und künstlerischen Entwicklungsgang und zeichnete in einem großen Gedicht seine poetische Individualität, seine Leistungen auf den verschiedenen Gebieten der Lyrik, Epik, Didaktik, auch des Dramas. Das Gedicht schickte ich ihm zu seinem Geburtstag, natürlich ohne meinen Namen zu nennen: Bescheidenheit, Schüchternheit, hielt mich davon ab: ich fügte nur bei, falls dem Gefeierten die Verse nicht ganz werthlos schienen, möge er mir gütig unter einer Chiffre poste restante ein kurzes Wort schreiben. Ich war fest überzeugt, daß ich keine Antwort erhalten würde.

Wie groß war daher meine Freude, meine Ueberraschung, als ich bei der ersten Anfrage auf der Post wirklich ein Convert aus Coburg vorfand, das

Digitized by Google

folgendes Gedicht enthielt. Ich lief brennenden Kopfes damit an meinen lauschigen Lieblingsplatz im „englischen Garten", tief in den Buschwegen des „Aumeisters" und las die schönen Zeilen wieder und wieder.

Neuseß bei Coburg. Mai 1854.

Ich bin nun über meine Poesien
Soweit hinaus gekommen,
Daß sie beim Rückblick halb verschwommen,
In Duft, dem Auge sich entzieh'n.
Wer hat mit Liebeszaubermacht
Mich selbst mir selbst im Bild so klar zurückgebracht?
Nie ward der Tag, von dem in Mitten
Der schöne Maimond ist entzwei geschnitten,
Der seinen Jugendschmuck nun schon vor mir entfaltet,
So oft daß ich daran gealtet,
Nie ward er schöner angebunden,
Mit Kränzen, sinniger gewunden,
Mit Wünschen, inniger empfunden,
Als ich in Deinen Blättern heut gefunden.
Was wünsch' ich Dir? was ich aus Deinem offen
Gelegten Innersten mit Zuversicht darf hoffen:
Daß Du des Lebens Kampf, den schweren,
Mit Glück bestehest und mit Ehren.

Friedrich Rückert.

Diese gütigen Worte ermuthigten mich nun zu einem weiteren Schritt. Wem konnte ich mit größerem Vertrauen die Entscheidung übertragen der mich quälenden Frage, ob ich ein der Pflege würdiges Talent besäße, als dem verehrten Dichter, der dem Unbekannten so freundlich geantwortet hatte? Als ich daher im Laufe des Jahres ein kleines episches Gedicht vollendet hatte, schickte ich zum folgenden 15. Mai abermals eine Geburtstagssendung nach Coburg: das Manuscript von „Harald und Theano", mit der Bitte, es zu prüfen und mir das Urtheil zu sprechen. Ich erbat das Urtheil unter dem Pseudonym „Felix Warten. Abgabe Herrn Clemens Piloty" — mein Schulkamerad, Bruder von Karl Piloty, den ich in das Vertrauen zog. Mit ängstlicherem Bangen ward wohl selten einer Entscheidung entgegen geharrt: war ich doch entschlossen, bei Verwerfung des Gedichts alle meine Verse zu verbrennen und alle künftigen zu verschwören.

Wie schlug mir das Herz, als der gute Clemens mir eines Abends die Antwort brachte: ich erbrach eilig und las:

Neuseß, Pfingsten 1855.

Diesmal brachte der Mai mir weniger Blumen im Garten,
Doch aus der Fern' ein Lied brachte mir schönen Ersatz:
Duftigen Glanz aus Nord und Süd, Harald und Theano,
Blüthe so reich, die noch reichere Früchte verheißt.

Mein lieber junger begeisterter Freund! nehmen Sie freundlich diesen dürftigen Dank für ihre reiche diesjährige Gabe, die mich nicht nur innig erfreut, die mich selbst überrascht hat nach der vorjährigen, welche mich zwar alles Schöne und Gute von Ihnen erwarten ließ, aber nicht gleich so was Großes, wie das hier Zurückfolgende. Es hat meinen ganzen Beifall, auch den meines Hauses

Digitized by Google

gewonnen: denn meine beiden Töchter haben es ihrer Mutter vorgelesen. Es ist vortrefflich erfunden, angelegt und ausgeführt, mit fortwährend gesteigertem Interesse bis zum befriedigenden Schlusse. Nun lassen Sie's bald drucken: ich denke, es soll auch den Leuten gefallen, und, wenn Sie nicht anders wollen, dediciren Sie es mir, was an sich unnöthig wäre. An zwei Stellen hab' ich mit Bleistiftschrift eine Verbesserung gefordert, die Ihnen leicht sein wird, einmal, daß der gute Junge das Gift nicht so unnöthiger Weise trinkt, statt es wegzuschütten. Sie werden's wohl mit seiner sentimentalen Verzweiflung motiviren können. Sodann, daß Jungfrau Theano bei der Leiche etwas schwunghafter klage. Sie scheinen mir etwas geeilt zu haben. Vielleicht dürften Sie auch, wenn Sie das Ganze noch einmal durchsehen, bei einigen Versen nachhelfen. Die gewählte Versweise hat zwar meinen ganzen Beifall, besonders auch, daß sie weder lauter Reimpaare, noch lauter gleichmäßige Reimverschlingungen anwenden, sondern eine dem epischen Fluß zusagende Mischung. Aber hin und wieder sind die auf einander reimenden Zeilen zu weit und durch zu viele Zwischenglieder von einander getreant, so daß sie einzeln wie reimlos klingen, weil man beim letzten den ersten vergessen hat. Ihre Reimtheorie selbst ist streng genug und rein Platenisch; aber nicht gelernt haben Sie von diesem Meister, den unangenehmen Hiatus zu vermeiden, das ablautende e vor anlautendem Vocal; dagegen werfen Sie, was mir hart klingt, dieses e nicht selten vor Consonanten ab, besonders beim Zeitwort, dann, wenn ein unmittelbar dazu gehörendes „ich", „er", ꝛc. aus metrischer Noth davon getrennt ist: z. B. hab' vieles ich geduldet. Nicht nur die Apostrophirung hab' halte ich für fehlerhaft, sondern auch die Abtrennung des „ich", wenn nicht ein besonderer Nachdruck darin liegt. Weil ich einmal beim schulmeistern bin, will ich einen wichtigen Punkt berühren, der nicht die Construction des Satzes, sondern das Gedicht selbst betrifft. Gegen den epischen Ton selbst hab' ich nichts einzuwenden und nichts gegen dessen leichte lyrische Färbung und stellenweise Erhebung zur wirklichen jenem Ton unterlaufenden Lyrik. Damit ist wohl auch der eigentlich unepische Gebrauch des erzählenden Präsens zuzugeben, welches ja schon Virgil gegen Homer durchsetzt. Nicht zugegeben aber wird von mir das Rückwärtsschlagen der Erzählung, das Zurückspringen von einer Scene zu einer der Zeit nach früher zu denkenden. Das Epos, nach meinen Begriffen, muß eben so stetig vorwärts schreiten, von Scene zu Scene, wie das Drama, in welchem ein Rückwärtsgehen schon physisch unmöglich ist auf der wirklichen bretternen Bühne. Aber das Epos baut uns eben solche Bühne vor der geistigen Anschauung auf, auf der es auch nicht rückwärts gehen darf. Ich weiß wohl, und damit sind sie freigesprochen, daß keiner unserer Dichter dieses Gesetz erkannt hat, selbst Platen nicht, der in den Abassiden beständig dagegen sündigt. In Herrmann und Dorothea ist das Gesetz beobachtet, aus dem göttlichen Instinkt, der Goethe überall sicher leitet. Wenn Sie es aber für künftige Anwendung studiren wollen, so gehen Sie die Zeitfolge der Odyssee durch. Unsere Leser wissen natürlich gar nichts davon, aber es hängt damit zusammen, daß sie alle Geschichten so chaotisch stoffmäßig aufnehmen, oder vielmehr an sich vorüberbrausen lassen. Es versteht sich, daß Sie an

Digitized by Google

Ihrem Gedicht in diesem Stück nunmehr nichts ändern können; es würden dadurch mehrere der schönsten Scenen wegfallen. Aber ich wünschte zu wissen, ob Ihnen meine Theorie einleuchtet?

Mit herzlicher Liebe

Ihr Rückert.

Da war der Jubel groß!

Sofort schrieb ich nun mit Nennung meines Namens und strömte meinen Dank und meine Freude aus.

Der Brief mit seiner jugendlichen Begeisterung muß dem Alten gefallen haben: denn alsbald erhielt ich folgende Zeilen.

Geliebter junger Freund!

Nun aber darf ich Sie nicht länger auf Antwort warten lassen, wie schwer mir auch die Feder geht. Anfangs waren es einige Besuche, die mich störten und zerstreuten, dann lähmte mich völlig Wochen lang der feindselige formlose Regenhimmel, der auch heute noch mich verdüstert, mich keinen hellen Gedanken denken, noch weniger schreiben läßt. Darum mach ich's kurz ab, um desto weniger durch dumpfe Rede die klare warme Begeisterung, in der Sie schwimmen, zu dämpfen. Zuerst meinen Glückwunsch zu der siegreichen Doctorschaft und den aus dem Felde geschlagenen so und so viel Disputanten. Daß Sie „singend wie ein Spartaner" in den Kampf gingen, hat mir einen Freudenschauer erweckt. Das angestrebte Lehramt wird Ihrer Poesie kein Hemmschuh, sondern eine Balancirstange sein; jetzt aber sähe ich gern alsbald Ihr Gedicht gedruckt. Den Schlußgesang wegzulassen, rathe ich nicht, eine solche Zusammenfassung ist schließlich ja nothwendig; man soll nichts Neues daraus ersehen, sondern nur sich beruhigt und erhoben fühlen; auf den materiellen Inhalt kommt dabei gar nichts an, und ich erinnere mich auch dessen gar nicht, sondern nur, daß mich sicher Form und Kürze befriedigte.

Es freut mich, daß Sie so gründlich tapfer gegen meine Forderung des dramatischen Fortschrittes im Epos ankämpfen, aber ich weiche um keinen Finger breit zurück. Ich räume der Lyrik nicht das Recht ein, auf diesem Gebiet ihre sonstigen Sprünge zu machen; und Ihre Autoritäten verwerf' ich: einige davon, wie Tasso und Cervantes, sind in der That nicht gegen mich. Ariosto gehört als Humorist nicht hierhin, Byron nicht als chaotisch formloser unkünstlerischer Uebergpoet, Platens Abbassiden verwerf ich eben wegen dieses Fehlers. Dagegen beruf' ich mich auf Wieland's Oberon, Goethes Hermann und Dorothea, Wilh. Meisters Lehrjahre und Wahlverwandtschaften; doch der Streit ist nicht schriftlich abzuthun, wir wollen ihn mündlich durchkämpfen. In meiner Familie sind Sie geistig eingeführt und aufgenommen, und es steht nur bei Ihnen, daß Sie's auch persönlich werden, indem Sie den kurzen Flug von München bis hieher machen und bei uns weilen je länger, je lieber. Meine Frau zwar ist sehr leidend, wird Sie aber gleichwohl gern sehen, und meine Töchter fragen mich häufig, ob ich Sie denn noch immer nicht eingeladen habe? Jetzt eben haben wir keinen Besuch, außer einer — es ist seltsam — jungen Russin, mit der meine älteste Tochter letzten Winter in Weimar einen Freundschaftsbund schloß; da gerade jetzt keine großen Siege der

Digitized by Google

Alliirten*) zu feiern sind, geht es ohne Collisionen ab. Mit Anfang des nächsten Monats erwarten wir unsern gewöhnlichen Feriengast, meinen ältesten Sohn mit Frau aus Breslau, mit welchem Sie wohl wegen naher Berührung Ihrer Fachwissenschaften sich ergiebig aussprechen und verständigen könnten, wenn die Unterhaltung mit mir selbst stockt, denn das Alter, das sonst geschwätzig machen soll, hat in Verbindung mit der Einsamkeit mich einsilbig gemacht. Nun also, Sie sind auf's freundlichste eingeladen von uns allen und mir

dem Ihrigen

Rückert.

(Nicht datirt von Rückert, erhalten in München am 23. Juli 1855.)

Eine Einladung von Friedrich Rückert! In sein Haus! In jenes Neuseß, das mir stets als der Inbegriff aller Natur-Poesie, das Ideal aller Dorf-Idyllen vorschwebte — freilich kannte ich es ja nur aus gelegentlichen Schilderungen Rückerts: zumal aus dem Gedicht:

Abschied von Neuseß.

„Neuer Sitz am alten Koburg,
Mir im Herbst ein neuer Lenz,
Meine kleine Freuden-Frohburg,
Ehrensitz und Residenz:
Dessen Schatten ein Vertrauter
Meiner Einsamkeiten sprießt,
Wo die Lauter hell und lauter
Meinem Zaun vorüberfließt.

Wer konnte glücklicher sein als ich! Das juristische Abgangsexamen von der Universität lag hinter mir, auch die Doctorprüfung war, und zwar zu hoher Zufriedenheit meiner Lehrer bestanden (ein wenig muß ich mich doch loben!), nur der Promotionsact stand noch aus: Rückert erfreute sich immer daran, daß ich, wie ich ihm wiederholt erzählen mußte, singend, „wie ein Spartaner zur Schlacht", an einem herrlichen Frühlingsmorgen meinen geliebten englischen Garten entlang in das Universitätsgebäude gegangen, dort die Clausur-Arbeit (Auslegung von Quellenstellen aus dem römischen und dem kanonischen Recht) zu machen: und die frohe Stimmung war das Omen eines glücklichen Zufalls gewesen: gerade die mir aufgegebene Stelle aus dem corpus juris Justinians hatte ich in den letzten Wochen in allen ihren verschiedenen Auslegungen studirt und konnte jetzt die ganze ziemlich verwickelte Controverse und meine Entscheidung ohne Zögern aus dem Kopf niederschreiben!

Rückerts zweifellose Anerkennung meines Talents hatte mich gewaltig gehoben: ich glaubte von nun an fest an meinen Stern und selten und nie auf lang hat er sich seither verdunkelt: es war eine frohe, frühlingsfreudige Zuversicht über mich gekommen: eine unbestimmte Ahnung, eine drängende Sehnsucht trieb mich vorwärts: mir war, alsbald müsse nun ein nie gekanntes Glück Einzug halten in mein Leben. — —

*) Es war das Jahr des Krimkriegs.

Digitized by Google

Mit Freuden gaben die Eltern die Erlaubniß zu der kleinen Reise, und an einem lachenden Sommermorgen fuhr ich von München nach Coburg, nach Neuseß, zu Friedrich Rückert! Ich sagte mir das manchmal leise vor: denn ich wagte kaum, es für wirklich zu halten.

Wie war mir so heiß und so bang und doch so wonnig zu Muth! Ich war in einem Rausche von Begeisterung, von Dank, von Poesie, von Ahnung, von verwirrender Sehnsucht; mächtig stieg mir das Blut in Herz und Haupt: dazu die volle Pracht und Ueppigkeit des Hochsommers: das strahlende Blau des Himmels, die strotzenden Gefilde, die feuchte Wärme der wallenden Luft: mir schwindelte manchmal. Ich bin aus diesem Zustand seliger Berauschtheit nicht heraus gekommen, bis ich wieder nach München zurückgekehrt war. Ich schrieb Rückert die Woche, in der ich kommen werde, aber nicht den Tag: ich fand es „poetischer", ihn zu überraschen.

Höchst überschwänglich! wird man sagen. Gewiß: aber ich war gerade einundzwanzig Jahre alt. Und ich war doch ganz anders als die allermeisten Einundzwanzigjährigen, zumal wie sie heutzutage sind. Ich war mit all meinem Spinoza und Hegel — ein Kind, ein Knabe, der noch nichts erlebt hatte: wohl hatte ich ein Jahr in dem großen Berlin studirt, aber eben wirklich fast nur studirt: ich war — wie soll ich sagen? — es klingt affectirt: aber ich weiß kein besseres Wort: ich war wie jung Giselher, da er die erste Fahrt von Worms thut und jung Dietlind findet. Sicher war ich sehr überschwänglich, aber in Aufrichtigkeit, nicht in Affectation. Und wenn ein Poet mit 21 Jahren nicht überschwänglich ist — dann hat er wohl nicht viel Phantasie und — Temperament.

Mittags 2 Uhr kam damals (wie heute noch) der Zug von München über Lichtenfels in Coburg an: — „abermals in sechzehn Jahren bin ich dann gleichen Wegs gefahren" — ich warf mein Ränzel im „Schwan" ab, wie damals das spätere Hotel Leuthäusser hieß, schleuderte dem Kellner, der mich fragte, ob ich nichts essen wolle? einen verächtlichen Blick zu — (ich! essen! auf dem Wege zu Rückert!) — frug „welches ist der nächste Weg nach Neuseß?" und stürmte hindann.

Wie wunderschön das Thal von Waldhügeln umhegt, wie malerisch die alte Veste da oben ragt — ich sah es damals kaum —: es riß mich fort, wie es das Eisen zum Magnet zieht. —

Eine halbe Stunde mag Neuseß von der Stadt entfernt sein: aber viel zu lang schien mir der Weg auf der staubigen Landstraße: nördlich liegt Neuseß, das wußt' ich: so sprang ich denn bald über den Straßengraben nach links in die Felder und lief durch die Wiesen, mit und ohne Weg, auf die in der Ferne auftauchenden kleinen Häuser zu. Bald hielt ich in dem Dorf vor der Kirche. Links neben dieser stand, eine Ecke bildend, an der einen, der Süd-Seite, von einem schmalen aber lebhaft rinnenden Wasser umspült, ein nicht hohes, einstöckiges, ziemlich in die Länge gezogenes Haus: die Theile zur Rechten schienen Oekonomiegebäude: das Wohnhaus war wunderschön von grünem Schlinggerank überzogen. „Das ist sein Haus", sagte ich mir, und zog die Glocke. Alsbald öffnete sich oben an der Thür ein rundes Fenster und

aus der Umrahmung von grünem Weinlaub schaute auf mich herab — ein ganz prachtvoll schöner Mädchenkopf: mir schoß alles Blut in das Herz: eine Zeit lang blickte ich starr nach oben — sehr unpassendermaßen! —, wie mir, zu meiner weiteren Verwirrung, nachgerade beifiel; endlich frug ich: „wohnt hier der Dichter Rückert?" Wieder höchst unpassend! Der Mann war ja Doctor, königlich preußischer ordentlicher Professor, vielleicht Geheimrath — und ich nannte ihn so kurzweg den „Dichter Rückert". Dieser neue Verstoß muß mich aber nicht sehr schwer gedrückt haben: denn als das schöne Mädchen nickte und mich fragend ansah, rief ich: „sagen Sie nur, der Harald sei da!". — Zu flog klirrend das Fenster, — ich glaube, mit einem leisen Schrei — auf flog alsbald die Thür und das schöne Mädchen stand vor mir, von der Sonne in dem sonst beschatteten Hausgang voll beleuchtet. Es war die ältere Tochter Rückerts, Fräulein Marie: sie war damals imponirend schön: ich darf es ja jetzt, obgleich sie selbst diese Zeilen lesen wird, nach bald dreißig Jahren, wohl sagen: eine stolze, fast allzu gewaltige Gestalt, viel größer als ich, mit dem mächtigen Bau ihres Vaters: tief dunkelbraune Locken fielen auf eine junonische Büste; prachtvolles Incarnat wie Pfirsichbraunroth färbte die vollen Wangen.

Das Fräulein blieb bei dem Vater, lange nachdem er seine unvergleichliche Frau verloren und die andern Kinder sich den eignen Herd gegründet, als seine treueste Freundin, Vertraute, Gehilfin, später als seine Stütze und Pflegerin. Das ganze deutsche Volk hat ihr dafür zu danken, wie sie diese Pflichten der Pietät erfüllt hat.

Da ich zwei Augen im Kopf hatte, Lyriker und einundzwanzig Jahre alt war, versteht es sich von selbst, daß die blendende, ja beherrschende Erscheinung Eindruck auf mich machte; aber bei aller Bewunderung dieser fast allzu schimmervollen Schönheit konnte ich mich eines Gefühles nicht erwehren, das einen sehr seltsamen Contrast zu dieser Anziehungskraft bildete. Ich war ganz unfähig damals, mir diese Empfindung zu deuten: es war — es klingt freilich geradezu lächerlich — beinahe eine leise Furcht; heute kann ich es mir psychologisch ganz klar zurecht legen. Das Fräulein, gerade so alt oder vielleicht sogar etwas älter als ich — war ein in sich ganz fertiges Mädchen und mir kaum Einundzwanzigjährigem und noch sehr, sehr lange nicht Fertigem — trotz meiner Philosophie und sonstigen Wissenschaften so unvergleichlich, nicht geistig, aber menschlich überlegen, daß diese Empfindung unbewußt mich immer niederbeugte in ihrer Nähe, so blendend, ja verwirrend die stolze südliche Erscheinung wirken mußte; sie sah leider so gar nicht deutsch aus, vielmehr süditalisch, sicilianisch; einmal legte sie echt italienische Tracht an: das war wie ein Bild von „Riedel in Rom". Aber in diese echt deutsche Landschaft und in meine deutsche Balladen-Phantasie paßte dies „Mädchen von Capri" nicht. —

Jedoch allzulang schon stehen wir beide in dem Hausflur. —

Das Fräulein führte mich durch das Haus in den Garten, wo der Vater wandelte: ich sah ihn von Weitem einen Weg, der von hochstämmigen Rosen umsäumt war, herab kommen.

Digitized by Google

Da ward mir doch noch ganz anders zu Muth, als bei dem Anblick des mächtigen Mädchens.

Eine ganz gewaltige, hoch gereckte Hünengestalt, breit von Schultern, ein mächtiges Knochengerüst, fast um zwei Haupteslängen mich überragend: hoch empor musste ich blicken, wollte ich sein Auge treffen. Und welches Auge!

Eine Schirmmütze in das Gesicht gezogen: lange weißgraue Locken auf die Schultern niederwallend: ein langer Rock mit nicht endender Taille und bis auf die Knöchel fast reichenden Schößen, aus schlichtem Stoff, fast wie ihn die fränkischen Bauern tragen: keine Halsbinde: eine lange Pfeife in der Hand: die Züge des edeln Antlitzes ebenfalls mächtig, groß, stark ausgebildet — wie aus Eichenholz geschnitten: eine starke Nase, buschige Brauen — und ein Auge — wie ich es nie wieder gesehen auf Erden. Goldbraun die Farbe, wie das Auge des Königsadlers, und durchdringend hell und scharf wieder wie des Adlers, der Blick! Ich habe versucht, die herrlichste Gestalt gothischer Geschichte nach Rückerts Bild zu zeichnen: Dietrich von Bern, der weise große Theoderich, der Friedenskönig, wie ich ihn in seinen letzten Augenblicken im Anfang des „Kampfes um Rom" gezeichnet — er ist Friedrich Rückert nachgebildet.

Ein gewaltiges Antlitz: voll Gedankenhoheit und Gedankentiefe, ernst, streng: ja einmal, da er in Unmuth gerieth in Verurtheilung des Lob-Assecuranzwesens einer gewissen Coterie, war der Ausdruck von grimmig drohender Leidenschaftlichkeit fast erschreckend.

Aber wie konnte dieses ernste, ja herbe Antlitz verklärt, anmuthig leuchten wenn er, was nicht selten, einen neckenden Scherz, oft in improvisirtem Reimspiel aussprach — zumal gegen seine geliebte Louise.

Er empfing mich mit einer väterlichen Güte, mit einer edeln Einfachheit und Schlichtheit, welche gleich nach den ersten Worten mir jede Scheu, jede Verlegenheit benahm. Mir war alsbald — das ist der Zauber einer wahrhaftigen Natur —: als hätte ich ihn schon längst gekannt: und zutraulich, herzlich, wie der Sohn zum Vater: sprach ich zu ihm — aber freilich: eben wie der Sohn zum Vater immer empor! Musste ich doch zu ihm fast so steil wie zu den Sternen aufsehen.

Ich weiß nicht mehr Alles, was wir besprochen an jenem Abend — sind es doch 25 Jahre! —: welchen Eindruck aber jene Tage auf mich machten, erhellt wohl aus der photographischen Genauigkeit, mit der ich so zahlreiche Einzelheiten in der Seele gespiegelt forttrage bis auf den heutigen Tag.

Aber sorge nicht, liebe Leserin, ich werde Dich nicht ermüden durch Erzählung von all dem Detail, das Dich nicht so interessiren kann, wie es für mich wichtig war und — blieb.

Gleich in jenen ersten Stunden verhandelten wir über Rückerts in dem obigen Brief (S. 311) entwickelte Theorie vom Epos, die ich, mit einigen Modificationen, als richtig anerkannte und bei Umarbeitung von „Harald und Theano" nach Möglichkeit befolgte. Ich musste dann gleich am ersten Tage und an den folgenden lyrische Gedichte und Balladen vorlesen, bald ihm allein, bald in Gegenwart

Digitized by Google

der Seinen: er beurtheilte Alles eingehend, tadelte, lobte, verbesserte gleich selber, wobei mir gewaltig imponirte, mit welcher Raschheit und Leichtigkeit der unerreichte, auch von Platen nicht erreichte Sprach-Gebietiger alle Schwierigkeiten von Reim und Metrum überwand, die mir unlösbar däuchten.

Auch an Witz und Humor fehlte es nicht: als ich ein Gedicht „Lorelei" vorlesen wollte, sprang er in komischem Unmuth auf und rief: „Von der will ich gar nie mehr was hören!" — als ob sie was Garstiges angestellt hätte. Von vielem, was er lobte, will ich nur eins anführen: „Ihre Balladen sind prächtig", meinte er. „Jede ist ein kleines Drama: ich glaube, Sie haben ein sehr lebendiges dramatisches Talent. Viel mehr als ich! Versuchen Sie doch einmal eine Tragödie — aus Ihrer Lieblingszeit, so was wie Völkerwanderung oder Nibelungen".

Er litt es nicht anders — ich mußte auch unter seinem Dache schlafen! So hatte ich die Einladung gar nicht zu verstehen gewagt; mein Ränzel ward aus dem Gasthaus geholt.

Aber allmälich, nachdem sich meine Spannung unter dem Einfluß seiner väterlichen Freundlichkeit gemindert, gingen mir nun auch die Augen auf über die wunderbare Lieblichkeit dieses ganzen Landschafts- und Genre-Bildes. Das Thal der Leinach und der Lauter mit ihren Wiesgründen, die fernen Waldhügel, der Garten, das malerische, einfache, aber höchst behagliche Wohnhaus und — das Poesievollste, Stimmungsreichste von Allem — das unmerkliche Hinübergleiten des Gartens in das offene Feld, in die freie Wiese, in die Flur. Durch eine kleine Oeffnung im Gartenzaun traten wir — ich merkte es gar nicht — in die Feldflur: „des Vaters Fluchtpförtlein, sagten mir am andern Morgen die Töchter, falls unliebsamer Besuch auf die Hausthür zu kömmt" — und noch am ersten Abend führte mich Rückert auf einem wunderlichen Wiesenpfad hügelaufwärts nach seinem Lieblings-Platz, dem „Goldberg", den eine unvergleichlich mehr ortvertraute und berufene Feder darstellen soll.

„Ueber dem Hausgarten war ein zweiter, der Goldbergsgarten, angelegt, welcher von einem jeden Glied der Familie als das Heiligthum des Dichters respectirt wurde.

„Wo der Goldberg seine Halde
Sanft zum Mittagsstrahle kehrt
Und die Stirn mit Eichenwalde
Gegen Nord und Ost bewehrt."

Es war eine Halde des sanft ansteigenden Hügels, der von Neuseß ab anschwillt, nach 2000 Schritten doch nur eine Höhe von 70 Fuß erreicht, zuletzt etwas steil hinanführt. Ein ehemaliger Obstgarten aus der Zeit der Weinberge, nach Süden offen, im Norden durch Berge und Eichwald geschützt. Nur Rasen und Obstbäume, von einer lebendigen Hecke umzogen. In dieses bescheidenste Ideal eines Berggeländes baute sich der Dichter ein Gartenhaus, zweistöckig, mit der Einrichtung nothdürftiger Wohnung, als welche es aber nie benutzt wurde. Oben und unten eine freundliche Stube mit der Aussicht, oben mit bedecktem Altan. Dort saß er auf einer Bank, nun morsch und verfallen, am liebsten allein,

Digitized by Google

in seine Brieftasche die stillen Gedanken des Dichters eintragend. Wer ihn kannte — dort durch zwanzig Jahre wandelnd und sitzend an jedem Nachmittag der leidlichen Jahreszeit — der störte ihn nicht. Da hat er unendlich viel gedacht und gedichtet. In der Ecke neben der Thür ein altmodisches Sopha, der ständige Sitz, daneben ein kleiner Tisch, dessen Schubfach Pakete und Bücher, eine wechselnde Bibliothek enthielt. In der Ecke lehnten die Pfeifen, von denen hie und da eine verschwand. Denn die isolirte Lage brachte oft wunderliche Gäste, die Angst erregten: nur ihm nicht. Von den offenen Fenstern und der offenen Flügelthüre auf dem Altan, vom Sopha aus das lieblichste Bild; die Wipfel der von ihm gepflanzten Bäume, die mächtige Waldrebe, seine Lieblingspflanze, mit ihrem lila und prächtig grünen Blatte; darüber eine stille Flur, sanft geneigtes Getreidefeld, nur durchschnitten von der selbst gebauten Straße mit ihren selbstgepflanzten Bäumen; dahinter Neuseß, echt dörflich, von seinem spitzen Thurm überragt: im Grünen versteckt Haus und Garten, dahinter die Stadt Coburg, amphitheatralisch gekrönt von dem reichsten Bergkranz mit der Festung; endlich weiterhin die blauen Kuppen und Sattel der Berge an und über dem Main — ein Blick nicht von erster Schönheit, aber von so wohliger, satter Ruhe, wie kein zweiter, und ihm selbst nie satt geworden. Dieser Garten wurde sich selbst überlassen, nicht einmal die Wege verkiest. Hier durfte alles wachsen, wie es wollte. Ihm galt es gleich, wenn die Fremden sich über die bemoosten Wege wunderten. Mit den Jahren wurde der Goldberg das einzige Ziel, während er sonst nur der Schlußpunkt seiner ausgedehnten Spaziergänge in der Neuseßer Gegend war. Noch wenige Monate vor seinem Tode hat er sich mühsam hinaufgeschleppt.

Als so alle seine Schöpfungen in Neuseß vollendet waren, da konnte man ihn zu fast unverändert beibehaltenen Stunden unter denselben wandeln sehen. Da waren es in den ersten Morgenstunden die kurzen Läufe, wie seinen Blumen die Nacht bekommen, ob Thau oder Reif ihm und ihnen Lust oder Schmerz gebracht; und wieder am Abend, da wandelte er langsam von einer Pflanzung zur andern, und sagte ihr gute Nacht. Aber nie ist er aus seiner Sphäre herausgetreten, nie Landwirth oder Gärtner selbst gewesen. Er ordnete an und wußte sachverständige und werkthätige Hände dafür anzustellen.

Seine große Freude waren die Vögel, die unter seinem Schutze eine wahre Vogelweide hatten, deren Stimmen ihn am Morgen weckten — Kukuk und Nachtigall — auch das muntere Volk der Sperlinge, die ihm brüderlich nahe waren."

So schreibt Heinrich Rückert, des Dichters Sohn, der allzu früh verstorbene Professor der Geschichte zu Breslau (abgedruckt in dem herzgewinnenden Buch von Frau Amalie Sohr, über dessen Leben und Wirken, Weimar 1880).

Als es dunkelte, führte mich Rückert vom Goldberg auf einem zum Theil andern Weg in den Garten zurück und zu seiner Frau, in das große, helle Wohnzimmer in der Ecke des Hauses im ersten Stock, wo man bei jeder Pause des Gesprächs das flüsternde Rauschen des Wassers vernahm.

Frau Rückert, die Rose des „Liebesfrühlings", war damals schon sehr leidend;

die zarte, kleine, schmächtige Gestalt ruhte auf dem Sopha, von dem sie sich nicht oft erhob, so lang ich dort weilte; nie werde ich den selenvollen Blick des Auges, den sanften Wohllaut dieser Stimme vergessen! — „Da bring' ich Dir unseren Poeten", sagte Rückert, sich freundlich, der hoch Ragende, zu ihr nieder neigend. „Sieh nur mal, wie jung der noch ist". Wiederholt sagte er mir, er hätte mich viel älter geglaubt — wohl auch viel reifer, dachte er wohl. Ach ja: ich war sehr jung und sehr fern von der Reife. —

Wie eine Mutter fragte nun freundlich die feine Frau, langsam und leise sprechend, nach all den Menschen und Dingen, die sie mir die Liebsten, meinem Herzen Theuersten denken mußte: vor allem nach meinen Eltern und Geschwistern.

Zu dem Abendbrot erschienen nun außer Fräulein Marie und ihrer Freundin, der oben erwähnten jungen Russin, Helene hieß sie — nur das weiß ich noch — die andern Glieder der Familie: der nun auch schon verstorbene Sohn, ein stattlicher Mann, hoch und stark wie ein Baum, welcher die ausgedehnte, mit dem Hause verbundene Oekonomie leitete: und einmal sah ich auch Etwas mit zwei blonden Zöpfen scheu durch das Zimmer huschen: es war die jüngste Tochter Anna, ein Mädchen — oder Kind — von etwa 14 bis 15 Jahren. —

Früh gingen wir zur Ruhe. Rückert selbst führte mich in das mir bestimmte freundliche Zimmer, das in den Garten blickte. Die erste Nacht unter dem Dache Rückerts! Ich hatte gemeint, ich würde nicht einmal im Hotel Schlaf finden. Aber die Natürlichkeit dieser schlichten Menschen, und die Luft, die Landschaft, das liebliche Gesammtidyll, die mich umgaben, hatten meine erste Aufregung wohlthätig aufgelöst: ich schlief vortrefflich und erwachte erst, als der helle Morgen in das Fenster leuchtete; vor dem Fenster aber, im Weingerank, sang hellen Tons mein alter elfischer Schutzgeist —: das Rothkehlchen. Und damit genug für diesmal von Rückert und seinem Hause, und lange schon übergenug von mir.

Ich füge nur noch bei, daß der herrliche Mann echt väterlich, mild und weise sich gegen mich verhielt, vom ersten bis zum letzten Wort, das wir wechselten. Reich angeregt und gefördert, belehrt in tiefen Grundwahrheiten unserer Kunst schied ich von ihm: dankbar und treu bewahrte ich sein Bild und seine Worte im Herzen. Die Landschaft aber und die Staffage von Neuseß lebte fort und klang nach in gar manchem Gedicht, zumal in den „schlichten Weisen" der ersten Sammlung, auch in der Erzählung „Ernst und Frank" in den „kämpfenden Herzen" und in vielen Balladen. Noch manchen Wink und Rath verdanke ich späteren Briefen Rückerts. Aber wiedergesehen habe ich ihn nicht. Er starb 1866, nachdem er seine Louise schon 1857 verloren. Im Mai 1871 stand ich, tief bewegt, an seinem Grab.

Digitized by Google

# Die hundertjährige Gedächtnißfeier der „Kritik der reinen Vernunft".

Von

**Kuno Fischer.**

— Heidelberg. —

## I.

Die Erscheinung der kantischen Vernunftkritik bezeichnet in dem Entwicklungsgange der neuen Philosophie den Wendpunkt, der die erste Periode von der zweiten scheidet: jene nahm ihre Anfänge in England und Frankreich und gewann ihren Abschluß in Deutschland, diese ist deutschen Ursprungs und stammt aus Preußen. Die Geburt solcher Werke hat ihren Zeitpunkt erst dann erfüllt, wenn sie *erschienen* d. h. aus der Verborgenheit ihrer Werkstätten in das volle Licht der Welt hervorgetreten sind. Die Kritik der reinen Vernunft erschien im Hochsommer des Jahres 1781. Gleichzeitig kam Schillers erstes Trauerspiel. Kant hatte sein Werk dem preußischen Minister von Zedlitz zugeeignet, der ihm und seiner Sache günstig gesinnt war, er hat die Widmung den 29. März 1781 unterzeichnet und wahrscheinlich in derselben Zeit auch die (undatirte) Vorrede geschrieben; indessen war damals erst die größere Hälfte des Werkes selbst gedruckt und es vergingen noch Monate, bevor die Herausgabe vollendet war. Es ist daher nicht richtig, wie mehrfach geschehen, das Datum der Zueignung für den Geburtstag der Vernunftkritik zu halten; fertig geschrieben war sie früher, fertig gedruckt war sie noch nicht. Aus den Briefen, die in jenen Tagen J. G. Hamann in Königsberg theils an Hartknoch theils an Herder schrieb, geht hervor, daß er, dem (gleichzeitig mit Kant) die Druckbogen zugesendet wurden, erst in der letzten Woche des Juni den Text zu Ende lesen konnte und erst vier Wochen später aus der Hand des Verfassers ein vollständiges Exemplar geschenkt erhielt. Er schrieb für die Königsberger Zeitung den 1. Juli 1781 eine Anzeige des Werkes, die er aber aus gewissen Rücksichten ungedruckt ließ. Das Schlußwort derselben lautete: „Das Glück eines Schriftstellers besteht darin, von einigen gelobt und allen bekannt — Recensent setzt noch als das Maximum echter Autorschaft und Kritik

hinzu — von blutwenigen gefaßt zu werden". Der Erfolg hat diesen Ausspruch bestätigt. Die erste öffentliche Beurtheilung, die von dem Breslauer Philosophen Chr. Garve herrührte und auf Kant den übelsten Eindruck machte, erschien in der Zugabe zu den Göttingischen gelehrten Anzeigen den 19. Januar 1782. Demnach fällt die Erscheinung der Vernunftkritik in die Mitte und ihre erste Verbreitung in die zweite Hälfte des Jahres 1781.

## II.

Bevor wir uns die Bedeutung dieses epochemachenden Werks vergegenwärtigen, wollen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Entstehung desselben richten, soweit uns Nachrichten darüber aus der Werkstätte des Philosophen zugekommen sind. Als Kant nach fünfzehnjährigem Zuwarten in seinem 47. Lebensjahre aus einem Privatdocenten Professor geworden war, mußte er sein Lehramt der Logik und Metaphysik nach üblicher Art mit der Vertheidigung einer gedruckten Abhandlung antreten. Es geschah den 21. August 1770. Das Thema der lateinischen Inauguralschrift betraf „Form und Principien der sinnlichen und intelligibeln Welt"; sein Respondent war ein junger Mediciner jüdischer Herkunft, Marcus Herz, mit dem der Philosoph als Lehrer und Freund verkehrte, und dem er das Zeugniß ertheilte, er habe seine Ideen am tiefsten durchdrungen. Gleich nach jener Disputation ging M. Herz nach Berlin, wurde hier täglicher gerngesehener Gast in Mendelssohns Hause und erwarb sich mit der Zeit als Arzt und Philosoph eine sehr angesehene Stellung, er wurde durch Gespräche, später durch Vorlesungen vor einer gemischten Zuhörerschaft der erste Verkündiger der Kantischen Philosophie in der preußischen Hauptstadt. Nach seiner Heirath mit der durch Schönheit, Geist und Sittenanmuth ausgezeichneten Tochter eines portugiesisch-jüdischen Arztes war es die Anziehungskraft von Henriette Herz, die sein Haus zu einem der gesuchtesten Mittelpunkte des schöngeistigen Berlin machte (1779—1803). Unter den Briefen Kant's sind die an M. Herz die interessantesten und zugleich die einzigen, die uns einen genaueren Einblick in die Entstehung der Vernunftkritik gewähren.

In jener Inauguralschrift waren die Aufgaben der Kritik und schon die erste ihrer grundlegenden Entdeckungen, die neue Lehre von Raum und Zeit, enthalten. Es ist leicht zu sehen, daß die Frage nach „Form und Principien der sinnlichen und intelligibeln Welt" zusammenfällt mit der Frage nach den Grundformen und Grenzen des sinnlichen und intellectuellen Erkenntnißvermögens; denn die Sinnenwelt umfaßt die Objecte, wie sie unserer Sinnlichkeit einleuchten, die intelligible Welt dagegen die Vorstellungen der Dinge, wie sie unabhängig von ihrer sinnlichen Erscheinung oder der Art unserer Sinneswahrnehmung an sich sind und nur durch den Intellect gefaßt werden können. Der Philosoph mußte sich daher jetzt die Aufgabe stellen, in einem ausführlichen Werke „die Grenzen der Sinnlichkeit und Vernunft" auseinanderzusetzen. Die Vernunfterkenntniß aber betraf in ihrem ganzen Umfange die



Digitized by Google

Principien der Naturlehre, der Moral und der Aesthetik, oder, anders ausgedrückt, „die Metaphysik der Natur, die Metaphysik der Sitten und die Geschmackslehre“. Damals beabsichtigte Kant, den ganzen Inhalt der kritischen Philosophie in einem Gesammtwerke baldigst darzustellen. Aber die Aufgaben sonderten sich, es entstanden eine Reihe grundlegender kritischer Untersuchungen, deren jede ein Werk für sich ausmachte, und es dauerte zwanzig Jahre (1770—90), bis der Plan ausgeführt war, den Kant in einem Briefe an Herz vom 7. Juni 1771 als sein Vorhaben bezeichnete.

Von diesen Aufgaben rückte eine sogleich in den Vordergrund: das metaphysische Problem, die Frage nach der Erkenntniß der Dinge, der theoretischen und praktischen. Die Lösung dieser Aufgabe nannte der Philosoph eine „Kritik der reinen Vernunft“. Auch so waren Plan und Grenzen des Werkes noch viel zu weit gefaßt. Die Kritik der reinen Vernunft mußte sich einschränken auf die theoretische Erkenntnißlehre: die Begründung unserer Erkenntniß der Dinge durch Sinnlichkeit und Vernunft. Ein solches Werk hoffte Kant binnen etwa drei Monaten herauszugeben: so schrieb er den 21. Februar 1772. Aus den drei Monaten wurden neun Jahre. Immer wieder sieht er in diesem langen Zeitraum das Ziel weit näher als es ist, immer wieder rückt es in die Ferne; vergeblich hofft er, dasselbe im Sommer 1777 erreichen zu können; der nächste Winter, der folgende Sommer vergehen, und noch bleiben Hoffnungen wie Versprechungen unerfüllt; auch in den Weihnachtstagen 1779 ist der gehoffte Abschluß noch nicht gewonnen. Nachdem die Schwierigkeiten der Untersuchung besiegt sind, kommen die der Darstellung und Verdeutlichung, weit stärkere Hindernisse, als Kant sich vorgestellt. „Was ich die Kritik der Vernunft nenne“, schreibt er den 20. August 1777, „liegt mir wie ein Stein im Wege“. „Was mich aufhält, ist nichts weiter als die Bemühung, allem darin Vorkommenden völlige Deutlichkeit zu geben“. Die echte Deutlichkeit fordert, daß man die Ausführung und Verständlichkeit mit der Kürze vereinigt. Kürze auf Kosten der Deutlichkeit kostet dem Leser einen unnützen Zeitaufwand, und das ist auch eine Länge, für welche der Autor verantwortlich gemacht wird. Kant hat das treffende Wort des Abbé Terrasson wohl beherzigt: „Manches Buch würde weit kürzer sein, wenn es nicht so kurz wäre“. Aber es giebt auch eine Breite der Ausführung auf Kosten der Deutlichkeit: wenn uns dadurch das Ganze verdunkelt wird! „Manches Buch“, sagte Kant, um den Ausspruch Terrassons nicht weniger treffend zu ergänzen, „würde viel deutlicher geworden sein, wenn es nicht gar so deutlich hätte werden sollen“. Die musterhafte Art der Deutlichkeit dem schwierigsten aller Bücher zu geben, war das Ziel, das dem Philosophen in seiner Vernunftkritik vorschwebte, das er aber in dieser Vollendung auf den ersten Wurf unmöglich zu erreichen vermochte.

Endlich war die Arbeit so weit gediehen, daß Kant, nachdem er das Ganze erst durchdacht, dann die einzelnen Theile schriftlich entworfen und im Zusammenhang bearbeitet hatte, nun die letzte Hand an die Sache legen und die für den Druck bestimmte Composition und Abschrift besorgen konnte. Es geschah im

Laufe des Jahres 1780 binnen vier bis fünf Monaten. Im October bot ihm Hartknoch in Riga seinen Verlag an und noch vor Abschluß des Jahres begann der Druck. Aus den drei Monaten waren neun Jahre, aus dem versprochenen „Werkchen von geringer Bogenzahl" ein corpulentes Werk geworden, dessen Bogenzahl zwei Alphabete überstieg, und von dem Hamann scherzhaft sagte: „es paßt nicht zu der Statur des Autors".

Den 1. Mai 1781 schrieb Kant seinem Schüler und Freunde in Berlin: „Diese Ostermesse wird ein Buch von mir unter dem Titel „Kritik der reinen Vernunft" herauskommen. Es wird für Hartknochs Verlag bei Grunert in Halle gedruckt". „Dieses Buch enthält den Ausschlag aller mannigfaltigen Untersuchungen, die von den Begriffen anfingen, die wir zusammen unter der Benennung des mundi sensibilis und intelligibilis abdisputirten; es ist mir eine wichtige Angelegenheit, demselben einsehenden Manne, der es würdig fand, meine Ideen zu bearbeiten und so scharfsinnig war, darin am tiefsten einzudringen, diese ganze Summe meiner Bemühungen zur Beurtheilung zu übergeben".

## III.

Ein Jahrhundert ist seit der Geburt dieses Werkes, eines der schwierigsten und reifsten, die je erschienen sind, abgelaufen, und heute streitet man von neuem über den Sinn der kantischen Lehre, als ob sie von gestern wäre und die Reihe der Systeme, die aus ihr hervorgegangen, nicht zu den Früchten gehörten, woran der Baum erkannt wird; als ob jetzt erst eine „philologische" Interpretation seiner Sätze das Verständniß des Philosophen herbeiführen solle, das ein von den Ideen Kants bewegtes und erfülltes Jahrhundert verfehlt habe! Indessen läßt sich das Werk eines großen Denkers auch im Einzelnen nur richtig verstehen, wenn uns die Aufgabe und der innerste Gedanke des Ganzen einleuchtet. Versuchen wir also die Grundidee so zu erhellen, daß unseren Lesern jene Schwierigkeiten erspart werden, welche Dunkelheit im Ausdruck und Breite im Detail verursachen. Worin lag die Nothwendigkeit einer neuen Epoche der Philosophie, die Aufgabe, die Kant ergriff, und deren eigenthümliche Fassung, worin er selbst die Neuheit und das unterscheidende Kennzeichen seiner Sache erblickte?

Vor ihm wollte alle Speculation eine Erklärung der Dinge sein, jede strebte in ihrer Weise nach einem Weltsystem und gab einen mehr oder weniger ausgeführten Entwurf, der das All der Dinge umfaßte. So lange es nun neben einer solchen universellen Erkenntniß noch keine besonderen, in die Einzelgebiete der Dinge verzweigten Wissenschaften gab, herrschte die Philosophie ohne mächtige Widerrede und erstreckte sich über ein weites Reich, dessen Provinzen herrenlos waren. Aber sobald die besonderen Wissenschaften sich einstellten und jene Provinzen anbauten, erhoben sich in immer stärkerer Zahl die Gegner, die der Philosophie mit der Herrschaft auch die Berechtigung ihrer Existenz streitig machten. Im Alterthum hatte die Metaphysik, im Mittelalter die Theologie, die deren Stelle vertrat, gut reden, denn die beobachtenden Wissenschaften waren noch unreife und unmündige Kinder. Durch die Entdeckungen, welche die Epoche der neuen Zeit



Digitized by Google

ausmachten und unsere Weltanschauung auf allen Gebieten umgestalteten, wurden sie groß; die Specialforschung erstarkte, und in demselben Maße, als in dem Gebiete der menschlichen Erkenntniß die Territorialhoheit zunahm, sank das kaiserliche Ansehen der Philosophie. Sollte ihr Reich nicht zu Grunde gehen, wie weiland das römisch-deutsche, so mußte sie sich eine neue, feste, von Seiten der Erfahrungswissenschaften anerkannte und unbestreitbare Stellung erobern.

Sie war überflüssig, wenn sie nur den Doppelgänger der Erfahrungswissenschaften machte und nachsprach, was diese entdeckt und erkannt hatten; sie war vom Uebel, wenn sie unabhängig von aller Erfahrung dieselben Gegenstände ergründen wollte und mit unsicheren oder falschen Speculationen sicheren Ergebnissen widersprach: sie mußte der Erfahrung aus dem Wege gehen und durfte sie nie aus dem Auge verlieren; sie mußte zunächst das Feld der Erfahrungsthatsachen, das Gebiet der Erkenntniß der Dinge verlassen und die Möglichkeit der Erfahrung selbst, die Möglichkeit einer Erkenntniß der Dinge überhaupt zu ihrem Problem nehmen, aus dessen Lösung sich die neue Weltansicht ergab. Dies war der einzig mögliche Ausweg, welcher der Philosophie übrig blieb; es war zugleich eine nothwendige, von dem Erkenntnißberuf des menschlichen Geistes geforderte Aufgabe.

Jetzt hieß die Grundfrage nicht: wie sind die Dinge und ihre Erscheinungen möglich, die Thatsachen, deren Inbegriff wir Natur oder Wirklichkeit nennen? Sondern sie hieß: wie ist die Thatsache der Erfahrung und der Erkenntniß der Dinge selbst möglich? Es ist klar, daß diese Frage nicht durch die Erfahrung gelöst werden kann, denn diese ist und kann nicht ihr eigener Gegenstand sein. Daher wird eine wissenschaftliche, von der Erfahrung unterschiedene und doch unverwandt auf dieselbe gerichtete Untersuchung gefordert. Es mußte der Ort gefunden werden, von dem aus man die Erfahrung, die Erkenntniß der Dinge überhaupt ihrem ganzen Umfange nach vor sich zu sehen und zu durchschauen vermochte. Auf diesen Punkt stellte Kant die Philosophie und brachte einfach genug das Ei zum Stehen, was vor ihm so viele Hände versucht hatten, aber das Ei war immer wieder umgefallen.

Die Frage nach der Möglichkeit der Erkenntniß war als solche nicht neu; es gab in der Geschichte der Philosophie Erkenntnißtheorien die Menge; man hatte vor Kant in der alten wie neuen Zeit diese Frage oft genug gestellt und untersucht, aber stets so beantwortet: daß die Bedingungen, woraus die Thatsache unserer Erkenntniß hervorgehen sollte, bei Licht besehen, selbst schon das volle Factum der Erkenntniß waren, wenn auch in der einfachsten Gestalt. So war die fragliche Thatsache nicht erklärt, sondern vorausgesetzt, gleichviel ob diese Voraussetzungen in dem Factum angeborener Ideen oder sinnlich gegebener und verknüpfter Eindrücke bestanden, gleichviel wie diese Verknüpfung genannt wurde: ob Causalzusammenhang oder Zeitfolge. Die Philosophen vor Kant erklärten die Erkenntniß durch eine Art Erkenntnißstoff, wie vordem die Physiker die Wärmeerscheinungen durch den Wärmestoff oder die Verbrennung

Digitized by Google

durch das Phlogiston. So blieb die Thatsache der menschlichen Erkenntniß unerklärt, und da die gemachten Voraussetzungen nicht zufällig waren, sondern aus der Beschaffenheit und Richtung ihrer Systeme nothwendig folgten, blieb sie auch unerklärlich: sie galt als ein Dogma, welches selbst die Skeptiker trotz aller Verneinung bestehen ließen und brauchten.

Diesen dogmatischen Zustand aller Philosophie vor ihm durchschaute Kant und machte demselben mit der sehr einfachen und einleuchtenden Forderung ein Ende, daß die Bedingungen zur Erkenntniß und Erfahrung nicht selbst schon Erkenntniß oder Erfahrung sein dürfen, sondern derselben vorausgehen müssen, wie die Factoren dem Product und die Ursachen der Wirkung. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem, was über unsere Erkenntniß hinausgeht oder dieselbe übersteigt (transscendirt), und dem, was ihr vorausgeht und von Kant mit dem Wort „a priori" oder „transscendental" bezeichnet wird: das erste liegt jenseits unseres Erkenntnißhorizontes, das letztere diesseits. Auf diese diesseitigen Bedingungen unserer Erkenntniß und Erfahrung richtet Kant seine Untersuchung. In dieser Richtung ist sie neu und von aller früheren Philosophie unterschieden: sie verhält sich zu den Bedingungen der menschlichen Erkenntniß nicht voraussetzend, sondern untersuchend, prüfend, sichtend d. h. nicht dogmatisch, sondern kritisch. Der Gegenstand dieser kritischen Untersuchung sind die Erkenntnißfactoren d. h. unsere Vernunftvermögen: daher der Name „Vernunftkritik" für die kantische Forschung. Es handelt sich aber um die Vernunft, wie sie die Erfahrung hervorbringt und nicht aus der letzteren hervorgeht, erfüllt mannichfachen empirischen Vorstellungen: es handelt sich, kantisch zu reden, um die Vernunft a priori, die reine Vernunft als den Inbegriff transscendentaler Vermögen: daher nannte der Philosoph sein Werk „Kritik der reinen Vernunft". Das Wort „transscendental" bezeichnet bei ihm sowohl die Bedingungen, die der Erfahrung vorausgehen, als auch die darauf gerichtete Untersuchung; es ist im ersten Fall gleichbedeutend mit „a priori", im zweiten gleichbedeutend mit „kritisch": daher die kritische Philosophie auch Transscendental-Philosophie heißt und die Vernunftkritik jeden ihrer Abschnitte und jede ihrer Untersuchungen unter dem Titel einer „transscendentalen" ankündigt. Es ist gut, den Sinn dieser Bezeichnung zu erklären, da man sich unter dem unverstandenen oder mißverstandenen Wort allerhand Dunst und Schwärmereien vorzustellen pflegt.

In der kritischen Richtung, die Kant der Philosophie angewiesen und gebahnt hat, liegt seine epochemachende That.

## IV.

Um die Bedeutung und Tragweite dieser Epoche richtig zu würdigen müssen wir uns klar machen: was heißt überhaupt kritisch denken?

Man kann sich zu den Objecten dogmatisch oder kritisch verhalten: dogmatisch, wenn man sie als gegeben nimmt und ihre Eigenschaften erkennt; kritisch, wenn man die Bedingungen untersucht, woraus sie und ihre Beschaffen-

Digitized by Google

heiten hervorgehen, d. h. ihre Entstehung erforscht und ihre Entwicklungszustände verfolgt. Die Entstehung und Entwicklung der Objecte sind die Probleme des kritischen Denkens, die entwicklungsgeschichtliche Vorstellung der Dinge ist dessen Arbeit und Frucht. Wenn wir das Weltgebäude als gegeben und fertig annehmen und die Gesetze seiner vorhandenen Einrichtung zu erkennen suchen, so verhalten wir uns zur Sache dogmatisch, kritisch dagegen, wenn es sich um die Frage handelt: wie ist das Weltall entstanden, und aus welchen Veränderungen ist sein gegenwärtiger Zustand allmählig hervorgegangen? Eben so steht es mit der Betrachtung der Erde und alles irdischen Lebens in der ganzen Mannichfaltigkeit seiner Formen und Arten, mit der Betrachtung der Menschheit und ihrer Racen, der Völker und Sprachen, der Religionen und Religionsurkunden, der Dichtung und Kunst, mit einem Wort der gesammten Welt der Natur und Bildung. Ich brauche blos die Namen Kant und Laplace, Lamarck und Darwin, Fr. A. Wolf und G. Niebuhr, D. Fr. Strauß und F. Chr. Baur u. A. zu nennen, um den Anblick eines Jahrhunderts hervorzurufen, das von allen Seiten auf den Wegen kritischer Forschung der entwicklungsgeschichtlichen Weltansicht zustrebt. Ich spreche nicht von diesem oder jenem Ergebniß der Forschung, sondern von der kritischen Geistesrichtung, in welche auch die Gegner eingehen müssen, um die Resultate, denen sie abgeneigt sind, zu bekämpfen. Jede unserer wissenschaftlichen Größen seit den Tagen Lessings darf als ein Beispiel gelten, wie man sich im Erkennen der Dinge kritisch verhält; auf dem Gipfel steht Kant, weil er sich zum Erkennen selbst kritisch verhielt und dadurch der Begründer eines Zeitalters wurde, das man mit Recht das kritische genannt hat. Das vorige Jahrhundert hieß das der Aufklärung, das unsrige ist das der Kritik: darin liegt die Bedeutung und Tragweite der Epoche Kants, die in dieser Geltung niemals ausgelebt werden kann.

Aus der Fassung der kantischen Aufgabe läßt sich sogleich eine Vorstellung ihres Umfangs gewinnen, der über den Bezirk aller früheren Erkenntnißtheorien weit hinausgeht, und dessen Nichtbeachtung oder Nichtverständniß die Einsicht in den Geist der kantischen Lehre verhindert. Es sollen die Erkenntnißfactoren entdeckt und daraus die Möglichkeit der Erfahrung erklärt werden. Darin bestand die Aufgabe. Nun leuchtet ein, daß ohne die Möglichkeit der Erfahrung es auch keine Gegenstände möglicher Erfahrung, keine Erfahrungsobjecte, keinen Inbegriff derselben giebt, welchen letzteren wir mit dem Worte Sinnenwelt bezeichnen. Daher muß in einem gewissen Sinne die Frage nach der Möglichkeit der Erfahrung, nach der Entstehung der Erkenntniß zusammenfallen mit der Frage nach der Entstehung der Sinnenwelt. Die kantische Philosophie muß bei der Art, wie sie ihre Aufgabe gefaßt hat, einen Gesichtspunkt fordern und ergreifen, unter dem die Sinnenwelt nicht mehr als etwas Gegebenes, sondern als etwas kraft der Vernunft Hervorgebrachtes erscheint: einen Gesichtspunkt, unter dem die Entstehung der Sinnenwelt aus den Bedingungen der Vernunft und ihrer Thätigkeit einleuchtet.

Jetzt erst hellt sich die ganze Kluft zwischen der dogmatischen und kritischen Denkweise, und wir erkennen die ungemeine Geistesanstrengung, die sowohl zu den Entdeckungen der Kritik als auch zu deren Verständniß erforderlich ist. Die Schwierigkeiten, welche neue Lebens- und Erkenntnißzustände zu überwinden haben, sind allemal so groß als der Abstand beider von dem gewohnten Gange des Lebens und Bewußtseins; sie erscheinen in der hartnäckigsten Stärke, wenn wir genöthigt werden, den natürlichen und gleichsam eingewurzelten Gesichtspunkt unserer Vorstellungen aufzugeben. So verhält es sich mit der kritischen Denkart gegenüber der dogmatischen. Ich will die Schwierigkeiten, um die es sich handelt, durch eine Vergleichung, die mit unserer Sache eine tiefere als nur bildliche Verwandtschaft hat, zu verdeutlichen suchen. Unter dem natürlichen Gesichtspunkt, auf den wir uns gestellt finden, erscheint uns das Weltgebäude als ein vorhandenes gegebenes Object, als ein Kugelgewölbe, in dessen Mittelpunkt die Erde ruht, um welche Himmel und Sonne, Mond und Planeten in verschiedenen Umlaufszeiten ihre Kreise beschreiben. Auf diese Anschauung gründete sich die alte Astronomie, die zur Auseinandersetzung der gegebenen Phänomene der gemeinsamen und eigenthümlichen Umläufe der Weltkörper einer künstlichen Sphärenmaschinerie, zur Erklärung des scheinbar verwickelten Planetenlaufs jener ptolemäischen Annahme der Epicykeln bedurfte, die am Ende doch nicht ausreichten, um die Thatsachen der planetarischen Bewegungserscheinungen aufzulösen. Die Phänomene blieben unerklärt. Kopernikus durchschaute den unhaltbaren Zustand der alten Astronomie und die Wurzel ihres Irrthums: sie lag in der geocentrischen Vorstellung. Um die Planetenwelt zu verstehen, mußte dieser natürliche Gesichtspunkt der ersten, sinnlich nächsten Betrachtung aufgegeben und der heliocentrische ergriffen werden, von dem aus der menschliche Geist die Erde in seinen Horizont faßt, unter den Planeten entdeckt und auf seinen irdischen Standort herabsieht. Nun leuchtet ein, daß der Erdbewohner die Achsendrehung und Centralbewegung des eigenen Weltkörpers nicht wahrnimmt, daß aus dieser Nichtwahrnehmung, diesem Nichtwissen der eigenen Thätigkeit jener nothwendige Schein hervorgeht, der uns den täglichen Umschwung des Firmaments, die jährliche Bewegung der Sonne um die Erde und die Unregelmäßigkeiten im Lauf der Planeten, die mit der Erde dasselbe Centrum umkreisen, erblicken läßt. Das kopernikanische System widerlegt und stürzt das ptolemäische, es erkennt dessen Grundirrthum und erklärt aus dem geocentrischen Standpunkt alle jene scheinbaren Bewegungen, die demselben als unumstößliche Thatsachen des Augenscheins gelten und gelten müssen; es setzt an die Stelle künstlicher und unzureichender Hypothesen die einfachste und naturgemäßeste Lösung. Wie sich in der Astronomie das kopernikanische System zum ptolemäischen, wie sich in der Vorstellung der Planetenwelt der heliocentrische Standpunkt zum geocentrischen: so verhält sich überhaupt die kritische Betrachtungsweise zur dogmatischen, der transscendentale Gesichtspunkt zum natürlichen.

Unwillkürlich giebt uns das Beispiel und die Lehre des Kopernikus einen bedeutsamen Fingerzeig. Wie es sich mit unserer Vorstellung der Körperwelt im

Digitized by Google

Großen, des Planetensystems im Besonderen verhält, so kann und wird es sich wohl mit der Sinnenwelt im Ganzen verhalten. Es ist vorauszusehen, daß ähnliche Grundirrthümer ähnliche Folgen haben werden, daß wir, unbewußt der eigenen Geistesthätigkeit in der Ausbildung unserer gesammten sinnlichen Vorstellungswelt, diese letztere für ein gegebenes Object ansehen und das eigene Thun für den Zustand und die Eigenschaften der Dinge außer uns halten; so wie wir im Universum statt der Bewegung des eigenen Weltkörpers die Bewegungen und Bewegungszustände fremder Weltkörper erblicken, weil wir die des unsrigen nicht wahrnehmen. Eine ähnliche Selbsttäuschung, als welche der geocentrische Standpunkt mit sich führt, beherrscht unsere gesammte Weltvorstellung und bedarf, um erleuchtet und in ihrer Geltung zerstört zu werden, einer ähnlichen Selbstbesinnung und Selbsterkenntniß: nur daß ihre Grundlagen weit umfassender und verborgener, deshalb schwieriger zu entdecken und zu erforschen sind, als die unserem kosmischen Wohnort anhaftende Wurzel des geocentrischen Irrthums.

Um die Ordnung der Planetenwelt und in ihr die Bewegung der Erde zu erkennen, mußte Kopernikus den heliocentrischen Standpunkt in die Astronomie einführen. Um die Ordnung der Sinnenwelt und in ihr unsere Vernunftthätigkeit zu erkennen, mußte sich die Philosophie auf den kritischen (transscendentalen) Standpunkt erheben, von dem aus die Welt aller Erscheinungen in Raum und Zeit erblickt wird. Wie sich der heliocentrische Standpunkt zum menschlichen Wohnort, so verhält sich der kritische zur menschlichen Vernunft; der Erkenntnißhorizont des ersten reicht so weit als das Gebiet der Weltkörper, der des andern so weit als Raum und Zeit, als die Vernunft und ihre Grenzen. Kant wurde der Kopernikus der Philosophie und wollte es sein. Unsere Vergleichung ist ihm aus der Seele und nach dem Munde gesprochen; er hat sein Werk gern und wiederholt mit dem des Kopernikus verglichen, wie Bacon das seinige mit dem des Columbus.

## V.

Wir haben vorhin den Unterschied der dogmatischen und kritischen Denkweise so ausgedrückt, daß dort die Objecte als gegeben vorausgesetzt sind, hier dagegen gefragt wird: wie sind sie entstanden? Nun leuchtet ein, daß in unserer Vernunft kein Object erscheinen und zu Stande kommen kann ohne unsere eigene erzeugende Thätigkeit. Daher ist die Ansicht, nach welcher die Dinge uns von außen gegeben sind, nur möglich, wenn man die eigene hervorbringende Thätigkeit nicht einsieht, nicht kennt oder vergißt. Der Zustand der Unbewußtheit oder Selbstvergessenheit charakterisirt den Dogmatismus der Denkart. Nicht wissen, was man thut, und deshalb das eigene Product für ein fremdes ansehen: darin besteht und daraus erklärt sich alles dogmatische Verhalten. Entspringt jene Thätigkeit tiefer als unser Bewußtsein oder, was dasselbe heißt, geht sie dem letzteren vorher, so geschieht sie unbewußt, und die dogmatische Ansicht der Objecte ist dann die natürlichste Sache der Welt; sie ist die erste und nächste

Vorstellungsart, deren Widerlegung nur möglich ist, wenn die unbewußte Production erleuchtet und in das Bewußtsein erhoben wird. Darin besteht eine der schwierigsten Aufgaben des kritischen Denkens. Ist die erzeugende Thätigkeit eine bewußte, so kann sie nur durch einen völligen Mangel an Selbstbesinnung in Vergessenheit gerathen, aber die Folge wird die gleiche sein; wir werden im Zustande einer solchen Vergessenheit das eigene Werk für ein fremdes ansehen, nur daß in diesem Fall die Thorheit der dogmatischen Vorstellung sogleich in die Augen springt. Niemand findet die geocentrische Weltanschauung, bevor wir deren Ungrund erkannt haben, thöricht, aber jeder lacht über den Mann, der sich nicht genug darüber wundern konnte, daß man entdeckt habe, wie die Sterne heißen! Und doch ist der erste Irrthum ebenso dogmatisch als der zweite: sie folgen beide nothwendig aus dem Nichtwissen des eigenen Thuns, nur daß wir die Erdbewegung nicht wahrnehmen können, wohl aber wissen, daß alle Namengebung ein Werk menschlicher Erfindung ist. Wer dies nicht weiß oder vergißt, dem müssen die Namen der Weltkörper als von außen gesetzt, gleichsam als Signaturen erscheinen, die sich zu den Sternen verhalten, wie die Schilder zu den Wirthshäusern, und dann hat man freilich Recht, sich über die teleskopische Entdeckung derselben zu wundern.

Das Nichtwissen des eigenen Thuns ist der innerste Grund alles dogmatischen Verhaltens, aller Selbsttäuschung, Verblendung und Thorheit, auch in der Wahl unserer Lebensziele und Lebensrichtung. Das Wissen des eigenen Thuns ist die durchgängige Aufgabe des kritischen Denkens, der Weg der Selbsterkenntniß und Selbstbesinnung, gerichtet auf das Ziel echter Wissenschaft und Lebensweisheit. Man hat Kant wohl mit Sokrates verglichen. In dem eben ausgesprochenen Charakter liegt der Vergleichungspunkt: Selbsterkenntniß, Wissen des eigenen Thuns in Absicht auf die wahrhaft menschlichen Lebenszwecke war das Thema, womit Sokrates im Alterthum, Kant in der neuern Zeit die Epoche der Philosophie gemacht haben. In der Hervorhebung dieser Aufgabe sind sie einander ähnlich, in der Art der Lösung grundverschieden.

Unsere Weltvorstellung ist unbewußt entstanden und darum von Geburt dogmatisch: auf diesem Punkte steht und beharrt das natürliche Bewußtsein, auf dieser Grundanschauung ruht die dogmatische Philosophie, die ihre Systeme in allen möglichen Richtungen ausgebildet und erschöpft haben muß, bevor der kritische Umschwung eintreten kann. Daher ist es nicht befremdlich, daß sich der Zeitpunkt des letzteren so spät erfüllt, erst nachdem in dem Ideengange der Menschheit mehr als zwei Jahrtausende abgelaufen waren. Die dogmatische Philosophie ist die entwicklungsgeschichtliche Voraussetzung der kritischen, wie das ptolemäische System die des kopernikanischen.

Es giebt in dem Entwicklungsgange jedes Menschen, auch derer, die zu den höchsten wissenschaftlichen Entdeckungen berufen sind, einen Geisteszustand, worin das dogmatische Verhalten das allein naturgemäße und das kritische geradezu unmöglich ist. Man muß eine Fülle von Objecten kennen gelernt und einen Reichthum von Vorstellungen erworben haben, um ein Interesse an ihrer

Digitized by Google

Erzeugung fassen und die Frage stellen zu können: wie sind diese Objecte entstanden? Man muß Vorstellungen haben, um fragen zu können, *woher* man sie habe?

Wenn dem Kinde eine Geschichte erzählt wird, die es mit Begierde und Spannung anhört, um sein Einbildungsbedürfniß zu sättigen, so fällt es ihm nicht ein sich zu erkundigen: woher diese Geschichte? wer ist ihr Gewährsmann und Urheber? Es frägt wohl, ob die Geschichte auch wahr sei, aber nicht aus irgend einem Interesse der Erkenntniß, sondern weil es diese Wahrheit *wünscht*, denn die wirkliche Begebenheit macht auf die Phantasie des Kindes einen ganz anderen und weit stärkeren Eindruck als die erfundene. Um einen solchen Eindruck ist es dem Kinde zu thun, wenn es gläubig einer Erzählung lauscht, keineswegs um eine Prüfung, die seinen Glauben erschüttern könnte. Daher ist es auch gleich und gern zufrieden, wenn ihm versichert wird, die Sache sei wahr. Aus eben demselben Grunde fordert in religiösen Dingen der kindliche, darum auch der volksthümliche Glaube die Wirklichkeit der heiligen Geschichte und empfindet jede Abminderung der historischen Realität, jede mythologische Erklärungsart als eine Abschwächung des erhabenen Eindrucks und eine Verflüchtigung des Glaubens.

Wenn dem Kinde Bilder gezeigt werden, so ist seine Schaulust ganz von den dargebotenen Gegenständen erfüllt; es ergötzt sich am Bilde, es will wissen, was dargestellt ist, und frägt nicht, von wem? Sagen wir ihm, die Frau in diesem Gemälde sei Maria mit dem Jesuskinde auf ihrem Arm, so ist es völlig befriedigt. Daß der Maler Raphael heißt, sagt ihm gar nichts. Es wird nicht fragen: „echt oder unecht? Copie oder Original?" Solche Fragen können ihm nicht in den Sinn kommen, denn sie setzen Vorstellungen voraus, die das Kind nicht hat und haben kann. Man sieht, wie nothwendig und unentbehrlich in der Ausbildung unserer Vorstellungswelt das dogmatische Verhalten ist, wie ungereimt und lächerlich die Forderung wäre, von vornherein kritisch zu denken. Ebenso nothwendig und unentbehrlich ist die dogmatische Philosophie im Ideengange der Menschheit, ebenso unmöglich ist die kritische im Beginn der philosophischen Weltbetrachtung.

Nicht blos die Voraussetzung, sondern der *Gegenstand* der Kritik ist unsere Erkenntniß der Dinge in ihrer angeborenen dogmatischen Verfassung. Offenbar muß die Thatsache der Erkenntniß vorhanden sein, bevor und damit die Möglichkeit und Berechtigung derselben erforscht wird; sie muß gegeben, auf reflexionslosem, unkritischem Wege entstanden sein, um die Frage hervorzurufen: *wie* ist sie gegeben? Die kritische Philosophie verhält sich demnach zu unserer natürlichen (dogmatischen) Erkenntniß der Dinge (die letztere in ihrem ganzen Umfange genommen, der auch die dogmatische Philosophie in sich schließt), wie die Physiologie zum Leben, die Optik zum Sehen, die Akustik zum Hören, die Grammatik zum Sprechen u. s. w. Durch eine falsche Umkehrung dieses Verhältnisses könnte man leicht der kritischen Philosophie eine Thorheit zuschreiben, die dem Unsinn gleich käme: als

Digitized by Google

ob sie meinte oder meinen müßte, daß mit der Erkenntniß der Dinge zu warten sei, bis sie mit der Erklärung und Begründung derselben in's Reine gekommen; daß man erst ergründen müsse, wie man erkennt, bevor man sich mit dem Erkenntnißvermögen in den Strom der Dinge wagt! Dann freilich würde Kant, wie Hegel gespottet, jenem thörichten Manne gleichen, der nicht eher in's Wasser gehen wollte, als bis er schwimmen gelernt. Um das Bild festzuhalten und das natürliche Erkennen mit dem Schwimmen zu vergleichen, so verhält sich Kant zu jenem, wie Archimedes, der die Gesetze des Schwimmens entdeckte, zu diesem. Man beachte wohl die Reihenfolge unserer Wahrnehmungs- und Erkenntnißzustände, sie sind einleuchtend genug: erst das natürliche Sehen, dann die Optik, dann das unterrichtete, urtheilende, kritische Sehen, wobei wir uns aller unvermeidlichen optischen Täuschungen, aller Trugbilder des Augenscheins wohl bewußt sind. Das natürliche Sehen ist Gegenstand der Optik, das kritische ist deren Folge. Ganz ähnlich ist die Reihenfolge in den Entwicklungszuständen der Philosophie: erst das natürliche Erkennen und die dogmatischen Systeme, dann die Vernunftkritik, aus der ein geschultes, belehrtes, berichtigtes Erkennen hervorgeht, das die Selbsttäuschungen der Vernunft, die dogmatischen Trugbilder durchschaut und alle darauf gegründeten Erkenntnißsysteme und Erkenntnißkünste vermeidet. Wenn Kant in diesem Sinne dem Fortbau und den Versuchen einer gewissen Metaphysik sein Halt zurief, so wollte er, um das vorige Bild noch einmal zu brauchen, nicht vor dem Schwimmen im Wasser, sondern vor einem halsbrechenden Flug durch die Lüfte gewarnt haben.

## VI.

Die Aufgaben der Vernunftkritik mußten dem Zeitalter angepaßt sein, woraus sie hervorging, und es gehört zu ihrer hundertjährigen Gedächtnißfeier, daß wir uns ihren historischen Charakter und den dadurch bestimmten Gang ihrer Untersuchung vergegenwärtigen. Richten wir deshalb einen orientirenden Blick auf die philosophischen Erkenntnißzustände, die Kant vor sich sah, ich meine die dogmatischen Systeme, welche die neue Aera seit den Anfängen des 17. Jahrhunderts erzeugt hatte. Sie gründen sich sämmtlich auf die Forderungen des natürlichen Erkennens und sind aus den letzteren ohne gelehrte Weitläufigkeiten zu verstehen.

Die natürliche Vernunft fordert im Vertrauen auf ihre Kräfte die Erkenntniß der Dinge durch eigene, unbefangene und vorurtheilsfreie Forschung: dieser Ausgangspunkt gilt für die gesammte neuere Philosophie. Daß sie im guten Glauben an das natürliche Licht der Vernunft muthig ans Werk geht, macht ihren dogmatischen und naturalistischen Charakter. Aber hieraus entspringt eine Streitfrage, die den Entwicklungsgang der Philosophie nöthigt, sich in entgegengesetzte Richtungen zu scheiden: dem Einen gilt als der einzige Weg der Erkenntniß die sinnliche, richtig geleitete Erfahrung und Beobachtung, den Anderen das von der sinnlichen Wahrnehmung unabhängige klare und deutliche

Digitized by Google

Denken; wir nennen die Philosophie der ersten Art Empirismus, die der zweiten Rationalismus. Die Berechtigung des Empirismus ist selbstverständlich; die des Rationalismus liegt darin, daß auf dem Wege der sinnlichen Wahrnehmung wir die Dinge nur erkennen, wie sie in unseren Sinnesorganen erscheinen, nicht wie sie in Wahrheit oder unabhängig davon an sich sind. Das klare und deutliche d. h. einleuchtende Denken besteht in einem stetig fortschreitenden Begründen und Folgern nach dem Vorbilde der Mathematik und muß deshalb von unmittelbar gewissen Grundsätzen oder Principien ausgehen, woraus alles Uebrige folgt. Eine solche Principienlehre nennt man Metaphysik: daher entwickelt sich der Rationalismus in einer Reihe metaphysischer Systeme. Die durchgängige Streitfrage der neueren Philosophie schwebt demnach zwischen Metaphysik und Erfahrung, und Kant wollte der Richter sein, der in seiner Vernunftkritik diesen Proceß untersucht und entscheidet.

Den Empirismus hatte Bacon in zwei epochemachenden Werken: „über den Werth und die Vermehrung der Wissenschaften" (1605) und seinem „Neuen Organon" (1620) begründet, er hatte den Weg der Erfahrung, die inductive Methode beschrieben, die von der Wahrnehmung der Thatsachen zu der Erkenntniß der Ursachen führt, aber nicht untersucht, aus welchen Elementen die Erfahrung selbst besteht. Diese Aufgabe löste Locke in einem der wichtigsten und einflußreichsten Werke der neueren Philosophie, seinem „Versuch über den menschlichen Verstand" (1690); er begründete den Standpunkt des Sensualismus: alle Erfahrung ist Wahrnehmung, äußere und innere (Sensation und Reflexion), alle Wahrnehmungsobjecte sind Ideen oder Eindrücke des äußeren und inneren Sinnes. Nun frägt sich: was sind Eindrücke? Hier entsteht ein neuer Gegensatz innerhalb des Sensualismus: Eindrücke sind entweder nur Perceptionen (Vorstellungen), dann sind alle unsere Erkenntnißobjecte Ideen, dann giebt es in Wahrheit nur wahrnehmende und wahrgenommene Wesen, nur Geister und Ideen; oder sie sind blos körperlicher Natur, Impressionen, stoffliche Veränderungen, dann giebt es in Wahrheit nur Materie und Bewegung. Der erste Standpunkt nennt sich Idealismus, das Wort sollte zunächst nur diesen Standpunkt bezeichnen, den Berkeley begründete (1710—13), der zweite Materialismus, den besonders die französische Philosophie des vorigen Jahrhunderts ausgeführt und in dem „Système de la nature" (1770) vollendet hat. Es giebt noch eine dritte Folgerung. Wenn alle Erkenntnißobjecte nur Eindrücke sind, so bestehen sie in einzelnen Erscheinungen ohne ein allgemeines und nothwendiges Band; dann ist jede Art der Verknüpfung durch uns gemacht, und durch unsere Gewohnheit befestigt, also ohne objectiven und gültigen Erkenntnißwerth; dann giebt es überhaupt keine wahre Erkenntniß: dies ist der Standpunkt des Skepticismus, den D. Hume, einer der scharfsinnigsten Männer, die aus der Erfahrungsphilosophie hervorgingen, in seiner „Abhandlung über die menschliche Natur" (1739) und seinem „Versuch über den menschlichen Verstand" (1748) darlegte. Von allen früheren Untersuchungen haben diese auf unseren Kant den größten Einfluß geübt. Daß unter allen bisherigen Voraussetzungen

Digitized by Google

der Philosophie eine wahre Erkenntniß der Dinge unerklärt, unerklärlich, unmöglich sei, hat Hume bewiesen und dadurch bewirkt, daß gründlicher und tiefer als je bisher die Frage gestellt werden mußte: wie ist die Thatsache der Erkenntniß möglich? Erst der Scepticismus, dann die Kritik; erst die großen Sophisten des Alterthums, dann Sokrates! „Ohne Berkeley kein Hume, ohne Hume kein Kant" sagte Hamann, und Kant selbst hat bestätigt, daß Hume einer seiner wichtigsten Vorgänger, wenn nicht der wichtigste war. Der erste Recensent der Vernunftkritik wußte zwischen Berkeley und Kant nicht genau zu unterscheiden. Als Kant zur Erläuterung und Vertheidigung seiner Vernunftkritik die „Prolegomena" geschrieben, erklärte er in der Vorrede: „Ich gestehe frei, die Erinnerung des David Hume war eben dasjenige, was mir vor vielen Jahren zuerst den dogmatischen Schlummer unterbrach und meinen Untersuchungen im Felde der speculativen Philosophie eine ganz andere Richtung gab".

Wenn nun so die Erfahrungsphilosophie auf dem beschriebenen Wege zum Scepticismus geführt hat, wohin trieb auf der entgegengesetzten Seite der Rationalismus? Ich will es in der Kürze sagen und die schwierigen metaphysischen Lehrgebäude, die hier errichtet wurden, im natürlichen Licht der Vernunft so erscheinen lassen, daß ihr Thema sofort einleuchtet. Es sind drei Hauptsysteme, deren jedes von einer Grundanschauung beherrscht wird, die sich aus der Verfassung der Welt dem unbefangenen Sinn mit der Gewalt einer Naturwahrheit aufdrängt. Diese Wahrheiten sind: 1. der Gegensatz zwischen den bewußtlosen und bewußten Wesen, zwischen Geist und Materie, 2. der nothwendige und durchgängige Zusammenhang aller Dinge trotz jenes Gegensatzes, 3. die fortschreitende Stufenordnung, die in der Natur der Dinge keine Entzweiung verträgt und deren Gegensätze durch allmähliche Uebergänge vermittelt. Die erste Idee erfüllt und regulirt die Lehre Descartes', die zweite das System Spinozas, die dritte das unseres Leibniz. Dies sind gleichsam die drei Worte der naturalistisch gesinnten Metaphysik vor Kant. Es giebt kein viertes. Und wie dem natürlichen Verstande jede dieser Grundwahrheiten einleuchtet, so wird derselbe unwillkürlich bestrebt sein, alle drei zu vereinigen und nur diejenigen Schlußfolgerungen zu vermeiden, die mit ihm und seiner Erfahrung streiten: er bejaht mit Descartes die Wesensverschiedenheit von Geist und Körper, aber ohne zu folgern, daß nun alle Körper kraftlos, alle Thiere empfindungslos sein müssen; er bejaht mit Spinoza den durchgängigen Causalzusammenhang aller Dinge, aber ohne die Geltung der Zwecke und zweckthätigen Kräfte in der Welt zu verneinen; er bejaht mit Leibniz das Stufenreich der Dinge, aber der Satz, worauf dieser seine Lehre gründete, daß alle Wesen vorstellende Krafteinheiten (Monaden) seien, erscheint ihm paradox und erfahrungswidrig.

Man sieht, worauf die Sache hinaus will. Es wird eine solche Vereinigung der metaphysischen Systeme erstrebt, die mit der Erfahrung übereinstimmt und die Probe derselben besteht: ein Universalsystem, das alle Erkenntnißbedürfnisse befriedigt und alle Gegensätze ausgleicht, nicht blos den Widerstreit zwischen den Metaphysikern, auch den zwischen Rationalismus und Empirismus, zwischen

Digitized by Google

Metaphysik und Erfahrung. Dieses System der geforderten eklektischen Art in breitester Deutlichkeit ausgebildet, schulmäßig verfaßt und in einem reinlichen Deutsch literarisch beurkundet zu haben, ist das unleugbare und wichtige Verdienst, das sich Christian Wolf um die Philosophie und Bildung seiner Zeit wie seines Volks erworben hat. Er hat die Schule gegründet, woraus die deutschen Philosophieprofessoren des vorigen Jahrhunderts hervorgegangen sind, unter ihnen die ersten Lehrer Kants.

Indessen erstreckten sich die Wirkungen der wolfischen Lehre weiter als Schule und Katheder. Was ihr zu Grunde lag und den eigentlichen Werkmeister dieses so schulmäßig ausgerüsteten und ausstaffirten Systems bildete, war keineswegs philosophischer Tiefsinn, der verborgene Wahrheiten entdeckt und mit rücksichtsloser Consequenz durchführt, unbekümmert was Erfahrung und gewöhnliches Bewußtsein dazu sagen, sondern es war eben dieses gewöhnliche Bewußtsein mit seiner Erfahrung, der sog. „gemeine Verstand oder common sense", der sich im Besitz seiner natürlichen Wahrheiten sicher fühlt und keine derselben zu Gunsten einer Consequenz, einer philosophischen Schulliebhaberei, eines künstlichen Denksystems opfert. Nichts war daher natürlicher, als daß der eklektische Sinn, mit dem der gesunde Menschenverstand das Ruder der Philosophie ergriff, auch die Fesseln des wolfischen Systems, die der Meister mit so vieler Grandezza getragen, abstreifte und nun als populäre Weltweisheit, als „Philosophie für die Welt", im Gegensatz zur Schule hervortrat. Das ist der Charakter der deutschen Aufklärung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die mit Rousseau und den Schotten sympathisirte und der kritischen Epoche unmittelbar vorausging. Mit dieser populären Weisheit hat Kant stets gerechnet.

Das Ende der Erfahrungsphilosophie war Humes Skepticismus, der wider sich die schottische Schule hervorrief: die Philosophie des „common sense", welche Thomas Reid einführte (1764); das Ende des Rationalismus und der Metaphysik war der Eklekticismus, der Wolfs System machte und auflöste und die deutsche Aufklärung aus sich hervorgehen ließ, die ihrer Richtung nach mit den Schotten übereinstimmte. Diese Geistesverwandtschaft hat einer der bedeutendsten Denker und Schriftsteller unserer Aufklärung, der edle Christian Garve durch seine Uebersetzung und Erklärung der Moralphilosophie Fergusons (1772) und des berühmten Hauptwerks von Adam Smith beurkundet. Sein „Ferguson" hat auf Schiller, noch als Zögling der herzoglichen Militärakademie, einen höchst anregenden und auf die erste Ausbildung seiner philosophischen Ideen bemerkenswerthen Einfluß geübt. Jeder Widerspruch mit dem gesunden Menschenverstande gilt den Vertretern unserer Aufklärung für ungereimt, jeder Zwiespalt zwischen Kopf und Herz für ein Zeichen der Verirrung, die Klarstellung der natürlichen Wahrheiten ist ihr Thema, die Verbreitung dieses Lichts in der Menschheit ist ihr Beruf, die Gemeinverständlichkeit und Schönheit der belehrenden Rede ihre stilistische Aufgabe. Es ist anzuerkennen, daß Männer, wie Moses Mendelssohn, seiner Zeit der berühmteste unter diesen „Weltweisen" unserer Aufklärung, daß der begabte, frühverstorbene

Digitized by Google

Thomas Abbt, der nach dem Vorbilde der Franzosen und Engländer dem Geschmacke des Zeitalters gemäß die Form der Essais mit großem Erfolge auszubilden begann, daß endlich Joh. Jacob Engel, Garves Zeitgenosse und Freund, der schönwissenschaftliche Wortführer des Gemeinsinns, diesen Beruf erkannt und erfüllt haben. Gegenüber den Extremen der Philosophie, jenen Gegensätzen zwischen Dogmatismus und Skepticismus, zwischen Rationalismus und Empirismus, zwischen Idealismus und Materialismus u. s. w. verhält sich die deutsche Aufklärung, wie in Engels „Philosoph für die Welt" Herr Tobias Witt zu den drei Paaren in seiner Nachbarschaft, die ihre Sache allemal dadurch verderben, daß sie in ihrer Art zu reden und zu handeln immer nach entgegengesetzten Richtungen extravagiren. „Ich, der ich zwischen beiden Redensarten mitten inne wohnte", sagt Tobias Witt, „ich habe mir beide Redensarten gemerkt, und da spreche ich nun nach Zeit und Gelegenheit bald wie der Herr Grell und bald wie der Herr Tomm".

## VII.

Kein Zweifel, daß der sogenannte gemeine Verstand mit seinen natürlichen Wahrheiten thatsächlich gilt und allen Systemen und Zweifeln der Philosophen zum Trotz die Welt beherrscht. Das volle Gewicht und die Anerkennung dieser Thatsache kann nicht mehr fraglich sein; wohl aber ist die Frage, von deren Entscheidung der Fortgang der Philosophie abhängt: ob mit der Anerkennung des gemeinen Verstandes die Begründung desselben ausgeschlossen oder nicht vielmehr gefordert ist? Ob unser gewöhnliches Bewußtsein das letzte aller Fundamente oder nicht vielmehr das erste aller Probleme der Philosophie sein soll? Die Männer der schottischen Schule wie der deutschen Aufklärung nahmen den „common sense" zum Fundament und erklärten seine Wahrheiten für die Grundthatsachen und die Richtschnur alles Philosophirens; sie wollten bis zu dem Punkte zurückkehren, der im Ursprung der neuen Philosophie dem Zwiespalt zwischen Empirismus und Rationalismus vorausging. Ein solcher Rückgang der Dinge ist überall unmöglich und erscheint, wo er angestrebt wird, als ein erkünstelter und verfehlter Versuch. Der nächste Fortschritt der Philosophie fordert: daß der gemeine Verstand mit seinen sogenannten natürlichen Einsichten, diese Voraussetzung aller dogmatischen Erkenntniß, aufhört als die Grundlage der Philosophie zu gelten und zum ersten ihrer Probleme, zum Gegenstand ihrer Erforschung gemacht wird.

Dies geschieht durch Kant. Wie ist die Thatsache unseres gemeinen oder natürlichen Bewußtseins möglich? Aus der Grundthatsache der dogmatischen Philosophie wird die Grundfrage der kritischen. Einfacher und dem geistigen Entwicklungsgesetz gemäßer läßt sich dieser Fortschritt nicht fassen. Die dogmatische Philosophie mit allen von ihr ausgeprägten Gegensätzen und die eklektisch gerichtete Aufklärung mit allen von ihr angestrebten Ausgleichungen bezeichnen auf das Deutlichste die Aufgabe der Vernunftkritik und die Richtschnur ihrer Untersuchung. Die Erkenntnißsysteme, unabhängig von und im

Digitized by Google

Widerstreit mit der Erfahrung, sind gescheitert; die Erkenntniß der Dinge in vollem Einklang mit der Erfahrung ist das geforderte Ziel, das zu lösende Problem, die zu erklärende Sache. Wenn in der Organisation unserer Vernunft die Bedingungen entdeckt und nachgewiesen werden, welche die Erfahrung in ihrer allgemeinen, wissenschaftlichen Geltung erzeugen und eine andere Art der Erkenntniß hervorzubringen nicht im Stande sind, so ist jenes Ziel erreicht und die Aufgabe gelöst, die Kant vor sich sah. Dies ist nun das durchgängige Thema der Vernunftkritik, es liegt in der Frage: wie und unter welchen Bedingungen ist erfahrungsmäßige Erkenntniß, Erfahrung als Wissenschaft, methodisch geordnete Erfahrung möglich? Da nun alle Erfahrung in der Verknüpfung unserer Wahrnehmungsobjecte oder Erscheinungen besteht, so zerlegt sich das Thema der Vernunftkritik in drei Hauptprobleme: 1) wie entstehen aus den Empfindungen Erscheinungen? 2) wie entsteht aus den Erscheinungen Erfahrung? 3) wie entsteht aus den Erfahrungswahrheiten Wissenschaft oder eine methodisch geordnete Erkenntniß der Erscheinungswelt, die unaufhörlich fortschreitet, ihren Umfang erweitert und nach der Einheit eines Ganzen strebt, so wenig sie je die Vollendung des fertigen Ganzen erreicht? Diese Entstehung ist jedesmal eine Erzeugung oder Vernunftleistung, die im ersten Fall durch das anschauende, im zweiten durch das denkende, im dritten durch das zielsetzende Vermögen bewirkt wird. Offenbar verhalten sich diese Kräfte und Leistungen so zu einander, daß sie gemeinsam und stufenmäßig die erfahrungsmäßige Erkenntniß hervorbringen: die anschauende Vernunft (Raum und Zeit) verwandelt unsere Eindrücke in Erscheinungen und liefert so das Material, welches der Verstand (kraft seiner verknüpfenden Begriffe) in Erfahrungswahrheiten verwandelt, welche letztere wiederum das Material bieten, das die ordnende und vollkommene Einheit anstrebende Vernunft in Wissenschaft verwandelt oder systematisch verarbeitet. Es ist hier nicht der Ort, die Auflösung jener drei Fragen, unter denen die zweite die schwierigste war, eingehend zu erörtern, aber wir sehen deutlich genug in dem Gesammtergebniß der Vernunftkritik die Idee der Vernunftentwicklung vor uns: die von dem Erkenntnißbedürfniß getriebene Entfaltung und Steigerung unserer Erkenntnißvermögen.

# Die neue Pompeji-Forschung.

Von

**H. Schoener.**

— Rom. —

(Schluß.)

Eine zweite Gruppe wichtiger öffentlicher Oertlichkeiten und Gebäude finden wir in der Umgebung und unter dem Schutze des zweiten Centrums der Stadt, des Burghügels.

Auf ihm lag, wie schon gesagt, der älteste Tempel der Stadtgöttin mit dem Gemeindeherd, den Altären der drei Götter und der Grabstätte der Vestapriesterinnen. An seinem Fuße lagen zwei Tempel, die Theater, das alte Comitium und eine bis jetzt räthselhaft gebliebene, erst durch Nissen sicher bestimmte Anlage, die allerdings in Pompeji nicht fehlen durfte.

Der unweit der Theater an der Stabianerstraße gelegene Tempel, der kleinste aller pompejanischen, der auf Grund zweier in der Cella gefundener Terracotta-Bildsäulen als Tempel des Aesculap und der Hygiëa oder des Jupiter und der Juno bezeichnet wurde, ist durch die schon erwähnte Wegebauinschrift mit großer Wahrscheinlichkeit als Heiligthum des Jupiter Milichius identificirt worden. Irrthümlich ist die Angabe Nissens, daß vor der Thür des Peribolos eine Treppe liege und daß das anstoßende Priesterzimmer höher liege als der Hof.

Mehr Interesse nimmt seiner Bedeutung und Geschichte wegen der Isistempel in Anspruch. Ueber seine Identität konnte nach dem Inhalt kein Zweifel sein. Er zeigt in seiner Ausstattung auffallend den barocken Kunstgeschmack der neronischen Zeit und deren völlige Unterwerfung unter die Herrschaft des Stucks, der Farben und der Ornamente. Der ältere Bau, der durch das Erdbeben 63 zerstört ward, wird von Nissen in das zweite Jahrhundert gesetzt. Mit Recht macht er darauf aufmerksam, daß trotz des häufigen Einschreitens der römischen Regierung gegen den Isisdienst und der Feind-



Digitized by Google

seligkeit der conservativen Staatsreligion gegen den Einfluß des hellenischen Ostens doch der Isistempel der erste war, der nach 63 wieder aufgebaut wurde. Auch der Blick auf den Tempel des Meilichios, auf die Theater und die Palästra zeigt, daß das Orientalische äußerst gastfreundlich aufgenommen und so dem Christenthum der Boden bereitet wurde. Die auf der Theaterseite liegenden Priesterzimmer hält Nissen für erst nach 63 hinzugefügt; ebenso den gewöhnlich ohne Grund als Mysteriensaal bezeichneten Raum auf der Rückseite des Tempels. Nissen weist nach, daß er ursprünglich einen Theil des anstoßenden Gebäudes bildete, das bisher die Namen Curia Isiaca, Tribunal und Porticus Vinicii geführt hat, von Nissen aber unzweideutig als Palästra nachgewiesen wird.

Es ist ein unbedeckter oblonger Platz mit einer Porticus von schönen dorischen Säulen, die offenbar aus oskischer Zeit stammen. Eine oskische Inschrift, angeblich auf der Ostmauer des Gebäudes gefunden, besagt nach Nissens Deutung: „Mit dem Gelde, welches Vibius Adiranus, des Vibius Sohn, der pompejanischen Jugend durch Testament vermacht hat, hat Vibius Vinicius, des Maras Sohn, als Quästor von Pompeji auf Beschluß des Rathes dieses Gebäude errichten lassen, und eben derselbe hat es abgenommen". Wenn schon dies auf eine Bestimmung des Gebäudes zum Gebrauche der „jungen Mannschaft" (und diese von Bücheler aufgestellte Deutung von vereiia scheint unzweifelhaft) hinweist, so paßt die ganze Anlage und Einrichtung zu nichts besser als zu einem Turnplatz. Auf dem Postament an der einen Längsseite hat eine Bildsäule gestanden, die vor demselben aufgefunden worden, aber verschollen ist. Nissen vermuthet, daß es keine andere als die des berühmten in Neapel befindlichen Doryphoros, des speertragenden Athleten, gewesen sei. Die Treppe hinter dem Postament diente dazu, die Statue bekränzen zu können. Die niedrigere Basis davor will Nissen, weil die gewundenen Ränder fehlen — was freilich auch bei Altären der Fall ist — nicht als Altar, sondern lieber als ein Tischchen ansehen, auf dem die Preiskränze niedergelegt wurden. Die Stellung der Postamente, welche sich nicht in der Mitte der Säulenreihe befinden, verliert das Auffällige durch den Nachweis Nissens, daß ein Theil der Area abgeschnitten wurde, um mit dem Isistempel verbunden zu werden. — Zwei Zimmer neben dem Uebungsplatz können als Ankleideräume gedient haben. —

Unmittelbar am nordöstlichen Fuße des Burgfelsens liegt ein weit größerer säulenumgebener Hof, der ebenfalls einem Uebungsplatze ähnlich sieht. Er ist mit vielen kleinen Gemächern umgeben, und man hat außer den Bildern von Gladiatoren neunzehn Helme und sechszehn Beinschienen von solchen dort gefunden. Dies hat die Bezeichnung als Militär- oder „Gladiatorenkaserne" veranlaßt. Die erstere ist unhaltbar, weil die durch den Burgfelsen völlig beherrschte Lage die möglichst ungeeignete gewesen wäre, an eine stehende Besatzung nicht zu denken ist und für durchgehende Escortetruppen ein so ausgedehnter Hof unnöthig gewesen sein würde. Auch eine eigentliche städtische Gladiatorenkaserne will Nissen nicht darin erkennen, weil unbewiesen ist, daß die Gemeinde eigene

Digitized by Google

Banden unterhielt, weil von 59—69 n. Chr. die Fechterspiele suspendirt waren und von 69—79 das Amphitheater sich noch in Reparatur befand. Sicherlich muß das Gebäude wenigstens den ambulanten und gelegentlich gemietheten Fechtertrupps als Quartier gedient haben. Doch meint Nissen, daß auch dies nicht die anfängliche Bestimmung gewesen sei, weil die Zellen offenbar später angelegt sind als der Säulenhof und durch sie sogar die breite, zur Arx hinaufführende Treppe am Fuße verbaut worden ist. Auf der Nordseite führte ein Säulengang in der Verlängerung der südlich vom kleinen Theater laufenden Gasse auf die genannte Treppe zu. Ein Stück einer Porticus verbindet noch die Theater mit dem Hofe. Nissen glaubt deshalb, daß die Hallen zum Spazierengehen für die Theaterbesucher angelegt worden seien, und zwar um 100 v. Chr. oder etwas später, da das um 75 erbaute kleine Theater schon mit im Plane gelegen zu haben scheint. Den gleichen Zweck haben auch die Säulenhallen auf der Arx, in welche einige Ausgänge des großen Theaters münden. — In früherer Zeit stand der Stadttempel einsam auf seiner Höhe. In der Niederung „mochten bei Kriegsläuften die Landbewohner mit ihren Heerden unter dem Schutze der Burg eine gesicherte Zuflucht finden". Roms Hegemonie ließ allmälig den Festungscharakter verschwinden, und die aus dem Osten kommende Verschönerung des Lebens fand eine Stätte hier um die alte Burg. „Hermes und die Musen, Isis und Asklepios siedeln sich an, schlanke Säulenreihen umsäumen die Plätze, die ehedem von Waffengeklirr und dem Lärm der Flüchtigen widerhallt hatten". Dies änderte sich wieder, als die Römer Herren der Stadt wurden. Der Säulenhof schien zu einem praktischeren Gebrauche geeignet: Man machte einen Fechterplatz aus ihm und umgab ihn mit Kasernenzellen.

Schwer ist es, die Zeitfolge der Bauten auf und neben dem Burgfelsen zu bestimmen. Die Umwälzungen der verschiedenen Perioden sind hier und auf dem Forum in besonderer Stärke aufgetreten, und noch das letzte Jahrzehnt Pompejis war hier mit umfassenden Umwandlungen und Erneuerungen beschäftigt, die, wenn sie vollendet worden wären, nur Weniges von den Zeugnissen früherer Perioden übrig gelassen und uns ein wesentlich moderneres Bild gezeigt haben würden. Nach dem Erdbeben von 63 n. Chr. begann ein planmäßiger Neubau der Stadt. Man fing mit den dringendsten Profanbauten, den Thermen, den Forumsgebäuden und -Colonnaden und mit den der Kaiserfamilie geweihten Heiligthümern an. Von den älteren Tempeln wurde nur der der Ceres und der Isistempel schnell wiederhergestellt, letzterer nach Nissens Meinung besonders, um provisorisch den Dienst der Stadtgöttin aufnehmen zu können. Die andern mußten warten. Der Jupitertempel diente, wie die Basilica, als Bauhütte, der Venustempel auf der Arx, der zu alt war, sogar als Steinbruch. Später hätte sich gewiß an seiner Stelle ein neuer, in modernem Geschmack mit Stuck und Farben prangender erhoben. Zum Glück ist es nicht dahin gekommen, und der ehrwürdige Rest aus dem Alterthum Pompejis ist uns erhalten geblieben. Daß der Tempel ein hekatompedos gewesen sei, bestreitet zwar Mau. Auch daß die hundertsäulige Halle, welche die Burgfläche umzog, genau auf 725 Fuß östlich



Digitized by Google

bemessen worden sei, muß dahingestellt bleiben. Doch gehört sie sowie die Propyläen sicher noch der oskischen Zeit an wenn sie auch ein paar Jahrhunderte jünger sein mögen als der Tempel. Die jonischen Säulen der Propyläen waren 79 in einer Restaurirung begriffen, durch die sie mit Stuck und Farben versehen werden sollten.

In ähnlicher Weise war man beschäftigt, die beiden an den Ostabhang der Burg gelehnten Theater zu renoviren. Geringere Spuren von Restauration zeigt das kleine Theater oder Odeum, das der Bauinschrift zufolge um 75 v. Chr. errichtet worden ist. Die Maße sind die römischen. Ueber die Art der Bedachung ist noch immer nichts Gewisses festgestellt. Wie Nissen glaubt, diente das Odeum allein während der Restaurirung des großen Theaters und des Amphitheaters zu den auf ein bescheideneres Maß beschränkten scenischen Belustigungen.

Der Zustand des großen Theaters zeigt, daß dies mitten in einer durchgreifenden Erneuerung sich befand, da kaum anzunehmen ist, daß die fast vollständige Entblößung des Gebäudes von den steinernen Sitzreihen ausschließlich auf antiken Raubbau zurückzuführen ist. Weil überdies nicht daran zu zweifeln ist, daß das so ausgedehnte Einfluß des Ostens aufweisende Pompeji schon frühzeitig, jedenfalls früher als Rom, ein Theater besessen haben muß, so werden wir Nissen darin beistimmen können, daß die inschriftlich erwähnte Errichtung des Theaters durch die Holconier Rufus und Celer, die in die letzten Jahre vor Chr. zu setzen ist, nur als ein Neubau an Stelle eines älteren oskischen Theaters angesehen werden darf. Es war in Tuff errichtet und sollte vor 79 in ein marmorbedecktes verwandelt werden. Kurz vor 79 begann man mit dem Umbau des Zuschauerraumes, der sich deshalb von den alten Sitzen entblößt zeigt. Benndorf glaubt die erste Anlage des Theaters bis in das dritte Jahrhundert hinaufrücken zu können. Spuren aus alter Zeit sind vorhanden, z. B. ein Satyrkopf am Schlußstein der Corridorwölbung neben der westlichen Tribüne. Der Umbau der Holconier ist nach Nissens Vermuthung durch das Julische Theatergesetz von 22 oder 12 v. Chr. veranlaßt, dessen Gebot der Trennung beider Geschlechter die Vergrößerung des Zuschauerraumes nöthig machte, weshalb hier, wie im Amphitheater, oben noch Sitze hinzugefügt wurden. Die Tribunalia oder Prosceniumslogen müssen erst in römischer Zeit angelegt sein, da sie dem spielgebenden Beamten eine Stellung gegenüber dem Volke verleihen, welche sich mit der Natur des oskischen freien Gemeinwesens schwer verträgt.

Ebenfalls in einer Restaurirung begriffen und in unfertigem Zustande war das in der nordöstlichen Ecke Pompejis gelegene Amphitheater, als die Verschüttung eintrat. Die einzelnen Abtheilungen des gewaltigen Rundes sind im Verlaufe eines sehr langen Zeitraumes, einige erst in der Kaiserzeit und bis unter Claudius, fertiggestellt worden. Mit den Steinsitzen ist es nach Nissens Meinung sogar erst seit 59 versehen worden. Bezeugt ist durch Inschriften, daß in der letzten Zeit Pompejis wiederholt statt der Spiele von

Digitized by Google

den verpflichteten Beamten Bauten ausgeführt worden sind, und dies war bezüglich des Amphitheaters um so mehr angezeigt, als zehn Jahre lang keine Spiele stattfinden durften. — In der Frage der Gründung des Amphitheaters schließt sich Nissen im Wesentlichen den Kriterien Henzens an und setzt sie in das Jahr 70 v. Chr., da die Erbauer Quinctius und Porcius, welche in der Gründungsinschrift als Duovirn und Quinquennalen bezeichnet werden, aus bestimmten Gründen das letztere Amt nur im genannten Jahre bekleidet haben können. Wahrscheinlich waren sie Häupter der Sullanischen Colonie, die in der Inschrift ausdrücklich hervorgehoben wird, und stand die Erbauung des Theaters mit der Deduction in engem Zusammenhange. Natürlich besaß Pompeji auch schon vorher eine Arena zu Fechterspielen, und zwar wird als solche derselbe Platz an der Stadtmauer gedient haben, auf welchem dann das Gebäude, das älteste seiner Art in Italien, errichtet ward. Eine weitere Bestätigung und eine Motivirung der Anlage findet Nissen in dem nachweislich seit Augustus geltenden, vermuthlich aber schon seit Ertheilung des Bürgerrechts an die Italiker in Kraft getretenen Verbot von Circusspielen außerhalb Roms, wodurch eine Ausdehnung der andern Arten von Spielen und eine verbesserte Ausstattung derselben um so wünschenswerther ward. Auch mußte nach dem Aufhören der allgemeinen Wehrpflicht der kriegerische Sinn in anderer Weise Befriedigung suchen, so daß man kaum fehlgreifen wird, wenn man mit Nissen die Organisirung der Gladiatorenspiele in großem Maßstabe von der Beendigung des Bundesgenossenkrieges her datirt. — Die Form des Amphitheaters, die übrigens keine elliptische, sondern eine polycentrische ist, erklärt sich nur daraus, daß sie aus dem Circus hervorgegangen ist. Die Zuschauerzahl, welche das pompejanische faßte, berechnet Fiorelli auf 12000, Nissen auf 20000, da er den von Fiorelli beanspruchten Raum von 55 Centimeter pro Person für zu hoch gegriffen hält. Die Kosten der Steinsitze berechnet er auf 2 bis 300000 Sesterzen, woraus sich auch ergiebt, daß sie nicht auf einmal beschafft worden sein können. Unzweifelhaft ist in der Kaiserzeit das Amphitheater in regem Gebrauch gewesen. Die erhaltenen Spielprogramme gehören den sechs ersten Decennien unserer Zeitrechnung an. —

Es erübrigt uns, von einer charakteristischen Erscheinung in der antiken Lebensweise, den öffentlichen Bädern, zu reden. Zwei pompejanische Etablissements dieser Art sind seit lange bekannt; ein drittes ist durch die neuesten Entdeckungen hinzugekommen. Deutliche Spuren zeigen, daß zahlreiche Epochen der Stadtgeschichte an dem Bau, den Erweiterungen und Veränderungen der Bäder betheiligt sind, und noch die letzten Jahre haben eifrige Restaurations- und Verschönerungsarbeiten aufzuweisen, die augenscheinlich als dringlicher denn mancher Tempelbau erachtet worden sind. Es ist deshalb schwer, die Aufeinanderfolge der zahlreichen An- und Umbauten festzustellen, und die hier besonders subtil geführten baugeschichtlichen Untersuchungen Nissens und Maus gelangen zu mannigfach abweichenden Resultaten.

Oben ist nachgewiesen worden, daß das Amphitheater und das kleine

Digitized by Google

Theater aus dem Beginn der römischen Periode stammen. Zur selben Gruppe von Bauten rechnet Mau wegen übereinstimmender Construction noch das Seethor und den Aesculaptempel und in Uebereinstimmung mit Nissen auch die sogenannten Forumsthermen, über deren Baugeschichte jedoch Beide verschiedener Ansicht sind.

Nissen will in der Anlage zwei verschiedene Bauweisen, eine sorgfältigere älteren Datums und eine jüngere nachlässigere, unterscheiden. Der zweiten gehöre das Frauenbad und der Säulenhof an, dessen Süd- und Westmauer jüngere Construction — aus regellosem Kalkstein-, Tuff- und anderm Material in Quasi-Reticulat — zeige. Man findet einen Theil des Frauenbades von eben so alter Construction wie das Männerbad, das Mauerwerk des Säulenhofes nicht erwiesen jünger und behauptet direct, „daß die ganze Anlage, Männer- und Frauenbad, auf einmal erbaut worden ist". Beide Theile haben später Veränderungen erfahren; namentlich ist das Frauenbad eingeengt worden, wobei die vollkommenere Luftheizung, die Nissen als ferneren Beweis einer jüngeren Erbauung anführt, eingerichtet sein kann. Auch die Verwendung des gelben Tuffs in der Porticus kann nicht für ein geringeres Alter derselben zeugen, da er in allen Theilen des Baues von Anfang an verwendet worden ist. Wenn Mau, wie wir glauben, Recht hat, so kann angenommen werden, daß die Ankunft der Sullanischen Colonisten, die Nissen für das Motiv der Hinzufügung des Frauenbades hält, die ganze Anlage veranlaßt hat.

Wegen ihrer früheren Entdeckung — 1824 — werden diese Bäder gemeinhin „die älteren" genannt. Offenbar älteren Ursprungs sind jedoch die später aufgefundenen, wegen ihrer Lage an der Stabianer-Straße sogenannten Stabianer-Thermen. Auch mit Bezug auf ihre Baugeschichte gehen die Ansichten der Forscher auseinander. Während Nissen und Schöne die Zellenbäder an der Nordseite der Palästra als den ältesten Theil der Anlage ansehen und bis vor 150 v. Chr. hinaufrücken, demnächst die erste Anlage der Palästra und des — gleichzeitigen — Männer- und Frauenbades zwischen 150 und 90 setzen, will Mau ein so hohes Alter nicht anerkennen, weil „Alles, sowohl Bauart als Decoration, auf die Tuffperiode, die Zeit des ersten Decorationsstils, hinweist". Als untere Zeitgrenze steht der Beginn des Bundesgenossenkrieges fest, da eine in die Thermen gestiftete Sonnenuhr eine oskische Dedicationsinschrift trägt.

Die Bäder waren ursprünglich ohne hohle Wände und dergleichen Fußböden. Erst die Sullanische Zeit brachte diese modernen Verbesserungen. Ihre erste Anwendung fand nach Schöne und Nissen im Frauen-Caldarium, und zwar zwischen 80 und 40 v. Chr., nach Mau zugleich in beiden Caldarien statt. Die übrigen Veränderungen folgen nach Nissen so aufeinander: Suspension und Tubulation des Männercaldariums 1—30 n. Chr.; der beiden Tepidarien 40—60 n. Chr.; Neubau der Westseite, Aenderung der Eingänge, Erneuerung der Decoration, Anbringung der Wanne im Männertepidarium nach 63. Mau setzt in die Zeit nach dem Erdbeben den Umbau der Westwand des Frauen-

Digitized by Google

bades, die Neu-Decorirung mit Marmor, den Bau der Wannen im Frauen-Apodyterium und Männer-Tepidarium, die Erneuerung der Suspensur und der Wanne im Männer-Caldarium, die Tubulation der Wölbung und der Lunetten im Männer-Tepidarium. Die Restauration der Porticus und der Palästra durch die Duovirn Velius und Aninius, von welcher die bekannte Inschrift spricht, hat ohne Zweifel in Sullanischer Zeit stattgefunden. Unter dem destrictarium derselben Inschrift ist vermuthlich ein Raum zum Abreiben, unter laconicum mit Nissen das um diese Zeit mit Suspensur versehene und dadurch zum Schwitzbade gewordene Caldarium — und zwar beider Bäder — zu verstehen. Heizeinrichtungen müssen von Anfang an vorhanden gewesen sein. Die jetzt vorhandenen Oefen sind jedoch nicht alt, also jedenfalls erst in Verbindung mit der Ausdehnung der Luftheizung vielleicht unter Augustus entstanden. Ueber dessen Zeit wird man die Einrichtung der hohlen Wände nicht hinaufrücken dürfen, da die Tubulation mittelst Röhren zuerst von Seneca, die mit Warzenziegeln erst von Plinius erwähnt wird. Die hohlen Fußböden wurden früher eingerichtet; ihre Erfindung wird dem Sergius Orata bald nach 100 v. Chr. zugeschrieben. Möglicherweise hat aber schon Vitruv die hohlen Wände gekannt. Die Suspensur des Caldariums galt zu seiner Zeit schon als selbstverständlich und findet sich ohne Ausnahme in den neun bis jetzt entdeckten Privatbädern Pompejis; die des Tepidariums bezeichnet überall eine spätere Stufe; sie fehlt in zweien jener neun Häuser und selbst in den Forumsthermen, dessen Tepidarium mittelst eines Kohlenbeckens erwärmt ward. — Neuen Aufschluß über die Fortschritte der Badeeinrichtungen haben die 1877 entdeckten, von Mau im Bullettino des Archäologischen Instituts besprochenen und passend mit dem Namen Centralthermen belegten Bäder gegeben. Wären sie fertig geworden, so würden sie das comfortabelste Bade-Etablissement Pompejis darstellen. Einen bedeutenden modernen Fortschritt bekunden die großen, nach der Palästra schauenden Fenster des Caldariums und Tepidariums. Noch wichtiger ist, daß außer den Letzteren sich hier zum ersten Male noch ein offenbar heißerer Luftbaderaum in Gestalt eines kleinen runden Kuppelgemaches vorfindet, das durch eine Thür mit dem Caldarium verbunden ist und nichts Anderes als das oft besprochene laconicum sein kann, wie sich ein ähnliches auch in der 1755 — 1757 ausgegrabenen, aber wieder zugeschütteten Villa der Julia Felix gefunden hat.

Die farbige Stuckdecoration im Innern der Stabianer-Thermen, sowie die flotten, aber überladenen Stuckreliefs auf der Außenwand der westlich von der Palästra später angebauten Gemächer gehören, wie besonders ihre Uebereinstimmung mit der Decoration des Isistempels beweist, der allerletzten Zeit an; eben derselben die Anlegung des Haupteinganges vom Decumanus her, welcher einige Aenderungen in der Stellung der Porticussäulen mit sich brachte. Letztere sind gekantete dorische Tuffsäulen und weisen wie der Stylobat mit seiner Tuffriune auf die oskische Zeit zurück. Erst in neronischer Zeit sind sie mit der dicken Stucklage überzogen.

Digitized by Google

Von einer Badeanstalt, die außerhalb der Stadtmauern, und zwar am Meeresufer, gelegen haben muß, ist uns nichts als der Name erhalten. Eine unweit des Herkulanerthores gefundene Marmortafel, die an der Abzweigung eines nach dem Strande führenden Weges aufgestellt war, trägt die Inschrift: „Badeanstalt des M. Crassus Frugi mit Seebädern und warmen Süßwasserbädern. (Director) der Freigelassene Januarius". Nissen führt den interessanten Nachweis, daß die Anstalt, was durch die noch heute bei Castellamare di Stabia vorhandenen warmen Schwefel- und Eisenbäder nur bestätigt werden kann — mit dem von Plinius erwähnten Heilbade eines M. Crassus Frugi identisch sein müsse und daß der genannte Besitzer höchst wahrscheinlich der von Nero im Jahre 68 getödtete M. Licinius Crassus Frugi sei.

---

Nach der Betrachtung der Baugeschichte Pompejis im Allgemeinen und Speciellen, bei welcher schon mehrfach die Anwendung äußerer Kriterien für die Altersbestimmungen aufgetreten ist, müssen wir den Letzteren noch in gesonderter Weise unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Eine methodische Geschichtsforschung muß stets von denjenigen Thatsachen ausgehen, welche durch urkundliche Zeugnisse, durch Gründe innerer Nothwendigkeit oder durch inductive Schlüsse zu fixiren sind. In dieser Weise ist, wie wir oben gesehen haben, die Gründungszeit zahlreicher pompejanischer Bauten genau oder annähernd festgestellt worden. Von diesen Feststellungen aus und namentlich durch Vergleichung der verschiedenen Zeiträumen angehörenden Bauten lassen sich dann die äußeren Merkmale der einzelnen Perioden bestimmen, und diese können demnächst ihrerseits für die Zeitbestimmung solcher Bauten benutzt werden, für welche urkundliche oder inductive Zeugnisse nicht vorhanden sind. In Pompeji sind vornehmlich drei solcher Merkmale von den beiden oft genannten Forschern in's Auge gefaßt und mit überraschendem Erfolg verwerthet worden: der Maßstab, das Material nebst der durch dasselbe bedingten Bauweise und die Decoration — das erste und zweite von Nissen, das letzte von Mau.

Von der folgenreichen Entdeckung Nissens, daß bei allen vor dem Jahre 80 v. Chr. errichteten Gebäuden der oskische Fuß, bei allen jüngeren öffentlichen Bauten der römische Fuß angewendet sei, war schon Eingangs unserer Darstellung die Rede. Die deutlichen Spuren einer Neu-Aichung des oskischen Maßtisches und einer Erweiterung seiner Hohlmaße, die offenbar auf die neue Münz- und Maßregulirung des Augustus und die Einführung des römischen Maßsystems zurückzuführen ist, veranlaßte Nissen zu dem Schlusse, daß auch das oskische Längenmaß kleiner gewesen sei als das römische. Tausende von Messungen machten es ihm zur Gewißheit, daß die Mauerdicke in oskischer Zeit 0,41 m, in römischer 0,44 m betragen habe. Da 0,44 m gleich $1\frac{1}{2}$ römischen Fuß ist, so mußte 0,41 m gleich $1\frac{1}{2}$ Fuß gesetzt werden. So fand er den oskischen Fuß gleich 0,275 m. Seiner Folgerung, daß die Anwendung des einen oder des andern Maßstabes auf die relative Entstehungs-

Digitized by Google

zeit eines Gebäudes schließen lasse, darf man beistimmen; jedoch nur unter der Voraussetzung, daß die Messung exact ist und mehrere nicht zu große Hauptdimensionen übereinstimmend und unzweifelhaft auf den einen oder den anderen Fuß sich reduciren lassen. Daß Nissens Messungen diesen Bedingungen in vielen Fällen nicht genügen, ist schon erwähnt worden. Bezüglich der Portiken des Isistempels, der Hauptcolonnade der Stabianer Thermen, des Jupiter-, Venus-, Aesculap- und griechischen Tempels, der Gladiatorenkaserne und vieler Kalksteinatrien rectificirt Mau die Messungen Nissens. Doch auch in der Beschränkung auf ein geringeres Maß beweiskräftiger Beispiele bleiben des Letzteren Sätze giltig und von höchstem Werthe.

Das zweite constructive Alterskriterium besteht im Material und der Bauweise. Ihnen hat Nissen gleich das erste Capitel seiner „Studien" gewidmet und so viele Aufschlüsse über die Vergangenheit Pompejis verdankt, daß er sagen kann: „Man wird zu seinem Erstaunen gewahr, daß diese scheinbar so junge und einförmige Stadt die Andenken früherer Epochen in bedeutendem Umfange und großer Zahl bis zur Katastrophe des Jahres 79 bewahrt hat".

Das in Pompeji verwendete Baumaterial ist Lava, Cruma und Bimstein, Sarno-Kalkstein, vulkanischer Tuff, Travertin, Marmor, Ziegel und Holz.

Die Lava, die den Untergrund Pompejis selbst bildet und an einigen Stellen zu Tage tritt, ist durchweg zum Pflastern, vielfach zu Schwellen — schon der ältesten Häuser — in geringem Maße zu andern Gebäudetheilen oder Geräthen benutzt worden. Lavakruste und Bimstein kommen in unregelmäßigem Bruchsteinmauerwerk verschiedener Epochen vor. Der Sarno-Kalkstein ist eines der Materialien, auf welche Altersbestimmungen gegründet werden können. In der ältesten uns erkennbaren Epoche ist er das allgemeine Baumaterial. Die ältesten Häuser und Grabmäler, die unteren Theile der Stadtmauer und die Capitele des Burgtempels sind aus Kalkstein, der in römischer Zeit ganz zurücktritt. — Eine zweite — jüngere — Bauperiode bezeichnet die Verwendung des Tuffs. Aus dem härteren schwärzlich grauen, der bei Nuceria gebrochen ward, sind die Stadtmauern und Thore, verschiedene Gebäude und viele Façadenpfeiler in offenbar später regulirten Straßen. Auf ihnen finden sich die ältesten aufgemalten oskischen Inschriften. Ein gelber weicherer, nahe bei Pompeji gefundener Tuff ist nicht wie jener in Quadern, sondern im Netzwerk verwendet worden, und zwar nach Schöne erst in den letzten Zeiten der Stadt, nach Mau schon seit der sullanischen Colonisation. Edlere Steinarten sind erst spät und selten verwendet worden: der Travertin zu Denkmälern und Inschriftsteinen und nach dem Erdbeben zu den Restaurirungen der Forumsporticus; der Marmor nur als Luxusstein zur Verkleidung der Wände, Altäre, Brunnen u. s. w. und zu Statuen und Luxusgeräthen. Gegenstände aus fremdem Marmor sind wohl nicht in Pompeji gearbeitet. Sehr wenige Marmorsäulen sind vorhanden; kein einziges Gebäude ist ganz aus Marmor.

Digitized by Google

In der letzten Periode, wahrscheinlich seit Augustus, erhielten die Ziegel eine ausgedehnte Verwendung. Doch kommen sie einerseits schon in den Bauten der sullanischen Zeit: dem kleinen Theater, dem Amphitheater, den Forumsthermen u. a. und sogar schon in der aus oskischer Zeit stammenden Basilica — in den Säulen — vor; andrerseits sind sie fortdauernd als ein kostbares Material angesehen und nur an den hervortretenderen Theilen des Baues verwendet worden und erst in allerletzter Zeit nach dem Vorbilde Roms zu verschwenderischer Verwendung gelangt. — Bei weitem überwiegend ist in der ganzen römischen Periode das billigere Bruchstein- und Netzwerk gebraucht worden, welches auch schon in der Stadtmauer, der Basilica, dem Jupiter- und Aesculaptempel vorkommt, also neben dem Kalkstein- und Tuffquaderbau ebenso wie neben den Ziegeln hergegangen ist. Für das Opus incertum wurde hauptsächlich Lava, demnächst Tuff verwendet. Der letztere der leichter zu behauen war, erhielt das Uebergewicht, als durch Anwendung möglichst gleicher Stücke von Bruchstein sich allmälig das Netzwerk herausbildete. Aus Lava ist das letztere noch in den älteren Bauten der Colonie. Netzwerk aus Backstein kommt in Pompeji nicht vor. Ob das Netzwerk, wie Nissen behauptet, bestimmt gewesen sei, ohne Verputz zu bleiben, oder ob, wie Maus Ansicht ist, die sorgfältige Behandlung der Oberfläche nur aus „Freude an sorgfältiger und zierlicher Arbeit" hervorgegangen ist, läßt sich nicht entscheiden. Es hat gewiß bald das Eine, bald das Andere stattgefunden. Man unterscheidet drei zeitlich auf einander folgende Netzwerk-Arten: das Quasi-Reticulat, welches den Uebergang vom Opus incertum bildet und nur theilweise Regelmäßigkeit zeigt; das reine Reticulat mit Ecken aus ziegelförmigem Lava- oder Tuffstein; das reine Reticulat mit dergleichen aus wirklichen Ziegeln.

Auch die Bindemittel und der Putz können als Kriterien für die Baugeschichte benutzt werden, indem ihre Verwendung eine stetig zunehmende geworden ist. Während sie in ältester Zeit ganz fehlten, wurden sie später die Hauptsache. Die alten Kalksteinmatrien sind aus Quadern ohne jedes Bindemittel erbaut. Zuerst tritt als solches der Lehm, dann ungemischter Kalk, endlich Kalkmörtel auf. Die Erfindung der Kalk- und Sandmischung gebührt wahrscheinlich Campanien, wo der beste vulkanische Sand zu Hause war und von wo der Name der Puzzolan-Erde stammt. Als Bindemittel trat der Kalk früher auf denn als Tünche. Die öffentlichen Gebäude der oskischen Periode sind fast alle in Bruchstein errichtet, setzen also Anwendung des Mörtels voraus, welcher demnach mindestens seit 200 v. Chr. gebraucht sein muß. Dagegen haben die Gebäude der ältesten Periode mit einziger Ausnahme des Burgtempels keinerlei Verputz oder Anstrich, und selbst die zahlreichen Tuffpfeiler und Säulen sind mit wenigen Ausnahmen unverputzt oder nachweislich erst später stuckirt worden. Der älteste Putz findet sich in der Basilica, wo aber die Tuff-Vorhalle ohne Bewurf ist; ferner in den Häusern des Sallust, des Faun und den vor 89 erbauten Mauerthürmen.

Digitized by Google

Der Kalkbewurf erfüllt zwei ganz verschiedene Bestimmungen. Anfänglich nur als Ueberzug der rohen Steinwand dienend, wird er bald selbständiger Wandschmuck und endlich Träger der malerischen Wanddecoration. Da die letztere ihrerseits verschiedene bestimmt zu sondernde Entwickelungsstufen durchlaufen hat, so kann endlich auch sie für die Feststellung der Baugeschichte benutzt werden. Das Verdienst dieser Entdeckung und eine Reihe interessanter Nachweise werden Mau verdankt, von welchem ein größeres Werk mit werthvollen Illustrationen über diesen Gegenstand dem Erscheinen nahe ist. Die Hauptergebnisse seiner Untersuchungen können wir auf Grund der Publicationen in den Institutsschriften u. A. im Folgenden kurz zusammenfassen.

Man hat nachgewiesen, daß in der kaum übersehbaren Menge der pompejanischen Wandmalereien mehrere Stilarten bestimmt zu unterscheiden sind und verschiedenen Zeitperioden angehören. Die Zahl der Stilarten kann, je nachdem man gewisse Besonderheiten als einem Hauptstil oder einer Unterabtheilung eigen betrachtet, auf drei, vier oder fünf bemessen werden. Behufs Feststellung ihres chronologischen Verhältnisses müssen je nach Bedürfniß alle andern bereits erwähnten Alterskriterien mit in Erwägung gezogen werden, wogegen die Stilarten ihrerseits zur Controlirung der anderen Kriterien dienen können. Auf diesem Wege hat Mau gefunden, daß als ältester und erster Decorationsstil die in Stuck ausgeführte Nachahmung der Marmorbekleidung der Wände anzusehen ist. Die Basilica beweist, daß diese Decoration schon in vorsullanischer Zeit bestanden hat. Nicht nur die Quadern mit ihren Fugen, sondern auch gewisse Gesimse — meist mit Zahnschnitten — sind in erhabener Stuckarbeit dargestellt. — Die aus der ersten sich entwickelnde zweite Stilart besteht in der Nachahmung der Marmorplatten durch bloße Bemalung, an die sich gemalte Architektur anschloß — „von der Charakterisirung einzelner Wandglieder — Gesimse, Sockel — bis zur Darstellung ganzer Gebäude, Portiken u. s. w." — Der dritte Stil giebt die architektonische Gliederung der Wand auf, die von da an bloß noch mit Ornamenten in Streifen, Mustern u. s. w. bemalt wird und in der Mitte oft ein baldachin- (oder besser pavillon-) artiges Gerüst zur Aufnahme des Bildes trägt. Alles ist flach und teppichartig gemalt, jede Modellirung der Ornamente aufgegeben. Eine vierte Periode, die von 63 nach Chr. zu datiren scheint, ist durch die Abwesenheit eines bestimmten und einheitlichen Stiles, durch Vermischung, Ueberladung und Auswuchern einzelner Elemente der früheren Stilarten charakterisirt.

Eine Probe für die Richtigkeit der angegebenen Reihenfolge der Stilarten liegt in ihrer Uebereinstimmung mit dem Zeitverhältniß der Bauperioden, in denen sie erscheinen. Eine solche Uebereinstimmung hat Mau gefunden. Die älteste und unvollkommenste Art des Reticulats trägt, soweit sie nicht überhaupt ohne Decoration ist, solche des ersten und zweiten Stils; auf dem reinen Netzwerk erster Gattung findet sich Malerei aus der letzten Zeit des zweiten und der ersten des dritten Stils; auf demjenigen zweiter Gattung endlich solche des dritten und letzten Stils.

Digitized by Google

Die Anwendung des ersten Stils reicht in die oskische Zeit zurück, wie die Basilica beweist. Daß er auch noch in sullanischer Zeit geherrscht habe, will Mau aus dem sogenannten Aesculaptempel schließen, den er, wie erwähnt, in diese Zeit setzt und das jüngste datirbare Beispiel dieses Decorationsstiles nennt. Wir thun aber besser, diesen Tempel der oskischen Zeit, wenn auch nicht mit Nissen dem dritten Jahrhundert zuzuschreiben. Der alterthümliche Tuffaltar, die Beschaffenheit der Tempelstatuen, die aus Thon sind, und die oskische Wegebauinschrift, deren „Tempel des Jupiter Milichius" doch höchst wahrscheinlich auf dieses Heiligthum zu beziehen ist, sprechen für die ältere Zeit, welcher auch die Construction nicht widerspricht. Von den Gebäuden der sullanischen Colonie hat keines Spuren alter Decoration bewahrt; vom kleinen Theater sagt Mau selbst, daß es vermuthlich von Anfang an im zweiten Stil gemalt gewesen ist. Es spricht also Alles dafür, daß der erste Stil mit Sullas Zeit aufgehört. Eine untere Zeitgrenze für den zweiten findet Mau durch Vergleichung des Hauses des Germanicus auf dem Palatin, welches in reinem Reticulat, dem in Vitruvs Zeit allgemein üblichen Mauerwerk erbaut und im zweiten Stil ausgemalt ist, weshalb man die Periode des letzteren von der Zeit der Colonie bis auf Augustus rechnen kann. Der dritte Stil umfaßt die Zeit von Augustus bis auf Claudius. In den letzten fünfundzwanzig Jahren werden die verschiedenen Abarten und Entartungen herrschend.

Die einzigen Beispiele durchgehender Decoration im ersten Stil bieten die Basilica und die alten Häuser „des Sallust" und „des Faun".

Die Innenwände der Basilica waren durchgehends in verschiedenfarbigen rechteckigen Feldern bemalt, welche auch Vitruv als die älteste Decorationsart angiebt und als Nachahmung der Marmorincrustation erklärt. Daß sie dies sein sollte, wird u. A. dadurch bewiesen, daß in jedem Rechteck der mittlere Theil durch eine Schattenlinie als erhaben und von einem vertieften Randstreifen umgeben dargestellt ist. Auch das den Sockel oben abschließende Band von 0,12 m. Breite tritt etwas hervor, wie auch ein ähnliches 0,15 m. breites im Vestibulum und ein anderes auf der fast ganz zerstörten nördlichen Außenseite. — Man könnte geneigt sein, anzunehmen, daß dieser Decoration eine solche im wirklichen Marmor vorhergegangen sein müsse. Da aber nicht die geringste Spur einer solchen in alten Gebäuden vorhanden ist und überdies die notorische späte Einführung der Marmorincrustation selbst in der Hauptstadt jener Annahme widerspricht, so ist dafür zu halten, daß aus dem griechischen Orient, wo die echte und die nachgeahmte Marmorbekleidung zu Hause war, nur die letztere, weniger kostspielige Eingang gefunden hat. — Im Hause „des Sallustius" begegnet man den ausgebildeten Stuckgesimsen. In den Alä sind die bunten Rechtecke oben durch einen Friesstreifen mit einer Stuckleiste abgeschlossen, über dem, durch einen glatten Streifen davon getrennt, sich ein weit vortretender Karnies zeigt, der augenscheinlich einem jonischen Tempeldache sorgfältig nachgebildet ist. Aehnlich ist die Decoration

Digitized by Google

des Tablinums; doch schließt Mau aus der weniger stilgemäßen Anwendung der Stuckleisten, daß wir hier eine jüngere Decoration als die der Basilica vor uns haben. Eine andere Abweichung zeigt die zweite Cella rechts vom Atrium. Die rechteckigen Felder der Mittelwand sind durch jonische Halbsäulen getheilt, über denen eine Art Epistyl und Fries wie in den Alä angebracht sind; doch nicht jonischen Stils, sondern mit Triglyphen und Tropfen — das einzige Beispiel dieser Art in Pompeji. Ein anderer Wandtheil desselben Zimmers entbehrt der Stuckdecoration, was Mau für spätere Restauration und deshalb für wichtig hält, weil es beweist, daß die bloße farbige Decoration später ist als die plastische. Der gleiche Beweis liegt in einigen sehr instructiven Restaurationen des Tablinums. „Wir haben also hier einen Beweis, daß auf eine Epoche, welche den Marmor in Stuck-Relief nachahmte, eine andere gefolgt ist, die mit der bloßen Malerei zufrieden war".

Im „Hause des Faun" finden wir das Atrium und die Alä denen des obengenannten ganz ähnlich. „Es findet sich ebenfalls jene Stuckleiste zwischen zwei Reihen Rechtecken, ebenfalls ein vortretender und in einem Stuckleisten oder Karnies eingeschlossener Streifen". Mau hält deshalb das Atrium für den ältesten Theil des Hauses. In den übrigen Theilen ist an der geringeren Einfachheit der Decoration und der größeren Raffinirtheit der Technik eine vorgeschrittenere Zeit zu erkennen; ja gewisse Besonderheiten, wie die Stellung der Rechtecke auf die kurze Seite, ihre Scheidung durch andersfarbige Linien, der Wechsel zwischen Reihen größerer und kleinerer scheinen schon den Uebergang zum folgenden Stil zu bezeichnen. — Die genannten Gebäude sind die einzigen durchweg im ersten Stile decorirten. Daß dies ursprünglich auch bei denjenigen Häusern der Fall gewesen sei, welche jetzt nur noch ein oder das andere Zimmer so decorirt zeigen, schließt Mau daraus, daß eine partielle Decorirung in dieser etwas kostspieligen Weise, die später abkam, um so weniger wahrscheinlich sei, als sie sich oft in Räumen geringerer Bedeutung findet. — Daß dieser Stil noch in die Tuffperiode gehört, geht aus seiner Uebereinstimmung mit gewissen architektonischen Erscheinungen derselben hervor. Einige Tuffportale der Stabianer-Thermen tragen denselben Karnies wie jene Stuckwände. Große Aehnlichkeit zeigen mehrere Façaden der Abbondanzastraße, die der Fullonica und ihres Nebenhauses in der Mercurstraße und die Colonnade und Vorhalle des „Forum Triangulare".

Nicht zahlreicher, aber auch hinreichend, um in seinen Besonderheiten erkannt zu werden, sind die Ueberreste des zweiten Stiles. Einheitlich decorirte Häuser sind z. B. die „des Labyrinthes" und des Popidius Priscus. Partielle Reste finden sich in dem des Gavius Rufus, des Siricus u. a. und dem Jupitertempel. Im Hause des Labyrinths sieht man am deutlichsten, wie dieser Stil aus dem ersten hervorgegangen ist. Was im letzteren plastisch gebildet war, ist jetzt nur noch gemalt — so die Karniese und Friesstreifen;

Digitized by Google

gemalte Umrißlinien bezeichnen den vertieften Rand der Rechtecke, die vielfach auf die schmale Seite gestellt sind. — Als eine Fortbildung dieses Stiles bezeichnet Mau verschiedene Neuerungen, in denen wir, weil sie ein ganz neues Princip einführen, lieber geradezu einen neuen — dritten — Stil erkennen. Das neue Princip ist das der Nachahmung der Architektur in verschiedenen „plans", verbunden mit Anfängen der Linienperspective. Der Fortschritt ist zu bedeutend, als daß man diese Decoration noch zu demselben Stil wie die Nachahmung der Incrustation rechnen dürfte. Es wird nämlich jetzt statt der verschiedenen oder einfarbigen Rechtecke eine einfarbige Wand und vor dieselbe Säulen gemalt. Ueber dem Karnies erscheint eine andersfarbige Fläche, die manchmal blau ist und dann wohl den Himmel vorstellen soll; auch findet sich eine zweite, kleinere Porticus über dem Karnies. Zwischen den Säulen hängen zuweilen Guirlanden. Leicht war von hier der weitere Schritt zur Darstellung vollständiger architektonischer Anlagen, wie Höfe mit ihren Portiken und Eingängen.

Als dritten, vierten und fünften Stil bezeichnet Mau die zeitlich — in der Zeit von Augustus bis Nero — nebeneinander hergehenden Decorationsarten, welche sich von der zweiten eben so bestimmt wie von der allerletzten, seit 63 Alles überschwemmenden unterscheiden. Alle drei haben nie den Wandsockel mit Ornamenten, Pflanzen, Thieren oder Marmor-Imitation, noch auch die rothen, blauen, weißen Stuckkarniese der neronianischen Manier. — Im dritten Stil pflegt die Wand in drei — meist rothe — Felder eingetheilt zu sein. Das mittlere derselben hat die Form einer Nische, eingefaßt von zwei schlanken Säulen, und enthält oft ein Gemälde. Der Sockel ist dunkelfarbig; die Säulen sind durch eine Art Epistyl verbunden. Bei hinreichendem Raum sind die Seitenfelder nochmals gegliedert, die oberen Wandpartien mit phantastischer Architektur ausgefüllt. Man sieht, wie dieses Genre aus den architektonischen Versuchen des zweiten Stils hervorgegangen ist: die Säulen und Karniese sind leichter und feiner geworden; die Ersteren sind nicht mehr als steinerne, sondern als hölzerne oder gar als Rohrstäbe und Blumenstengel gedacht und so zu graciöser Wandgliederung benutzt. Durch Vermehrung der Säulchen, Formwechsel und Hinzufügung anderer phantastischer Ornamente kam große Mannigfaltigkeit in diesen Stil. — Der vierte ist gleichfalls aus einer Form des zweiten, und zwar der reicheren, mit schmalen Rechtecken zwischen den breiten hervorgegangen. Aus den schmalen sind Pilaster und Säulchen geworden, wie es das Haus „der Figurencapitelle" sehr gut sehen läßt. Während hier in den großen Feldern das Roth und Violett des zweiten Stils beibehalten ist, wählt der fünfte statt dessen Schwarz oder Weiß. Die Verwendung der Candelaber zur Wandgliederung ist hier eine noch allgemeinere geworden. Fast immer theilen zwei derselben die Wand in drei Theile; sie sind oben durch Festons oder dgl. verbunden und der Theil der Wand über ihnen durch phantastische Architektur ausgefüllt.

Während die drei letztgenannten Stilnuancen gleichzeitig angewendet

wurden, folgte in der allerletzten Epoche noch eine besondere Abart, deren Kennzeichen aber in nichts Anderem als einer weit getriebenen Verfeinerung und Ueberladung mit Ornamenten aller Art, sowie mit Gemälden besteht. Beispiele dieser Art sind in Pompeji auf Schritt und Tritt zu finden und sind, wenn auch unberechtigter Weise, zu der Ehre gekommen, als eigentlicher Typus des „pompejanischen Stils" zu gelten.

---

Eine größere Anzahl von Abhandlungen über verschiedene Gegenstände, welche Pompeji betreffen, ist in einem Bande vereinigt worden, den die Direction der Ausgrabungen zur Feier des achtzehnten Centennariums der Verschüttung publicirt hat. Wir finden darin die Namen De Petra, Ruggiero, Palmieri, Comparetti, Scacchi, Taccone u. a. vertreten und dürfen deshalb nicht erstaunt sein, manchen wichtigen Beobachtungen und neuen Aufschlüssen zu begegnen, wenn auch die einzelnen Untersuchungen sehr ungleich an Werth und Bedeutung sind. Mit Uebergehung einiger schon anderen Ortes besprochener Gegenstände geben wir daher — auch aus Rücksicht auf den Raum — nur eine kurze Uebersicht der wesentlichsten Resultate.

Da wir die Möglichkeit pompejanischer Studien dem Vesuv verdanken, so beginnen wir billig mit ihm. Wenn man an der Spitze einer Abhandlung über den Vesuv den achtungswerthen Namen Luigi Palmieris liest, so ist man berechtigt, ein oder das andere neue Resultat zu erwarten. Diese Erwartung wird in unserm Falle leider getäuscht, und der versuchte Nachweis, daß der jetzige Vesuvkegel — wie mit einiger Wahrscheinlichkeit gewöhnlich angenommen wird — wirklich durch die Eruption des Jahres 79 n. Chr. entstanden sei, ist in den achtzig Zeilen der Abhandlung keineswegs geführt worden. Statt sich, wie man es von dem ersten Kenner des Vesuv erwartet hätte, auf Untersuchungen über die Natur des Berges zu stützen, die sicherlich einer gründlichen Forschung Rede und Antwort stehen müßte, begnügt sich Palmieri mit der Wiederholung einer schon hundert Mal gemachten Interpretation des Strabo'schen Berichtes. Aus den Worten des alten Geographen, daß der Vesuv jener Zeit ein einziger Berg gewesen, schließt er ohne sichtbare Nöthigung, daß er damals niedriger gewesen sei als jetzt und daß die jetzige Somma gemeint sein müsse. Desgleichen erklärt er ohne Angabe von Gründen es für unglaublich, daß der Vesuv, den Xiphilinus ausdrücklich als „einstmals auf allen Seiten gleich hoch" bezeichnet, früher höher gewesen und die jetzt durch das Atrio del cavallo bezeichnete Kratertiefe erst 79 n. Chr. entstanden sei, was bei der Masse des damals ausgeworfenen Stoffes ohne andere Gegengründe gewiß als möglich betrachtet werden muß. Die beiden Abbildungen vom Vesuv, wie er vor und nach dem Jahre 79 gestaltet gewesen sei, sind danach als bloße Vermuthungen zu betrachten und lassen sich weder mit Strabos noch mit Xiphilinus Worten in Einklang bringen.

Bedeutend gehaltvoller ist die Abhandlung des Directors der Aus-

Digitized by Google

grabungen, M. Ruggiero, „Ueber die Vesuveruption im Jahre 79", welche die Ergebnisse einer siebzehnjährigen Forschung enthält, sowie die daran sich anschließende „Ueber die Lage Pompejis und des alten Meeresufers", welche eine vielumstrittene Frage endlich in fast ausreichender Weise löst.

Der Tag der furchtbaren Eruption, welche Pompeji, Herculanum, Stabiä, Oplontiä u. s. w. verschüttete und dem Naturforscher Plinius den Tod brachte, wird in den Handschriften und alten Drucken des Plinius'schen Briefes sehr abweichend — nach Rosini in zwölf Varianten — angegeben. Da die Textkritik zu keiner endgiltigen Entscheidung gelangen kann, so schlägt Ruggiero den schon von Rosini betretenen Weg der genauen Prüfung des Fundbestandes ein, von der richtigen Voraussetzung ausgehend, daß ein im August verschüttetes Gebäude in mancher Beziehung ein anderes Aussehen zeigen müsse, als ein solches, das im November von der Katastrophe überfallen ist.

Aus den vorgefundenen Früchten hatte Rosini auf den November geschlossen, und Ruggiero schließt sich ihm darin an. Die Früchte, welche auf eine sommerliche Jahreszeit hinzudeuten scheinen, wie Granatäpfel und Pfirsiche, von welchen Letzteren sich früher oft Kerne gefunden haben sollen, sind in geringer Menge vorhanden; in viel größerer die im August durchaus fehlenden und erst im November reifenden Kastanien und Oliven, deren man im Neapler Museum genug sehen kann. Für ausschlaggebend hält Ruggiero die zahlreichen Weinamphoren, die man nicht in Kellern, sondern an Orten fand, wo der neue Wein (den es im August noch nicht giebt) der Wärme und dem Rauch ausgesetzt zu werden pflegte, z. B. in Küchen, Portiken u. dgl., wo man einige Male sogar die Kohlenbecken neben ihnen fand.

Ueber die Art der Eruption hat Ruggiero folgendes, die früheren Annahmen z. Th. Modificirende ermittelt. Zwischen Oplontiä und Neapolis fand in einer Längenausdehnung von fünfzehn Kilometern ein Schlammerguß statt, welcher den Boden um ca. 20 m erhöhte. Der ziemlich harte Tuff, welcher die Gebäude von Herculanum erfüllt, ist nichts Anderes als die erhärtete Schlammmasse, welche aus Puzzolan-Erde, Asche, Bimstein, Schlacken u. s. w. besteht und nur in flüssigem Zustande in die z. Th. engen Räume, Fugen, Gefäße, Löcher u. s. w. eingedrungen sein kann. Wahrscheinlich hat dieser Schlammerguß, der die westlichen Abhänge des Vesuv heimsuchte, wohin auch später die Lavaströme meistens ihren Lauf nahmen, den Anfang der Eruption gebildet. Die Rauchsäule stieg nach Plinius Anfangs gerade in die Höhe; der Nordwind, welcher die Aschenmasse nach Pompeji und Stabiä trieb, kann sich also erst etwas später erhoben haben, wahrscheinlich — wie wir hinzusetzen können, wie es an dieser Küste Regel ist — in der Nacht, welche auf den Beginn der Eruption folgte; denn der Aschenregen und die erstickenden Dämpfe nöthigten Plinius erst nach der Mahlzeit, dem Bade und einem Schlafe bei Tagesanbruch zur Flucht von Stabiä, wo bis dahin „die Gefahr noch nicht sehr nahe war",

Digitized by Google

während am nördlichen Theil der Küste schon Nachmittags allgemeine Panik herrschte und man nicht mehr hatte landen können, weil „eine plötzlich entstandene Untiefe und der Auswurf des Berges die Küste unzugänglich machte". Daß in Pompeji die Verschüttungsmasse nicht als Schlammstrom, sondern in trockenem Zustande von oben eingedrungen ist, lehrt die Beschaffenheit der spitzen und scharfkantigen Bimssteinchen, welche alle unbedeckten Räume — auch die gänzlich von Mauern eingeschlossenen, in gleicher Höhe, circa drei Meter — anfüllte. Selbst Regenwasser kann nicht gleichzeitig gefallen sein, da z. B. die bekannten 81 Brote in einem Backofen ganz intact und rein, ohne jede Spur eines Niederschlages vorgefunden worden sind. Durch die Thür und die Luftlöcher des Kellers unter dem Garten des Popidius Prisens sind die Lapilli so hineingefallen, daß sie pyramidenförmige Haufen gebildet haben, während ein Brunnen von ihnen frei blieb. Auch in einem anderen Hause sieht man auf einer bei Ruggiero abgebildeten Wand die deutliche Spur eines pyramidalen Aschenhaufens unterhalb einer Fensteröffnung. Ruggiero glaubt, daß auf den Lapillifall unmittelbar der Aschenregen folgte der viele Personen, welche nach dem Aufhören des ersteren aus den Häusern flüchteten, noch in den Straßen der Stadt erreichte und begrub. Die Aschenlage hat jetzt eine Höhe von ein bis zwei Meter, hatte also im lockeren Zustande eine beträchtlich größere. Die Asche erfüllte alle nicht wohl verschlossenen Räume, auch die von dem Bimssteinregen verschonten, wie den Keller des Diomedes-Hauses, in welchem achtzehn Personen erstickt wurden. Erst nach dem Aschenfall, und zwar bald nachher, muß ein Regen eingetreten sein, da nur mit seiner Hilfe die Asche ihre Compactheit mit der Schnelligkeit gewinnen konnte, ohne welche die vollkommene Abformung der noch wohlerhaltenen Körper nicht zu erklären wäre, deren Bilder bekanntlich jetzt im Gypsabguß wiedergewonnen werden. Der Regen hat möglicher Weise auch an der Bildung der ganz runden Aschen- und Bimssteinkügelchen der obersten Schicht Antheil, für welche Ruggiero noch keine andere ausreichende Erklärung zu finden weiß.

Die bei oberflächlicher Betrachtung der vielen verkohlten Gegenstände leicht entstehende Meinung von der Zerstörung Pompejis durch Brand und Hitze ist längst als irrig erkannt. Die Carbonisirung ist in Pompeji auf nassem Wege vor sich gegangen. Der Beweise dafür sind mehrere. Erstens waren die den Boden der Stadt vier bis fünf Meter hoch bedeckenden Bimstein- und Aschenmassen nicht derart, daß sie nach einer Luftreise von zwölf Kilometern einen Hitzegrad hätten bewahren können, der einen allgemeinen Brand verursachte. An den carbonisirten Gegenständen — Holz, Früchten, Stoffen — hat man nie eine Spur von Asche gefunden. Die mit Eisen oder Bronze in Berührung stehenden Holztheile sind nicht verkohlt; Marmor ist nicht calcinirt, Blei meist nicht geschmolzen. Menschen und Thiere sind durch die Lapilli gewatet, ohne sich zu verbrennen, und die Asche, in der man die Umgekommenen findet, hat diese nicht verbrannt, sondern erstickt, wie man



Digitized by Google

aus ihrer Haltung sehen kann. Keine der Personen trägt Spuren oder Anzeichen von Verbrennung; zwei schliefen ruhig. Auch Plinius' Leiche wurde in der Haltung eines Schlafenden gefunden. Die bemalten Wände endlich zeigen, mit wenigen Ausnahmen, keine Brandspuren. Wenn andere Einzelerscheinungen entgegengesetzter Art sind, z. B. die Verwandlung der gelben Farbe der Wände in Roth, das Auffinden verborgener Glasgefäße und das Anhaften von Bimsteinen an denselben, so wird dies ohne Schwierigkeit durch die Annahme partieller Brände erklärt, die durch einzelne glühende Steine oder sonstige Zufälligkeiten veranlaßt sein können. In der That fehlt es nicht an Anzeichen solcher: Steinen, welche glühend niedergefallen sein müssen, eingeschmolzenen Bleiröhren, angebrannten Perlen, verbrannten Menschenknochen. Ein irdener Topf, sowie eine Schüssel fanden sich in eine Schlacke eingehüllt, die also in weichem Zustande auf jene gefallen sein muß. A. Scacchi nimmt eine andere Hypothese zu Hilfe, indem er einzelne Brandspuren auf Blitze zurückzuführen sucht, deren auch Plinius erwähnt. So namentlich in einigen erst jüngst zum Vorschein gekommenen Fällen. An einer Hausthür ist die Stuckbekleidung der inneren Wandung in einer Ausdehnung von 0,60 m abgefallen und die Tuffsteine offenbar durch Hitze schwarz und glasig geworden, während der Kalkstein Farbe und Gewebe verloren hat und weiß und erdig geworden ist. Ein abgeschlagenes ähnliches Tuffstück fand man 0,10 m über dem Boden. Ein Bleirohr an derselben Thür war geschmolzen und herabgelaufen. Scacchi nimmt an, daß ein Blitz, der also während des Lapilliregens gefallen sein müßte, dies verursacht hat. Dieselbe Erklärung nimmt er für einige andere ähnliche Fälle sowie für die Erscheinung der formlos gewordenen Gläser in Anspruch, da das Anhaften von Lapilli, die selbst keine Brandspuren haben, nur bei geschmolzenem Zustande des Glases möglich war.

Auch ein Erdbeben muß während der Eruption stattgefunden haben. Außer Plinius, der es für Misenum und Stabiä bezeugt, bestätigen es die Funde. Mauern und Säulen sind eingestürzt, ohne daß das Gewicht der Verschüttungsmasse es bewirkt haben kann. Einen Mann hat eine Säule erschlagen; einen andern, der in einem Zimmer am Isistempel am Tische saß, die Zimmerdecke. Sonach fanden Erdstöße schon vor Beginn des Ausbruchs statt. Daß andere folgten, ersieht man daraus, daß oft gebrochene Säulen- und Mauertheile oberhalb der Lapilli liegen. Gehobene und geborstene Schwellen und Fußböden, sowie zerissene Mauern sind vollgiltige Zeugen für starke Erderschütterungen.

Die Flucht bewerkstelligten gewiß viele Einwohner zu Pferde oder zu Wagen. Von 1860—1879 hat man außer einem Paar Karren und Radreifen nur acht Pferdeskelette gefunden, während die Eisentheile von Pferdegeschirren sehr zahlreich und der Ställe nicht wenige sind. Die Zahl der Umgekommenen ist dennoch groß gewesen. Aus früherer Zeit mangeln zuverlässige Angaben darüber; aber in den letzten achtzehn Jahren haben sich Theile

von nicht weniger als ca. 150 menschlichen Skeletten gefunden, so daß Ruggieros Annahme von 5—600 im Ganzen eher zu niedrig als zu hoch ist. Die Mehrzahl ist in den Gebäuden, in denen sie Schutz suchte, zum Theil familien- und gruppenweise erstickt oder verhungert. Man findet von ihnen, die zum Theil gar nicht von der Masse bedeckt wurden, nur spärlich Knochenreste. Die Herstellung der bekannten, die ganze Figur getreu wiedergebenden Fiorellischen Gypsformen war nur bei Denjenigen möglich, welche, während des Aschenregens fliehend, durch diesen schnell und vollständig eingehüllt wurden. Man hat bis jetzt fünf Männer und vier Frauen gefunden, sämmtlich in der Aschenschicht oberhalb der Lapilli. Nur der auf dem Gesicht liegende Mann, den die einstürzende Decke niederschlug und der mit gekrümmten Armen und Fingern sich wieder zu erheben suchte, ist in dieser Lage verschüttet worden. „Genau auf welche Weise und wodurch", sagt Ruggiero, „die andern acht getödtet wurden, die man in den Abdrücken dargestellt sieht, ist, wie ich glaube, nicht leicht mit Sicherheit zu schließen. Doch kann man wohl als klar und sichtlich hinstellen, daß die drei Männer und die Frau, welche rücklings liegen, entweder augenblicklich starben oder auf einmal von der Anhäufung der Asche bedeckt wurden, indem man an ihren Körpern nicht die Erschlaffung des Sterbens, sondern die Bewegtheit lebender Personen erkennt; und unter ihnen ist Einer, von dem man wegen der entschlossenen Haltung der Arme mit geschlossenen Fäusten und wegen der Eisenstange mit Holzresten, die neben ihm gefunden wurde, sagen möchte, daß er im Begriff war, sich Luft zuzuwehen oder Asche oder Dämpfe, die auf ihn eindrangen, abzuwehren. Von den andern vier Abgüssen liegen zwei Frauen auf dem Boden, das Gesicht mit Tüchern verhüllt, wahrscheinlich zum Schutz gegen die Asche; der Mann, der im Hofe der Gerberei gefunden ist, sowie die größere in der Gruppe der beiden Frauen liegen ausgestreckt auf der Seite gleich Schlafenden, wahrscheinlich so, wie sie hinsanken, als sie, durch Asche und Dünste am Athmen gehindert und von so vielen unglaublichen Schicksalsschlägen übermannt, zu gleicher Zeit Muth und Kraft verloren". — Der ebenfalls vortrefflich abgeformte Hund, der im Hause „des Orpheus" hinter der Thür angekettet war, ist, soweit seine Kette es erlaubte, auf die Lapillimasse gestiegen und zuletzt, wie sein convulsivisch gekrümmter Körper zeigt, gleichfalls durch die Asche erstickt worden.

Anfangs nicht bis über die Dächer begraben, konnten die Häuser von den Geflüchteten wiedererkannt und der werthvolle Inhalt, selbst Marmorbekleidung der Wände und manche Wandgemälde, durch Nachgrabungen herausgeholt werden. Erst allmälig, als die hervorragenden Theile zerfielen, neue Eruptionsmassen sie vollends bedeckten und sich in culturfähiges Land verwandelten, ging selbst die Erinnerung an Pompeji und sein Name verloren, und nur die Bezeichnung Cività, die an dem Gefilde haften blieb, bezeichnete seine Stätte. Mit Erde ausgefüllte Gänge, durch die Wände gebrochene Löcher und dgl. sind Spuren des Raubbaues, der auch später bei gelegentlichen Wiederentdeckungen hier getrieben worden ist. Der Meinung Ignarras, daß



Digitized by Google

erst durch die Eruption des Jahres 472 Pompeji und Herculanum ganz untergegangen seien, tritt J. A. Galante mit Recht entgegen. Der bekannte Beschluß, „die Güter der am Vesuv Umgekommenen, von denen Erben nicht vorhanden waren, zur Rehabilitation der betroffenen Gemeinden zu verwenden", kann sich auf andere nicht ganz vernichtete Orte beziehen, oder aber es ist ein Beweis, daß, wenn Pompeji und Herculanum gemeint sind, diese als Gemeinden einer Rehabilitation bedurften. Im Itinerarium Antonini fehlen beide Orte. Wenn die Peutinger'sche Tafel sie angiebt, so geschieht es also jedenfalls nur auf Grund der Schriftquellen. Statius nennt sie „die von Venus beweinte Heimath und die verlassene Flur des Alciden" und spricht von den Saaten, die auf dem Grabe der Städte grünten, so wie auch Martial deutlich sagt, daß die Stätte der Venus lieb und durch des Hercules Namen berühmt war — und das wenige Jahrzehnte nach der Katastrophe.

Andere Aufsätze der Sammlung haben die neueren Wandinschriften, die Contract-Tafeln, die Pflanzen auf den pompejanischen Bildern, die gewerblichen Oefen, die Darstellungen verschiedener Gemälde, die Herculanensischen Papyrus u. a. zum Gegenstande. Ueber die geodätischen und topographischen Arbeiten in Pompeji berichtet G. Tascone selbst, der als Ingenieur und Topograph im Generalstab bereits seit 1870 in Fiorellis Auftrage die Triangulation und Aufnahme der Stadt vorgenommen hat. Der neue Riesenplan, von dem erst eine geringe Zahl von Blättern erschienen ist, wird im Maßstabe 1 : 1000 hergestellt. Für die trigonometrische Vermessung ist als Basis das Plateau nahe dem Herculaner-Thor an der Stadtmauer in einer Länge von 248 m benutzt worden. Der Hauptpunkte sind 58, der Nebenpunkte 38 angenommen. Nach den Ergebnissen ist auch das höchst interessante plastische Modell von Pompeji angefertigt, das man im Museum zu Neapel bewundert. Von dem auf 662,684 Qu.-Meter berechneten Areal der Stadt sind bis 1878 264,424 Qu.-Meter, also etwas mehr als ein Drittheil, ausgegraben gewesen. Die Arbeit ist in ununterbrochenem rüstigen Fortschritt begriffen. Dennoch wird, wie leicht zu berechnen ist, noch manches Jahrzehnt erforderlich sein, um die ganze Stadt an's Licht zu fördern, und es bleibt den kommenden Generationen noch manche neue Entdeckung vorbehalten. Wenn wir nicht daran zweifeln dürfen, daß den Fortschritten der zukünftigen Forschung auch manche Erweiterung und Berichtigung der augenblicklich als unumstößlich und definitiv erscheinenden Resultate vorbehalten bleibt, so darf dieses gemeine Loos aller menschlichen Erkenntniß uns nicht hindern, uns des bis jetzt Erreichten zu freuen und namentlich die bedeutenden Ergebnisse der neuesten Forschung, deren Besprechung wir hier beendigen, mit Dank und Freude zu begrüßen.

Digitized by Google

# Naturſtimmen.

Von

**Otto Roquette.**

— Darmſtadt. —

## Oreas.

Heiliges Meer! Dich erwärmt gluthſendend der Tag, und es ſpiegelt
Flammender Strahlen Geſchoß blendend die Woge zurück.
Von des Gebirgs Hochwarten herab, zur kühleren Wohnung,
Undurchdringlich dem Blick Helios', lenk' ich den Schritt.
Draußen bewegt kein Hauch das Gezweige der ſilbernen Pappeln,
Schweigend und regungslos ſonnt die Platane das Haupt.
Laſtet die glühende Stund' auf Bergabhängen und Felswand,
Schattig im engeren Thal weiß ich geborgen mein Haus.
Schön umrahmt mir die Pforte mit Laub hochkletternder Epheu,
Farrnkraut dehnt ſich und Moos unter dem regnenden Quell.
Aber da drinnen durchweht mir den Saal traumwebende Dämmrung,
Lieblich zu ſinnen iſt dort, lieblich auch tönt der Geſang.
Hallende Gänge durchziehn das Geſtein, zu Gemächern der Schweſtern,
Die ſich am grüßenden Ruf weithinwohnend verſtehn.
Nimm mich denn auf, mein Fels! Bis über dem Meer die Geſtirne
Wieder hinaus auf die Höh'n locken zu Reigen und Spiel!

## Ein junger Satyr.

Schattig und kühl iſt's hier. Kaum huſchen verlorene Strahlen
Durch das belaubte Gezweig in das umgrünte Verſteck.
Lang durchſchwärmt' ich die Nacht zum hell aufſteigenden Morgen
Luſtig bei Vater Silens nimmer verſiegendem Schlauch.
Müde nun komm' ich, und gleich zum Ruhen ein liebliches Plätzchen
Find' ich, ein Lager von Moos hier an den Felſen gelehnt.
Holdes Behagen, in's Grün die ermattenden Glieder zu ſtrecken,
Neben dem rieſelnden Quell! Labe mich, kühlende Fluth!

Digitized by Google

Goldenes Schlänglein, hast du ein sonniges Fleckchen gefunden
Nachbarlich auf dem Sand? Stören einander wir nicht!
Dein ist der Platz, den Du dir erkoren, und mein ist die Stelle,
Die zum Genuß ich gewählt. Mein ist der Wald, so wie dein.
Ueber dem Haupt mir hangen im Duft reichschwellende Früchte,
Leicht auch erreicht sie die Hand. Labende Früchte sind mein!
Mein ist der Syrinx Ton, und die Luft an erklingendem Spiele;
Ruhen doch laß ich das Spiel, weiß ich doch, daß es mein!
Ruf' ich den Schlummer, er kommt, mir leise die Augen zu schließen.
Schlummer auch ist mir bereit! Alles ist, Alles ist mein!

Oreas.

Schlummert und träumet das All, doch ruhlos wirkt der Gewässer
Ewiges Werden und Gehn, immer beweglicher Trieb.
Wasser umfließt, durchströmt, bringt Leben dem All, von dem Tropfen
Thauiger Nacht, zum Quell, der sich dem Meere vereint.

Satyr.

Singst du, Nymphe des Bergs, in der kühlumschlossenen Klause
Wieder dein Lieblingslied, ewigen Quellengesang?
Du, mit der Felsenbrust, unnahbar, süß doch verlockend,
Gieße den Zauber mir aus! Singe mich hold in den Schlaf!

Oreas.

Lichtlos, tief im Geklüft, ansammelt sich thauige Feuchte,
Blindlings treibt sie noch hin, nieder zu sickerndem Spalt;
Bis sie gewichtiger sinkt, und vom ersten fallenden Tropfen,
Hoch von der Wölbung her, drunten erklingt das Gestein
Tropfen um Tropfen drängt, sie folgen sich eilig; es rieselt,
Sprudelt und perlt von der Höh rings durch das Quellengemach.
Hold in der Dämmrung tönt es wie Kinderlachen und Necken,
Wölbung bringt es und Schall hell und melodisch zurück.
Rinnen und Fließen beginnt, und es sucht sich und jagt sich und eint sich,
Trennt sich wieder; zu eng wird ihm des Hauses Gelaß.
Drinnen im dämmrigen Licht will keins mehr weilen; zum Bach schon
Fühlt sich erwachsen der Quell, träumend von hellerem Licht.
Draußen ist strahlender Tag, ist Freiheit! Grollend und drängend
Nimmt die erwachende Kraft uralt ewigen Lauf.
Steil von dem Felsenthor ist der Absturz. Finster im Grunde
Starrt um der Klippen Gezack pfadlos drohende Nacht.
Jählings schießen die Wasser hinab, von Stufe zu Stufe
Schäumend und tobend, in Dampf hüllend den rasenden Sprung.
Aus der Verwirrung Strudeln, die Tiefe mit Donner erfüllend,
Reiße dir, kämpfe dir, Bach, wieder zum Lichte die Bahn! —

Lykon.

Hier war's! Lausche mit mir! Hier war es! Die Stimme vernahm ich
Wieder, den holden Gesang! Still! Nicht athme zu laut!

Glaukos.

Hört' ich doch nichts von Geſang! Nicht droben am felſigen Strande,
Noch in der Thalbucht hier. Was nur bethört Dir den Sinn?

Lykon.

Deutlich drang es zu mir! Schon kenn' ich die rufenden Töne!
Hörte ſie oft! Wo blieb, wo, die verhallende Spur?

Glaukos.

Nur in der Fichte Geſumm, das, hoch in den Wipfeln, am Mittag
Selbſt nicht ſchläft, iſt leis noch ein vernehmlicher Hauch.

Lykon.

Ringsher klingt mir und ruft, wie ein fernhinlockend Geheimniß,
Räthſelgeſang! Umſonſt forſch' ich dem Rufenden nach!

Glaukos.

Suche Du nur! Mir bleibt, was ſonſt ſich bietet. Die ſchönſten
Beeren am Strauch! Den Fund naſch' ich vergnüglich Dir weg.

Lykon.

Doch was iſt Dies? Komm her! Doch leiſe! Betrachte den Schläfer,
Der auf das ſchwellende Moos, ruhend, ſich niedergeſtreckt!

Glaukos.

Wahrlich, er macht ſich's bequem! So nackt auf dem Lager! Der Faulpelz!
Hübſch iſt der Junge! Doch ſieh! Blick auf das Ohr ihm genau!

Lykon.

Iſt er ein Gott? War ſein der Geſang? Nein, nimmer und nimmer!
Liegt er in Schlummer doch feſt! Iſt er doch grade wie wir!

Glaukos.

Ja, beinahe wie wir! Doch ſchau nur die ſpitzigen Oehrlein!
Satyrchen! Schläfſt Du noch lang? Heißa, Dich zupf' ich am Ohr!

Satyr.

Daß Dich die Fauſt Silens —! Du Tropf! Was war? Und wer ſind mir
Die zwei Glotzenden da? Neckte mich Einer von Euch?

Glaukos.

Reib Dir den Schlaf aus den Aeuglein, Satyrchen! Nur an der Spitze
Zupft' ich Dein Ziegenohr, um mit Dir luſtig zu ſein.

Satyr.

Ei, Du Erdengeſpött, Du geisfellzottelbewammſtes!
Wart, Dir büß' ich die Luſt, ringe zu Boden Dich hin!

Digitized by Google

Glaukos.

Ja, komm an! Zum Ringen sind Brust mir und Arme gefügig!
So! So faß ich Dich! Gelt? Kräfte besitzen auch wir!

Satyr.

Au! Laß los! Du zerbrichst mir den Leib! Ich will mich ja geben!
O Du Tölpel! Wie plump machst Du zum Ernste den Scherz!

Glaukos.

Sei's denn Scherz, und vertragen wir uns! Ich streichle die Glieder,
Die ich zu stark Dir gebläut, Satyrchen! Komm und sei gut!

Satyr.

Nun, so sei's! Du gefällst mir nicht schlecht, obschon Du so grob bist!
Aber wer seid Ihr Zwei? Woher kommt Ihr des Wegs?

Glaukos.

Hirten vom Berg sind wir. Doch frage nur meinen Genossen,
Was ihn zu Thale gelockt, wie er mich selber bethört!

Lykon.

Immer vernehm' ich Gesang, der mit Zauberklange mich nachzieht!
Hör' ihn im Rauschen der Fluth, hör' ihn auf hohem Gebirg!
Hör' ihn im Wehen des Windes, am Fels, in Gebüschen des Waldes!
Hier auch lockte der Ton rufender Stimme mich her.

Satyr.

Stimmen sind viel ringsum, nicht schwer auch sind sie zu fesseln.
Wenn man zu locken versteht, zeigt sich was Holdes zumeist.
Ja, und verständest Du gar die melodische Sprache der Syrinx,
Antwort käme Dir wohl. Nimm sie, versuche den Ton!

Lykon.

Nicht ist der Syrinx Kunst mir fremd. Laß sehn, wie die Deine
Klingt? Von dem Hirtentanz blas' ich den Reigen Dir vor.

Satyr.

Eia! Das zuckt durch den Fuß! Gar meisterlich schaffst Du die Töne;
Lockst Du Dir damit nichts, mangelt's an Hirn Dir und Sinn! —
Aber Du Anderer scheinst nicht blos nach Stimmen zu laufen,
Oder Du findest Dir bald, was sich des Findens verlohnt?
War sie vom Hirtengeschlecht, die zuerst im Wald Dich verständigt?
Oder erwischtest Du sie, kundig aus eignem Verstand?
Was, Du errötetest? Haha! Ihr ewigen Götter! Bei solchen
Fäusten und Schenkeln, verschämt senkt er, erröthend, den Blick!

Glaukos.

Ei, Du windig Gezücht! Gleich soll von den Fäusten, zum Lohn Dir
Ueber das Knie mir gelegt, Spott und Gefasel vergehn!

Digitized by Google

Satyr.

Haſche mich erſt! Nicht Schwingen des Windes ſind Dir gegeben,
Nur zwei Beine. Verſuch's! Wettlauf biet' ich Dir an. —

Lykon.

Fort durch den Wald hinjagen ſie, gleich ſpieltobenden Knaben.
Einſam bleib' ich zurück, wieder und wieder getäuſcht!

Oreas.

Durch der Verwirrung Nacht, mit entfeſſelten Armen, noch einmal
Bricht aus dem Felſen der Bach, jauchzend in ſiegendem Sprung.
Sonnig umglänzt ihn der Tag, und es wölbt ihm den farbigen Bogen
Goldener Sonnenſtrahl über die ſchäumende Fluth.
Spielend in wonnigem Licht hinſprüht er das Tropfengefunkel,
Bis er den ſtürmenden Lauf hemmt in geweitetem Thal.
Dort empfängt die Najad' ihn in tönender Grotte. Willkommen!
Weilen und zögerndes Ruh'n nicht mehr däucht es ſo ſchwer.

Lykon.

Horch! Es erklingt mir auf's Neu! Holdſelige Stimme, wo dringſt du
Her? Wo ſuch ich es auf, was mir die Seele berückt?

Oreas.

Lang iſt der Weg. Auch das Thal noch zwingt zu gewundenem Laufe,
Doch die beruhigte Fluth wandelt zur Freude dahin.
Lächelnd erweckt zum Licht unzählige Keime des Lebens
Raſtlos ſchaffende Kraft auch im Vorübergehn.

Lykon.

Zeige Dich mir! O komm und befreie mich! Löſ' in der Bruſt mir,
Was ich zu ſagen umſonſt noch mit den Lippen gehofft!
Ach, es bedrängt' mir die Seel', und in unermeßlicher Fülle
Möcht' ich verſtrömen das Glück, ringend doch ſtets mit dem Wort.
Was im Gefühl mir lebt, zu erfaſſen ſtreb' ich, zu halten,
Töne mir ſuch ich und Klang, doch ſie verbinden ſich nicht!
Wer Du auch ſeiſt, woher Du auch dringſt, Dich ruf' ich! Verſtumme
Diesmal nicht dem Gehör! Dich nur hab' ich geſucht!
Dich auf den Höh'n des Gebirgs vernommen! In ſchattigen Thälern
Dir nur lauſcht' ich! O laß weiter erklingen das Lied!
Liebende Götter! O dort! Es tritt aus der Pforte des Felſens
Himmliſch eine Geſtalt! Gottheit! Nymphe des Thals!
Laß mich geſegnet ſein von Deiner beglückenden Nähe!
Lehre den ſtammelnden Mund ſeelebefreiendes Wort!

Oreas.

Nahe mir nicht! Bleib fern! Ich vernahm die Klagen des Träumers,
War ihm nahe genug, wenn er allein ſich gewähnt.

Google

Lykon.

O so weißt Du, was ganz mich erfüllt! Der Sprache des Herzens
Löse die Fessel und gieb Rede mir für das Gefühl!

Oreas.

Finde sie selbst! Was Dein, kein Andrer kann es erfassen.
Dein muß werden in Dir, was kein Andrer Dich lehrt.

Lykon.

Alles, was schön und erhaben, was groß ich erkannt, es bedrängt mich,
Daß es so übergroß, übererhaben mir ist!

Oreas.

Sinne Bescheidenem nach! Blick hin auf die Werke des Tages!
Ist es nichts Großes, so laß größer es scheinen im Lied!

Lykon.

Eng nur ist der Bereich. Um die Weide der Heerden bewegt sich
Und um des Vaters Gehöft, kommend und gehend der Tag.

Oreas.

Wohnst Du im schattigen Thalgrund, oder auf sonniger Höhe?
Trittst Du Morgens hinaus, sag, was erblickst Du zuerst?

Lykon.

Weit das unendliche Meer! Von gebreiteter Fläche des Berges
Sieht mein trunkener Blick nieder zum blauen Krystall.
Silbern kreist durch den Aether des Adlers weißes Gefieder,
Goldig schimmern im Duft Ufer und Felsen umher.
Phöbus, den Bringer des Lichts, dann grüß' ich mit offenen Armen,
Send' ihm bittenden Ruf, daß er mir segne den Tag!

Oreas.

Phöbus lächelt dem Gruß, und des Segens hat er für Alle,
Wohntest Du einsam gleich über verlorenen Höh'n.

Lykon.

Nicht durch höchstes Gebirg von thalhinwohnenden Menschen
Bin ich geschieden, und gern steig' ich zu ihnen hinab.
Dort mit krausem Geäst grünt meerhauchliebender Oelbaum,
Reich an Früchten; und süß quillt aus den Rosen der Duft.
Dort beut, schwellend von Saft, sich die Traub' an kletternden Reben,
Und mit geschäftiger Lust freut sich der Ernte das Thal.
Arbeit fördert das Werk, und es rüstet zum Feste der Kelter
Eifrig die Jugend schon immer willkommenes Spiel.
Dann auch kommen vom Berge die Hirten und bringen Geschenke,
Bringen zum Reigen sich selbst, muntre Gesellen des Tags.
Für Dionysos' Gaben, die herrlichen, naht sich der Festchor,
Dank zu bringen, und laut: Evoe! schallt der Gesang.
Aber vermummt auch kommt ein Gefolge des schwärmenden Bakchos,
Mit bocksbeinigem Tritt stampft es verwegenen Tanz.
Schöner in eigner Gestalt doch wählt sich die Jugend zum Wettspiel
Ringen und Sprung und des Laufs lüftedurchfliegenden Sieg.

Digitized by Google

Aber das Herrlichſte bringt, und die ſchönſten der Kränze, dem Feſte
Preiswetteifernd im Lied ſeelebeſchwingter Geſang.
Hier in den Reihen zu ſtehn, ein Geweihter, die Klänge zu finden
Allebeſtrickender Kunſt, größer nicht wüßt' ich ein Glück!
Würde kein Kranz auch mein, nur zu ſingen begehrt ich, zu ſingen!
Ja' und ich fühl's! In der Bruſt wacht es von heute mir auf!

Oreas.

Fändeſt Du heute Geſang, den erſehnten, den Du gefeſſelt
Dir auf den Lippen gewähnt, ſprich, was ſängeſt Du heut?

Lykon.

Dich, o Göttin! Nur Dich! Du rieſſt mich beglückend in's Leben,
Denn erſt heute beginnt ganz mir des Lebens Gefühl!
Aber noch bring' ich Dir nichts, noch leb' ich im ſeligen Anſchau'n,
Leb' in der Hoffnung, Dein, Himmliſche, würdig zu ſein.
Sei mir gütig und hold! Nicht wieder verbirg Dich den Blicken,
Daß mir, zu Füßen Dir, Stunden und Tage vergehn!

Oreas.

Nahe mir nicht! Einſt kennſt Du Dein Loos. Nicht bin ich Dir abhold!
Freuden und Qualen genug reifen noch Deinem Geſang!
Nimm von des Epheus Laub das Gewind', und trage den erſten
Kranz! Und berührt er Dein Haupt, fühl' es den Göttern geweiht!

Lykon.

Weile noch Göttliche! Schon entſchwand ſie den ſuchenden Augen,
Aber ſie warf mir den Kranz nieder! Ich drück' ihn auf's Haupt.
Wie durchglüht er mich ganz! Wie ſtrömt ein heilig Entzücken
Mir zum Herzen, und hebt mich wie auf Schwingen empor!
Göttin! wer Du auch ſeiſt, die geweiht mir die Stirn, Du erhöhteſt,
Goſſeſt der Schönheit Licht über mein Denken und Sein!
Schöner erklinge mein Gruß, wenn einſt Du mir wieder erſcheineſt!
Ja, Du erſcheinſt mir, ich weiß! Prüfen nur willſt Du mein Herz!
Schöner den Göttern allen und würdiger klinge zum Opfer
Wolkenempor des Danks ſtrömender Weihegeſang!
Froher auch ſchalle dem Tag, den ſie tauſendfältig mir ſchmücken,
Jeglicher Stunde Geſchenk, göttergegebenes Lied!

Glaukos.

Müde gehetzt und gejagt, die Waldbrut mir zu erbänd'gen!
Aber wir ſäumten zu lang'! Fort, und zu Berge zurück!

Satyr.

Hellen Geſang vernahm ich von kundiger Kehle. Der Träumer
Steht mit erhobenem Haupt, ſeht, und die Stirne bekränzt!

Lykon.

Euch von den Göttern zumeiſt willkommen im Kranze der Reben
Iſt Dionyſos. Preiſt mit mir den Bringer der Luſt!
Früchte des Herbſtes in Gold und Purpur ſchenkt er in Fülle,
Wald und Thäler ſind voll ſeiner verſchwendenden Spur.

Digitized by Google

Ueber die Meerfluth zog er mit rebenumflatterten Segeln,
Länder und Inselstrand grüßten den himmlischen Gast.
Segnend spendet er Allen. Die Traube gedieh an den Bergen,
Tempel und Säulendach hüten ihm seinen Altar.
Ewiger Jugend Glanz umstrahlt ihn; ewiger Jugend
Leben, in seinem Dienst, huldvoll schenkt er der Welt.
Preis Dir, segnender Gott, der zu jedem Genusse des Lebens
Allen verliehen die Kraft, Alle berufen zu Dir!

Glaukos und Satyr.

Preis Dir, segnender Gott, der zu jedem Genusse des Lebens
Allen verliehen die Kraft, Alle berufen zu Dir!

Glaukos.

Aber wer lehrte Dich das? Von den Lippen strömt Dir der Töne
Zauber, und reißt auch mich fort in willkommenem Zwang!

Satyr.

Singe mir mehr, und ich folge Dir nach, und ich lausche den Klängen,
Wo mir der Wiederhall Bakchios Sänger verräth!

Lykon.

Nicht Dionysos allein! Die Unsterblichen Alle, die waltend
Thronen im Wolkensaal, preist die entfesselte Brust!
Aber den strahlenden Gott, der die Saiten der goldenen Leier
Stimmt zu der Musen Gesang, wähl' ich vor Allen mir aus!
Phöbus Apollon, Dich! Du entzückest die seligen Götter,
Gieb für die irdische Brust mir den erweckenden Ton!
Grüßt in der Früh' Dein Licht mein Auge, von Fluthen des Meeres
Wiedergestrahlt, auch mir strahl' es in's innerste Herz!
Daß ich, erleuchtet, erwärmt vom heil'gen Gefühle des Lebens,
Was Du mir liebend enthüllt, freudig verkünde der Welt!
Preis Dir, segnender Gott! der die Pfade der Wogen und Erde,
Tiefen und Höhen der Welt Allen erhellt und geschmückt!

Glaukos und Satyr.

Preis Dir, segnender Gott! der die Pfade der Wogen und Erde,
Tiefen und Höhen der Welt Allen erhellt und geschmückt! —

Oreas.

Stimmen und Laute verwehn an Felsenwänden und Wipfeln,
Aber beseelter Gesang trägt unendlich sie fort.
Immer erneut und bewegt sich Gewordenes. Leben um Leben
Reiht sich in ewigem Gang aus dem erschlossenen Keim.
Nimmer zurück, nur vorwärts hastet die Welle des Baches,
Reicher ans jedem Thal dehnt er und breiter die Bahn.
Rieselnde Brünnlein hüpfen von blumigen Ufern; in's Weite
Wollen sie mit und im Arm wogenden Glanzes vergehn.
Wilde Gesellen entstürzen der Schlucht; die gebändigten reißt er
Fort, zu vereinter Gewalt fluthengeschwellterem Lauf.
Herrlich, ein mächtiger Strom, durchzieht er segnend die Erde,
Bis er in's Fluthen-All wandert, in's heilige Meer.

# Richard Wagners „Ring des Nibelungen" in Berlin.

Von

**Paul Lindau.**

— Berlin. —

## I. Die Vorgeſchichte.

Im vergangenen Winter tauchte auf einmal das Gerücht auf, daß Wagners „Ring des Nibelungen" am Königlichen Opernhauſe zur Aufführung gelangen werde. Da dieſe Mittheilung in ganz beſtimmter Form auch von ſolchen Blättern gebracht wurde, die, wie man gewöhnlich ſagt, „der oberſten Leitung unſerer Hofbühne naheſtehen", das heißt in's Deutſche überſetzt: deren Reporter bei dem Herrn Generalintendanten von Hülſen Erkundigungen einziehen, ſo konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß es ſich um etwas Ernſthafteres als um ein bloßes Gerede oder um einen tendenziöſen ballon d'essai handelte. Jene Meldung verfehlte daher nicht, in den muſikaliſchen Kreiſen unſerer Hauptſtadt ein gewiſſes Aufſehen zu erregen.

Die Beziehungen, welche ſeit Jahren zwiſchen dem Dichter-Componiſten der „Nibelungen" und dem Königlichen Generalintendanten, zwiſchen Richard Wagner und Herrn von Hülſen, beſtehen, ſind nicht geheimnißvolle. Richard Wagner ſteht der Leitung der Berliner Hofbühnen nichts weniger als freundlich gegenüber; und die Perſönlichkeit Richard Wagners, die unter Umſtänden recht ſchroff ſein kann, iſt dem Berliner Generalintendanten, der auch ganz genau weiß, was er will, und eifrig darauf bedacht iſt, ſich ſeine Kreiſe nicht ſtören zu laſſen, ebenfalls nicht ſympathiſch. Die beiden Gegenſätze treffen nur in der Anerkennung der einen Thatſache zuſammen: daß jener große Operncyklus, den wir nach ſeiner Geburtsſtätte und nach dem von Wagner ſelbſt gewählten Ausdruck der Kürze halber das Bayreuther Feſtſpiel nennen, auf der Bühne des Berliner Opernhauſes nicht zur Aufführung gelangen könne.

Digitized by Google

Richard Wagner erachtet den ganzen Apparat, der ihm hier zur Verwirklichung seiner musikalischen Gedanken zur Verfügung steht, für unzulänglich. Er setzt voraus, daß es ihm nach dem hier herrschenden Princip nicht gegönnt sein werde, auf die Vorbereitung und Ausführung seines Werkes jenen bestimmenden Einfluß auszuüben, den er als Dichter und Componist des Werkes beanspruchen dürfe und für das Gelingen als unumgänglich erachtet. Er hat den Wunsch, in der Besetzungsfrage ein entscheidendes Wort mitzusprechen, und die Einstudirung solchen Musikern anvertraut zu sehen, von denen er selbst die Ueberzeugung hegt, daß sie ganz von seinen Intentionen durchdrungen sind, daß sie dem Werke eine Aufführung in seiner Weise und in seinem Stile bereiten können.

Herrn von Hülsen dagegen erschrecken die künstlerischen Schwierigkeiten, welche die Aufführung darbietet, in geringerem Maße. Er erklärt aber, daß er persönlichen und technischen Hindernissen gegenüber treten werde, die kaum zu bewältigen seien. Das Eingreifen und Dreinreden des Componisten in Angelegenheiten, die unter allen Umständen als interne Angelegenheiten des Königlichen Opernhauses betrachtet werden, oder, um den dienstlichen Ausdruck zu gebrauchen, als „Sachen der Königlichen Verwaltung", sei unleidlich und mit einem geregelten Geschäftsgange unvereinbar. Man könne nicht für ein bestimmtes Werk so tiefgreifende Specialmaßregeln treffen, wie es, um nur ein Beispiel anzuführen, etwa das Engagement eines besonderen Musikdirectors, eines „Nibelungen"-Kapellmeisters sein würde. Wagners Forderungen seien überhaupt unerfüllbar. Er beanspruche, daß die verschiedenen Opern, welche den „Ring des Nibelungen" bilden, auch dem Berliner Publicum als ein Ganzes geboten würden; und wenn dies nicht auf einmal geschehen könnte, so sollten doch die einzelnen Theile eben als Theile des Ganzen erscheinen und nicht als selbständige Opern. Es sollte also die Reihenfolge des Werkes beibehalten bleiben: mit dem „Rheingold" der Anfang und mit der „Götterdämmerung" der Schluß gemacht werden. Die einzelnen Theile sollten in möglichst kurz bemessenen Zwischenräumen auf einander folgen. Diese Bedingungen könne die Leitung unseres Opernhauses nicht acceptiren, denn dadurch würde das regelmäßige Repertoire, das die Sänger, die Orchestermitglieder und die technischen Kräfte schon sehr stark in Anspruch nimmt, auf unberechenbare Zeit hin gestört werden. Das seien Nachtheile, welche durch den Vortheil, den die Aufführung des Wagner'schen Werkes gewähre, nicht aufgewogen würden. Ueberdies sei die bauliche Beschaffenheit des Königlichen Opernhauses eine so ungünstige, daß sehr umfassende Veränderungen, welche eventuell sogar die Schließung des Theaters auf einige Zeit erfordern würden, unvermeidlich erschienen.

So lagen die Sachen am Anfang des vergangenen Winters, und es war daher kaum anzunehmen, daß diese beiden Gegensätze zu einer Vereinbarung über die Darstellung der „Nibelungen" jemals zusammentreffen würden. Da seit den Bayreuther Aufführungen inzwischen mehr denn vier Jahre verflossen

Digitized by Google

waren, und andere Bühnen, sogar Privatbühnen, wie namentlich die Stadttheater von Hamburg (Pollini) und Leipzig (Angelo Neumann) das Gesammtwerk zur Aufführung gebracht hatten, so hatten sich die Berliner allmählich ganz in den Gedanken hineingelebt: wir werden in der Hauptstadt des deutschen Reiches die „Nibelungen" nie zu sehen bekommen, wenigstens nicht, so lange Herr von Hülsen am Ruder ist. Daher die Ueberraschung, als nun auf einmal eine gegentheilige, und wie es schien, verbürgte Meldung in die Presse kam.

Was war geschehen? Der Operndirector des Leipziger Stadttheaters, Angelo Neumann, der schon mit demselben künstlerischen und materiellen Gelingen wie B. Pollini in Hamburg das Wagner'sche Werk in mehreren Cyklen zur Aufführung gebracht hatte, ein ausgezeichneter Opernregisseur und mit dem technischen Apparat vollkommen vertrauter Mann, ein guter Musiker — er ist selbst lange Jahre hindurch Sänger gewesen — und ein findiger Kopf, war nach Berlin gekommen und hatte mit dem Besitzer eines unserer schönsten Theater, des Victoriatheaters, Verhandlungen angeknüpft, in Betreff der eventuellen Ueberlassung der Bühne zum Zweck der Darstellung des Festspiels. Bevor diese Verhandlungen perfect geworden waren, hatte er von seinem Vorhaben auch mit Herrn von Hülsen gesprochen und diesem gesagt, daß es ihm am erwünschtesten wäre, wenn er das Festspiel im Opernhause selbst würde aufführen können, mit den vorhandenen Kräften des Opernhauses, die durch ausgezeichnete Gäste noch verstärkt werden sollten.

Herr von Hülsen nahm die Mittheilung natürlich mit größtem Interesse entgegen, machte aber zugleich auf die Schwierigkeiten aufmerksam, die der Verwirklichung dieses Vorhabens in den Weg treten würden. Angelo Neumann erklärte mit siegesgewissem Ausdruck, daß er derselben ohne weiteres Herr werden würde, daß die technischen Neuerungen ganz unbedeutende seien, daß das regelmäßige Repertoire nicht einen Tag unterbrochen zu werden brauche ꝛc. Er machte sich auch anheischig, vom Componisten selbst die Zustimmung zur Aufführung zu erlangen. Der Generalintendant hielt in Folge dessen Sr. Majestät dem Kaiser Vortrag über die Sache; und unser Monarch, der Herrn von Hülsen mit dem vollsten Vertrauen beehrt, entschied, daß der Chef unserer Hoftheater vollkommen freie Hand in der Angelegenheit haben solle. So schien denn die Aufführung eine beschlossene Thatsache zu sein. Und zu jener Zeit geschah es, daß die Blätter die vorerwähnten Mittheilungen brachten.

Eine Schwierigkeit war indessen noch nicht gelöst: die Frage des Kapellmeisters. Herr von Hülsen verlangte, daß das Werk wie alle anderen durch die bestallten Musikdirectoren des Opernhauses vorbereitet werde, während Angelo Neumann, der natürlich die Interessen Richard Wagners vertrat und diesen ganz genau kennt, beanspruchte, daß ein mit den Intentionen des Meisters ganz vertrauter Musiker, daß der in der That vorzügliche Kapellmeister Seidl die Einstudirung und Leitung übernehmen solle.

Digitized by Google

Die vorzeitige Veröffentlichung brachte noch eine andere Schwierigkeit mit sich: die künstlerischen Kräfte des Opernhauses fühlten sich in ihrem Künstlerstolze dadurch gekränkt, daß eine fremde Hand auf einmal in ihre Geschicke eingreifen, die Einen verwerfen, die Andern nehmen dürfe, daß ihnen zeitweilige Collegen von andern Theatern octroyirt werden sollten, die ihren Specialcollegen die Partien vor dem Munde wegsingen würden ꝛc. Kurz und gut, sie erachteten die Aufführung der „Nibelungen" unter Angelo Neumann, die, wie immer die Sache sich auch gestalten werde, einen Leipziger Anstrich behalten würde, als ein Armuthszeugniß für das Königliche Opernhaus, das von rechtswegen die erste lyrische Bühne des deutschen Reichs sein sollte. Sie vereinigten sich also zu einem Protest, der sofort mit den Unterschriften unserer angesehensten Künstler bedeckt wurde. Herr von Hülsen sah also Verwicklungen ohne Ende voraus. Er wollte die Empfindlichkeit und die berechtigten Eigenthümlichkeiten seiner pflichtgetreuen und von ihm hochgeschätzten Künstler schonen; und da auf der andern Seite auch die Frage des Kapellmeisters noch nicht gelöst war, so entschloß er sich kurzer Hand, die Verhandlungen abzubrechen.

Angelo Neumann kam nun auf seine erste Idee wieder zurück, am Victoriatheater mit einer besonders zusammengestellten Gesellschaft die „Nibelungen" aufzuführen, — eine Idee, die übrigens weit mehr den Beifall Richard Wagners hatte als die mit Herrn von Hülsen geplante Combination.

Und so ist denn in der That Angelo Neumann mit einer eigens gebildeten Gesellschaft, die aus hervorragenden und auserlesenen Gästen unserer ersten Bühnen, aus den bewährtesten Künstlern der Leipziger Oper und aus der durch Mitglieder des Leipziger Orchesters verstärkten Berliner Symphoniekapelle zusammengesetzt ist, nach Berlin gekommen. Die musikalische Leitung des Ganzen hat Anton Seidl übernommen.

Das Berliner Publikum schuldet dem Leipziger Operndirector tiefen Dank dafür, daß er die Aufführung des kolossalen Werkes in der Reichshauptstadt ermöglicht hat, und dies unter den allerschwierigsten Bedingungen. Es gehört dazu eine Unerschrockenheit, ein Muth, die fast die Tollkühnheit streifen, ein Vertrauen zur eigenen Leistungsfähigkeit, das als eine grenzenlose Selbstüberhebung verschrieen werden würde, wenn es durch die gelungene That sich nicht rechtfertigte.

Dieses Gefühl der Anerkennung kann nicht vermindert werden durch eine gewisse wehmüthige Empfindung darüber, daß Wagners großes Werk nicht auf derjenigen Bühne hier zur Aufführung gelangt, auf die es von rechtswegen gehört. Mag man der Wagner'schen Kunst auch so fern wie möglich stehen, es ist und bleibt unbestreitbar, daß wir hier eines der gewaltigsten und großartigsten Werke der deutschen Kunst vor uns haben, und daß eine erste Bühne, und nun gar die erste Bühne kein Opfer an Zeit, Mühe und Geld scheuen durfte, um der Ehre der Aneignung dieses Werkes theilhaftig zu werden. Ich habe nicht die geringste Veranlassung, mich in persönliche

Angelegenheiten, die mich nichts angehen, hineinzumischen und mir in technischen Dingen, die ich nicht genügend beherrsche, ein Urtheil anzumaßen; aber Jedermann darf constatiren, daß der „Ring des Nibelungen" nicht am Opernhause aufgeführt worden ist, und darf hinzusetzen: das sollte nicht so sein!

## II. Berlin und Bayreuth.

Berlin, am 6. Mai.

Die Bedingungen der Darbietung sind diesmal ganz andere als in Bayreuth; sie sind, um meine Ansicht darüber in ein Wort zusammenzufassen, ungleich bequemere und doch viel ungünstigere.

Bayreuth im August 1876 — wer's gesehen hat, vergißt es nicht wieder! —

Wer während jener denkwürdigen Tage in Bayreuth gelebt hat, der wird begreifen, wie die hellenische Cultur besondere Tempelstädte gleich Olympia errichten mußte. Ueber dieser wunderbaren Vereinigung von Leuten aus allen Ständen, die sich sammt und sonders aus ihrer gewöhnlichen Umgebung herausgerissen hatten und nur in der Erwartung eines gemeinsamen künstlerischen Genusses aus allen Richtungen der Windrose zusammengeströmt waren, lag ein ganz besonderer Zauber, eine geheimnißvolle Weihe. Auch in Bayreuth hatte man Altäre errichtet, und der Weihrauch wirbelte in betäubendem Qualm. Nur war unsern modernen Anschauungen ganz entsprechend die frohe und lustige Vielgötterei der alten Heiden verstoben, und aus der Götterdämmerung heraus war leuchtend und strahlend der Eine und Einzige — optimus maximus — hervorgetreten.

In dem fränkischen Städtchen herrschte der monotheistische Cultus in aller seiner Strenge. Er war der Meister, und es sollten keine anderen Götter sein neben ihm. Aus seinen Werken wurden Glaubenssätze mit dogmatischer Kraft extrahirt, ein förmlicher Katechismus mit den Geboten und dem Glaubensbekenntniß. Und fragte der gläubige Jünger: „Was ist das?" — so antwortete diesmal zwar nicht Martinus Luther; aber Porges, Edmund von Hagen und Hans von Wolzogen blieben die Antwort nicht schuldig.

Man sprach eine besondere gewählte Sprache, die der Nicht-Eingeweihte kaum verstand. Wer seinen recommandirten Brief nicht rechtzeitig empfing, der klagte darüber, daß ihn „Sorge fehre", und wer eine Portion grünen Aal bei Angermann bestellte, der sagte: „Ich buhle mit Aalen, deren Balg mich nicht ekelt". Dem Kutscher, der nach dem Festspielhause hinauffuhr, rief man zu: „Hojotoho!" Man klopfte den Rhythmus des Schmiedemotivs auf den Tisch, um der Kellnerin zu bedeuten, daß sie ein neues Seidel bringen solle, und war das Bier nicht frisch, so sagte man mit Jung-Siegfried: „Deinen Sudel sauf selbst!"

O, dieses Schmiedemotiv! Wochenlang hat es mir im Kopfe gehämmert. Der ganze Zuschnitt des Lebens hatte etwas Besonderes, von dem Gewöhnlichen Abweichendes. Es war Alles ganz specifisch auf die Trilogie gemünzt. Man



TAYLOR INST. OXFORD
Digitized by Google

sprach von nichts Anderem, man beschäftigte sich mit nichts Anderem. Man lauschte den Lehren der Hierophanten, die uns die Hieroglyphen der Leitmotive deuteten, und die liebe musikalische Seele kam nicht zur Ruhe. Ueber der bunten Gesellschaft bei Angermann rauschte das Waldesweben, und wenn einem Häretiker nicht gerade das Seidel an den Kopf flog, so konnte er sich auf den Quart-Sexten-Accorden ungestraft wiegen und die überwundenen Vorurtheile der einfachen Melodie mit dem abgestandenen Dreiklang belächeln. — Da oben auf der Anhöhe stand der große Kunsttempel mit seinen ganz besonderen Vorrichtungen. Es mußte eben Alles ganz besonders sein.

Nun wird uns dasselbe Kunstwerk unter ungefähr normalen Bedingungen dargeboten, — wenn ich von den Künstlern und Technikern absehe, sogar unter ganz normalen — in einem unsrer ständigen Theater und in unsrer Heimat. Nur in äußerlichen Geringfügigkeiten erinnert das Victoriatheater an das Bayreuther Festspielhaus: Der Vorhang hebt sich nicht vertikal, er theilt sich horizontal. Es ist nicht der gewöhnliche Anschlag des Timbres, der uns den Beginn der Vorstellung ankündigt; Drommeten, die in der Entfernung das Schwertmotiv schmettern, bereiten uns darauf vor, daß wir des künstlerischen Genusses gewärtig sein dürfen.

Aber die beiden Hauptneuerungen des Bayreuther Festspielhauses sind nicht mit herübergenommen. Die aegyptische Finsterniß, die über den Zuschauerraum in Bayreuth gebreitet war, und die den Zuschauer um so mehr in die falsche Voraussetzung, daß es Nacht sei, versetzen konnte, als bisweilen aus dem Munde eines Nachbars in ganz bestimmten Zwischenräumen regelmäßig wiederkehrende Laute zu ihm drangen, von denen er nicht sagen konnte, ob sie das äußerste Behagen über den empfangenen Kunstgenuß ausdrückten oder ganz prosaisches Schnarchen wären — diese sowohl die Empfangsfähigkeit stärkende, als auch die Müdigkeit unterstützende Finsterniß ist im Victoriatheater dem gedämpften Lichte gewichen, das den Uebergang von der hellen Bühne viel vortheilhafter vermittelt. Das Orchester ist zwar um einige Fuß vertieft, aber es ist nicht unsichtbar; also die „stets sich aufdrängende Sichtbarkeit des technischen Apparates der Tonhervorbringung", wie Wagner sagt, ist nicht beseitigt. Ich bin damit ganz einverstanden. Ich habe schon früher, in den „Nüchternen Briefen" meine Auffassung darüber ausgesprochen, daß ich von dem sichtbaren Orchester eine stärkere und bessere Wirkung empfange als von dem unsichtbaren. — Und so wird es wohl den meisten Leuten ergehen, die nicht durch eine besondere musikalische Veranlagung befähigt oder durch ihren musikalischen Beruf im Stande gewesen sind, unsere mangelhaften akustischen Instrumente eigens auszubilden. Das Auge leitet das Ohr und stärkt es. Ich höre besser, wenn ich sehe.

Aber das Hauptsächliche der wesentlich veränderten Bedingungen ist: daß wir diesmal nicht genöthigt sind, eine besondere Wallfahrt zu unternehmen, daß wir aus den gewöhnlichen Bedingungen unsres Daseins nicht herauszutreten brauchen. Wir essen und trinken wie gewöhnlich und sind nicht auf

Digitized by Google

die Bayreuther Eierkost angewiesen; wir nehmen ganz einfach eine Droschke und fahren in's Theater, als ob da etwas ganz Gewöhnliches gegeben würde, etwa der „Faust" oder „Fidelio". Wir sind in der geräuschvollen Großstadt, die wegen der Wagner-Trilogie ihre Physiognomie im Großen und Ganzen nicht verändert. Der Reichstag hat seine Sitzungen nicht suspendirt; und am selben Tage, da „Rheingold" zum ersten Mal gegeben worden ist, hat Bennigsen gegen Bismarck und Bismarck gegen Bennigsen gesprochen. Wenn aber Bismarck spricht, kann man sich doch des Gedankens nicht recht entschlagen, daß es außer Richard Wagner auch noch einige andere beachtenswerthe Menschen in Deutschland giebt, — ein Gedanke, dessen Ausdruck in Bayreuth körperliche Benachtheilungen hätte zur Folge haben können.

Ueber das Werk, das unter diesen, wie ich wiederhole weniger weihevollen, aber ungleich bequemeren Bedingungen hier geboten worden ist, will ich nicht noch einmal sagen, was ich unter dem ersten Eindruck in den „Nüchternen Briefen" schon gesagt habe. Da, wo meine Auffassungen mir später als irrige erschienen sind, wo ich dieselben durch eine genauere Kenntniß des Werkes rectificirt habe — ich habe die Musikdramen des Bayreuther Festspiels, sei es in vollständigen Cyklen, seien es einzelne Theile desselben, mehrfach in Leipzig, Hamburg, Wien, München und Schwerin gehört und gesehen und mich durch die Clavierauszüge und die umfangreichen, leicht zugänglichen Chrestomathien mit allen wichtigen Theilen vertraut machen können — das will ich an gehöriger Stelle redlich verzeichnen. Vor Allem aber soll mich die Berliner Aufführung beschäftigen.

## III. Rheingold.

Die Aufführung des Vorspiels „Rheingold" hat die weitest gehenden Erwartungen übertroffen. Richard Wagner hat ganz Recht gehabt, wenn er dem jubelnden Zuruf am Schlusse des ersten Abends Folge leistete und von der Bühne herab den Künstlern, die „in seiner Weise und in seinem Stil" das Werk zu einem schönen Gelingen gebracht haben, mit würdigen und ernsten Worten seinen Dank aussprach. Vogl, der schon in Bayreuth als Loge den Vogel abgeschossen hatte — ich bitte um Verzeihung für das Wortspiel, es ist ganz unwillkürlich — war auch hier als Darsteller und Sänger gleichermaßen hervorragend und riß das Publikum durch seine Erzählung, die beinahe die Cantilene streift, zu stürmischem Beifall hin. Eigentlich, ganz gegen die Verabredung; denn der entzückte Zuhörer des Musikdramas soll nicht an menschlichen Beifall denken. Die übrigen Sänger und Sängerinnen können sich, was die Hauptpartien anbetrifft, mit ihren Bayreuther Vorgängern nicht nur messen; es muß gesagt werden, wenn es auch unangenehm klingen mag — sehr viele überbieten dieselben. Dem ausgezeichneten Künstler Emil Scaria liegt der Wotan entschieden besser als unserm Betz; wenigstens erschien er mir viel farbiger und fesselnder. Betz war vielleicht göttlich ruhiger, Scaria ist menschlich interessanter. Schelper als Alberich hält



Digitized by Google

seinem hochverdienstlichen Vorgänger, Hill, die Wage, wenn seine Leistung nicht, wie manche glauben, sogar ein noch schwereres künstlerisches Gewicht hat. Hills Alberich ist mir noch in freudigster Erinnerung; ich finde aber auch Schelpers Leistung einfach meisterhaft. Ganz unbedingt stellt der Darsteller des Mime, ein mir bisher unbekannter junger Künstler, den vielgerühmten Mime des Herrn Schlosser aus München in den Hintergrund. Beiläufig will ich darauf aufmerksam machen, daß das „i" in Mime ganz kurz ist; sprich: „Mimme"; wer sich unterfängt, Mime mit einem langen „i" zu sagen, stellt sich ein Zeugniß krassester Unwissenheit aus. Der Mime des Herrn Schlosser war schauspielerisch eine sehr gute Leistung; aber die Stimme entbehrte so vollkommen des Wohlklanges, daß ich mich für diese Figur niemals recht erwärmen konnte. Ich befand mich im vollsten Gegensatz zu meiner Umgebung. Man sagte mir, das wäre ja gerade das Poetische: der häßliche Zwerg mit dem kurzen „i", der dürfe auch keine schöne Stimme haben. Die Tücke habe kein schönes Organ, sie kreische. Ich bin nicht streitsüchtiger Natur und lasse mich gern belehren. Ich sagte mir also: die Anderen werden wohl Recht haben, und habe meine Kritik für mich behalten. Sie haben nicht Recht gehabt. Herr Lieban hat eine wohllautende, angenehme Stimme, und ich kann versichern, daß man von diesem Mime einen ganz anderen, tieferen und reineren künstlerischen Eindruck empfängt, als von dem früheren. Die beiden Riesen, Herr Reß aus Leipzig und Herr von Reichenberg, der Bayreuther „Fasner", und die Fricka, Frau Reicher-Kindermann, die einzige hervortretende Frauenpartie im „Rheingold", waren ebenfalls ganz vorzüglich.

Alle diese Künstler haben einen Vorzug, der gar nicht laut genug gepriesen werden kann: die Deutlichkeit der Aussprache. Es entgeht dem Zuhörer nicht eine Silbe; man versteht die gesungenen Worte hier besser als die gesprochenen Worte auf mancher ersten Bühne. Nicht ein Wort kommt verschwommen oder undeutlich heraus; man braucht niemals in das Textbuch zu sehen.

Anton Seidl führt das Orchester mit imponirender Sicherheit. Seidl ist einer der intimen Hausschüler des Meisters und kennt dessen Werke auswendig; er ist ganz von den Auffassungen des Dichters und Componisten durchdrungen, und er besitzt in hohem Maße die Gabe der Vermittlung zwischen den Intentionen des Meisters und den ausübenden Künstlern. Ich habe ein ziemlich gutes musikalisches Gedächtniß, und es machte mir ein specielles Vergnügen, an tausend kleinen Nuancen — man verzeihe mir diesen gewöhnlichen Ausdruck in einer so ungewöhnlichen Sache — die eigenste Weise Wagners selbst wiederzuerkennen. Hatten wir in Bayreuth die épreuve d'artiste, so haben wir in Berlin noch immer eine sehr schöne épreuve avant la lettre, welche alle Zartheiten der Töne und die Weichheit der Uebergänge noch in frischestem Abdruck giebt; wir sehen noch immer deutlich den Griffel des Meisters.

Digitized by Google

Auch die Inscenirung, die äußere Ausstattung durch Angelo Neumann ist des vollsten Lobes werth. Am wenigsten gelungen waren diesmal die Rheintöchter. Ich habe sie in Leipzig unter demselben Angelo Neumann viel besser gesehen. Ich weiß nicht, was inzwischen vorgefallen ist. Das Schwimmen, oder wie es in der Dichtung bisweilen heißt: das „Fluthen" und „Gleiten" der Rheintöchter in der Tiefe des Stromes, wird bekanntlich dadurch ermöglicht, daß man die Sängerin in ein Gestell setzt oder legt, das durch eine lange Schleppe unsichtbar gemacht wird. Der Oberkörper ragt aus diesem Gestell frei hervor und ermöglicht die mehr oder minder anmuthigen Bewegungen. Das Gestell ist an einer beweglichen Stange befestigt, die unten an einem Wagen angebracht ist. Der Wagen wird hin- und her-, die Stange herauf- und herunter-, nach rechts und nach links geschoben. Währenddessen breitet nun die Sängerin in dem Korbe oben die Arme aus und führt sie zusammen, macht leichte Schwimmbewegungen, und so ergibt sich ein anmuthiges Bild. Es sieht wirklich, wenn es gut gemacht wird, so aus, als ob die Rheinmädchen im feuchten Element auf- und niederwogten. Ich weiß nun nicht recht, wie ich es erklären soll, — ich nehme an, die Sängerinnen saßen nicht richtig in ihrem Gestell, sie saßen vielleicht zu tief im Korbe — kurz und gut: das Schauspiel versagte mehr oder minder. Sie glitten nicht in anmuthigen Bewegungen auf und nieder; in ihrem Gleiten war bisweilen etwas Ruckiges, Zappliges, Wackliges, das sofort darauf hindeutete, wie jemand anders die Maschine in Bewegung setzte. Kam einmal ein etwas zu starker Ruck, so vergaß sich auch wohl die Eine oder Andere, und die Arme, die sich eben anmuthig über dem Haupte runden wollten, griffen hastig nach dem Gestell.

Die Dämpfe, welche die Verwandlungen verdecken, sind beibehalten. Sie ziſchen noch immer. Die von den Riesen erbaute Burg Walhalla — ich mache darauf aufmerksam, daß das erste „a" hier sehr lang zu sprechen ist, ebenso in Walküre — hatte in Bayreuth etwas unfreiwillig Komisches. Da waren lauter abgerundete Kegel neben einander aufgestellt, die lebhaft an die Berliner Normaluhren erinnerten. Die jetzige Zeichnung ist gefälliger. Der große Wurm, in den sich Alberich verwandelt, macht noch immer den Eindruck eines großen Spielzeugs von Söhlke; aber er wirkt doch weniger komisch als in Bayreuth. Die Entstehung des Gewitters wird uns hier eben so vortrefflich veranschaulicht wie bei der ersten Aufführung, und der Regenbogen ist ganz unvergleichlich besser gerathen. Es muß da irgend ein neuer optischer Apparat construirt sein, der sich als sehr nützlich erwiesen hat.

Wenn ich den Eindruck des ersten Berliner Abends kurz zusammenfasse, so darf ich sagen, daß das Vorspiel diesmal frischer und lebhafter auf mich gewirkt hat als bei früheren Auditionen. In Bayreuth mußten wir die Leitmotive erst kennen lernen; und man kann diesen Leitmotiven doch nicht gleich das erste Mal anhören, was sie sind, und was sie bedeuten. Jetzt, da wir diese Leitmotive so ziemlich alle kennen, oder wenigstens die prägnantesten derselben,

Digitized by Google

lichtet sich das musikalische Chaos. Wir vernehmen nun deren erste Ankündigung im Orchester; wir hören sie, wenn sie sich leibhaftig darstellen, oder wenn sie in harmonischen oder rhythmischen Veränderungen sich bemerklich machen. Wir haben jetzt das Vocabular und die Syntax und verstehen daher nun die Sprache Wagners besser. Wir verstehen sogar kleine Anspielungen. Ich will nicht sagen, daß es ein ursprünglicher und reiner Kunstgenuß ist, der uns durch die aufmerksame Beobachtung der musikalischen Einzelheiten geboten wird, aber es ist jedenfalls eine Zeit lang fesselnd und ergötzlich. Außerdem hat „Rheingold" für den Zuhörer noch einen besonderen Reiz: es ist als Vorspiel das kürzeste der Nibelungen-Musikdramen.

## IV. Die Walküre.

Berlin, am 7. Mai.

Die gestrige Aufführung der „Walküre" hat von halb sieben Uhr bis einviertel auf Zwölf gedauert. Da ich diese Aufzeichnungen unter dem unmittelbaren Eindruck des Gesehenen und Gehörten machen will, muß ich die persönliche Bemerkung voranschicken, daß ich diese Zeilen mit starkem physischen Unbehagen schreibe. Ich bin von der gestrigen Aufführung wie zerschlagen, und wenn ich der durch das Wagner'sche Kunstwerk in mir erregten Unlust gleich hier einen Ausdruck geben wollte, so würde ich vielleicht schärfere Worte wählen, als mir lieb ist. Ich will mich also dadurch in einen maßvolleren Vortrag hineingewöhnen, daß ich zunächst von den wunderbaren Schönheiten spreche, welche die „Walküre" in verschwenderischer Fülle enthält.

Zu diesen Schönheiten rechne ich den ganzen ersten Act: das unheimlich düstere Nachtbild, das am Schlusse dem hellen lachenden Morgen weicht. Wer das Werk ziemlich genau kennt, der wird hier durch die Längen, die wohl hie und da noch schleppen mögen, nicht mehr gestört, und der Genuß des Schönen wird dadurch nicht vermindert. Die genauere Kenntniß befähigt den Zuhörer zu gewissen Erleichterungen in der Entgegennahme des Dargebotenen. Der Kundige kann auch das Gehirn, das ja ein Organ ist wie alle anderen, schulen und kann es, wo es möglich ist, ruhen lassen, um ihm zur vollen Thätigkeit da, wo es nothwendig ist, die Arbeitskraft zu erhalten. Wie das Auge durch allzu grelles Licht geblendet, das Ohr durch allzu starken Lärm betäubt wird, und der Magen bei übermäßiger Füllung den Dienst versagt, so stellt auch das Gehirn seine Arbeit ein, wenn man ihm ein Quantum zumuthet, das seine Leistungsfähigkeit überschreitet. Auch die Fähigkeit des künstlerischen Genießens hat ihre Begrenzung; und ob es sich um geistige oder leibliche Genußfähigkeit handelt, ist ganz gleichgültig.

Wer durch eine Gemäldegalerie geht, die er kennt, der hält sich nicht bei allen Bildern auf, der eilt an so manchen, die gar nicht zu verachten sind, schnell vorüber, um sich für die Betrachtung der Hauptwerke die Frische zu bewahren. So richtet sich auch der, der die „Walküre" kennt, (vielleicht ganz unabsichtlich) darauf ein, daß er sich die volle Freudigkeit des Em-

Digitized by Google

pfangens für das erhält, was er in vollem Maße genießen will, und lauscht anderem, das ihn entbehrlicher dünkt, mit zerstreuterem Ohre. Ueberdies ist der Natur der Sache nach die Spannkraft zu Beginn am größten; die Abspannung kommt erst später. So habe ich also diesmal von dem ersten Acte der „Walküre" einen tiefen, vollen und unverkümmerten Eindruck empfangen; und alle Scenen, welche den ersten Act bilden, haben dieselbe Wirkung auf mich geübt. Es sind deren nur drei: I. Siegmund sinkt erschöpft am Herde nieder, Sieglinde labt ihn; II. Hunding erscheint; III. Sieglinde und Sigmund werden von wilder unheiliger Liebe erfaßt und entfliehen im leuchtenden Lichte des herrlichsten Frühlingsmorgens, der mit zauberischer Lockung in die düstere Hütte hereinbricht. Dies stürmische, jauchzende und jubelnde Finale ist geradezu hinreißend.

Bis zum Schlusse ist außer gewissen melodramatischen Zwischensätzen, von denen ich noch sprechen will, Alles in Recitativen gehalten. Aber diese Recitative gewinnen durch die Verschmelzung mit den charakteristischen und zum Theil sehr schönen Leitmotiven, wie dem sehnsüchtigen Motiv der Wälsungen, dem trotzigen des Hunding, dem feierlichen der Gastfreundschaft, dem kampf- und siegesgewissen des Schwertes ꝛc. eine Vielseitigkeit, ein Leben, einen Charakter, deren diese musikalische Form bisher gar nicht fähig zu sein schien. Bis auf wenige Ausnahmen haben unsere Klassiker das Recitativ viel zu geringschätzig behandelt, oft nur als ein kümmerliches Einschiebsel, als ein unwichtiges Bindeglied zwischen zwei Bestandtheilen des Werkes, oft monoton und langweilig. Wagner hat aus dem Recitativ etwas ganz Neues gemacht, und auch die berühmten Recitative von Gluck und Mozart, so großartig und wuchtig dieselben auch sein mögen, lassen sich an Reichthum der Erfindung, an Mannigfaltigkeit und Schärfe des Ausdrucks mit den Recitativen der „Walküre" nicht vergleichen. Wie Schubert und Schumann dem Liede eine ungeahnte Erweiterung gegeben, wie sie ihm Gebiete erschlossen haben, von denen die älteren Klassiker vielleicht gar nichts gewußt, die diese jedenfalls niemals betreten haben, — wie Schubert und Schumann als die eigentlichen Schöpfer des deutschen Liedes zu betrachten sind, so ist auch Wagner der Schöpfer der neuen Recitative.

Nach allen diesen langen Recitativen, deren Vortrag nur an einigen wenigen Stellen, gewissermaßen in den Pausen, durch kürzere melodische Sätze unterbrochen wird, erklingt ganz zum Schlusse des Actes auf einmal eine einfache endliche Melodie — nicht die unendliche, welche die Blätter rauschen, die Wasser rieseln und die Uhren ticken, wenn man sie aufzieht — eine richtige ehrliche Melodie, das schöne Lied: „Winterstürme wichen dem Wonnemond" — eine Romanze, wie man es nennen darf, wenn auch die Orthodoxen Zeter schreien mögen, in üblicher Gliederung und mit einfacher Begleitung. Und da braust der Beifallssturm durch das Haus und läßt sich nicht meistern, ob auch ein paar Tacte dadurch übertäubt werden.

Was sagt nun dieser Beifall? Er sagt: es ist etwas Schönes um die musikalische Charakterisirung; und die Aeußerungen der musikalischen Indi-

Digitized by Google

vidualisirung, die sogenannten Leitmotive, sind auf das glücklichste erfunden, sind mit bewunderungswürdigem Scharfsinn und erstaunlicher musikalischer Meisterschaft in das künstlerische Gewebe verflochten. Bessere Recitative sind, wie ich schon sagte, gewiß niemals geschrieben worden. Das ist alles schön und gut, und ein Thor wäre, wer es leugnen wollte! Aber das Wahre ist es doch nicht! Die Melodie, die alte biedere Melodie, wie das himmlische Liebesjauchzen des frühreifen Cherubin, wie Susannens sehnliche Erwartung: „O säume länger nicht", wie der Aufschwung in dem lenzbeflügelten Liede Siegmunds — das ist das Wahre! Das geht uns an's Herz! Aennchen von Tharau ist's, die mir gefällt!

Das sagte deutlich für jeden, der Ohren hat zu hören, der unaufhaltsam losbrechende Jubel. Das war nicht eine Ovation, die dem Kunstwerke der Zukunft dargebracht wurde, es war vielmehr ein unbewußter Protest dagegen, eine nicht gewollte Demonstration; und die Wagnerianer der strengen Observanz, die nicht kurzsichtig und wirklich consequent sind, hätten in den allgemeinen Jubel nicht einstimmen dürfen.

Der zweite und dritte Act enthalten unzweifelhaft Schönheiten, welche hinter denen des ersten nicht zurückbleiben; sie mögen diese in Einzelnem sogar überragen. Zu diesen rechne ich gleich die frische Introduction, Brünnhildens jauchzenden Ruf, und in den folgenden Zwiegesprächen vor allen die ganz wundervolle Scene, in welcher Brünnhild Siegmund den Tod kündet. Es liegt ein ganz eigenartiger Zauber darüber, etwas düster Weihevolles, das tief ergreift und rührt.

In eine ganz andere Stimmung versetzt uns der Beginn des dritten Actes, der sogenannte Walkürenritt. Wir werden da wie betäubt und blicken erstaunt um uns. Es klingt wirklich etwas Uebermenschliches aus dieser Musik heraus, wie das Rasen der entfesselten Elemente. Manchmal vergeht uns schier Hören und Sehen, wenn die Weiber zusammen schreien und kreischen; aber in dem wilden, tollen Spuk läßt man sich auch das Fratzenhafte gefallen und kann sogar von diesem einen reinen künstlerischen Eindruck empfangen.

Am schönsten, einheitlichsten und geschlossensten ist mir immer der Ausgang der „Walküre" erschienen, der nur darunter zu leiden hat, daß er eben der Schluß ist, also zu spät kommt — zu einer Zeit, da sich des Auditoriums schon völlige Abgespanntheit bemächtigt hat. Wagner hat alles Erdenkliche gethan, um durch das endlose Zwiegespräch zwischen Wotan und Brünnhilde, das zwar auch wundervolle musikalische Momente enthält: „War es so schmählich ꝛc.?" — de beaux moments, mais de fichus quarts d'heure, sagte Rossini — den Zuschauer so gründlich schachmatt zu setzen, daß er sich kaum noch aufrappeln kann. Wenn Wotan, nachdem er alle Milderungsgründe der Angeklagten vernommen und widerlegt und die Frage der Schuld Brünnhildens in einer Weise erschöpft hat, welche dieselbe erschöpfende Wirkung auf die Geduld des Zuhörers ausübt, endlich sagt:

„Doch fort muß ich jetzt,
fern von Dir zieh'n;
zu viel schon zögert ich hier" —

so seufzt das gesammte Publikum auf: „O, wenn er doch schon fort wäre! Er hat wirklich zu viel gezögert!" Und so Mancher wird die Verkündigung Wotans:

„In festen Schlaf verschließ ich Dich"

nicht als eine Drohung, nicht als das Verhängen einer Strafe, sondern als eine freundliche Verheißung und als eine Wohlthat auffassen. Einige kommen dem Wunsche Wotans sogar zuvor.

Diejenigen aber, die wach und lustig bleiben, werden für die Qualen, die sie ausgestanden haben, nun entschädigt. Musikalischen Schwächlingen ist dann freilich nicht mehr auf die Beine zu helfen. Leute von robusterer Constitution indessen, deren Widerstandskraft zu brechen Wagner noch nicht gelungen ist, werden durch den Balsam, den der scheidende Wotan auf sie träufelt, noch einmal in einen lebens- und genußfähigen Zustand zurückversetzt und empfinden dann die Macht und Größe dieser künstlerischen Schöpfung. Wotans rührender Abschied: „Lebewohl, Du kühnes, herrliches Kind", die Einschläferung und Entgöttlichung Brünnhildens — eine Harmonienfolge seltenster Schönheit und von wahrhaft bezaubernder Instrumentation — die Anrufung Loges, die Entzündung des Feuerzaubers und Wotans Verschwinden in der Gluth mit der machtvollen Drohung:

„Wer meines Speeres Spitze fürchtet,
Durchschreite das Feuer nie" —

dieser ganze Schluß der „Walküre" gehört sicherlich zu dem Allerschönsten, was die Tonkunst hervorgebracht hat.

Auch da ist übrigens das Melodische — ich verstehe darunter das Melodische im alten Sinne, wie es in der Zeit vor der Entdeckung der „unendlichen Melodie" im Schwange war — neben dem rein Recitativischen verhältnißmäßig stark vertreten.

Die kurzen in sich abgeschlossenen melodischen Sätze, welche hier, wie auch an anderen Stellen, das stumme Spiel melodramatisch begleiten, sind nach meiner Empfindung überhaupt das Echteste und das Ergreifendste des ganzen Werkes. In der Instrumentation ist Wagner ein großer Meister. Sein Orchester ist so stimmungsreich und ausdrucksvoll, daß der Tonkörper bei ihm eine wahre Leibhaftigkeit gewinnt; er wird ein Wesen mit einer scharf ausgeprägten Physiognomie, mit charakteristischer Mimik und sprechenden Geberden.

Ich rede da nicht von solchen Effecten, die ich im Vergleich zu dem, was ich meine, als gröbere und äußerliche bezeichnen kann; also nicht von dem Rasen des Unwetters, von dem Grollen des Donners, von dem Hufschlag und Getrappel der scharfgaloppirenden Walkürenrosse, von dem Zischen und Züngeln der wabernden Lohe, aus der die kleinen Sprühfunken in wunderbaren Glockentönen aufsteigen — dergleichen können schließlich auch Geringere.

Digitized by Google

Die geistvolle und scharfsinnige Mischung der Tonfarbe zur Hervorbringung eines musikalischen Charakterbildes von stark sinnlichem Effect ist auch anderen kundigen und findigen Instrumentalisten wie etwa Hector Berlioz und Saint-Saëns in frappanter Weise gelungen. Ja selbst Albert von Goldschmidt hat in seinem höchst talentvollen, aber frech extravaganten Werke „Die sieben Todsünden" — man könnte dieses merkwürdige Werk, das eine der grausamsten Kritiken der Wagnerschen Richtung ist, eine achte Todsünde nennen — derartige Effecte, wie z. B. das Klimpern mit den Goldstücken, zu Dutzenden und in höchst gelungener Weise zu Stande gebracht. Aber da kommt es doch schließlich immer auf das heraus, was die Künstler, namentlich die Maler, im weitesten Sinne des Wortes „Witze" nennen.

Nicht davon spreche ich hier. Ich meine jene orchestralen Stellen, welche die seelischen Erregungen, Gemüthsstimmungen, Empfindungen und Leidenschaften in wundervollem musikalischem Ausdruck veranschaulichen, welche uns in ihren tönenden Zauberkreis bannen und in tiefste Mitleidenschaft verstricken; gewissermaßen — man gestatte mir die gewagte Redewendung — die hörbare Geste und Mimik des seelischen Affectes.

Wenn Siegmund und Sieglinde sich schweigsam gegenüberstehen, den Blick aufeinander geheftet, und das Orchester das Unausgesprochene uns kündet, dann hören wir, wie der Blick die unheimliche Flamme in ihren Herzen entfacht, wie das Liebessehnen in ihnen entbrennt, und eine geheimnißvolle Stimme raunt uns zu, daß diese Flamme die Unglücklichen verzehren wird. Da hat das Orchester Fleisch und Blut, Mimik und Geste, und mehr als das: ein inneres Leben. Da blickt es aus den Tönen heraus, da scheinen die Arme verlangend sich auszubreiten, da seufzt es und klagt es — ich finde keinen andern Ausdruck für die Wirkung, die da das Orchester auf mich ausübt, so sehr ich Wendungen wie den eben gebrauchten abhold bin. So erzittert es auch in schmerzlichster Ergriffenheit, während Wotan stummen Abschied von Brünnhilde nimmt. Man braucht nicht die Gruppe auf der Bühne zu sehen; man hört, wie sich da ein übervolles Herz vom andern gewaltsam losreißt, wie diese blutenden Herzen überströmen, und bittere Zähren die Wangen feuchten. Das sind Sätze von gewaltiger, rührender Schönheit; und der Zuhörer selbst empfindet den Schmerz in seiner künstlerischen Verklärung, der ihn mit Wonneschauern ganz wundersam durchwühlt.

Das sind die erfrischenden und erhebenden Schönheiten, die herrlichen grünen Oasen. Was nun das Andere im Großen und Ganzen anbetrifft — Einzelnes selbstverständlich ausgeschlossen, — so fürchte ich, daß dieses viele unbefangene Zuhörer an den ersten Satz jenes bekannten, in den „Fliegenden Blättern" mitgetheilten Receptes, wie man Löwen fängt, erinnern wird: „Man nehme eine Wüste". Der Zustand, in welchen der aufmerksame und genußfreudige Zuhörer durch die endlosen Auseinandersetzungen zwischen Wotan und Fricka im zweiten, und zwischen Wotan und Brünnhilde im zweiten und auch im dritten Acte (vor dem Abschiede) versetzt wird, kommt dem körper-

Digitized by Google

lichen Schmerz nahe. Eine geraume Zeit habe ich es versucht, das mir von den unbedingten Anhängern Wagners als probat empfohlene Mittel gegen die Anwandlungen der Langweile anzuwenden: ich habe meine Aufmerksamkeit verdoppelt, ich habe auf die Dichtung, von der uns bei der unglaublich deutlichen Aussprache Scarias auch nicht eine Silbe entgehen kann — man hört bei Scaria jedes Komma — ganz genau geachtet, und mit vollster Anspannung meines receptiven Vermögens der instrumentalen Charakterisirung und der sinnigen Anbringung der Leitmotive gelauscht. Es hat mich auch eine Zeit lang interessirt, wahrzunehmen, mit wie unfehlbarer Sicherheit und königlicher Pünktlichkeit zu den menschlichen Wesen oder zu den Dingen, von welchen in der Dichtung die Rede ist, das bezügliche Privatsignal, das man eben Leitmotiv nennt, sich einstellt; und zwar je nach der Bedeutung, welche die betreffende Erwähnung haben soll, mit voller Deutlichkeit oder in discreterem Anklange. So gewiß, wie man weiß, daß es, wenn die Wache am Brandenburger Thor Abends bläst oder trommelt, neun Uhr ist, und daß, wenn es neun Uhr schlägt, die Wache blasen oder trommeln wird, so gewiß weiß man auch, daß, wenn vom Schwerte die Rede ist, das bekannte Motiv erklingen wird, oder daß, sobald das Motiv ertönt, alsbald etwas auf das Schwert Bezügliches in der Dichtung kommen muß. Das abendliche Tuten der Wache ist eben das Leitmotiv des militärischen Zubettgehens.

Nun soll es gar nicht in Frage gestellt werden, daß Wagner in der Durcharbeitung seiner Leitmotive, in der Art und Weise, wie er dieselben in der Partitur verwerthet, rhythmisch und harmonisch modificirt, zusammendrängt und erweitert, erstaunlichen Scharfsinn, poetische Feinfühligkeit und technische Meisterschaft bekundet. Der musikalisch gebildete Fachmann mag schwelgen, wenn er die Partitur durchstudirt und in dieser immer neue verborgene sinnige Feinheiten entdeckt; die auf der mittleren Höhe der musikalischen Bildung stehenden Musikfreunde aber — das heißt das gesammte urtheilsfähige Publikum bis auf wenige ganz vereinzelte Ausnahmen — sind außer Stande, sich diesen Hochgenuß der Specialisten zu gewähren; und namentlich sind sie dazu völlig außer Stande im Theater, wo sie der unaufhaltsam vorwärts schreitenden Aufführung Schritt für Schritt folgen müssen, und wo ihnen das Verweilen zur Erforschung des dunkel und unverständlich Gebliebenen versagt ist. Was sie also in jenen überlangen Auseinandersetzungen zwischen Wotan und Fricka und Brünnhilde bemerken, ist lediglich das, was sich der sinnlichen Wahrnehmung unmittelbar aufdrängt, demnach nur das Gröbste: daß nämlich der bezügliche Gegenstand in der Unterhaltung, bisweilen sogar nur das einzelne entscheidende Wort durch das Orchester seine deutlichen musikalischen Contouren und sein deutliches musikalisches Colorit empfängt, — das Zusammentreffen der Erwähnung der Person oder des Gegenstandes mit dem betreffenden Leitmotiv. Und das ist schließlich ein ziemlich mäßiges Vergnügen und vom Kunstgenuß gerade so weit entfernt, wie etwa die Auszählung der Wörter, die Goethe gebraucht hat. Da erlahmt denn auch das Interesse des Zuhörers, der sich diesem

TAYLOR INST. OXFORD
Digitized by Google

vergleichenden Studium über Congruenz des gesprochenen Wortes und der symphonischen Charakterisirung hingiebt, ziemlich bald. Die Geschichte fängt an, mit der Zeit etwas langweilig zu werden; man ermattet; man wird bald ganz erschöpft. Man will keine Räthsel mehr lösen, und der unerbittliche Meister fährt fort, uns beständig weitere Räthsel aufzugeben. Man wird nervös; man fühlt sich gepeinigt; man wird endlich gefoltert. Aber der eben so grausame wie geniale Mann kennt kein menschliches Erbarmen: es geht immer weiter! Da kommt man zuletzt in jenen Zustand, den ich vorhin als einen körperlich schmerzhaften bezeichnete. Man ist mürbe und marode zum Zusammenbrechen, man verlangt nach Ruhe und Rast; aber der Meister, der über uns nun einmal gebietet, und der das Quantum unserer Consum- und Leistungsfähigkeit nicht nach unseren Kräften, sondern nach seinem Willen bemißt, läßt uns nicht verschnaufen; er peitscht uns durch seine klingenden Geißelhiebe auf, und wir müssen ihm folgen, wohin und so lange es ihm gefällt.

Die Längen in der „Walküre" sind geradezu unerträglich, und nachdem ich nun dieses Musikdrama acht oder neun Mal mit vollster Theilnahme gehört habe, und mit dem jedesmal sich erneuernden Wunsche, durch ein besseres Verständniß nicht mehr in das billige Geschrei über übermäßige Längen einzustimmen, hat sich in mir die Ueberzeugung festgesetzt, daß die „Walküre" trotz der unvergleichlichen, rührenden, ergreifenden und mächtigen Schönheiten, die dies Werk nicht nur zu der Würde, sondern auch zu der allgemeinen Wirksamkeit eines klassischen Meisterwerkes befähigen, in der jetzigen Beschaffenheit eine Ausnahmestellung in der deutschen Kunst behalten wird. Diese musikalischen Debatten ohne geschlossene Gliederung, ohne Melodie, ohne Handlung, mögen sie in ihrer Weise auch noch so meisterhaft, mögen sie auch noch so geistvoll erdacht und technisch so vollendet, wie möglich ausgeführt sein — sie werden niemals das Gemeingut des besseren Theils unserer Nation werden. Und das ist doch schließlich auch eine recht wesentliche und löbliche Aufgabe der Kunst. Man möchte fast glauben, daß Goethe den zweiten Act der „Walküre" gehört, als er im zweiten Theil des „Faust" die Musik der Sirenen und Sphinxe durch Mephisto so schildern läßt:

Das sind die saubern Neuigkeiten,
Wo aus der Kehle, von den Saiten
Ein Ton sich um den andern flicht.
Das Trallern ist bei mir verloren,
Es krabbelt wohl mir um die Ohren,
Allein zum Herzen dringt es nicht.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß der Mann, der in der Scene zwischen Brünnhilde und Siegmund der Todesverkündigung einen so wundervollen, ergreifenden musikalischen Ausdruck von gebietender Großartigkeit zu geben vermag, dessen gewaltige und reine Kunst uns in die feierlichste, weihevollste Stimmung versetzt, derselbe Mann ist, der uns durch die

Digitized by Google

musikalisch umrankten gleichgültigen Hin- und Widerreden zwischen Wotan und Fricka ermattet, quält und nervös macht.

Die Aufführung der „Walküre" hat die des „Rheingold" noch überboten. Es ist die beste musikalische Aufführung, die wir vielleicht jemals gehört haben. Das, was ich bei der Aufführung von „Rheingold" über die Darstellung des Wotan noch discret andeutete, muß ich jetzt deutlicher sagen, so sehr ich es bedauern müßte, wenn dadurch ein so ausgezeichneter Künstler wie Betz verletzt werden würde. Der Wotan ist durch Herrn Scaria ein ganz anderer geworden. Er spielt ihn viel lebhafter und mit viel mannigfaltigerem Ausdruck. Außerdem ist die Stimme herrlich und die Aussprache, wie ich vorhin gelegentlich bemerkte, meisterhaft, — nicht immer zum Vortheil des Textes, dessen ungeschmälertes Verständniß bisweilen nicht erfreulich ist. Man ist versucht, da mitunter von einer störenden Deutlichkeit zu sprechen. Scaria hielt sich bis zum Schlusse, der unendlich anstrengend ist, auf der Höhe. Wotan ist zwar auch in dieser Aufführung noch immer kein unterhaltender Gott geworden, aber ich halte es für unmöglich, in diese Gestalt, wie sie Wagner nun einmal geschaffen hat, mehr Leben zu bringen, als es durch diese Darstellung geschehen ist. Der Siegmund des Herrn Vogl hat unsere Ueberzeugung, daß wir in ihm einen der vorzüglichsten dramatischen Künstler und einen der stimmbegabtesten Sänger verehren können, vollauf bestätigt. Was wir an diesem Künstler neben dem tiefen Verständniß und der Gestaltungskraft am meisten bewundern, ist die imponirende Sicherheit. Da ist nirgends ein Zögern und Stocken wahrzunehmen, nicht einmal eine Anstrengung. Leicht und freudig quellen die Töne aus der Kehle hervor; die Intonation ist glockenrein und die Aussprache, wie bei Scaria, wie auch bei den Andern vollendet. Von nicht geringerer künstlerischer Bedeutung ist Frau Vogl, die tragisch liebliche, rührende Sieglinde, — eine der edelsten Weibergestalten, die Wagner geschaffen hat. Das leidenschaftliche Aufwallen im ersten Acte, die Zerknirschtheit und Verzweiflung in den späteren gelangten durch die Darstellung der Frau Vogl zu vollendetem musikalischen, declamatorischen und mimischen Ausdruck. Die jauchzende, kämpfende und von menschlichem Mitgefühl ergriffene Brünnhild der Frau Friedrich-Materna ist uns schon aus Bayreuth als eine ganz ungewöhnliche künstlerische Leistung bekannt. Das volle, helle Organ hat von seinem berückenden Wohllaut und von seiner erstaunlichen Fülle nichts eingebüßt. Der große Tag der Brünnhilde kommt übrigens noch; wir werden bei der Besprechung der „Götterdämmerung" auf diese Künstlerin zurückzukommen haben. Ausgezeichnet waren auch Frau Reicher-Kindermann als Fricka und Herr Reß als Hunding, die ihre Bayreuther Vorgänger nach meiner Ueberzeugung weit überragten. Diese sechs Künstler vereinigten sich zu einem musikalischen Ensemble, wie unser Publikum es vollendeter zu hören wohl selten die Gelegenheit gehabt hat.

Die Decoration stimmte mit der Bayreuther in allem Wesentlichen überein. Die lebenden und todten Requisiten sind seitdem auch nicht schöner

Digitized by Google

geworden. Grane ist noch eben so lammfromm wie früher, das Widdergespann sieht noch eben so thöricht aus wie ehedem, vielleicht noch ein bischen thörichter. Der Walkürenritt, der in Bayreuth als Luftspiegelung durch eine Laterna magica hervorgebracht wurde, wird hier durch die hinter einem Wolkenschleier verborgenen leibhaftigen Walküren ausgeführt, die auf einem hölzernen Pferdegestell, einem Schaukelpferd ohne praktischen Zweck, über die Bühne gezogen werden. „Schön ist anders", sagt der Berliner. Unter einem Walkürenroß stellen wir uns eben etwas ganz Besonderes vor, und wenn man uns dann ein schlecht gemachtes Spielzeug zeigt, erinnern wir uns des bekannten Ausrufs von Siegfried: „Mit Pappe bak ich kein Schwert" und variiren ihn in: „Mit Pappe bak ich kein Pferd"; wobei ich nebenbei noch bemerken will, daß nach dem Grimm'schen Wörterbuch unter „Pappe" „puls densior", also ein dicker Brei zu verstehen ist.

## V. Siegfried.

Berlin, am 9. Mai.

Gestern „Siegfried". Anfang 6½ Uhr, Ende gegen Mitternacht.

Es muß constatirt werden, daß die Wirkung hier eine viel ungünstigere als in Bayreuth gewesen ist. Ich schreibe die Schuld wesentlich der unglücklichen Besetzung der Hauptrolle zu*). Während die in der Berliner Aufführung mitwirkenden Darsteller des Wanderers (Herr Scaria), des Alberich (Herr Schelper), des Fasner (Herr Reß), der Erda (Fräulein Orlanda Riegler) zum mindesten auf der Höhe ihrer Bayreuther Vorgänger standen, und Fräulein Monhaupt als Waldvogel ebenfalls eine recht erfreuliche Leistung bot, wenn ihre Stimme auch nicht den lieblichen hellen Klang wie die von Lilli Lehmann besitzt; während endlich Frau Materna die Brünnhilde diesmal noch glänzender und feuriger spielte und sang als vor fünf Jahren, und der Mime des Herrn Lieban den Zwerg des Herrn Schlosser um die Höhe eines Fasner überragte, verunglückte der Siegfried des Herrn Ferdinand Jäger in betrübender Weise. Ich würde es für grausam halten, diesen herben Ausspruch mit Wagner'scher schonungsloser Breite zu begründen. Man sagt mir, daß Herr Jäger zu jenen Künstlern gehört, welche den Einflüssen des Tages in bedauerlicher Weise unterworfen sind; die nämlichen Partien, die er an jenem Tage in hervorragender Weise durchgeführt hat, mißlingen ihm an diesem vollkommen. Er hatte also gestern einen unglücklichen Tag. Der Stimme fehlte der Glanz und die Reinheit, und er war, wahrscheinlich weil er gegen diese Indispositionen anzukämpfen hatte, auch im Spiele behindert. Das Jägervergnügen, das der Chor im „Freischütz" als ein unvergleichliches preist, war also diesmal ein mäßiges.

*) Meine Auffassung hat sich durch den Verlauf der zweiten Vorstellung bestätigt, in welcher Vogl den Siegfried spielte und sang. Karl Frenzel schreibt darüber in der „Nationalzeitung": Die Aufnahme sei die begeisterste und glänzendste gewesen. „Das Publikum schien sich an dem Anblick Vogl-Siegfried's gar nicht ersättigen zu können".

Wenn nun in einem Musikdrama, das „Siegfried" heißt, der Siegfried selbst nicht genügt, so ist das sehr schlimm. Es darf aber auch nicht verschwiegen bleiben, daß der Dichter-Componist an seinen Siegfried fast übermenschliche Anforderungen stellt. Die Figur dieses von jugendlicher Kraft strotzenden Heldenjünglings ist herrlich gedacht und dichterisch schön gestaltet. Diese Mischung von völliger Naivetät und ungeschlachter Gewalt, von rührender Weichherzigkeit und noch unabgeschliffener Rohheit, die sich später zur Heldenhaftigkeit herausbilden wird, hat etwas ungemein Poetisches und Sympathie Erweckendes. Wenn es sich nun aber darum handelt, diese Schöpfung des Dichters und Componisten in die Verwirklichung durch den darstellenden Künstler zu übertragen, so fürchte ich, daß auf diesem Wege immer sehr viel verloren gehen wird. Jung-Siegfried scheint mir nach der Wagner'schen Dichtung ein kaum dem Knabenalter entrückter Jüngling von etwa sechszehn bis achtzehn Jahren zu sein. Den alten, grämlichen, würdigen, feierlichen und scheußlichen Gestalten gegenüber, die bis zum Schluß unsre Aufmerksamkeit allein in Anspruch nehmen, — gegenüber diesen Gestalten, die sammt und sonders Egoisten sind, ehrgeizige Speculanten und Rechner, die nach Besitz ringen oder sich den Besitz erhalten wollen, — gegenüber dem Mime, Alberich, dem wandernden Wotan und dem Wurm Fafner soll dieser Siegfried schon durch seine blendende Jugendlichkeit im Aeußern den nothwendigen künstlerischen Gegensatz bilden. Es soll ein herrliches Kind sein, das noch mit blauen, unerfahrenen Augen in die Welt schaut; dabei aber gleichzeitig ein Hüne von übermenschlicher Kraft. Für dieses holde Fabelwesen in unsrer Wirklichkeit einen Künstler zu finden, der auch nur diese äußerlichen Qualitäten besitzt, der wie ein Knabe und wie ein Athlet aussieht, — das ist schon mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Wir sprechen von dem Menschen in voller Mannes-kraft, aber nicht von dem Menschen in voller Knabenkraft, weil es einen solchen in unsrer Wirklichkeit nicht giebt. Die Darsteller des Siegfried sehen auf unsrer Bühne niemals so aus wie Knaben, denen der Bart noch nicht gewachsen ist, sondern immer wie Männer, die sich rasirt haben.

Aber auch abgesehen von der äußeren Erscheinung verlangt Wagner vom Siegfried eine übermäßige Leistung sowohl in Beziehung auf das Spiel als auch auf den Gesang. Die musikalische Partie des Siegfried ist unendlich schwer, und das einfache Memoriren setzt schon langes, mühevolles und gewissenhaftes Studium eines musikalisch hochbegabten Künstlers voraus. Noch erhöht wird diese musikalische Schwierigkeit durch das, was der Darsteller gleichzeitig vorzunehmen hat. Da soll er — und eine jede Bewegung ist auf den Takt ganz genau berechnet — da soll er feilen, den Blasebalg ziehen, schweißen, kühlen, hämmern, und alle diese Handlungen vornehmen auf den vom Componisten eigens dazu geschriebenen bestimmten Vierteltakt. Man denke sich, was dazu gehört, um auf diese Aeußerlichkeiten ganz genau zu achten, ohne es darum an der auf das Vocale zu wendenden Sorgfalt irgendwie fehlen zu lassen; denn es darf kein Hammerschlag zu viel und keiner zu wenig

Digitized by Google

sein, sonst stimmt es mit dem Orchester nicht — er darf das Schilfrohr, das er sich zu einer Flöte zurechtschneidet, nicht eine Secunde früher vom Munde nehmen, als es vorgeschrieben ist, sonst passirt es wie gestern, daß das Instrument hinter der Bühne weiterbläst, während Siegfried das seinige in der Hand hält. Außerdem soll dieser Siegfried noch einen Drachen erlegen, ohne daß die Scene lächerlich wird. Ich meine, daß da dem Künstler, der der Aufgabe des Meisters nicht gerecht wird, doch sehr erhebliche mildernde Umstände zur Seite stehen, und daß es nicht billig ist, über ihn den Stab zu brechen, selbst wenn er als Siegfried nicht genügt.

In keinem Werke Richard Wagners scheint mir ein solches Mißverhältniß zwischen der Conception des schaffenden Künstlers und der Ausführbarkeit der dichterischen Ideen durch die Darstellungskunst zu bestehen wie im „Siegfried".

Wagner hat eine sehr starke Bühnenphantasie; er ist in dieser Beziehung vielleicht einer der merkwürdigsten Künstler, die wir in Deutschland je gehabt haben. Alles, was man vor ihm als technische Unmöglichkeiten für die Bühne bezeichnet hat, hält er für möglich und die Bedenken dagegen für tölpelhafte Lächerlichkeiten. Was sein Geist schafft, das, meint er, muß auch die Bühne verwirklichen können. Er läßt seine Künstler durch die Fluthen schwimmen, durch das Feuer schreiten, durch die Lüfte auf schnaubenden Rossen dahinjagen, ganz wie es ihm beliebt. Aber mit der Kühnheit seiner Phantasie geht die Möglichkeit der Verwirklichung doch nicht in gleichem Schritt. Das Miethspferd, das in der „Walküre" und in der „Götterdämmerung" mitspielt, wird eben doch niemals ein feuriges Walkürenroß; die „Lamperl", die mit Fricka auf die Bühne gezogen werden, werden niemals die Widder mit goldigen Hörnern, die werth sind, eine Göttin zu ziehen; der Lindwurm bleibt immer ein lächerliches, läppisches Ding, und dessen Erlegung ist immer ein komisches Schauspiel. Richard Wagner schildert das scenische Spiel, welches mit der Erlegung Fafners, des Lindwurms, schließt, so:

„Siegfried stellt sich Fafner entgegen: Dieser hebt sich weiter vor auf die Bodenerhöhung, und sprüht aus seinen Nüstern nach ihm. Siegfried springt zur Seite. Fafner schwingt den Schweif nach vorn, um Siegfried zu fassen. Dieser weicht ihm aus, indem er mit einem Satze über den Rücken des Wurms hinwegspringt; als der Schweif sich auch hierhin ihm schnell nachwendet, und ihn fast schon packt, verwundet Siegfried diesen mit dem Schwerte. Fafner zieht den Schweif hastig zurück, brüllt, und bäumt seinen Vorderleib, um mit dessen voller Wucht zur Seite sich auf Siegfried zu werfen: so bietet er diesem die Brust: Siegfried erspäht schnell die Stelle des Herzens, und stößt sein Schwert bis an das Heft hinein. Fafner bäumt sich vor Schmerz noch höher, und sinkt, als Siegfried das Schwert losgelassen und zur Seite gesprungen ist, auf die Wunde zusammen".

Wie man sieht, hat da dem Dichter etwas ganz Großartiges vorgeschwebt: der Kampf eines Helden mit einem Ungeheuer, und der Dichter hat diesen mit knapper Anschaulichkeit trefflich geschildert. Aber was wird daraus auf der Bühne, wie geht es bei der Probe zu? — Etwa so:

Director Neumann: Also zwei Arbeiter stellen sich rechts und zwei links. (Zu den Arbeitern) Halten Sie die Stricke fest und achten Sie genau auf

den Inſpicienten, der Ihnen das Zeichen geben wird. Sie ziehen zuerſt langſam nach vorn, auf das zweite Zeichen des Inſpicienten heben Sie den Wurm auf, und wenn der Inſpicient die Hand ſenkt, laſſen Sie ihn wieder fallen. Beim dritten Zeichen ein energiſcher Ruck, daß die Beſtie ſich aufrichtet, ein gemeinſamer Ruck nach oben alſo! Und dann laſſen Sie rechts den Strick los, und Sie links ziehen allein, daß das Ungeheuer ſich auf die Seite legt.

Der Inſpicient. Herr Director, ich kann aber unmöglich alle die Zeichen geben; ich muß ja die Augenklappen aufziehen und das Maul aufſperren, da habe ich ſchon meine liebe Noth.

Director Neumann. Ich kann Ihnen doch nicht für jedes Auge einen beſonderen Arbeiter hinſtellen! — Herr Reß, Sie haben wohl die Freundlichkeit, ſich hier neben den Inſpicienten zu ſtellen und von da aus zu ſingen? — Jedesmal, wenn Sie anfangen, bedeuten Sie es durch Kopfnicken oder ſonſtwie dem Inſpicienten, und unmittelbar vor dem Aufhören Ihrer Phraſe machen Sie auch ein Zeichen, damit das Maul rechtzeitig geſchloſſen wird.

Herr Reß. Schön, ſchön, Herr Director. Wo ſteht denn das Blechrohr, in das ich tuten muß?

Inſpicient. Hier rechts.

Herr Reß. Ich mache Sie darauf aufmerkſam, daß man hier ſehr ſchlecht hört. Sorgen Sie wenigſtens dafür, daß kein Geräuſch auf der Bühne iſt, ſonſt höre ich das Orcheſter gar nicht; den Kapellmeiſter kann ich ja ſo wie ſo nicht ſehen.

Inſpicient. Wann kommen denn die Dämpfe aus dem Rachen? Da muß ich doch unbedingt noch einen Mann haben.

Herr Jäger. Es iſt gut, daß Sie von den Dämpfen ſprechen. Paſſen Sie ja auf, daß ich nicht davor ſtehe, ſonſt kommt mir die ganze Geſchichte in's Geſicht, und ich werde verbrüht. Herr Inſpicient, ich mache Sie perſönlich dafür verantwortlich, daß die Dämpfe nicht zu früh kommen.

Director Neumann. Nun wollen wir es einmal ohne Muſik probiren, alſo los! (Die Arbeiter ziehen das Ungeheuer vor.)

Herr Jäger. Wo ſtehe ich? — rechts oder links?

Director Neumann. Sie müſſen die linke Seite gewinnen, alſo ſtehen Sie rechts. Herr Inſpicient, das Zeichen zum Aufheben, das Zeichen! So! — Aber die Augen klappen ja nicht . . . Jetzt muß der Dampf kommen . . .

Herr Jäger. Bitte, jetzt noch nicht.

Director Neumann. Herr Jäger, Sie müſſen ſchon die Güte haben, etwas früher bei Seite zu ſpringen. (Herr Jäger geht nach links.)

Director Neumann. Wo bleibt denn die Schwanzbewegung? (Zu den Arbeitern.) Aber hören Sie denn nicht? Nach links ziehen, ſchnell! — So! Herr Jäger, jetzt ſpringen Sie!

Herr Jäger. Springen? Ich kann doch da nicht hinüber ſpringen. Das iſt ja viel zu hoch. (Er ſteigt langſam hinüber.)

Director Neumann. Dampf!

Herr Jäger. Aber nach vorn, wenn ich bitten darf! Ich bin in der nächsten Nähe.

Director Neumann. Aufziehen! — noch höher! — Jetzt Herr Jäger! — Links aufziehen! — Umstoßen! — So! — Nun wollen wir es einmal mit der Musik probiren. Herr Kapellmeister, wenn ich bitten darf.

Die Sache wiederholt sich mit der Musik. Der Lindwurm wird auf der Bühne drei Minuten früher als im Orchester erlegt.

Kapellmeister. Nein, das geht nicht, meine Herren! Die Partitur ist absolut deutlich und erleichtert das Spielen ungemein. Hier kommt das ringelnde Schwanzmotiv, hier das fauchende Nüstermotiv, hier das Aufbäumungsmotiv und dann das Wurm-Verendungsmotiv. . ."

Und so wird weiter probirt, bis es ungefähr klappt. Dann sehen wir schließlich, wie ein großes Gestell, das mit Leinewand bekleidet und mit Haarbüscheln besetzt ist, mit beweglichen Augenklappen und beweglichem Maule, auf die Bühne gezogen wird, wie es das Maul öffnet, sobald Fafner hinter der Bühne in die Röhre singt, wie der Schwanz bald nach links, bald nach rechts gezogen wird, wie Dampf aus den offnen Nüstern steigt, wie das Ungeheuer endlich alle Viere von sich streckt und die Augen verdreht, während Siegfried langsam, und immer in der Angst, daß er von dem heißen Dampf beschädigt werde, herantritt, hinübersteigt, nach dem Kapellmeister hinüberblickt und bei dem richtigen Takt den verhängnißvollen Streich führt. Das ist in der Anschauung ganz anders als in der dichterischen Beschreibung — in der Anschauung kindlich und unbeholfen, wenn auch die dichterische Phantasie noch so kühn und bedeutend gewesen sein mag. An der Möglichkeit, uns einen Drachenkampf auf der Bühne zu veranschaulichen, der uns in eine ernsthafte Aufregung versetzt, erlaube ich mir einstweilen noch zu zweifeln. Was ich schon in Bayreuth sagte, kann ich hier nur wiederholen: das einzige Gefühl, das man während dieses Kampfes hat, ist das einer kindischen Neugier, wie sich die Bestie bewegt, ob sie weiter nach vorn kommt, ob sie die Augen klappt ꝛc.

Aber nicht blos in diesem Falle, auch sonst macht die Verwirklichung auf der Bühne die dichterische Idee oft zu Schanden. Das sogenannte Waldesweben im zweiten Act, das geheimnißvolle Rauschen und Flüstern im Walde, das in der Tonsprache Richard Wagners einen wundervollen Ausdruck gefunden hat, geht dadurch, daß man es in die Anschauung zu rücken versucht, seines poetischen Reizes verlustig, wird nüchtern und prosaisch. Sobald es im Orchester zu summen und surren anfängt, als ob der Wind durch die Bäume ginge, sieht man auch, wie die Blätter und Zweige sich bewegen, und zwar ganz taktgemäß. Man sieht förmlich die Stricke, an denen die Coulissen gezogen werden. Das erhöht nicht die Stimmung, es reißt aus der Stimmung heraus. Hier darf der Dichter zur Phantasie seiner Zuschauer ein genügendes Vertrauen hegen, um vorauszusetzen, daß sie sich sehr wohl vor-

stellen können, wie nun die Blätter rauschen, ohne daß diese deshalb sichtbar in Bewegung gesetzt zu werden brauchten.

Ich halte die Dichtung von „Siegfried" für eine der schönsten Richard Wagners. Wenn die störenden Kindereien von der Bühne entfernt und hinter die Coulissen verlegt, und einige recht schwere Scenen, wie namentlich die des Wanderers, erheblich gekürzt oder beseitigt, wenn endlich am Schlusse herzhafte Striche gemacht würden und dem Erwecken Brünnhildens sogleich der jubelnde Ausbruch der Liebe folgte, so würde „Siegfried" sogar ohne Zweifel die vollendetste Dichtung Richard Wagners sein.

Die Scene Siegfrieds im Walde ist von großer poetischer Schönheit. Durch die Jugendlichkeit und Frische des Helden empfängt die ganze Dichtung etwas Helles, Leuchtendes, das gegen die düstere Grundfarbe der „Walküre" mit dem schwermüthigen Siegmund freundlich absticht. Außerdem ist der Komik in dieser Dichtung viel breiterer Raum gewährt als in den andern Nibelungen-Dramen. Die Gestalt des Mime ist ganz köstlich. Wagner hat da auch eine dichterische Keckheit gewagt, die ich genial nennen möchte. Siegfried hat durch den Waldvogel erfahren, daß Mime ein frecher Heuchler ist, der Honig auf den Lippen und Gift im Herzen hat. Siegfried versteht daher alle boshaften Gedanken Mimes durch den freundlichen Ausdruck derselben hindurch. Wie konnte der Dichter dies nun veranschaulichen? Das gewöhnliche und prosaische Mittel war das, daß er Mime freundliche Worte sagen läßt, und daß Siegfried diese in sogenannten a parte's so deutet, wie er sie versteht: als niederträchtige Bosheiten. Das hat aber Wagner viel kecker und origineller, viel genialer und schöner gemacht. Er läßt Mime selbst gewissermaßen widerwillig seine verborgensten gemeinen Gedanken aussprechen, aber mit dem Ausdruck einschmeichelnder Liebenswürdigkeit. Mime meint, daß er freundlich spricht, während er thatsächlich die tückischen Pläne seines Herzens arglos mit lächelndem Munde ausplaudert. So versteht sie Siegfried, und so versteht sie auch das Publikum. Wagner macht also eine kühne Vertauschung des Objectes mit dem Subject; an die Stelle des subjectiven Willens läßt er die objective Wirkung durch Mime äußern. Ich muß das an einigen Beispielen deutlicher machen. Mit dem Ausdruck herzgewinnender Gemüthlichkeit hat Mime soeben gesagt, daß er Siegfried und seine Art von Herzen haßt und ihm das Leben nehmen will. Siegfried versetzt:

Daß Du mich hassest, hör' ich gern: doch mein Leben auch muß ich Dir lassen?

Mime.

Das sag' ich doch nicht? Du verstehst mich falsch;
(Er giebt sich die ersichtlichste Mühe zur Verstellung.)
Sieh', Du bist müde von harter Müh';
brünstig brennt Dir der Leib:
Dich zu erquicken mit queckem Trank
säumt ich Sorgender nicht.
Als Dein Schwert Du Dir branntest,
braut' ich den Sud: trinkst Du nun den,
gewinne ich Dein trautes Schwert und mit ihm Helm und Hort.
(Er kichert dazu.)



Digitized by Google

Siegfried.
So willst Du mein Schwert und was ich erschwungen,
Ring und Beute mir rauben?
Mime.
Was Du doch falsch mich verteh'st! Stammt' ich und faf'le wohl gar?
Die größte Mühe geb' ich mir: mein heimliches Sinnen
heuchelnd zu bergen, und Du dummer Bube
denkest alles doch falsch! Oeffne die Ohren
und vernimm genau: höre was Mime meint! —
Hier nimm! trinke die Labung . . . In Nacht und Nebel
sinken die Sinne Dir bald . . . Liegst Du nun da,
leicht könnt' ich die Beute nehmen und bergen:
doch erwachtest Du je, nirgends wär' ich sicher vor Dir,
hätt' ich selbst auch den Ring. Drum mit dem Schwert,
das so scharf Du schuf'st, hau' ich dem Kind
den Kopf erst ab! dann hab' ich mir Ruh' und den Ring!
(Er kichert wieder.)
Siegfried.
Im Schlafe willst Du mich morden?
Mime.
Was möcht' ich? sagt' ich denn das? —
Ich will Dir Kind nur den Kopf abhau'n!

Diese komische Scene ist auch musikalisch meisterhaft und wurde durch Herrn Julius Lieban in so unvergleichlicher Weise dargestellt, daß sich des gesammten Auditoriums die frohste und heiterste Stimmung bemächtigte; es wurde einige Male sogar laut aufgelacht. Ich muß da noch einmal sagen, daß der Mime des Herrn Lieban eine der vollendetsten künstlerischen Leistungen ist, die man sehen kann. Er ist ein Darsteller von feinkomischer Begabung, wie man sie nur sehr selten findet, und dabei ist die Stimme schön und frisch, von tadelloser Reinheit der Intonation, und die Aussprache über alles Lob erhaben. Nach dem Fallen des Vorhangs geschah denn auch das ganz Ungewöhnliche: daß sich der Beifall, der bisher immer der Gesammtheit der Aufführung gegolten hatte, diesmal auf die Persönlichkeit des Künstlers concentrirte. Man rief den Mime ganz allein, und mit Recht.

Durch diesen Mime und den vortrefflichen Wanderer des Herrn Scaria erhielt auch die so langweilig wirkende Wandererscene im ersten Aufzuge frischere Farbe und größere Lebhaftigkeit. Auch da wurde verschiedene Male gekichert und gelacht, so bei den Worten Mimes: „Nun, Wandrer, geh Deinen Weg", die Lieban mit köstlicher Komik im Ausdruck und in der Geste sprach. Außerdem sagte er eben das, was alle Welt wünschte. Wagner mag sich noch so viel anstrengen: man wird sich mit dem bläulich angeleuchteten Wanderer niemals befreunden, selbst nicht, wenn ihn ein so ausgezeichneter Künstler wie Scaria darstellt. Der Wanderer und Erda lasten wie Blei auf der ohnehin schon genügend beschwerten Partitur.

Am schwersten aber drücken die Längen im letzten Aufzuge nach der Erweckung der Brünnhilde. In diesem Schlusse sind musikalische Schönheiten allerersten Ranges; aber sie kommen nicht zur vollen Wirkung, weil, gerade

Digitized by Google

wie es bei der „Walküre" der Fall ist, endlose Unerfreulichkeiten dazwischen geschoben werden, die die Freude an dem Genossenen vergessen lassen und unfähig machen, noch zu genießen. Es giebt kein schöpferisches Genie, das sich so geflissentlich um die Wirkung der von ihm geschaffenen Schönheiten bringt wie Richard Wagner. Wenn wir von dem Zauber des Waldeswebens eben bestrickt sind, so kommt der Lindwurm an, der den Zauber verscheucht und eine nüchterne, prosaische und frivole Stimmung hervorruft. Wenn wir von dem wunderbar rührenden Erwecken Brünnhildens tief erfaßt sind, so ganz in der Gemüthsverfassung, um mitzuempfinden, wie sich die Beiden, die sich nun gefunden, in weltentrückter Liebeslust in die Arme schließen — ein mir befreundeter Maler gab dem Verlangen des Publikums in dem einen Satze einen drastischen Ausdruck: „Brünnhilde wird erweckt! Küßchen! Vorhang!" — dann müssen wir nach dem Erwecken noch volle zwölf lange Druckseiten vernehmen, bis sich über den Liebenden der Vorhang schließt. Da muß erst Brünnhilde lange Opposition erheben und uns noch einmal ausführlich erzählen, was wir längst schon wissen; da muß Siegfried alle Skrupel der Jungfrau überwinden, ehe es zu der Entscheidung kommt, nach der wir alle drängen.

Der Anfang und der Schluß dieser Scene sind wie gesagt wunderschön und gehören zu den Perlen dieser Nibelungendichtung; daß deren Werth vom großen Publikum nicht voll geschätzt werden konnte, hat sich der Dichter-Componist selbst zuzuschreiben. Das Publikum war eben völlig erschöpft und zu einer Würdigung des Großartigen nicht mehr befähigt. Deshalb war auch der Beifall am Schlusse lauer und weniger herzlich als nach „Rheingold" und der „Walküre"; und Richard Wagner selbst empfand diesen Unterschied und leistete den Rufen seiner Parteigänger, die diesmal nicht aus den Reihen der andern Kunstfreunde verstärkt wurden, daher auch keine Folge.

## VI. Götterdämmerung.

Berlin, am 10. Mai.

Die Aufführung der „Götterdämmerung" hat trotz ihrer maßlosen Länge — sie begann um sechs Uhr und endigte gegen Mitternacht — einen ungleich günstigeren Verlauf genommen und einen weniger ermüdenden Eindruck gemacht als „Siegfried". Der Abschluß des Kunstwerkes: Siegfrieds Tod und Bestattung, Brünnhildens Tod, der Zusammensturz der Walhalla und der Untergang der Götter, — dieser Abschluß, für den es keine anderen Prädicate giebt, als gewaltig und großartig, hat seine mächtige Wirkung auch hier ausgeübt, und das persönliche Auftreten Wagners hat diesmal die Wirkung des Sachlichen nicht verkümmert.

Im Gegentheil: Wagners Ansprache am Schlusse dieser ersten Berliner Aufführung hat im glücklichsten Gegensatz zu den verletzenden Reden, die er in Bayreuth und in Wien gehalten, durch den vollkommenen Takt, durch die bescheidene Vornehmheit des Inhaltes und die Wärme des Tones auf alle

Digitized by Google

Zuhörer den wohlthuendsten Eindruck gemacht und das gesammte Publikum, das das Werk bewundert hatte, auch menschlich freundlich berührt. Er hat der Versuchung widerstanden — und die Versuchung war, wenn er sich nur in den Räumen umsah und auf seine Künstler blickte, keine geringe — Dinge zu sagen, die irgend einen Andern kränken oder beleidigen könnten. Er selbst ist discret in den Hintergrund getreten und hat nur Worte des Dankes gehabt für den muthigen Director, für die tapfere Künstlerschaar und für das theilnahmvolle Publikum. Er hat Angelo Neumann, dessen Energie und Umsicht das Gelingen des unmöglich Erscheinenden zu danken ist, dem Kapellmeister Anton Seidl, „dem jugendlichen Künstler, den er sich herangebildet, und der Erstaunliches geleistet hat", und Frau Amalie Friedrich-Materna, als der würdigen Vertreterin der darstellenden Künstler, die „den ernsten Stil, ohne welchen das Werk nicht bestehen kann, sorgsam gepflegt und alles verleugnet haben, was sonst wohl Beifall findet", mit warmen und herzlichen Worten die Hand geschüttelt. So hat denn kein Mißklang die Stimmung verdorben, und mit dem Gefühl einer tiefen Befriedigung hat das Publikum das Theater verlassen.

Die „Götterdämmerung" ist dramatisch und theatralisch wohl der bedeutendste Theil der Trilogie, musikalisch aber wohl in der größeren Hälfte den nicht fachgebildeten Zuhörern am schwersten zugänglich. Die Handlung ist viel reicher als die in den andern Dramen; der Dichter macht hier seinem Publikum sogar die Concession einiger wahrhaft spannenden Situationen. Während in der „Walküre" das Zwiegespräch dominirt und im „Siegfried" sich sogar als absoluter Alleinherrscher Geltung verschafft, sind in der „Götterdämmerung" gewöhnlich mehrere Personen auf der Bühne, die an den Situationen sammt und sonders mitbetheiligt werden; und Wagner steigert diese Situationen in einigen Momenten sogar zu den vollsten dramatischen Effecten. Die erste Wiederbegegnung Brünnhildens mit Siegfried, dem durch den Trank des Vergessens die Erinnerung an Brünnhilde vergangen ist; der Augenblick, in dem Brünnhilde an Siegfrieds Finger den Ring erkennt, den er ihr in der Gestalt Gunthers abgerungen hat; die Verbündung Hagens, Gunthers und der Brünnhild zu Siegfrieds Untergange — alle diese Scenen sind dramatisch tief ergreifend. Dabei will ich von dem letzten Acte gar nicht sprechen, der von der ersten Scene bis zur letzten rührend und erschütternd wirkt. Da gesellt sich eben zu der dramatischen Dichtung auch die Musik, um unser Herz zu bewegen, während ich einstweilen nur von jenen Situationen sprechen will, in welchen ich lediglich durch die dramatische Conception, durch die Dichtung ergriffen werde, und in denen mir das Verständniß für die Musik noch nicht aufgegangen ist. Diese schwerverständlichen musikalischen Partien sind in der Partitur quantitativ leider die überwiegenden; und während derselben stellt sich, da alle Scenen entsetzlich lang sind, das unheimliche Gespenst der Langweile ein, das aus dem tiefgelegten Orchester heraufkriecht und nur verscheucht wird, wenn die dramatische Situation durch ihre eigene Kraft den Zuhörer fesselt.

So zerfällt für mich — ich spreche immer ganz individuell und kann eben nur schreiben, was ich selbst empfinde; ich darf es auch wohl schreiben, weil Viele diese Empfindungen theilen werden — die „Götterdämmerung" in drei Bestandtheile: erstens in solche Partien, in welchen ich durch die Musik und durch die Dichtung in gleichem Maße ergriffen und erschüttert werde; zweitens in solche, in welchen mich die dramatische Situation und das dichterische Wort packen, ohne daß es mir gelänge, für die Musik Theilnahme zu gewinnen und die darin verborgenen Schönheiten zu entdecken; und drittens in solche, in welchen mich die Unzulänglichkeit meines musikalischen Verständnisses quält, in welchen mich die Monotonie des Ungegliederten und Unaufhörlichen der instrumentalen Colorirung langweilt, ohne daß der dramatische Vorgang stark genug wäre, um diese qualvolle Gemüthsstimmung siegreich zu überwinden und die eingeschläferte Theilnahme wieder zu erwecken. Also in solche, in denen ich voll und ganz ergriffen werde, in solche, in denen ich halb ergriffen werde, und in solche, in denen ich mich einfach langweile.

Zu dieser letzteren Kategorie rechne ich z. B. gleich den Anfang: Die Scene mit den drei Nornen, sowie später die Scene zwischen Hagen und Alberich. Ich will denselben ja keineswegs das merkwürdige stimmungsvolle musikalische Colorit absprechen. Aber das Colorit allein thut es doch nicht; man möchte doch auch einmal etwas, was wie eine Zeichnung aussieht, erblicken, irgend eine scharfgezogene Linie, irgend eine Contour. Wären das vorübergehende Momente, so hätte es ja nicht viel auf sich, aber diese Scenen dauern Viertelstunden, halbe Stunden. Auch die Scene auf der Felsenhöhe zwischen Brünnhild und Waltraute hinterläßt trotz einzelner hervorragender Schönheiten wegen ihrer Länge und gleichmäßigen Färbung einen ermattenden Eindruck. Die düstere Farbe in allen diesen Scenen ist gleich gegeben; man denkt, es wird sich irgend etwas Bestimmtes herausbilden; aber es wird nur eine neue noch düstrere Farbe aufgelegt; die eine deckt immer die andere, es wird immer düsterer, immer unerfreulicher.

Zur zweiten Kategorie, in welcher die stärkere dramatische Situation der unverstandenen oder schwer genießbaren Musik obsiegt, gehören alle die Scenen, welche in der Halle der Gibichungen spielen, an denen Siegfried und Brünnhild, Hagen, Gunther und Gutrune betheiligt sind; — wiederum bis auf einige Momente, in welchen auch die Musik ihre dramatische Kraft zeigt und sich auf die volle Höhe der dramatischen Wirkung erhebt, wie z. B. der Schwur.

Dieser wie das Duett am Ende des Vorspiels, Siegfrieds Abschied von Brünnhilde, und wie der ganze letzte Act der „Götterdämmerung", von der lieblichen Einleitung, dem Gesange der Rheinmädchen, an bis zu dem grandiosen Todesgesang Brünnhildens, ist wohl das letzte Wort, das die Kunst Richard Wagners zu uns sprechen kann. Ich brauche nicht erst zu wiederholen, was ich über den Tod Siegfrieds, über die Bestattung unter dem feierlichen und trostlosen Klange des Trauermarsches, über den gellenden Schmerzensruf und

Digitized by Google

die jauchzende Todeswonne in Brünnhildens Schwanengesang schon früher gesagt habe — das Alles ist einfach groß und von berückender Schönheit. Um davon hingerissen zu werden, braucht man nicht die Ohren auf die Leitmotive zu spitzen, man braucht sich nicht um instrumentale Spitzfindigkeiten zu kümmern; man braucht sich nicht zu präpariren und mit der Partitur herumzubalgen, man kann einfach genießen. Es ist Kunstgenuß ohne erschwerende Umstände.

Wenn es sich um irgend einen Anderen als Richard Wagner handelte, um irgend einen schaffenden Künstler, der bisweilen einem freundlichen und gut gemeinten Worte der Kritik Gehör schenkt, so würde ich hoffen dürfen, daß der Rath, den ich für eine Einzelheit geben möchte, befolgt würde: nämlich der: den unglücklichen Grane in der Schlußscene unsichtbar zu machen. Brünnhilde, wenigstens eine Brünnhilde wie Frau Amalie Materna, hat uns ganz hingerissen; wir sind unter dem mächtigsten Eindruck. Da kommt das unglückliche schwarze Pferd wieder an, das sie ansingen muß! Und da das gute Thier an diese Töne nicht gewöhnt ist, und nicht an diese Umgebung und nicht an diese Lichter, so wird es unruhig, reckt den Hals und wackelt mit dem Kopfe. Brünnhildens Hand hat aber die Mähne erfaßt und durch das Wackeln des Pferdekopfes wird der Arm der Walküre hin- und hergeschleudert; die Künstlerin wird präoccupirt, sie ist nicht mehr freie Herrin ihrer Gesten, sie ist nicht mehr im Stande, der künstlerischen Leistung die ungetheilte Aufmerksamkeit zuzuwenden; sie muß auch an das Pferd denken. Und das Publikum denkt auch daran und macht sich tausend Gedanken; man befürchtet, daß irgend eine widerwillig komische Episode in die Würde und Feierlichkeit der großen Situation hineinfällt; und kurz und gut: es schiebt sich ein störendes Element ein. Man lasse doch den armen Grane im Stall, ihm wäre wohler, wohler wäre der Künstlerin und uns auch! Ist es denn absolut nöthig: „Grane, mein Roß, sei mir gegrüßt!“ an das leibhaftige Thier zu richten? Traut man mir denn nicht genug Phantasie zu, um anzunehmen, daß Grane fünf Schritt von Brünnhilden entfernt hinter den Coulissen stehen könne? Wenn man mich für so phantasiearm hält, dann verlange ich auch, daß Brünnhilde sich auf das Pferd schwingt und in die Lohe reitet. Dann gebe man die Partie der Brünnhilde aber nicht einer Künstlerin wie Frau Friedrich-Materna, sondern Frau Lina Salomonsky; dann habe ich wenigstens das beruhigende Gefühl, daß mit dem Pferde kein Unheil geschieht. So lange aber eine dramatische Sängerin, die eine unvollkommene Kenntniß der Manege besitzen darf, — so lange eine Künstlerin wie Amalie Materna die Brünnhilde darstellt, wird man gut thun, es zu vermeiden, daß dieselbe in einer auf's äußerste anspannenden dramatischen Situation durch die unmittelbare Nachbarschaft von Pferdeköpfen und Pferdehufen in der völligen Entfaltung ihrer künstlerischen Mittel behindert werde.

Ueber die Darstellerin der Brünnhilde ist kein Wort des Lobes stark genug. Spiel und Gesang sind von so echter dramatischer Wärme durchglüht, daß sie den Zuhörer zur Begeisterung entfachen. Und diese Stimme! Man

Digitized by Google

könnte sie mit einem Schwerte vergleichen, das sich durch den Gebrauch erst recht schärft. Keine Anstrengung scheint sie zu ermatten, keine Kraftäußerung den wundervollen Lustre zu trüben und die erstaunliche Fülle zu mindern. Der schmetternde Jubel, mit dem sie sich in die Flammen stürzt, erklingt wo möglich noch heller, frischer und sieghafter, als der übermüthige Jauchzer, den sie uns bei ihrem Erscheinen in der „Walküre" entgegenruft. Ich habe früher geschrieben: die Bayreuther Brünnhilde sei unübertrefflich; ich habe mich geirrt — die Berliner Brünnhilde der Frau Materna hat die Bayreuther übertroffen.

Ausgezeichnete Leistungen boten auch Herr Schelper, der den finsteren Hagen in Spiel und Gesang gleich meisterlich charakterisirt, Herr Wiegand als Gunther, Frau Reicher-Kindermann, die als Waltraute die lange Erzählung mit schöner Stimme und wundervollem Ausdruck vortrug, und Fräulein Schreiber als Gutrune. Herr Julius Lieban, der für den auf dem Zettel figurirenden Herrn Schwarz als Alberich eingesprungen war, überraschte uns durch die Künstlerschaft, mit der er auch diese tragische Partie bewältigte. Wer hätte diesen feierlichen Ernst dem komischen Mime zugetraut! Auch der Darstellerinnen der Nornen sei in Ehren gedacht. Viel weniger haben mir die Rheinmädchen zugesagt. Der Abstand gegen das unvergleichliche Terzett in Bayreuth: Geschwister Lehmann und Frau Lammert, war gar zu groß. Die jungen Damen waren auch offenbar befangen, und man merkte ihnen an, daß sie unter den ungewohnten Verhältnissen, des Rechtes der Locomotion beraubt und auf die Freundwilligkeit eines mehr oder minder geschickten Wagenschiebers angewiesen, dem Gesange nicht die volle Sorgfalt zuwenden konnten. Man sah, wie sie beständig verstohlene Blicke der Unruhe mit dem unsichtbaren Schieber tauschten, und wie sie oft hastig nach dem Balken griffen — das Wasser hat zum Glück in diesem Falle Balken — der ihnen einen Stützpunkt gewährte. Es muß aber zu Gunsten der Künstlerinnen auch noch gesagt werden, daß sie vom Orchester sehr wenig hören. In Bayreuth wurde jedes Rheinmädchen durch einen besonderen Kapellmeister hinter der Bühne unterstützt — eine Erleichterung, die unseren Künstlerinnen nicht gewährt werden konnte. Der Sänger des Siegfried war gestern besser als am Tage vorher; einiges gelang ihm sogar ganz vortrefflich, aber man kann auch nicht sagen, daß er seinen guten Tag gehabt habe, und beim Siegfried

ist nichts schwerer zu ertragen
Als eine Reihe von schlechten Tagen.

Die äußere Ausstattung war sehr schön; namentlich wurde das Auge wiederum durch die für Bayreuth von Döpler, Vater und Sohn, gezeichneten Costüme, vor allen durch die schönen Costüme der Mannen erfreut.

Das Orchester leistete Ausgezeichnetes. Da der Kapellmeister Anton Seidl gleichzeitig mit dem Director Angelo Neumann in der warmen, herzlichen Anerkennung des Meisters schon den schönsten Lohn empfangen hat, so bleibt der Kritik nichts anderes übrig als zu constatiren, daß nach ihrer

Digitized by Google

Auffassung diese den technischen und musikalischen Leitern gespendete Anerkennung eine wohlverdiente gewesen ist. Es will mir aber so scheinen, als ob ganz gegen den Schluß, namentlich im Trauermarsch, sich im Orchester die menschlich durchaus erklärliche Mattigkeit doch etwas gezeigt habe. Es ist aber auch sehr wohl möglich, daß ich mich irre, daß die geringere Anzahl der Orchestermitglieder oder vielleicht auch die geringere Qualität der Instrumente meinen Irrthum verschuldet; aber die merkwürdigen rhythmischen Stöße klangen mir hier weniger wuchtig als in Bayreuth, wo das Publikum beim Beginn des Trauermarsches wie durch elektrische Schläge gerührt wurde.

Und wären die Musiker wirklich etwas ermattet gewesen, wäre das nicht ganz natürlich? Sind wir es nicht alle, die wir die vier überlangen Abende im Victoriatheater zugebracht und uns an dem Kunstwerke nur als Consumenten betheiligt haben? Merkt der Leser nicht diesem letzten Briefe an, daß der Schreiber gegen die rein physische Erschlaffung hat ankämpfen müssen? Aber ich will gar keine Frische und Kraft heucheln, denn ich will genau den Eindruck wiedergeben, den das Kunstwerk auf mich gemacht hat; und da darf ich nicht verheimlichen, daß ich unter der Last des Empfangenen fast zusammengebrochen bin und müde zum Umsinken das Theater verlassen habe.

„Doch alles schüttelt, was ihm unerträglich,
Der Mensch von seinen Schultern sträubend ab,
Den Druck nur mäßiger Leiden duldet er,

sagt Kleist. Er duldet aber auch nur den Druck mäßiger Kunstfreuden, und in dem Wagner'schen Werke ist alles gigantisch und maßlos. Erdrückend sind die großartigen Schönheiten, erschöpfend und folternd die endlosen Längen und Breiten, in denen sich die rührende und kindliche Schönheit der Kunst, wenn sie überhaupt in diesen freudlosen Gefilden weilt, so vollkommen verliert, daß sie dem unbewaffneten Auge des Unbefangenen nicht wahrnehmbar wird.

Die tiefe Mahnung des Terenz: ne quid nimis! hat Wagner in das Gegentheil umgewandelt; er hat das künstlerische Gebot aufgestellt: semper nimis! Man kann gar nicht genug geben, und das Viel ist unzureichend, es muß Zuviel sein! Diese ewigen Repetitorien und Recapitulationen werden mit der Zeit ganz unerträglich. Wagner ist sich dessen auch so wohl bewußt, daß er seine Verwunderung darüber ausgesprochen hat, wie überhaupt ein solches Werk vor dem Publikum einer Großstadt, das an eine andere Kunst gewöhnt sei, zu erfolgreicher Darstellung gebracht werden könne.

Aber was ist denn das Publikum der Großstadt? Ist es nicht in seiner Zusammensetzung der richtigste Repräsentant der Nation in ihren edlen und unedlen Elementen? Ich will gern zugeben, daß das Bayreuther Publikum ein besseres war, weil dieses aus allen Theilen Deutschlands und der Fremde sich zu einer vereinzelten Ausnahme einmal zusammengefunden hatte; es wäre ja in der That ideal, wenn sich der künstlerische Schöpfer für sein Werk jedesmal die geeignetsten und besten Zuhörer zusammenlesen könnte! Aber da man doch nun einmal mit der Welt rechnen muß, so wie sie beschaffen ist,

Digitized by Google

und nicht mit einer Welt rechnen darf, wie sie sein sollte, — da überdies die Thorheit, die Unbildung, die Rohheit, die Niedertracht mit allen andern Schlechtigkeiten vereinigt, es doch nicht zu Stande gebracht haben, ein Kunstwerk zu Grunde zu richten, so kommt man schließlich zu dem tröstlichen Gedanken, daß am Ende auch im Publikum das Edlere und Vornehmere, das Reinere und Bessere die Entscheidung spricht, und daß sich der Künstler daher auch getrost an die Großstadt, als an die befugte Vertreterin dieses Publikums, wenden darf. Auch die Großstadt bewundert den Hermes des Praxiteles, Rafaels Madonnen, Goethes „Faust", Mozarts „Don Juan" und Beethovens Symphonien. Das ist die Kunst, die die Großstadt voll begreift, und ich denke, der schaffende Künstler kann dieser Instanz eine gewisse Competenz in Kunstsachen doch wohl nicht abstreiten. Eine Kunst, die nur für jenen auserlesenen Freundeskreis, von dem Wagner spricht, berechnet ist, scheint mir doch nicht die richtige zu sein.

In der Großstadt wird freilich das kolossale Werk „der Ring des Nibelungen" in seiner jetzigen Gestalt eine feste und dauernde Stätte schwerlich gewinnen. Es wird etwas Außerordentliches bleiben, wie es diesmal nur durch das Zusammenwirken von außerordentlichen Factoren zu Stande gekommen ist. Ob es uns in dieser ungeschmälerten Vollständigkeit überhaupt noch einmal in Berlin geboten werden wird, das lasse ich dahingestellt sein. Denn die Zeit, welche verstreichen wird, bis sich das Publikum, aus dessen Betheiligung das Theater seine Lebenskraft entnimmt, — bis sich das richtige gewöhnliche Theaterpublikum mit jenen quantitativ so überaus wesentlichen Bestandtheilen der Trilogie, deren Verständniß bis jetzt nur dem engeren Freundeskreise aufgegangen ist, vertraut gemacht und an das Ungewöhnliche gewöhnt haben wird — diese Zeit ist unabsehbar. Aber es wäre doch ein Jammer, wenn wegen des schwer Erträglichen und Unerträglichen das Großartige und Gewaltige des Kunstwerkes der allgemeinen Bewunderung entzogen würde. Die großartigen Schönheiten sind nun einmal da, und die kunstsinnige Mehrheit hat ein Anrecht auf sie.

Man spreche da nicht von einer Verstümmlung des Kunstwerkes. Auch die Venus von Milo ist ein Bruchstück, und ich habe mich nie nach den Armen gesehnt, — und wenn die Arme auch noch so schön gewesen sein mögen. Wären diese Arme aber nicht schön gewesen, oder auch nur nicht so schön wie das göttliche Antlitz und der göttliche Leib, so würde ich dem gütigen Zufall danken, der diese herrliche Verstümmlung herbeigeführt hat.

Wenn es nun hier der Zufall nicht sein kann, wenn es hier der Wille des schaffenden Meisters nicht ist, so wird die Zeit, jene Zukunft, an die Wagner appellirt, ihre Arbeit thun und abschlagen, was die Harmonie und Schönheit des Kunstwerkes schädigt.

Digitized by Google

# Illustrirte Bibliographie.

Aus „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland". Verlag von Fr. Bruckmann in München.

Allerdings ist es an sich ziemlich überflüssig, bei einem Prachtwerke, einer Luxusausgabe, die Bedürfnißfrage zu discutiren. So könnte man auch bei der Anzeige des Werkes, dem die Illustrationsproben dieses Heftes entnommen sind, auf die Erörterung dieses Punktes füglich verzichten und sich damit begnügen, ganz objectiv dem Buche das Prognostikon zu stellen, daß es durch seine inneren Verdienste sich Bahn brechen werde, höchstens ihm noch auf seinen ersten Schritt in das harte Dasein hinein freundliche Wünsche und Empfehlungen mitgeben.

Allein das Prachtwerk, **die Hohenzollern und das deutsche Vaterland**, dessen erste Lieferungen der Verleger J. Bruckmann jüngst in die Welt geschickt hat, hilft wirklich in so erfreulicher Weise einem Mangel ab, den gar Mancher schon empfunden, daß man sich nicht enthalten kann, bei einer Anzeige des Buches gerade auf diesen Punkt Gewicht zu legen.

Wir Deutschen dürfen wohl behaupten, daß wir keinem anderen Volke an Patriotismus nachstehen, und der Preuße besonders hängt mit einer so seltenen Treue an seinem Königshaus, daß zwischen diesem und ihm, beinahe noch wie in der guten alten Zeit, ein, so zu sagen, persönliches Verhältniß besteht. Wie nach dem Ausspruche Bismarcks der märkische Junker seine Stellung zu seinem ehemaligen Lehensherrn noch heute als etwas ganz Besonderes betrachtet, so sieht auch der „Altpreuße" (wenn man das Wort in weiterem Sinne gelten lassen will) im Allgemeinen seine Unterthanenschaft gern als eine vorzüglichere an.

Wie kommt es, daß trotzdem das Wirken der Hohenzollern noch keine classische Darstellung gefunden hat? Lange hat es freilich fast so scheinen wollen, als sei den Deutschen des Nordostens die literarische Begabung spärlich zugemessen worden, wie denn auch trotz den, allerdings nur ruckweise bethätigten Förderungen jenes Fürstengeschlechtes „die Musen und Grazien der Mark", wie jener brandenburgische Hofcavalier

Digitized by Google

Aus „Die Lobensteiner und das deutsche Vaterland". Verlag von Fr. Bruckmann in München.

Digitized by Google

seine alamanischen Dichtungen benamsete, ihr Dasein die meiste Zeit recht fröstelnd verbracht haben. Aber allmälig hat man sich denn doch soweit herangearbeitet, daß auch in dem Soldatenlande, wo höchstens noch die productive Arbeit hatte gelten dürfen, wenigstens die Anfänge wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens sich seit einigen Jahrzehnten zu zeigen begonnen haben. Bis heute allerdings nur erst geduldet, wenig gepflegt: in einem Staate, der selbst noch nicht recht der eigenen Existenz sicher und froh geworden zu sein scheint und darum wie bisher in der Ausbildung dessen, was stärkt, nicht dessen, was erfreut, seine Aufgabe sieht.

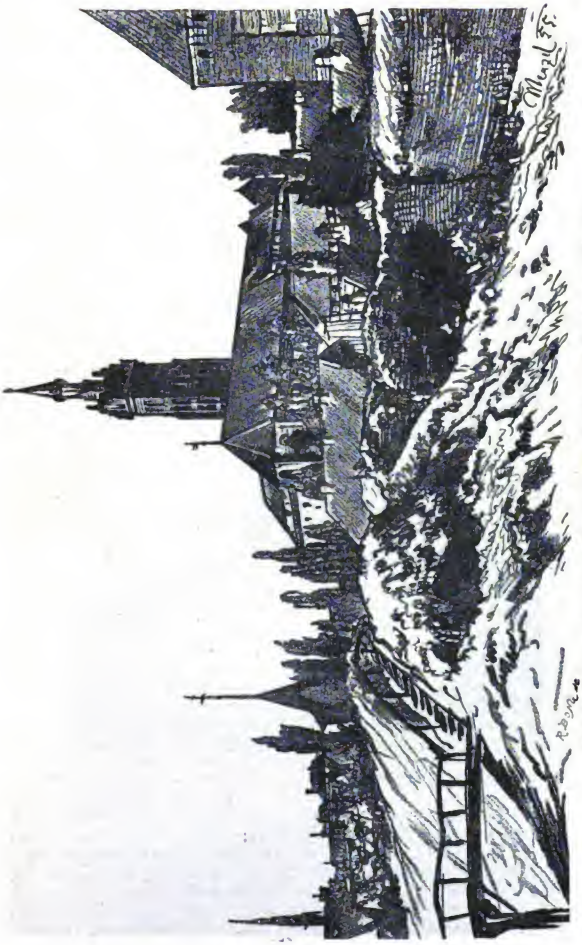
Die historische Wissenschaft hat sich selbstverständlich längst an die Erforschung der Vergangenheit unseres Landes und unseres Fürstenhauses gemacht: und wenn auf diesem Gebiet natürlich auch noch viel zu thun übrig bleibt, wenn sich auch schon jetzt übersehen läßt, daß manche dunkle Stellen namentlich der älteren märkischen Geschichte wohl schwerlich jemals recht aufgehellt werden können: so darf man doch bereits mit berechtigtem Stolze auf das bisher Erreichte sehen.

Nicht minder hat man sich bemüht, diese Errungenschaften der Wissenschaften (was ja leider Gottes bei den Werken deutscher Gelehrten noch immer ziemlich von Nöthen!) auch wirklich fruchtbar zu machen. Man hat lesbare Darstellungen der preußischen Geschichte — in ihrer Gesammtheit sowohl wie einzelner Bruchstücke aus derselben — zu geben versucht. Die betreffenden Schriftsteller sind ihrem Ziele mehr oder minder nahe gekommen; erreicht hat es keiner: die deutsche Literatur besitzt, wie gesagt, keine classische Darstellung der brandenburgisch-preußischen Geschichte. Es giebt über diesen Stoff kein Werk, das den Forscher befriedigte und sich gleichermaßen den Bedürfnissen des allgemeinen Publikums anpaßte. Und so wie heutigen Tages Geschichte geschrieben wird, läßt sich auch nicht so bald ein Werk dieser Art erwarten. Die Historik unserer Zeit sitzt im Staube der Archive und brütet über vergilbten Pergamenten. Gewiß eine Arbeit, höchst nöthig, um aus der „fable convenue" endlich eine wirkliche Wissenschaft zu machen. Aber wir Weltkinder vermögen in diese Tempel nicht einzudringen. Kommen aber wirklich einmal die Historiker aus denselben hervor (und es ist anzuerkennen, daß sie diese löbliche Absicht häufig genug haben), so schauen sie hinwiederum uns, mögen sie sich noch so sorgfältig von den Spuren des Moders befreit haben, mit tagentwöhnten Augen viel zu weltfremd an, als daß wir uns mit ihnen recht heimisch fühlen könnten.

Es ist der Fluch unserer so wissensreichen Generation, daß in keiner Wissenschaft mehr etwas Ganzes zu Stande kommt. Wer weiß, wann jene glücklichere Zeit anbricht, die sich nicht mehr mit Specialitäten herumzuschlagen braucht —: sie wird vielleicht auch eine gute brandenburgisch-preußische Geschichte besitzen.

Vor Allem eine anschauliche und erschöpfende Schilderung dieses ewig denkwürdigen Sich-Emporarbeitens der Hohenzollern. Die Geschichte ist gar so dämmerig nicht mehr zu der Zeit, wo sie sich aus dem chaotischen Durcheinandernebeln namenloser Massen losringen, um nun für alle Zeit eine Sonderexistenz zu führen, eigene Geschichte zu leben. Es ist eine wüste Zeit, in der zum ersten Male der Name Zollern genannt wird. Aber in dem Ringen zwischen Guelfen und Ghibellinen drehte sich das Glücksrad schnell, und die kleinen schwäbischen Herren, obwohl sie immer nach Möglichkeit den Anstand zu wahren suchten, wußten meist oben zu bleiben und hatten dabei mancherlei Gelegenheit, Fetzen, die Anderen abgerissen wurden, an sich zu raffen. Officielle und officiöse Geschichtsschreibung weiß viel von der reichstreuen Haltung zu berichten, welche die Hohenzollern in den damaligen Wirren bewahrt haben sollen. Daß sie eine gesunde Politik betrieben haben, daran ist kein Zweifel; ob aber sie oder auch sonst Jemand in jener kopflosen Zeit sich klar zu machen verstanden hat, auf welcher Seite irgend Recht war, und auf welcher Anmaßung, das ist doch fraglich — man construirt gar zu leicht die eigene, moderne Anschauung, das Resultat vielhundertjährigen Suchens in die Geschichte hinein.

Digitized by Google



Aus „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland". Verlag von Fr. Bruckmann in München.

Digitized by Google

Zu bedauern bleibt es immerhin, daß man das Mächtigwerden dieses Geschlechts doch nicht recht übersehen kann. Auf einmal stehen sie da als große Herren in Franken und Schwaben, deren Besitz sogar eine Theilung des Familiengutes ohne merkliche Schmälerung ihres Ansehens vertragen kann. Prächtige Figuren finden sich unter diesen Leuten: Männer, die eine Kaiserwahl zu leiten verstehen, und die auch Schlachten zu schlagen wissen, in denen es die Krone gilt, in unzähligen Feldzügen und

Aus „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland". Verlag von Fr. Bruckmann in München.

diplomatischen Verwickelungen nimmer müde, in erster Reihe Antheil zu nehmen; gleich als kennten sie schon die Devise jenes Weisen: „So montrer c'est le moyen de parvenir". Und mit den Habsburgern, deren Glücksstern damals ja noch weit schneller stieg, haben sie den Kinderreichthum gemein: in einer capitalsarmen, kriegslauten Zeit, wo es immer Erbinnen zu fischen giebt, eine schätzenswerthe Eigenschaft.

Und was sie einmal erheirathet, das halten diese Burggrafen von Nürnberg, in ihrer Familienpolitik von unvergleichlicher Zähigkeit, weislich zusammen: Eisenzahn, wie man den einen von ihnen genannt hat, könnten sie füglich Alle heißen. Wirkliche

Digitized by Google

Erbtheilungen sind selten, häufiger ist es schon, daß mehrere Brüder gemeinschaftlich regieren. So treten sie innerlich stark an die große Aufgabe ihrer Familie heran, und sie sind auch unter den aufkommenden Geschlechtern von damals die einzigen, die diese Aufgabe, das herrenlose, ihnen zufallende Land zu einem wirklichen Staate durchzubilden, vollkommen gelöst haben.

In ihrer Art sind dann die ersten Kurfürsten von Brandenburg großartige Erscheinungen, nicht unwerth, daß man sie mit ihren Enkeln, dem großen Kurfürsten

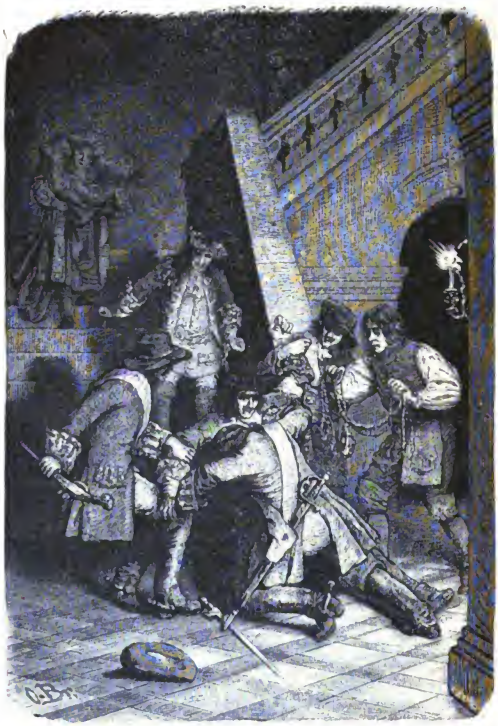
Aus „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland". Verlag von Fr. Bruckmann in München.

und dem großen König, in eine Reihe setzt. Die eiserne Geduld, womit sie dieses Barbarenland zu sittigen unternahmen, die schlichte Entsagung, womit sie, die es in ihrem herrlichen Franken so viel behaglicher hätten finden können, sich mit den Polen und den nicht viel besseren Pommern herumschlugen, ihre rohen, verlumpten Junker zähmten und die plumpen, protzigen Städter duckten — das hat etwas Heroisches an sich. Vergessen hatten sie es gewiß nicht, daß ihre Väter bei wichtigeren Händeln als um ein paar Hufen wüsten Landes oder um die schäbige Waare eines geplünderten Hausirers, ihr Schwert entscheidend in die Wagschale zu werfen gewohnt gewesen



Digitized by Google

waren. Was hielt sie in dem Lande, das ihren Mühen so wenig Lohn versprach? Ob wohl einer von ihnen ein Vorgefühl davon gehabt hat, daß aus dieser dürftigen, culturfernen Scholle einst das kaiserliche Schicksal seines Hauses herausgeackert werden sollte?



Aus „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland". Verlag von Fr. Bruckmann in München.

Das sind Jahrhunderte stiller, schwerer, kärglich lohnender Arbeit, Menschenleben auf Menschenleben gewissenhaft als Dung hingeworfen für ein kommendes Geschlecht. Für den, der große Geschicke oder bunte Abenteuer sucht, sind da wenig lockende Bilder zu finden: wer aber durch die Einzelerscheinung hindurch in der Geschichte Werden und Vergehen wahrzunehmen versteht, dem bietet sich Stoff zum Nachdenken über allerlei Fügungen und Führungen. —

Digitized by Google

Die beiden Männer, die den Text zu dem Bruckmann'schen Hohenzollern-Werke schreiben, haben ihre Aufgabe mit bemerkenswerther Zurückhaltung angefaßt. Sie bieten dem Leser weder farbenreiche Einzelbilder dar, noch weite Blicke in historische

Aus „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland". Verlag von Fr. Bruckmann in München.

Perspectiven. Schlichten Tones wird erzählt, was unsere Wissenschaft über jeden einzelnen Hohenzollern zu sagen hat — die allgemeinere Geschichte wird nur so oben hin gestreift. Und das ist gut so: jede Gestalt hebt sich deutlich genug hervor; und es wird dabei vermieden, daß allzuviel Ballast die gleichmäßige Fahrt der Darstellung aufhält.

Bei einem Prachtwerk liegen ja auch die Bedingungen für den Verfasser des

Textes anders, als im gewöhnlichen Falle. Wollte er für sich als Schriftsteller Sonderinteresse erzeugen, so würde er die Einheitlichkeit des Buches zerstören. Um so leichter ist darum auch das Ineinanderarbeiten zweier Autoren, die den Stoff gemeinsam bewältigen. Graf Stillfried Alcántara und Franz Kugler, denen die Verlagshandlung die Abfassung des Textes übertragen hat, erwecken schon durch ihre Namen ein günstiges Vorurtheil: jener als der Verfasser eines höchst verdienstvollen Werkes über hohenzollern'sche Alterthümer, dieser, selbst als Historiker geschätzt, als der Sohn jenes Kugler, dessen Biographie Friedrichs des Großen, von Menzel illustrirt, ein preußisches Hausbuch geworden ist. Wie viel Antheil der eine Verfasser, wie viel der andere an dem Texte hat, läßt sich wohl vermuthen: indeß sind die Räthe so vorzüglich verwischt, daß man nirgends eine Spur des Geflickten wahrnimmt. Die Schreibweise des Buches ist flüssig und angenehm, und da man nach den drei ersten bis jetzt erschienenen Lieferungen wohl einen Schluß auf das Ganze machen darf, so kann man sich der Hoffnung hingeben, daß das Werk auch in dieser Hinsicht von der Kritik nur Lob verdienen und bei dem Publikum auch wegen seines Werthes die freundliche Aufnahme finden werde, die ihm die Popularität des Stoffes unzweifelhaft von vornherein gesichert hat.

Es ist eigentlich ein Fehler, daß diese Besprechung erst zuletzt zu den Illustrationen gelangt. Aber vielleicht hat sich der Leser dieser Zeilen aus den eingedruckten Proben schon selbst ein um so unparteiischeres Urtheil gebildet; und sicherlich ist dasselbe günstig ausgefallen, denn jene sind so vortrefflich, daß sie sich selbst die beste Empfehlung sind.

Die Illustrationen des Hohenzollern-Werkes zerfallen gewissermaßen in drei Arten. Die einen, die man etwa als „authentische" bezeichnen könnte, bestehen in Siegelabdrücken, Grabdenkmälern, gleichzeitigen Porträts und Bildern und in Ansichten von Städten und Landschaften. Sie sind sehr zahlreich und es wäre schon ein individueller Geschmack, wenn Jemand sie, die eine beinahe gelehrte Zugabe zu dem volksthümlich angelegten Werke bilden, noch häufiger zu finden wünschen sollte.

Für die glückliche Idee, die Illustrationen der zweiten Gattung aufzunehmen, gebührt der Verlagshandlung eigentlich ein besonderes Compliment. Es sind Nachbildungen älterer, zum großen Theil berühmter Werke unserer darstellenden Kunst. Steffecks Albrecht Alcibiades, Schraders Huldigung Berlins, die Soldatenbilder Camphausens und Bleibtreus: sie alle und viele mehr sind hier wiedergegeben. Daß Menzel, der größte Illustrator Deutschlands, der patentirte Friedrichs-Maler, in der glänzenden Reihe nicht fehlt, brauchte hier gar nicht erst eigens erwähnt zu werden, auch wenn die Blätter dieses Heftes nicht durch Abdrücke seiner Compositionen geziert wären. Es ist wirklich erfreulich, auf diese Weise die classischen Darstellungen unserer Geschichte möglichst weit verbreitet zu sehen.

Die dritte Gattung endlich begreift die Illustrationen in sich, die eigens für dieses Werk erfunden und gezeichnet worden sind. Auch ihrer ist eine stattliche Zahl, durchweg höchst lobenswerth, einzelne vollendete Kunstwerke. Daß bei diesem Theil gleichfalls die besten Meister mitgewirkt haben, braucht kaum erwähnt zu werden; sie alle aufzuzählen: Dietz, Kaulbach u. s. w. ist überflüssig, man weiß ja ungefähr, was zu dem Begriffe Prachtwerk gehört. Unrecht wäre es indeß, nicht besonders auf die schönen Initialen hinzuweisen, welche die Kapitel eröffnen; unser Heft enthält eine Probe davon.

Für die Trefflichkeit der Ausführung im Holzschnitt bürgt eigentlich schon der Name des Verlegers. Diese Blätter haben erfreulicher Weise bereits oft Gelegenheit gehabt, seiner rühmend zu gedenken; neues Lob läßt sich dem früheren nicht gut mehr hinzufügen: die Gefahr der Wiederholung liegt gar zu nahe. Wir verweisen unsere Leser auf die Proben: aus ihnen werden sie am besten ersehen, wie alle Mittel der heutigen Technik aufgewendet worden sind, um die verschiedensten Effecte und jedesmal

Digitized by Google

zweckmäßige zu erreichen. Uebrigens haben sich an der Bearbeitung der Stöcke unsere berühmtesten Ateliers betheiligt.

Von dem Werke sind, wie gesagt, bisher drei Lieferungen (zu ℳ 2.) erschienen. Das Ganze ist auf 25 Lieferungen angelegt und soll bis Weihnachten abgeschlossen sein. Es erscheint kaum zweifelhaft, daß der buchhändlerische Erfolg ein bedeutender sein wird, der hier behandelte Stoff wird schon an sich in den weitesten Kreisen sympathisch ansprechen. Und deshalb bedarf das Buch wohl auch keiner besonderen Empfehlung von unserer Seite: es wird sich selbst seinen Weg bahnen. Hoffentlich wird es ebenso zum Familienbuch, wie Kugler-Menzels „Alter Fritz". Nach Anlage und Durchführung verdient es ein solches Loos, trotzdem daß ihm der unvergleichliche Vorzug jenes Werkes, seine unübertroffene Einheitlichkeit, natürlich versagt bleibt. Dafür aber ist es in dem, was graphische Technik anlangt, weit vollendeter und würde sich seines Platzes neben jenem nicht zu schämen haben: beide nebeneinander, das Prachtwerk von damals, das sich gegenwärtig äußerlich recht bescheiden darstellt, und das von heute, würden vielmehr ein sprechendes Zeugniß von dem Wechsel der Zeiten abgeben.

Zum Schluß noch ein frommer Wunsch, der allerdings mit dem Schicksal des Bruckmannschen Werkes wenig zu thun hat. Unsere Prunkliteratur schweift von Gegenstand zu Gegenstand, von Skandinavien nach Indien, von Palästina nach Amerika, kurz nach allen möglichen Himmelsrichtungen, wo wir im Grunde eigentlich wenig zu suchen haben. Dürfte es nicht allmälig an der Zeit sein, ein Prachtwerk über Berlin und über die Specialgeschichte der Mark zu veranstalten? Das hübsch zu schreiben und würdig auszustatten, wäre doch eine interessante und gewiß höchst lohnende Aufgabe. Zu dem Hohenzollern-Werke müßte ein solches das passendste Gegenstück abgeben.

---

* **Das Thierleben im Sprichwort der Griechen und Römer** nennt sich eine interessante Schrift von Carl S. Köhler, die im Commissionsverlag von L. Fernau in Leipzig erschienen ist. Ihrer äußeren Einrichtung nach charakterisirt sie sich der Art, daß die einzelnen Thiere nach ihrer Reihenfolge im Alphabet durchgegangen werden: bei jedem einzelnen wird das Sprichwort mit Anfügung der Quelle im Urtext und in der Uebersetzung notirt, nöthigen Falles (was ja bei dem häufigen Abweichen unserer modernen Anschauung vorkommt) der Sinn des Spruchs möglichst kurz verdeutlicht, und sofern ein deutsches Parallelsprichwort vorhanden, dieses angeführt. — Der Verfasser hat sich auf eine, im Verhältniß zu der Mühseligkeit seiner Arbeit, undankbar erscheinende, rein referirende Thätigkeit beschränkt, sich mit diesem Stück specialer Lexikographie begnügt, und sich jeder Einstreuung eigner Reflexionen streng enthalten. Das ist eine Selbstentäußerung, die große Anerkennung verdient; denn es muß schwer sein, der Versuchung, sein eigen Licht leuchten zu lassen, zu widerstehen, und statt eines eigentlich lesbaren Buches, das recht billig mittels weniger, selbst unbedeutender Redensarten herzustellen gewesen wäre, den rohen, dafür aber um so anregenderen Stoff an die Oeffentlichkeit zu bringen. Wenn man sonst nicht lebhaft genug darauf dringen kann, daß unsere Gelehrten sich einer anständigen Form befleißigen, so machen Schriften, wie die obengenannten, entschieden eine Ausnahme. Die Frucht genußreichster Studien, können sie dem Leser ähnliche Genüsse vermitteln, solange der Autor sich nicht mit seiner Persönlichkeit vordrängt. Thut er dies — und dies würde sich wohl schwer vermeiden lassen, wollte man so ein Buch „lesbar" schreiben — so verfällt er beinahe unvermeidlich dem Schicksal, als ein selbstgefälliger Pedant zu erscheinen. — Studien dieser Art waren in früheren Jahrhunderten sehr beliebt; heute treibt man sie noch häufig genug, aber man wendet sich selten damit an das Publikum. Und doch fühlt sich dieses, tritt einmal ein Buch der Art an dasselbe heran, davon immer angezogen. Man thut einen Blick in eine Welt, die so schön ist, und für die man doch gar zu wenig Zeit hat: und jeder solche Blick zeigt Dinge,

TAYLOR INST. OXFORD
Digitized by Google

die überraschend neu sind. Wer z. B. Köhlers Buch liest, wird die Wahrnehmung machen, wie viel näher die Thierwelt dem Alterthum gestanden hat, als unserer Zeit, und wird mit Neid erkennen, welch eine Fülle von Anschauungen und trefflichen Gleichnissen aus dieser genauen Kenntniß des niedernen Lebens in den Sprachgebrauch hinübergeflossen ist. Aber auch von antikem Aberglauben, wie er aus der Ungenauigkeit damaliger Naturbeobachtung entsprungen ist, finden sich gar manche Züge: kurz diese Sammlung bietet, aus welchem Gesichtspunkte man sie auch betrachten möge, Anregung reicher Art und wird Keinen, der sie in die Hand nimmt, wofern er nur einigermaßen selbst zu denken gelernt hat, unbefriedigt lassen.

* **Deutsche Colonisation**, eine Replik auf das Referat des Herrn Dr. Friedrich Kapp über Colonisation und Auswanderung, von Hübbe-Schleiden, Hamburg, L. Friederichsen und Co. 1881.

In dem, hier in seiner ganzen Ausführlichkeit wiedergegebenen, Titel dieser kleinen Schrift liegt schon eine ungefähre Angabe des Inhalts. Der Verfasser plädirt auf das Energischste für staatliche Organisirung unserer Auswanderung; und die Gründe, die er dafür anführt, sind zum Mindesten discutabel. Frühere Schriften (Ueberseeische Politik, Ethiopien) haben ihn schon als einen Mann von Kenntniß und eigenen Gedanken gezeigt, als einen, der sich nicht umsonst in allerlei fernen Zonen den Wind hat um die Ohren gehen lassen. Auch hier verleugnet er diese Eigenschaften nicht. Das Buch verdient entschieden Beachtung, und die Thatsachen, die es anführt, sind auch für den, welcher mit den daraus gezogenen Schlüssen nicht einverstanden sein sollte, wohl beherzigenswerth. Erwähnung verdient die Kühnheit, womit Kapps Ansicht gegenüber die Berechtigung derjenigen „der jungen Generation" vertheidigt, und die Schärfe, womit der Unterschied dieser und der älteren, der der Leute vor 1866, formulirt wird. Der Verfasser versagt derselben durchaus nicht die schuldige Achtung; aber er macht auch kein Hehl daraus, daß sie, da sie ihre Dienste nun wirklich gethan habe und nach seiner Ansicht nicht mehr recht mit der neuen Zeit fortzuschreiten vermöge, endlich auch wirklich abzuthun und, so zu sagen, zum alten Eisen zu werfen sei. In dem Buche klingt es, wie gesagt, respektvoller; aber die Meinung ist dieselbe. — Es begegnet heutigen Tages manchmal, daß Leute von Urtheil sich darüber beklagen, in Büchern, wie sie gegenwärtig geschrieben würden, sei so wenig Fertiggedachtes zu finden — ganz abgesehen von der Dürftigkeit des Eigengedachten: ihnen sei diese Schrift warm empfohlen. Allein auch außer denen, die sich mit volkswirthschaftlichen Fragen speziell beschäftigen, und außer jenen Lesefybariten wird jeder aus der Lectüre dieses Buches entschiedenen Vortheil ziehen.

* **Illustrirter Führer durch hundert Luft-Curorte.** Herausgegeben von Lucian Herbert. Mit 60 Illustrationen und einer Karte. Verlag von A. Hartleben. Wien 1881.

Der bekannte Verfasser giebt hier die Zusammenstellung einer Anzahl der hervorragendsten Bäder und Curorte, welche dem reisenden Publikum gewiß willkommen sein werden. Dabei war er bemüht, nicht allein ein „ökonomischer Führer" zu sein, sondern auch Land und Leute in anschaulicher, mitunter humoristischer Weise zu schildern, so daß das Buch im Verein mit zahlreichen Illustrationen eine unterhaltende Reise- und Badelectüre abgeben dürfte.

* **Illustrirter Führer durch die Karpathen und Oberungarischen Badeorte.** Herausgegeben von Alexander F. Hekich. Mit 30 Illustrationen und 5 Karten. Gebunden ℳ 3.60. A. Hartlebens Verlag in Wien.

Der Verfasser dieses Reisehandbuches hat es sich zur Aufgabe gestellt, bisher minder bekannte und somit auch weniger besuchte Gegenden dem großen Publikum zu

Digitized by Google

erschließen. Unter diesen weniger bekannten Ländern und Landestheilen giebt es viele, von denen es eigentlich Wunder nehmen muß, daß sie bisher so unbeachtet blieben, und dahin gehört in erster Reihe die Karpathengegend, welche in diesem Buche behandelt wird.

* **Handbuch für das Deutsche Reich.** Auf das Jahr 1881 bearbeitet im Reichsamt des Innern. Verlag von Carl Heymann, Berlin. Preis ℳ 4.50.

In diesem Handbuche sind die sämmtlichen Behörden des Reiches mit ihrem Personalbestande der Reihe nach aufgeführt, und zwar zunächst der Bundesrath und der Reichstag, sodann die Reichsbehörden in folgender Reihe: Reichskanzler und Reichskanzlei, Auswärtiges Amt, Reichsamt des Innern, Marine-Verwaltung, Reichs-Justizamt, Reichs-Schatzamt, Reichs-Eisenbahnamt, Rechnungshof des Deutschen Reichs, Verwaltung des Reichs-Invalidenfonds, Reichs-Postamt (mit der Reichsdruckerei), Verwaltung der Reichs-Eisenbahnen, Reichsbank, Reichs-Schulden-Commission. Zum Schlusse sind alphabetische Sach- und Namensverzeichnisse beigefügt. Das „Handbuch" wird als das einzig zuverlässige Auskunftsmittel und Nachschlagebuch über sämmtliche Reichsbehörden und Beamte dem Publikum gute Dienste leisten.

* **Politische Correspondenz Friedrichs des Großen.** Fünfter Band. Gr. 8. 584 S. Berlin 1881, Alexander Duncker.

Jeder neue Band dieses monumentalen Unternehmens liefert neue Beweise für die große Bedeutung, welche dasselbe nicht nur für die Geschichte der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts hat, sondern für die Geschichte des preußischen Staates überhaupt. Der vorliegende Band umfaßt die Correspondenzen aus den Jahren 1746 und 1747. Im Ganzen enthält es 759 Schriftstücke. Aus ihnen geht hervor, daß die politischen Negotiationen mit den fremden Mächten nach Beendigung des zweiten schlesischen Krieges fortgesetzt worden sind. Der Dresdener Friede sollte ausgeführt werden und das römische Reich, sowie Frankreich, Rußland, England, Holland und Spanien sollten die Garanten sein. Die Beziehungen Preußens zur Kaiserin Elisabeth von Rußland und zu deren Kanzler Bestuschew werden durch die vorliegenden Correspondenzen in neues helles Licht gestellt. Auch der vier Jahrzehnte später ausgeführte Plan eines Bundes der deutschen Fürsten tritt hier bereits in der Form eines „Traité d'amitié" auf. Die Verhandlungen darüber werden mit Bayern, Kursachsen, Braunschweig, Kurköln und der Pfalz geführt. — Die Redaction des Ganzen bewährt sich auch im vorliegenden Bande wieder in ihrer ganzen Umsicht und Vortrefflichkeit. Die beigegebenen Register über die Correspondenzen und den sachlichen Inhalt sind sehr sorgfältig gearbeitet und erleichtern die Benützung ungemein. Die Ausstattung ist musterhaft. Das Werk gereicht der Wissenschaft zur Ehre und dem Verleger, der es unternommen hat.

* **A. H. Huth**, Henry Th. Buckle's Leben und Wirken. Umgearbeitet von L. Katscher, 8. XII und 229 S. Leipzig, 1881. C. F. Winter.

Bis zur Stunde hat es noch keine Biographie Buckle's gegeben, weder in Deutschland noch in England. Buckle hat eine solche ganz gewiß verdient. Der Verfasser der vorliegenden hat den genialen Geschichtsphilosophen auf dessen achtmonatlicher Orientreise bis zu seinem Ende begleitet. Das englische Original der Huth'schen Biographie bietet indessen eine große Anzahl von Momenten, die in der Hauptsache nur für ein englisches Publikum interessant sind. Deshalb dürfte ein Uebersetzer der Arbeit durch Kürzung derselben ihre Wirkung bei dem deutschen Publikum nur erhöhen. Der Bearbeiter Herr Katscher hat in dieser Beziehung sich große Freiheiten genommen und er ist deshalb nicht zu tadeln. Er hat das Buch gänzlich umgearbeitet, viele Stellen ausgelassen, andere angemessener angewiesen, die vom Verfasser selbst als solche bezeichnete Ueberschwänglichkeiten thunlichst ver-

Digitized by Google

bannt, überhaupt nur das Interessante und Brauchbare ausgewählt. Dadurch ist ein knappes Buch von 230 Seiten hergestellt worden, welches dazu beitragen wird, über den Lebensgang des hervorragenden Mannes, dem es gilt, neues und erwünschtes Licht zu verbreiten. Die Uebersetzung ist im Ganzen fließend, wenn auch nicht frei von Fehlern und insbesondere von Gallicismen; daß Herr Katscher den Schachspieler Buckle als „Schachist" bezeichnet, scheint uns unerlaubt. Die Ausstattung des Buches ist sehr gut.

* **Siegfried Samosch.** Pietro Aretino und italienische Charakterköpfe (Pietro Aretino. — Carlo Goldoni. Vittorio Alfieri. — Pietro Cossa. Giosuè Carducci.) 8. 162 S. Berlin 1881, B. Behr's Buchhandlung (E. Bock). ℳ 3.—

Der Verfasser ist uns bereits aus einem vor etwa drei Jahren erschienenen Buche bekannt, in welchem er uns eine Reihe der hervorragendsten französischen und italienischen Satiriker vorführte. Dieselben trefflichen Eigenschaften, welche, als die frühere Arbeit kennzeichnend, damals an dieser Stelle hervorgehoben wurde, sind der neuen Arbeit nachzurühmen: Beherrschung des Stoffes, Eindringen in seine Tiefe, sorgfältige Darstellung, klare prätentionslose Sprache. Daß man beim Lesen dieser Studien den Wunsch hat, die eine oder andere (z. B. die über Aretino) wäre länger ausgefallen, sei als Lob für das sehr schön ausgestattete Buch hiermit ausgesprochen.

---

An die Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

**Andrejanoff**, V. von, Dem Zar-Befreier. Riga, Wilh. Helms.
**Baechtold**, J. Aus dem Herder'schen Hause. Berlin, Weidmann.
**Besse**, Geschichte der Deutschen bis Heinrich III. Leipzig, L. H. Webel.
**v. Boguslawski**, Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde. Berlin, D. Reimer.
**Bronnecke** u. A. Nordlandsfahrten, Lief. 6—7., Leipzig, Hirt u. Sohn.
**Dornblüth**, Fr. Johnstons Chemie des täglichen Lebens. Lief. 1. Stuttgart, C. Krabbe. ℳ 0,50.
**Ebers**, G. u. H. Guthe, Palästina. Lief. I. Stuttgart, Hallberger. à Lief. ℳ 1.50
**Eckstein**, E. Glück und Erkenntniss. Leipzig, R. Eckstein.
**Faulmann**, Illustr. Cultur-Geschichte. Lief. 16—20. Wien, Hartleben. à Lief. — 60.
**Friedrich**, G. Deutsche Aufsätze. München, G. Friedrich. ℳ 1.60.
**Freimuth**, W. Streitfragen, Heft I. Minden, W. Köhler. ℳ 1.—
**Hübner**, Statistische Tafel aller Länder der Erde, Frankfurt a/M., W. Rommel — 50.
**Keller**, J. Der Wanderlehrer, Jahrg. III, Heft 4. Hamburg, J. F. Richter.
**Kleinschmidt**, Augsburg, Nürnberg und ihre Handelsfürsten. Kassel, Th. Kay.
**Koerner**, Fr. Geschichte des deutschen Volkes. Heft I. Berlin, W. Issleib. — 50.
**v. Kügelgen**, Portrait Goethes. Greiz, K. Fritz. ℳ 1.20.
**Lang**, P. Auf schwäbischem Boden. Stuttgart, A. Bonz & Co.
**v. Littrow**, Carl Weyprecht, der oesterreichische Nordpolfahrer. Wien, Hartleben. ℳ 1.80.
**Löper**, C. Stammbuch der neueren Verkehrsmittel. Lahr, M. Schauenburg ℳ 4.—
**Lübke** u. **v. Lützow**, Denkmäler der Kunst. I. Lief., Stuttgart, Ebner und Seubert. ℳ 3.—
**Müller**, O. Schatten auf Höhen. 2 Bände. Stuttgart, A. Bonz & Co.
**Müller**, W. Politische Geschichte der Gegenwart. J. Berlin, Springer.
**Pecht**, Fr. Deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts. Nördlingen, C. H. Beck.
**Pietscher**, A. Entstehung und Inhalt des Rechts. Dessau, Emil Barth. Sept. Oct. ℳ 9.50.
**Siegmund**, F. Aus der Werkstätte des menschlichen und thierischen Organismus. Wien, A. Hartleben. Lief. 7—12 à Lief. — 60.
**Steub**, L. Gesammelte Novellen. Stuttgart, A. Bonz & Co.
**Weber**, C. J. Demokritos. Lief. I. Berlin, Klönne & Müller. ℳ 0.40.
**Willkomm**, Der Wald. Lief. 8—12. Leipzig, C. F. Winter.
**Zeitschrift** der Gesellschaft für Erdkunde. Hrsg. von W. Koner. Berlin, D. Reimer.
**Zoeller**, Rund um die Erde. 2 Bände. Cöln, Du Mont-Schauberg.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

Inseraten-Beilage zu „Nord und Süd".

Band 17. — Juni 1881. — Heft 51.

Insertionspreis
für die zweigespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 50 Pfg. = 30 kr. österr. Währ. = 65 Centimes.

Schlesische

# Gewerbe-u. Industrie-Ausstellung in Breslau

im Jahre 1881.

verbunden mit der

## Gemälde-Ausstellung des Schlesischen Kunst-Vereins.

Der Ausstellungsplatz von über 80,000 □Meter Grundfläche, von welchen mehr als die Hälfte mit Ausstellungs-Gebäuden besetzt sind, liegt in der Stadt am Oderthor-Bahnhof der Rechte-Oder-Ufer-Eisenbahn und ist durch Schienengeleise der Strassen-Eisenbahn mit allen Stadtgegenden in directe Verbindung gebracht.

Eröffnet am 15. Mai.

**Besuchszeit**

vom 16. Mai ab bis 30. September täglich von 8 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends.

**Eintritts-Preise:**

An allen Donnerstagen 1 ℳ, an allen übrigen Tagen der Woche 50 ₰ pro Person.
Eintritt von 8—10 Uhr Vormittags bei doppeltem Tagespreise.

Von 6 Uhr Abends täglich **Concert** — Eintrittspreis 20 ₰, Donnerstag 30 ₰ — von den hiesigen Militär-Kapellen in den grossartigen Gartenanlagen. **Elektrische und Gas-Beleuchtung** in den verschiedensten Ausführungen. Verpflegung durch 11 vorzüglich eingerichtete **Restaurationen**, worunter Maurische Café, griechische Weinhalle, altdeutsche Bier- und Weinstuben. **Lese- und Correspondenz-Zimmer** mit Aussichts-Gallerie. **Grossartiges Panorama des Riesengebirges**, aufgenommen von der Bismarckhöhe durch den Landschaftsmaler **Dressler**. **Elektrische Bahn. Fahrten** mit der **Bollé'schen Dampfdroschke** in die Umgegend. Eine **Ausstellungs-Zeitung** erscheint täglich, Druck im Ausstellungs-Gebäude, ebenso werden daselbst **Inseratenblätter** gedruckt und gratis vertheilt. **Elegante Hôtels** in der Stadt billigst.

**Eisenbahnfahrt nach dem Waldenburger, Glatzer und Riesengebirge täglich zu ermässigten Preisen.**

Digitized by Google

## Führer für Bade- und Vergnügungs-Reisende.

**Luzern.**

### Hôtel Schwanen.

Altrenommirtes Etablissement.

Unübertreffliche Lage am See, nächst der Dampfer und der Bahn.

**Hamburg.**

### Hôtel St. Petersburg

Rühmlichst bekannt als eines der grössten und schönsten Hôtels in Deutschland.

Am Jungfernstieg
Ecke der Alstor-Arkaden.

**Wien.**

Ed. Sacher's
### Hôtel de l'Opéra

Hôtel ersten Ranges
vis-à-vis der k. k. Hofoper
**schönste Lage**
bestens empfohlen — aufmerksame Bedienung.

Englische, Russische, Italienische, Rumänische Zeitungen.

**Wien.**

**Stockholm.**

Hôtel I. Ranges.
Restaurant
und
Café.

### Hôtel Kung Karl.

Deutsche Bedienung.

Deutsche Zeitungen.

Im centralen Theil der Stadt.

25 Minuten von Nachod.
Station der Breslau-Prager-Bahn.

### Bad Cudowa

Post, Telegraph am Orte.
Eröffnung: 15. Mai.

im fels- u. waldreichen, 2800' hohen Heuscheuergebirge
Grafschaft Glatz, Reg.-Bez. Breslau.

**Altberühmte Stahlquellen.**

Dirigirende Aerzte: Geh. Sanitäts-Rath **Dr. Scholz** und **Dr. Jacob.**

Digitized by Google

# Bad Homburg

## eine halbe Stunde von Frankfurt a/M.

Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs**, auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs**, namentlich der **Leber** und **Milz**, bei der **Gelbsucht, Gicht** etc.

**Mineralbäder** nach **Schwarz**'scher Methode, **Sool-, Kiefernadel-, Gas-** und **Moor-Bäder.** — Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.

**Vorzügliche Molken,** von einem Senner aus Appenzell bereitet.

Alle fremden Mineralwasser.

**Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.**

Das elegante Kurhaus mit reich ausgestatteten Lesezimmern u. Conversationssälen, der schattige Park, die Nähe des Haardtwaldes u. Taunusgebirges, die Mannichfaltigkeit der Unterhaltungen erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

# Bad Landeck in Preussisch-Schlesien.

Schwefel-Thermen 24—16° R. Mineral-, Wannen- und Bassin-Bäder, innere und aussere Douchen, Moorbäder.

**Kalt-Wasser-Heilanstalt.** Trinkquellen. Appenzeller Molken-Anstalt, Milchcur, herrliche Nadelholzwälder.

1400 Fuss über dem Meere, **mildes** Gebirgsklima, vollständiger **Schutz gegen Ost und Nord.** Angezeigt gegen chronischen **Rheumatismus, Gicht, Lähmungen, Hämorrhoidalleiden, Ueberanstrengungen,** allgemeine **Schwäche,** ungenügende Ernährung. Ganz besonders geeignet **gegen Störungen weibl. Gesundheit,** als **Katarrhe, Nervenleiden, Blutarmuth, Bleichsucht,** chronische **Gebärmutterentzündung, Unfruchtbarkeit.** — Jahrl. Fremdenbesuch 5500. Schöne Wohnungen, täglich Concerte, Theater, Ausflüge in die Umgegend u. s. w. Eisenbahnstation Glatz und Patschkau. Eröffnung der Bäder 1. Mai.

**Der Magistrat.** Birke, Bürgermeister.

Station **WABERN** bei Cassel

# BAD WILDUNGEN.

Saison vom 1. Mai bis 10. October.

Gegen **Stein, Gries, Nieren-** und **Blasenleiden, Bleichsucht, Blutarmuth, Hysterie** etc. sind seit Jahrhunderten als specifische Mittel bekannt: **Georg-Victor-Quelle** und **Helenen-Quelle. Wohnungen** im **Badeetablissement** und **Europäischen Hofe. Bäder.** Bestellungen von **Wasser** oder **Wohnungen,** Anfragen etc. erledigt [531]

**Die Inspection der Wildunger Mineralq.-Actiengesellschaft.**

# Schweizer Stickereien

liefert den verehrlichen Damen direct und zu erstaunlich billigen Fabrikpreisen [512]

**Die Mechanische Stickereifabrik in Zurzach, Schweiz.**

Auswahlsendungen werden den Damen, welche dieselben wünschen, porto- und zollfrei gemacht.

# Gelben Java

**vorzüglichsten Geschmacks-Kaffee**

**pr. Pfd. 50** Netto à Mk. 52.—
**pr. Pfd. 91/2** do. à Mk. 10.85

incl. Zoll. Porto resp. Fracht u. Emballage. also frei in's Haus resp. nächste Bahnstation.

**Kaffee-Import von**

## A. H. Reiche & Co.

**Hamburg.**

Das langjährige Renommée des Hauses bürgt für reellste Bedienung.


Digitized by Google

# CARLSBADER
## Natürliche Mineralwässer
**1881er Frische Füllung 1881er.**

**Täglicher Versand**

**Quellen**
und
deren Wärmegrade.

| | |
|---|---|
| Sprudel | 58° R. |
| Mühlbrunn | 41° R. |
| Schlossbrunn | 41° R. |
| Theresienbrunn | 48° R. |
| Neubrunn | 49° R. |
| Marktbrunn | 39° R. |
| Kais. Kronquelle | 28° R. |
| Felsenquelle | 47° R. |
| Kaiser Karls-Qu. | 34° R. |

**Carlsbader TRINKKUR im Hause**

**Quellen-Producte.**

CARLSBADER Sprudel-Salz.

CARLSBADER Sprudel-Seife.

CARLSBADER Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

## Carlsbader Mineralwasser-Versendung

**Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen**

sowie durch

**alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.**

**Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.**

Schutz- CARLSBADER STADT-WAAGEN Marke

# CARLSBADER
## Sprudel-Pastillen

enthalten
**die wirksamsten Bestandtheile der Carlsbader Mineralwässer**
in 1/1 und 1/2 Schachteln.

**Gegen Täuschung.**

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:
**Carlsbader Mineralwasser-Versendung**
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze
**sind gefälscht**
und
wird das Publikum hiervor gewarnt.

## Carlsbader Sprudel-Salz

in Glas-Flaschen
zu 500, 250 und 125 Gramm.

**Gegen Täuschung.**

Jede Flasche ist mit obenstehender Schutzmarke versehen und mit der Firma:
**Carlsbader Mineralwasser-Versendung**
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als oben bezeichneter Verpackung vorkommende Salze
**sind gefälscht**
und
wird das Publikum hiervor gewarnt.

**Carlsbader Sprudel-Seife**
in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

**Die Carlsbader Mineralwässer und Quellen-Producte**
sind zu beziehen durch die
## Carlsbader Mineralwasser-Versendung
**Löbel Schottlaender, Carlsbad** 1/Böhmen
sowie durch alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.
**Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.**


Digitized by Google

# Deutsche Litteraturzeitung.

Herausgegeben
von
**Dr. Max Roediger,**
Privatdocenten an der Universität Berlin.
Wöchentlich eine Nummer von 2—3 Bogen.
*Preis vierteljährlich 7 Mark.*

Die Deutsche Litteraturzeitung bietet ihren Lesern eine **knappe Uebersicht über alle Gebiete der Litteratur**, indem sie die neu erscheinenden litterarischen Erzeugnisse nach Maßgabe ihrer Bedeutung ohne eingehende fachmännische Erörterungen behandelt. Neben der deutschen Litteratur wird auch die **ausländische**, soweit sie für deutsche Wissenschaft in Betracht kommt, in den Kreis der Besprechungen gezogen, nur hinsichtlich der **schönen Litteratur** beschränkt sich die DLZ. auf die wichtigsten Erscheinungen Deutschlands.

Ganz besonders darf noch hervorgehoben werden, dass in der DLZ. neben diesen Besprechungen eine **Inhaltsangabe fast aller wissenschaftlichen Zeitschriften etc. nicht nur Deutschlands sondern auch des Auslandes in einer Vollständigkeit** gegeben wird, wie sie bisher in **keiner andern gleichartigen Zeitschrift** erreicht wurde. Weiter finden Personalnachrichten, die antiquarischen und andere Kataloge, ebenfalls mit Inhaltsangabe, in möglichster Vollständigkeit regelmäßig Aufnahme. Ein Verzeichnis der Vorlesungen der Universitäten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz mit Einschluss der Akademien wird den Lesern der DLZ. so zeitig als möglich mitgeteilt werden.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Bestellungen nehmen neben diesen auch Postanstalten an.

Berlin, Januar 1881.

Weidmannsche Buchhandlung.

So eben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen

## Friedrich Spielhagen:
## Skizzen,
## Geschichten und Gedichte.

**Inhalt:**
Von Neapel bis Syracus. Herbsttage auf Norderney. Breite Schultern. Der Vergnügungs-Commissar. Das Skelett im Hause. Gedichte.
Brosch. ℳ 3.50, eleg. geb. ℳ 4.50.

## Hammer und Amboß.
Achte Auflage.
2 Bände, brosch. ℳ 7.—, eleg. geb. ℳ 9.—.
**Verlagshandlung von L. Staackmann**
**in Leipzig.** [556]

## Bücher-Ankauf!
stets zu höchsten Preisen baar
in Hamburg: **L. M. Glogau Sohn**
in Leipzig: **S. Glogau & Co.**

In meinem Pensionat finden noch einige
**geistesschwache oder epileptische**
**Kinder oder Erwachsene**
liebevolle Aufnahme und Familien-Anschluß.
Gardelegen, Altmark. [551]
**W. Schulze**, Vorsteher.

## Gesichts-Haare
zu entfernen bei Damen, neues Präparat, giftfrei und ganz unschädlich, greift blos die Haare an und reizt nicht zarte Haut. A Flacon 2 ℳ 50 ₰ franco. Betrag in Briefmarken einsenden.
Römhild i. Thür. **J. Rottmanner**, Apotheker.

## Für Kunstfreunde.
Der vollständige Katalog der **Photographischen Gesellschaft, Berlin**, (enthaltend moderne und classische Bilder, Pracht- und Galleriewerke 2c.) mit 4 Photographien von Bautier, Schirmer, Savoldo, van Dyck, ist durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 ₰ in Freimarken zu beziehen. [531]


Digitized by Google

Verlag von **S. Schottlaender** in **Breslau.**

# PARISIANA.

Plaudereien über die neueste Literatur und Kunst der Franzosen
von **M. G. Conrad.**
Elegant broschirt ℳ 4.—; fein gebunden ℳ 5.—.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

# Rundreisen im Norden.

Für Touristen.

## Kopenhagen–Stockholm–Kristiania
**Rundreisebillets**
zwischen

Für Touristen.

## Deutschland, Dänemark, Schweden und Norwegen.

Im Interesse des reisenden Publikums wird besonders darauf aufmerksam gemacht, dass Rundreise-Eisenbahn-Billets durch die **an grossartigen Naturschönheiten reichen nordischen Länder**, zwei Monate gültig und zu billigen Preisen, vom 1. Mai d. J. an, in **Berlin** und **Hamburg** an den Stationen der Berlin-Hamburger- und Altona-Kieler-Eisenbahn zu haben sind. [553]

**Tour I:** Preis: Reichsm. 111.80 Pf. II. Klasse.
Hamburg — Frederikshavn — Gothenburg — Stockholm — Malmö — Kopenhagen — Korsör — Kiel — Hamburg.

**Tour II:** Preis: Reichsm. 147.60 Pf. II. Klasse.
Hamburg — Frederikshavn — Gothenburg — Trollhättan (der Niagara Schwedens) — Kristiania (event. Drontheim) — Kil — Falun (Dalekarlien) — Upsala — Stockholm — Malmö — Kopenhagen — Korsör — Kiel — Hamburg.

**Tour III:** Preis: Reichsm. 137.70 Pf. II. Klasse.
Hamburg — Frederikshavn — Gothenburg — Trollhättan — Kristiania — Stockholm — Malmö — Kopenhagen — Korsör — Kiel — Hamburg.

**Zur Beachtung!** Von oder nach Stockholm bis Motala können die resp. Reisenden die Seereise über den vielbesungenen Mälar-See (das „Auge Schwedens" genannt) und durch den grossartig angelegten Göta-Kanal wählen.
Die Monate Juni bis September bieten den Reisenden im Norden den unschätzbaren Vortheil einer angenehmen Wärme, reiner Luft und heller Nächte.

**NB.** Eine Broschüre, die Beschreibung eines Theiles der vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten der drei Skandinavischen Länder enthaltend, wird ehestens erscheinen und gratis vertheilt werden.

Verlag von **S. Schottlaender** in **Breslau.**

# Umsonst.

Roman
von
**Elise Polko.**

2. Auflage.

8°. Elegant broschirt ℳ 5.—; fein gebunden ℳ 6.—

Bald nach dem Erscheinen des interessanten Romans „Umsonst" ist derselbe die reichste Schöpfung der talentvollen Dichterin Elise Polko genannt worden. Nun hat die allgemeine Anerkennung diesem Urtheil Recht gegeben; in verhältnißmäßig kurzer Zeit ist eine zweite Auflage nothwendig geworden. In der That versteht Elise Polko uns immer von Neuem mit dem poetischen Reize ihrer Eigenart gefangen zu nehmen, während doch ihre Kunst zu gestalten, in Bezug auf Plastik und Lebenswahrheit, entschieden Fortschritte aufweist. In dem genannten Romane begegnen uns keine Schemen schöpferischer Dichterphantasie; Menschen sind es, unter denen wir uns bewegen, wir nehmen warmen Antheil an ihren Schmerzen und an ihren Freuden und die dichterische Kraft hat menschliches Leid nur vertieft und menschliches Glück nur erhöht.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

☞ Probenummern gratis und franco.

Für den Monat **Juni**

werden Abonnements auf das täglich zweimal in einer Morgen- u. Abend-Ausgabe erscheinende

# Berliner Tageblatt

**mit seinen drei werthvollen Separat-Beiblättern**

Belletristisches Wochenblatt: „**Deutsche Lesehalle**“, illustr. Witzblatt: „**ULK**“, „**Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft**“ bei allen Postämtern für **1 Mk. 75 Pfg.** angenommen.

Die hervorragenden Leistungen des „**Berliner Tageblatt**“ als große deutsche politische Zeitung sind durch die enorme Höhe seiner Auflage, welche mehr als **70 Tausend** treue Abonnenten umfaßt wohl hinreichend gewürdigt, was auch die Thatsache erweist, daß die in der Verbreitung demselben am nächsten stehende Zeitung nur einige 30 Tausend Abonnenten zu erreichen vermochte. Das „**Berliner Tageblatt**“ ist nunmehr auch die

einzige Berliner Zeitung, welche ein illustrirtes Witzblatt

**gratis**

ihren Abonnenten liefert.

Das Roman-Feuilleton bringt im Juni eine höchst spannende Erzählung von **Hieronymus Lorm**: „**Ein Kind des Meeres**“.

☞ Probenummern gratis und franco.

Schönstes Festgeschenk!

Prachtwerk ersten Ranges!

Sechste Auflage! Soeben erschienen!

Frauen-Liebe u. Leben.

Von A. v. Chamisso.

Illustrirt von

Paul Thumann.

Mit 9 Lichtdrucken und 18 Holzschnitten in Originalprachtband. Preis 20 Mark.

Cabinetausgabe:

9 Bilder ohne Text in reicher Mappe. Preis 10 Mark.

Sechste Auflage! Soeben erschienen!

Verlag von Adolf Titze in Leipzig.

**Cur**

und sonstige Verhältnisse des Instituts beschreibt der neue mit Jahresberichten **gratis** zu beziehende **Prospect** von [550]

**Dr. Loh's Naturheilanstalt, Cannstatt** bei Stuttgart.

**Ein Wort an Alle,**

die **Französisch, Italienisch, Englisch** oder **Spanisch** wirklich ☞ **sprechen** lernen wollen, **Gratis** und **franco** zu beziehen durch die **Rosenthal**'sche Verlagshdlg. in **Leipzig.**

Einladung zum Abonnement

auf

# „Nord und Süd“.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgeber: **Paul Lindau.** Verleger: **H. Schottlaender.**

Erscheint in monatlichen Heften (Lex. 8°) in elegantester Ausstattung mit je einer Kunstbeilage in Radirung

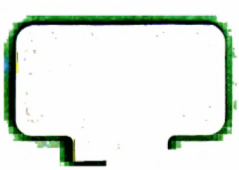
Preis pro Quartal (= 3 Hefte = ein Band) 6 ℳ. — Einzelne Hefte à 2 ℳ.

**Inserate** finden in „Nord und Süd“ die denkbar weiteste und nachhaltigste Verbreitung, nicht nur in ganz Deutschland und auf dem Continent überhaupt, sondern auch in allen außereuropäischen Ländern, wo „Nord und Süd“ Eingang gefunden und treuer Anhänger sich zu erfreuen hat.

☞ Insertions-Preis für die zweigespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 50 Pf. ☜

67024086

Digitized by Google



Digitized by Google